This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06935694 1

Maria Thereſia

und

der ſiebenjährige Krieg.

Geſchichte

Maria Thereſia's

von

Alfred Ritter von Arneth.

Fünfter Band.

1756—1758.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Maria Thereſia

und

der ſiebenjährige Krieg.

1756—1763.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erſter Band.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Geſchichte

Maria Thereſia

von

Alfred Ritter von Arneth.

Fünfter Band.

1756—1758.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüll

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

[redacted]

Seite

. 1
. . 2
. . 4
. . 9
. . 11
. . 13
. . 15
. . . 16
. . . 17
. . . 18
. . . 19
. . . 20
. . . 21

. . . 24
. . . . 25
. . . . 29
. 32
. 33
. 37
. 39
. 40
. 42
. 43
. 44
. 45
. 46
. 48

OCT
1882
4462

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Seite

Die Schlacht bei Lobositz 1
Vorbereitungen zum Kriege 2
Hülfeleiſtung aus Ungarn 4
Aufſtellung der Armeen 9
Erklärung an Preußen 11
Die Haltung Sachſens 13
Bedrängniß der Sachſen 15
Vormarſch der Oeſterreicher 16
Die Schlacht bei Lobositz 17
Browne's Vorrückung nach Schandau 18
Capitulation der Sachſen 19
Beendigung des Feldzuges 20
Ergebniſſe desſelben 21

Zweites Capitel.

Verhandlungen mit Frankreich und Rußland 24
Begehren Oeſterreichs an Frankreich 25
Schwankende Haltung Frankreichs 29
Die Abſendung eines franzöſiſchen Hülfscorps 32
Ablehnende Antwort Frankreichs 33
Verſtimmung des Wiener Hofes 37
Verhandlungen mit Rußland 39
Die Zarin Eliſabeth 40
Der Großkanzler Beſtuſchew 42
Peter Schuwalow 43
Alexander und Iwan Schuwalow 44
Michael Woronzow 45
Kriegseifer Rußlands 46
Beſtuſchews Widerſtreben 48

Seite
Fruchtlosigkeit desselben 50
Erklärungen Rußlands 51

Drittes Capitel.

Die Convention von St. Petersburg 54
Zielpunkte der Verhandlungen 55
Die Begehren Rußlands 56
Oesterreichs Erwiederung 57
Abschluß der Convention 63
Bestimmungen derselben 64
Gebietserwerbungen für Rußland 67
Gegenbemühungen Oesterreichs 69
Verzichtleistung Rußlands 70
Entschädigung für Sachsen 71

Viertes Capitel.

Der Operationsplan 72
Meinungsverschiedenheit mit Frankreich 73
Anträge Frankreichs 74
Gegenvorschläge Oesterreichs 75
Die Neutralität Hannovers 77
Widerspruch Frankreichs 79
Neue Vorschläge und Gegenanträge 80
Verhandlungen mit Hannover 82
Scheitern derselben 83
Verständigung über den Operationsplan 86
Die Kriegsaufgabe Oesterreichs 89
Die Unternehmungen Rußlands 93

Fünftes Capitel.

Allianzverhandlungen mit Frankreich 97
Die Begehren Oesterreichs 98
Die Abtretung der Niederlande 102
Die Nachfolge in Modena 105
Der Entwurf des Vertrages 107
Die Stimmung in Frankreich 111
Französische Gegenerklärung 112
Einwendungen Starhembergs 115
Bedenken wider die Vorschläge Frankreichs 118
Attentat auf Ludwig XV. 129
Erkrankung des Kronprinzen Joseph 131
Wiedergenesung des Erzherzogs 132

Sechstes Capitel.

Seite
Der zweite Vertrag von Verſailles 133
Neue Inſtructionen für Starhemberg 134
Veränderungen im franzöſiſchen Miniſterium 141
Die Botſchaft des Königs von England 143
Abſchluß des Vertrages von Verſailles 144
Inhalt des Tractates 145
Bedeutung des Vertrages 150
Zufriedenheit mit Starhemberg 152
Geſchenk für Frau von Pompadour 153
Parteinahme des deutſchen Reiches gegen Preußen 154
Schwedens Beitritt zur Allianz 156

Siebentes Capitel.

Die Prager Schlacht 159
Angebliche Friedensvorſchläge Preußens 160
Die Rüſtungen Oeſterreichs 162
Perſönliche Bemühungen der Kaiſerin 163
Erſte Kriegsunternehmungen 164
Prinz Karl erhält den Oberbefehl 166
Einmarſch der Preußen in Böhmen 169
Inſtructionen für Karl von Lothringen 170
Reiſe des Staatskanzlers nach Böhmen 172
Rückzug der Oeſterreicher 174
Ihre Aufſtellung bei Prag 175
Beginn des Kampfes 176
Browne und Schwerin 177
Niederlage der Oeſterreicher 178
Ihre Einſchließung in Prag 179
Kaunitz und Daun 180

Achtes Capitel.

Die Schlacht bei Kolin 183
Berathungen in Wien 184
Mittheilungen an die Verbündeten 185
Die Haltung Frankreichs 186
Die Bewegungen Dauns 189
Verſtärkung ſeiner Armee 190
Schreiben der Kaiſerin an Daun und Nadasdy 191
Nothwendigkeit der Behauptung Prags 193
Vorkehrungen zu Prags Befreiung 194
Die Vorrückung Dauns 195

Seite
Beginn der Schlacht 196
Niederlage der Preußen 197
Eindruck der Siegesnachricht in Wien 198
Stiftung des Thereſienordens 199
Die Armee in Prag 200
Abzug der Preußen 201
Prinz Karls Verbleiben im Obercommando 202
Browne's Tod 203
Neue Inſtructionen für Karl von Lothringen 204
Rückzug der Preußen aus Böhmen 205
Einnahme von Zittau 206
Vereinigung der preußiſchen Heere 207
Jahnus und Laudon 208
Die öſterreichiſchen Grenzer 209

Neuntes Capitel.

Hadik in Berlin 210
Geſpräch der Kaiſerin mit Ruzzini 211
Die Kriegführung Rußlands 212
Die Haltung Frankreichs 214
Die Reichsarmee 216
Betrachtungen des Staatskanzlers 219
Anträge an Frankreich 220
Unzufriedenheit mit der öſterreichiſchen Kriegführung 221
Berathungen in Wien 222
Zwieſpalt im Hauptquartier 226
Treffen bei Moys 227
Marſch nach Schleſien 228
Unzufriedenheit mit Karl von Lothringen 231
Kriegsrath zu Liſſa 233
Erklärungen der Kaiſerin 234
Belagerung von Schweidnitz 237
Anſchlag auf Berlin 238
Vorrückung durch die Mark 239
Hadik vor Berlin 240
Einhebung einer Contribution 242
Hadiks Rückkehr und Belohnung 243

Zehntes Capitel.

Roßbach, Breslau und Leuthen 245
Hildburghauſen und Soubiſe 246
Anmarſch des Königs 248
Die Schlacht bei Roßbach 250

Seite
Urtheil der Kaiserin 251
Eroberung von Schweidnitz 252
Instruction für Karl von Lothringen 253
Meinung der Generale 254
Die Schlacht bei Breslau 255
Einnahme von Breslau 256
Regierungsmaßregeln in Schlesien 257
Die Stimmung in Breslau 258
Fürstbischof Graf Schaffgotsch 259
Annäherung des Königs 260
Vorkehrungen der Oesterreicher 262
Zusammenstoß bei Leuthen 264
Niederlage der Oesterreicher 265
Rückzug nach Böhmen 266
Verlust von Breslau 267
Fall von Liegnitz 268
Die Kriegführung der Schweden 269

Elftes Capitel.

Oesterreichs Verbündete 270
Preußische Friedensvorschläge 271
Frankreichs Gegenerklärungen 277
Betrachtungen der Kaiserin über Preußen 279
Begehren an Rußland 282
Willfährige Antwort Rußlands 284
Besetzung Königsbergs durch die Russen 285
Bestuschews Sturz 286
Der Vicekanzler Woronzow 287

Zwölftes Capitel.

Vorbereitungen zum Kriege 288
Der Operationsplan für Rußland 289
Maria Thereſia und Stainville 292
Bernis drängt zum Frieden 294
Gegenvorstellungen Oesterreichs 296
Französischer Operationsplan 298
Verwerfung der Vorschläge Frankreichs 300
Die Ansicht des Staatskanzlers 302
Ermuthigung Frankreichs 303
Entschluß zu energischer Kriegführung 307
Eine Denkschrift Stainville's 308
Die Antwort des Staatskanzlers 310

Dreizehntes Capitel.

Seite:
Schwankungen Frankreichs 313
Unfälle der französischen Armee 314
Bestürzung in Frankreich 315
Der Minister Bernis 316
Mißtrauen der Kaiserin 317
Ihr Schreiben an Kaunitz 319
Die Antwort des Staatskanzlers 321
Besänftigung der Kaiserin 324
Erneuerte Friedensbegehren Frankreichs 325
Stainville's Audienz bei der Kaiserin 328
Verlust von Schweidnitz 330
Gutachten des Staatskanzlers 331
Erklärung Oesterreichs an Frankreich 341
Convention zwischen England und Preußen 345

Vierzehntes Capitel.

Die Belagerung von Olmütz 347
Die österreichische Armee 348
Wahl des Obercommandanten 349
Karl von Lothringen 350
Ernennung Dauns zum Oberbefehlshaber 352
Ankunft Dauns bei dem Heere 353
Daun und Laudon 355
Die Preußen vor Olmütz 360
Bestürzung in Wien 361
Stimmung der Kaiserin 362
Berathungen in Wien 363
Instruction für Daun 366
Unternehmungen Dauns 367
Dauns Annäherung an Olmütz 370
Ueberfall bei Domstadtl 371
Verluste der Preußen 375
Aufhebung der Belagerung von Olmütz 376
Eindruck dieses Ereignisses 377

Fünfzehntes Capitel.

Die Preußen in Böhmen 379
Die Kriegführung Frankreichs 380
Niederlage der Franzosen bei Crefeld 382

Seite
Verzichtleistung auf das französische Hülfscorps 383
Fernere Kriegführung der Franzosen 386
Abmarsch der Preußen nach Böhmen 388
Nachdrängen der Oesterreicher 389
Gefecht bei Holitz 393
Räumung von Königgrätz 394
Die Preußen in Königgrätz 395
Rückzug Friedrichs nach Schlesien 396
Instruction für Daun 398
Dauns Vorrückung in die Lausitz 401
Fernere Absichten Dauns 403
Laudon in Peitz 405
Dauns Vormarsch gegen Dresden 406

Sechzehntes Capitel.

Hochkirch 407
Schlacht bei Zorndorf 408
Daun in Sachsen 410
Friedrichs Ankunft in Sachsen 412
Dauns Stellung bei Stolpen 413
Vorschläge Oesterreichs in Rußland 414
Willfährige Antwort der Zarin 416
Versprechungen Fermors 417
Dauns Abmarsch von Stolpen 418
König Friedrich in Hochkirch 419
Angriffsdispositionen Dauns 420
Ueberfall auf Hochkirch 421
Niederlage der Preußen 422
Freude der Kaiserin 423
Niedergeschlagenheit Friedrichs 425
Harsch vor Neisse 426
Friedrich entsetzt Neisse 430
Daun geht vor Dresden 431
Schmettau's Verfahren gegen Dresden 433
Dauns Rückkehr nach Böhmen 434
Allgemeine Mißstimmung gegen Daun 435
Geschenk der Kaiserin an Daun 436

Siebzehntes Capitel.

Neue Verträge mit Frankreich 438
Bernis will neuerdings den Frieden 439
Gespräch der Kaiserin mit Choiseul 442
Entlassung des Cardinals Bernis 444

Seite
Choiſeuls Ernennung zum Miniſter 446
Kriegseifer der Zarin 448
Choiſeul begehrt neue Verträge 450
Verlobung Joſephs mit der Infantin von Parma 451
Verpflichtungen Oeſterreichs gegen Neapel 452
Löſung derſelben 454
Geſchenk an die Pompadour 457
Abſchluß der neuen Verträge 459
Inhalt der beiden Tractate 460

Anmerkungen 465

Erstes Capitel.

Die Schlacht bei Lobositz.

Als die erste Nachricht von dem plötzlichen Einbruche König Friedrichs in Sachsen durch einen Eilboten des kaiserlichen Gesandten in Dresden, Grafen Sternberg, an Maria Theresia gelangte, befand sie sich mit ihrem Gemal in dem Lustschlosse Holitsch, das bekanntlich in ziemlicher Entfernung von Wien an der mährisch-ungarischen Grenze, jedoch schon in Ungarn gelegen ist. In dieser Abwesenheit der Kaiserin von ihrer Hauptstadt mag vielleicht ein Anzeichen erblickt werden, daß sie den entscheidenden Schritt von Seite des Königs von Preußen nicht so nahe bevorstehend geglaubt hatte. Nun durchmaß sie mit größter Eilfertigkeit und in wenig Stunden den Raum, welcher von dem Centralpunkte des Reiches sie trennte. Kaum in Wien eingetroffen, hielt sie lange Besprechungen mit ihren vertrautesten Rathgebern, zuerst mit Kaunitz, dann mit dem Grafen Cristiani, der aus Mailand herbeigerufen worden war, um sich in so schwieriger Lage seines erprobten Beistandes bedienen zu können, endlich mit Haugwitz, dem Leiter der inneren Geschäfte. Ueberallhin flogen Couriere, die Befehle zu überbringen, welche man zu erlassen für nothwendig fand [1]).

Die militärischen Anordnungen standen hiebei natürlicher Weise in vorderster Reihe. Schon seit längerer Zeit waren eifrige Berathungen gepflogen worden über die Vorkehrungen für den bevorstehenden Krieg. Außer Kaunitz, bei welchem sie stattfanden, waren an denselben Anfangs nur der Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Feldmarschall Graf Neipperg, Graf Haugwitz und der Generalkriegscommissär Graf

Salburg betheiligt [2]). Binnen kurzem kamen auch noch der Feldmarschall Graf Browne und der Feldzeugmeister Fürst Piccolomini, endlich auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin der Leiter des Finanzwesens Graf Rudolph Chotek [3]) und Cristiani hinzu. Der vertraute Freund des Grafen Kaunitz, Hofrath von Binder, führte das Referat.

Graf Browne, den man mit Recht für den tapfersten, den erfahrensten und befähigtsten General hielt, der sich damals im österreichischen Kriegsdienste befand, sollte die Hauptmacht der Kaiserin in Böhmen commandiren. Er ist „voller Valeur und Ambition" schreibt ein Zeitgenosse von ihm, „vortrefflich in seinen Dispositionen, und „führt selbe mit Vorsicht und Tapferkeit aus" [4]). Da er auch das Vertrauen und die Liebe der Soldaten in hohem Maße besaß, glaubte man von ihm die besten Erwartungen hegen zu dürfen.

Aehnliches war auch bei dem Fürsten Piccolomini der Fall [5]). Ihm wollte man die Führung der kleineren, in Mähren aufzustellenden Armee übertragen. Dorthin war, und zwar nach Olmütz, Fürst Wenzel Liechtenstein geeilt, um die Arbeiten zu leiten, welche nöthig schienen, um diesen festen Platz in noch besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Plötzlich aber und zu allgemeinem Erstaunen legte er seine Stelle eines commandirenden Generals in Ungarn nieder. Man behauptete, er wolle sich den Einrichtungen nicht fügen, welche Neipperg, der statt des altersschwachen Präsidenten Joseph Harrach den Hofkriegsrath leitete, einzuführen für gut befunden hatte [6]). So konnten es oft die besten Männer nicht über sich gewinnen, in Augenblicken der höchsten Bedrängniß des Staates ihre persönlichen Empfindlichkeiten den allgemeinen Interessen hintanzusetzen.

Die letzteren aber forderten, darüber durfte man keiner Täuschung sich hingeben, die äußerste Anspannung aller Kräfte. Zu spät erkannte man den Fehler, den man dadurch begangen hatte, daß man, um nur nicht als Störer der öffentlichen Ruhe und als erster Angreifer zu erscheinen, die Kriegsrüstungen viel zu lang verschob. Durch verdoppelten Eifer trachtete man nun das Versäumte wieder gut zu machen, und die rastlose Thätigkeit, welche die Kaiserin persönlich

entwickelte, blieb nicht ohne günstige Wirkung auf die Uebrigen. In beträchtlicher Anzahl zogen die Truppen aus allen Theilen der Monarchie nach Böhmen und Mähren. Unter ihnen waren es die Grenzsoldaten, welche die größte Aufmerksamkeit erregten. Auf sechzigtausend Mann schätzte man die Truppenhülfe, auf welche man von dorther zu rechnen vermochte. Der vierte Theil davon wurde einstweilen nach den Feldlagern an der Nordgrenze des Reiches gesendet. Zum ersten Male erschienen sie in der neu eingeführten militärischen Kleidung, welche derjenigen des ungarischen Fußvolkes glich. Und ein aufmerksamer und unparteiischer Berichterstatter versichert, daß wenn man ihre wohlgeordneten Reihen betrachtete, man sich überzeugte, daß sie wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrzahl nicht etwa das Ansehen bewaffneter Landleute, sondern dasjenige altgeschulter und kriegstüchtiger Soldaten besaßen [7]).

Nicht geringere Sorgfalt als der Ansammlung der Truppen wandte man der Aufbringung der zur Kriegführung erforderlichen Geldmittel zu. Die allzeit opferwilligen Stammprovinzen des Reiches, Niederösterreich voran [8]), wetteiferten der Kaiserin hiezu nach Kräften behülflich zu sein. Von Böhmen und Niederösterreich, die Stadt Wien nicht eingerechnet, von Oberösterreich und Steiermark verlangte man je zwei, von Mähren, Kärnten, Krain und der Stadt Wien je eine Million; bald hoffte man sechzehn bis achtzehn Millionen beisammen und damit einstweilen genug zu haben, um vor der Hand wenigstens einen Vertheidigungskrieg zu führen. Fast achtmalhunderttausend Gulden verwendete man darauf, allen ins Feld ziehenden Officieren einen dreimonatlichen Sold zu Theil werden zu lassen [9]). Anfangs als Vorschuß zur Bestreitung der Kosten ihrer Ausrüstung gegeben, wurde ihnen dieser Betrag bald darauf zum Geschenke gemacht. Man dachte sie dadurch noch kriegslustiger zu stimmen.

Eine andere Maßregel, welche die gleichen Zwecke verfolgte, bestand in der Fürsorge für die zurückbleibenden Frauen vor den Feind beorderter Officiere. Ueberall sollten ihnen, befahl die Kaiserin persönlich, die Quartiere belassen werden, in denen sie sich befanden. Den Frauen der Officiere der untersten Grade, denen es bei ihrer

kärglichen Besoldung unmöglich war, sie mit Geldmitteln zu versehen, warf Maria Theresia, „da selbe nicht allein verschmachten können", aus eigenem Antrieb einen Geldbetrag, der ihnen monatlich verabfolgt werden sollte, zur Bestreitung ihres Unterhaltes aus [10]). Und der Mannschaft bezeigte sie ihre Sorgfalt durch Errichtung von Spitälern, „da mir", so sagt sie selbst, „sehr viel an der Erhaltung der Leute liegt" [11]).

Selbstverständlich ist es, daß Maria Theresia auch Ungarn gegenüber zu Schritten sich veranlaßt sah, um sich von dorther Beistand an Truppen und an Geldmitteln zu sichern. Aber es schien nicht, als ob diese Bemühungen von günstigem Erfolge begleitet sein sollten.

Das Verhältniß der Kaiserin zu Ungarn ist bekanntlich im Laufe der Zeit mit ungleich glänzenderen Farben ausgeschmückt worden, als es der Wirklichkeit entsprach. Die immer romanhafter werdende Wiedererzählung der Ereignisse des Preßburger Landtages von 1741 trug wohl das Meiste hiezu bei. Noch immer werden alljährlich viele bildliche Darstellungen verfertigt, auf denen Maria Theresia mit dem Kronprinzen auf dem Arme vor den ungarischen Ständen erscheint, sie um Beistand wider ihre Feinde zu bitten. Und doch könnte jetzt wohl schon Jedermann wissen, daß Joseph damals gar nicht in Preßburg, sondern in Wien sich befand, daß er erst neun Tage nach jenem denkwürdigen 11. September, vor den gegen die Hauptstadt vordringenden Baiern und Franzosen flüchtend, nach Preßburg gebracht wurde.

Auch der Landtag des Jahres 1751 war nicht dazu angethan, die Beziehungen Ungarns zu seiner Königin als besonders befriedigende erscheinen zu lassen. Man kennt jetzt die zürnenden Worte, mit welchen Maria Theresia die Mitglieder des Landtags nach ihrer Heimat entließ, und in denen sie ihnen zurief, sie sollten ablassen von ihrem Mißtrauen gegen ihre Herrin, und sich bemühen, die Gnade wieder zu erlangen, deren sie verlustig geworden seien.

Eine Hauptursache der Verstimmung zwischen der österreichischen Regierung und den Ungarn bildeten bekanntlich der Mangel an Absatzwegen für dieselben, um ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse

zu verwerthen, und die Einhebung der Zölle, welche ihnen auf österreichischem Gebiete auferlegt wurden. Daß hinsichtlich des letzteren Punktes eine Abhülfe nur sehr schwer gefunden werden konnte, lag nicht, wie man wohl in Ungarn nicht selten behauptete, in einer ungerechtfertigten Vorliebe der Kaiserin und der Regierung für die Länder diesseits der Leitha, sondern in nichts Anderem als in der Verschiedenheit der Steuern. In den deutschen Erbländern waren sie ungemein hoch, in den ungarischen Provinzen dagegen verschwindend klein, und wurden noch überdieß von der Geistlichkeit und dem Adel gar nicht entrichtet. Die Abschaffung oder auch nur die beträchtliche Herabsetzung der Zölle hätte daher den Wohlstand der deutschen Provinzen, welche zur Bestreitung der Bedürfnisse der Monarchie fast ausschließlich beitrugen, zu Gunsten der ungarischen Länder, die im Vergleiche zu ihrem Flächenraum und ihrer Fruchtbarkeit fast nichts hiezu beisteuerten, zu Grunde gerichtet. Und was die Absatzwege nach den fremden Ländern betraf, so war die Fürsorge der Kaiserin und ihrer Rathgeber zwar in ernstlichster Weise damit beschäftigt, deren neue und möglichst ausgiebige zu eröffnen, aber auch dieser Absicht stellten sich fast unbesiegbare Hindernisse in den Weg. Vornehmlich lagen sie in der Beschaffung der namhaften Kosten zur Durchführung der als zweckdienlich erkannten Maßregeln. Man dachte an die Anlegung eines Canals zwischen der Drau und der Save, und meinte in solcher Weise eine Wasserstraße zu bahnen, auf welcher die Producte von Niederungarn so nahe an Triest gebracht würden, daß bis dorthin nur mehr eine Landstrecke von neun Stunden zurückzulegen bliebe. Aber die Terrainschwierigkeiten erwiesen sich als fast unüberwindlich. Und auch wenn man ihrer Herr zu werden vermochte, bedurfte man doch noch Millionen zur Durchführung des Planes. Der kaiserliche Staatsschatz war unvermögend, diese Auslage zu bestreiten. Man hätte kein anderes Auskunftsmittel gewußt, als sich an den ungarischen Landtag zu wenden. Aber ganz abgesehen von der Unlust, die man nach den letzten Preßburger Ereignissen fühlen mochte, so bald schon an die Wiederberufung eines Landtages zu schreiten, glaubte man auch an dem schließlichen Erfolge eines solchen Schrittes zweifeln zu müssen. Denn da die Landtagsbeschlüsse selbstverständlich

nach Stimmenmehrheit gefaßt wurden, hielt man es für wahrscheinlich, daß eine so beträchtliche Ausgabe, welche nur einem kleineren Theile des Landes zu Gute käme, von der Mehrheit der Vertreter nicht gebilligt werden würde [12]).

Als man die Schwierigkeiten, einen Canal zu graben, um auf demselben die Bodenerzeugnisse Niederungarns an das adriatische Meer zu verschiffen, nicht zu besiegen vermochte, beschäftigte man sich mit dem Plane der Anlegung von Straßen, um Ungarn und Croatien mit Triest und Fiume zu verbinden. Einige einflußreiche Ungarn, insbesondere der Feldmarschall Graf Batthyany interessirten sich lebhaft für dieses Project, und auf Anrathen des Grafen Rudolph Chotek verwendete die Kaiserin auf dessen Verwirklichung namhafte Summen. Aber mit großer Genugthuung berichtet der venetianische Botschafter am Wiener Hofe im Frühsommer des Jahres 1754, daß bis jetzt alle diese Auslagen fruchtlos geblieben seien [13]). Und in Venedig, wo man Alles mit Befriedigung aufnahm, was als Hemmniß eines lebhafteren Aufschwunges des österreichischen Seehandels anzusehen war, freute man sich der Wahrnehmung, daß ohne eine nachhaltige Theilnahme Ungarns an den Bau zureichender Straßen kaum zu denken, und daß eine solche Mithülfe dieses Landes nicht zu erwarten sei.

Man sieht wohl, wie an den Beweggründen zur Mißstimmung der Kaiserin die Ungarn selbst die hauptsächlichste Schuld trugen. Aber Niemand war weiter davon entfernt, dieß zu erkennen, als die Bewohner dieses Landes. Seit jeher zu nichts mehr geneigt als zur Unzufriedenheit mit ihrer Regierung, erblickten sie in fast Allem was vorkam, hiezu eine neue Veranlassung. Und sogar die Vornehmsten im Lande, die Magnaten, welche sich jederzeit so großer Begünstigung von Seite der Kaiserin erfreuten, waren der Meinung, daß auch in dieser Beziehung noch immer viel zu wenig für sie geschehe. Sie grollten darüber, daß mit Ausnahme des Grafen Karl Batthyany keinem aus ihnen eine hervorragende Stellung am kaiserlichen Hoflager eingeräumt war. Die alte Beschwerde tauchte wieder auf, daß sogar in Ungarn die Stellen der Commandanten fester Plätze statt an Eingeborne des Landes, an eingewanderte Lothringer mit Vorliebe

verliehen würden. So weit kam es, daß während der Dauer der Verhandlungen über die Erwählung des Kronprinzen Joseph zum römischen Könige in Ungarn sich zahlreiche Stimmen gegen die Verwirklichung dieses Projectes erhoben. Denn wenn es darüber in Deutschland zum Kampfe komme, könnte Ungarn gar leicht einem Einfalle des Feindes preisgegeben werden. Und unter diesem nichtigen Vorwande sollen trotz der Wachsamkeit des Palatins Grafen Ludwig Batthyany sogar Ansammlungen bewaffneter Unzufriedener in den Kaschauer Gebirgen, ja selbst in der Nähe von Preßburg stattgefunden haben[14]).

So unwillkommen solche Erscheinungen dem Kaiserhofe auch sein mußten, so konnte sich derselbe doch durch sie nicht abhalten lassen, in einem Augenblicke, in welchem der plötzliche Ausbruch des Krieges die äußerste Anspannung aller Kräfte erforderte, auch nach Ungarn seine Blicke zu richten, und wie von den übrigen Theilen der Monarchie, so auch von dorther thatkräftigen Beistand in Anspruch zu nehmen. Daß man von Ungarn keine beträchtlichen Geldsummen erwarten dürfe, wußte man im voraus zu Wien. Man meinte daher die Eigenthümlichkeiten des Landes am meisten zu schonen und sich doch nicht schon jeder Hülfe von dorther im voraus zu begeben, wenn man es aufforderte, auf Abschlag der alljährlich ohnedieß zu entrichtenden Contribution ausgiebige Proviantlieferungen für die Armee zu übernehmen. Um die Sache ins Werk zu setzen, wurde Ludwig Batthyany nach Wien berufen; er aber widersetzte sich dem Begehren des Kaiserhofes. Die ungarische Nation könne einem solchen Verlangen, erklärte er, unmöglich willfahren, ohne ihr eigenes Wohl aufs höchste zu gefährden. In der Jahreszeit, in der man sich befinde, bedürfe man aller Arbeitskräfte und insbesondere der Zugthiere zur Bebauung der eigenen Felder, und könne ihrer nicht zur Verfrachtung von Proviantlieferungen entbehren. Aus Böhmen und Mähren, jenen fruchtbaren Ländern, möge die Kaiserin ihre Armee mit den nöthigen Bedürfnissen versorgen.

Maria Theresia ließ sich jedoch durch diesen Widerstand des Palatins nicht irre machen, dasjenige nachdrücklich zu fordern, was zu begehren ihr zukam. Wenn Böhmen und Mähren, welche

Länder schon unter der Anhäufung von Truppen so beträchtlich litten, auch noch die ausschließliche Verproviantirung derselben übernehmen sollten, während ganz Ungarn, fast die Hälfte des Reiches, unter nichtigem Vorwande des Beistandes bei der bevorstehenden Kriegführung sich völlig entschlug, welches Resultat ließ sich dann überhaupt von derselben erwarten? Mit Festigkeit beharrte die Kaiserin daher auf ihrem Willen, nicht ohne dem entschiedenen Ausdrucke desselben mit feiner Berechnung die Worte hinzuzufügen, daß sie von der ungarischen Nation, welche ihr bis jetzt in jeder Bedrängniß so ausgiebige Hülfe geleistet habe, auch in dem gegenwärtigen Augenblicke die gleichen Beweise der Ergebenheit mit Zuversicht erwarte.

Die entschlossene Sprache der Kaiserin überzeugte den Palatin gar bald, daß er ihr gegenüber auf seiner ablehnenden Haltung nicht werde beharren können. Um daher den Beistand der Ungarn, der sich auf die Länge doch nicht gänzlich vorenthalten ließ, der Kaiserin und der Monarchie wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen, trachtete Batthyany die günstige Gelegenheit zu benützen und bei diesem Anlasse jene Herabsetzung der Zölle für die nach Oesterreich eingeführten Naturerzeugnisse zu erzwingen, nach welcher man in Ungarn schon so lange Zeit sich sehnte. Um diesen Preis würde er, erklärte Batthyany der Kaiserin, die Ungarn wohl noch bewegen, die für sie mit so beträchtlichen Opfern verbundene Verfrachtung großer Quantitäten von Proviant aller Art nach den weit von Ungarn entlegenen Feldlagern zu übernehmen und ihr dadurch einen neuen Beweis unverbrüchlicher Anhänglichkeit zu geben.

Man sieht wohl, wie gut man es in Ungarn verstand, jene Handlungsweise, welche dem Lande so oft schon zu großem Vortheile gereicht hatte, bei passender Gelegenheit immer wieder zu befolgen. Je größer die Bedrängniß war, in welcher die österreichischen Herrscher sich befanden, um so mehr und um so ausgiebiger wurde sie von den Ungarn zu ihrem eigenen Vortheile benützt. Ueberströmend von Versicherungen der unbegrenztesten Loyalität, knüpften sie gleichwohl jedes Zugeständniß an eine für sie noch ungleich werthvollere Gegenleistung von Seite der Regierung, und nie kam es ihnen in den Sinn, das

Beispiel gutmüthiger Selbstaufopferung der österreichischen Stammprovinzen nachzuahmen, welche immer und immer wieder den empfindlichsten Opfern sich unterzogen, ohne dafür auch nur die geringste Concession für sich in Anspruch zu nehmen. Und gleichwohl wurde, was man bei den Letzteren lediglich als Pflichterfüllung ansah, den Ersteren als ein großes, besonders zu belohnendes Verdienst angerechnet. Auch jetzt wieder erklärte die Kaiserin sich bereit, auf dasjenige einzugehen, was die Ungarn von ihr verlangten, und wirklich wurde bald darauf die zollfreie Einfuhr ungarischer Producte in die übrigen österreichischen Erbländer auf zehn Jahre gestattet. Als jedoch einige reiche und angesehene Familien, wie die Esterházy, die Nadasdy und Palffy, dem Beispiele des Kaisers folgend, welcher von seinen ungarischen Besitzungen ein ganzes Cavallerieregiment zu stellen sich anheischig machte, einzelne Reiterabtheilungen warben[15]), da wurde schon damals von der Kaiserin selbst, und wird auch jetzt noch der Beistand der Ungarn mit Lobpreisungen gerühmt, auf welche sie, wenn man ihre Leistungen mit denen der übrigen Provinzen vergleicht, nur geringen Anspruch besaßen.

Wie dem aber auch sein mochte, es lag in der Natur der Sache, daß alle diese Anstalten zu energischer Kriegführung nur langsam und allmälig ein wirkliches Ergebniß herbeiführten. Darum zählte auch die Streitmacht, welche der Feldmarschall Graf Browne in den letzten Tagen des Monates August in dem Feldlager zu Kolin an der Elbe versammelt hatte, nicht mehr als zweiunddreißigtausend Mann, worunter siebentausend Reiter. Der Feldzeugmeister Graf Cajetan Kolowrat und der General der Cavallerie Graf Lucchesi waren nach Browne die vornehmsten Führer. Beide erfreuten sich als tapfere Soldaten und tüchtige Generale des besten Rufes in der Armee. „Ein gottesfürch-
„tiger, gewissenhafter Ehrenmann", wird Kolowrat in einer gleichzeitigen Aufzeichnung genannt, „ein guter Soldat, der keine Gefahr scheut
„und von der Mannschaft geliebt wird". Von Lucchesi aber heißt es, er sei voll Tapferkeit, eher zu viel als zu wenig unternehmend, voll des feurigsten Ehrgefühls und daher ein wahrer Gewinn für die Armee, bei der er sich befindet[16]). Fünf Feldmarschalllieutenants und

dreizehn Generalmajore standen diesen obersten Führern zur Seite; die kleinere Armee aber, welche unter den Befehlen des Fürsten Piccolomini zu Olmütz hinter der March sich befand, zählte zweiundzwanzigtausend Mann, unter ihnen fünftausend Reiter.

Trotz dieser nicht unansehnlichen Streitkräfte, welche täglich durch neue Zuzüge verstärkt wurden, herrschte doch großer Schrecken vor den Preußen in Böhmen. Insbesondere war es der Adel des Landes, welcher, dem Zeugnisse eines unverdächtigen Standesgenossen zufolge, solche Furcht vor den Preußen zeigte, daß man besorgte, sein Benehmen werde auch auf die übrigen Stände entmuthigend einwirken [17]).

Am 29. August 1756 war König Friedrich mit seinem Heere eingebrochen in sächsisches Land; schon vier Tage später wurde der Feldmarschall Graf Browne von Wien aus mit den nöthigen Befehlen zu seiner ferneren Richtschnur versehen. Freilich stellte man, und gewiß mit Recht, die zu ergreifenden Maßregeln zunächst seinem eigenen Ermessen anheim. Doch wurde er dringend zur Vorsicht gemahnt, auf daß man nicht gleich Anfangs das Kürzere ziehe, indem dieß auch für die Zukunft von den übelsten Folgen sein würde. Darum halte man es sogar für besser, irgend einen Landstrich dem Feinde preiszugeben, als demselben mit einer allzu schwachen Streitmacht entgegenzugehen und sich dadurch einem widrigen Zufalle bloßzustellen [18]).

Als man in Wien das schrieb, kannte man wohl schon die feste Absicht des Königs August von Polen, Kurfürsten von Sachsen, es eher auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als sich dem ungerechten Angreifer, dem Könige von Preußen in die Arme zu werfen. Aber man zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß der König von Polen, um vor Allem seine Truppen vor einer Ueberwältigung durch die an Zahl so vielfach überlegenen Preußen zu retten, dieselben gegen die böhmische Grenze und nöthigen Falles auf österreichisches Gebiet zurückziehen werde, um sie dort mit den kaiserlichen Streitkräften zu vereinigen. Und deßhalb bot ihm Maria Theresia allsogleich einen Subsidienvertrag

an, um den Unterhalt dieſer Truppen, deſſen Herbeiſchaffung aus ſächſiſchem Lande und deſſen Beſtreitung aus ſächſiſchen Caſſen kaum mehr zu bewerkſtelligen geweſen wäre, auf eigene Rechnung zu übernehmen. Um endlich dieſelben bis zum Zuſtandekommen einer beſtimmten Verabredung nur ja keinen Mangel leiden zu laſſen, wurde dem Könige von Polen, ohne deſſen Antwort abzuwarten, ein Vorſchuß angewieſen zur Beſtreitung der unaufſchiebbarſten Auslagen für ſeine Armee [19]).

An dem Tage, nach welchem Maria Thereſia dem Könige von Polen dieſe Erklärungen gab, ertheilte ſie Befehl, die zweite Denkſchrift des preußiſchen Geſandten Klinggräff, in der ſie neuerdings zu dem Verſprechen aufgefordert worden war, den König von Preußen weder in dieſem noch in dem folgenden Jahre angreifen zu wollen, ablehnend zu beantworten. Aber ſo groß und im Ganzen ſo niederſchlagend war der Eindruck der Nachrichten aus Sachſen, daß jetzt ein Mitglied der Conferenz, der Oberſtkämmerer Graf Khevenhüller darauf antrug, dem Könige von Preußen eine beruhigende Antwort zu ertheilen. Denn wenn er ſeiner Zeit der erſten, dem preußiſchen Geſandten gegebenen Erklärung, ließ Khevenhüller ſich vernehmen, zugeſtimmt habe, ſo ſei das nur unter der Vorausſetzung geſchehen, die Armee in Böhmen und Mähren könne einem feindlichen Angriffe die Stirne bieten. Jetzt müſſe er das Gegentheil verſichern hören; daher ſcheine es ihm nur ein Gebot der Vorſicht zu ſein, dem drohenden Unheil auszuweichen, ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken und dem Kriege gegen Preußen aus dem Wege zu gehen.

Auch der Reichsvicekanzler Graf Colloredo war nicht der Mann, um in der Zeit der Gefahr feſtzuhalten an der früher geäußerten Meinung. In einer ſo ſchwierigen Lage, wo es um Krieg oder Frieden ſich handle, vermöge er, ſo erklärte er jetzt, nicht Partei zu ergreifen. Er ſei zu wenig unterrichtet von der Befähigung und der Kraft des Staates, den bevorſtehenden Kampf mit Glück zu beſtehen. Auch kenne er die gegenwärtige Geſinnung der Höfe von Verſailles und St. Petersburg zu wenig, während doch nur auf die gleichmäßige Erwägung

aller hiebei in Betracht zu ziehenden Umstände ein Entschluß gebaut werden könne.

Diesen kleinmüthigen Seelen gegenüber fanden sich jedoch auch im Schoße der geheimen Staatsconferenz Männer genug, welche nicht schon in dem Augenblicke, in dem die entscheidenden Würfel fielen, ängstlich zurückweichen wollten von der bisher eingeschlagenen Bahn. Die Grafen Ulfeld und Batthyany, vor Allem aber Kaunitz erklärten, daß gar kein Beweggrund vorhanden sei zu einer Abänderung des Beschlusses, welcher vor kaum zwei Wochen von dem Kaiser und der Kaiserin so wie von sämmtlichen Mitgliedern der Conferenz einstimmig gefaßt worden, und der in der damaligen Antwort an Klinggräff seinen Ausdruck gefunden habe. Durch ein solches Verfahren würde das Ansehen des kaiserlichen Hofes bei den Freunden wie bei den Feinden herabgesetzt werden. Alle Plane, welche man bei den Verabredungen mit Frankreich, bei den Bemühungen in Rußland im Auge gehabt, müßte man aufgeben und sich dadurch für die Zukunft einer noch größeren Gefahr aussetzen, als welche jetzt zu bestehen sei. Ueberdieß wäre es keineswegs gewiß, ob sich auch der König von Preußen mit einer bloß willfährigen Antwort zufrieden geben, und ob er nicht solche Bedingungen vorschreiben würde, zu denen man am Ende doch nicht die Hand bieten könnte. Allerdings müsse man für den Augenblick und bis zum Beginne des Winters gefaßt sein auf einen harten Stand in Böhmen und vielleicht auch in Mähren. Aber um so größere Vortheile dürfe man für die Zukunft erwarten, denn die Verbündeten könnten sich der versprochenen Hülfeleistung gegen den offenkundigen Friedensbruch Preußens unmöglich entziehen.

An die Darstellung dieser verschiedenen Anschauungen knüpfte Graf Kaunitz die schriftliche Anfrage an die Kaiserin, ob sie der von ihm vertretenen Ansicht oder dem Antrage des Grafen Khevenhüller ihre Zustimmung ertheile. In dem ersteren Falle würde er den preußischen Gesandten zu sich bitten und ihm die schon vorbereitete Antwort übergeben, in dem letzteren aber ihr am nächsten Tage einen Entwurf vorlegen zu einer der Auffassung des Grafen Khevenhüller entsprechenden Erklärung.

„Bin völig der ersteren Meinung", so lautet die ganz eigenhändig niedergeschriebene Entschließung der Kaiserin, „das dise antwort „Klingräf zu geben wäre alſ eine folge all unserer resolutionen" [20]).

Es ist wohl selbstverständlich, daß von Maria Theresia kein anderer Beschluß erwartet werden konnte. Derselbe gewinnt jedoch dadurch noch mehr an Gewicht, daß in dem Augenblicke, in welchem sie befahl, dem preußischen Gesandten ablehnend zu antworten, aus Sachsen durchaus unerwartete Nachrichten von einem Ereignisse angelangt waren, welches die ohnedieß nicht günstige Sachlage ungemein verschlimmerte. Denn im Widerspruche mit seinem ersten Entschlusse, seine Armee nach Böhmen zurückweichen zu lassen und sie dort mit dem kaiserlichen Heere zu vereinigen, war König August bestimmt worden, die Truppen in einem festen Lager bei Pirna zu versammeln, das seine Generale ihm als uneinnehmbar schildern zu dürfen glaubten.

Tiefgehend war die Verstimmung, welche diese Nachricht am Wiener Hofe hervorrief. Es sei dieß das sicherste, ja fast das einzige Mittel, so sagte man dort, um sich zuverlässig zu Grunde zu richten [21]). Er könne einen solchen Entschluß, schrieb Kaunitz an den Kaiser, der damals noch in Holitsch verweilte, nur dem Gedanken zuschreiben, daß die Sachsen den harten und schmachvollen Bedingungen, welche der König von Preußen ihnen aufzuerlegen trachte, lieber auf sächsischem als auf böhmischem Gebiete zustimmen wollten. Denn in ihrem eigenen Lager gewännen sie wenigstens den Anschein, hiezu gezwungen worden zu sein, während sie in Böhmen diesen Vorwand entbehren würden [22]).

Der Wankelmuth des Königs von Polen, der bei diesem Anlasse sichtlich zu Tage trat, brachte in Wien einen eben so peinlichen Eindruck als die Wahrnehmung hervor, wie übel derselbe in politischen und in militärischen Dingen doch eigentlich berathen sei. Man glaubte daher auch ihm gegenüber einer verdoppelten Vorsicht zu bedürfen, nicht etwa aus Mißtrauen gegen die Redlichkeit seiner Absichten, sondern aus Furcht vor der Schwäche seines Charakters und aus Besorgniß, in die üblen Folgen eines zweiten unüberlegten Schrittes wider Willen

hineingezogen zu werden. Aus diesem Grunde beschloß man, dem von dem sächsischen Obersten Trützschler nach Wien überbrachten Begehren, zehntausend Mann kaiserlicher Truppen in das Lager von Pirna zu werfen, keine Folge zu geben. Denn nachdem schon die sächsische Armee nur auf vier Wochen mit Lebensmitteln versehen sei, würde ein kaiserliches Hülfscorps nur dazu beitragen, diese ohnedieß kärglichen Vorräthe noch rascher zu verzehren und dadurch den Verlust der Armee noch mehr zu beschleunigen.

Auch auf den ferneren Vorschlag des Dresdener Hofes, das gesammte kaiserliche Heer nach Sachsen zu werfen, glaubte man in Wien nicht eingehen zu sollen. Denn dadurch würde Böhmen dem Könige von Preußen völlig geöffnet, die österreichische Armee aber könnte von Mähren und Oesterreich abgeschnitten und in Sachsen ausgehungert werden. Nichts erübrige daher, als dem Feldmarschall Browne den Befehl zu ertheilen, Alles aufzubieten, um den Rückzug der Sachsen nach Böhmen auch jetzt noch möglich zu machen [23]).

Es versteht sich von selbst, daß Browne in seinem Lager zu Kolin von den Ereignissen in Sachsen noch viel früher als der Kaiserhof Kenntniß erhielt. Mit Recht legte man in Sachsen den größten Werth darauf, mit dem kaiserlichen Hauptquartier in unmittelbarer und möglichst rascher Verbindung zu stehen. Darum hatte man schon am 5. September den Major Accaris mit der Nachricht von dem Beschlusse, in dem Lager bei Pirna Stellung zu nehmen, an Browne gesandt. So wie es in Wien geschah, so mißbilligte auch der Feldmarschall diesen Schritt. Dennoch erklärte er sich bereit, der sächsischen Armee jeden nur irgendwie thunlichen Beistand angedeihen zu lassen.

Man sieht, daß Browne die Ansichten seiner Regierung theilte, noch ehe er von denselben in Kenntniß gesetzt worden war. Um sich der sächsischen Grenze zu nähern und die Verbindung mit dem Lager bei Pirna aufrecht zu erhalten, sandte Browne den Generalmajor Grafen Wied mit einer Heeresabtheilung nach dem nördlichen Böhmen. Oberst Graf Peroni, der die Vorhut commandirte, hatte am 13. Sep-

tember bei Aussig den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Vor der preußischen Uebermacht ging Wied auf Budin zurück, wo am 20. September auch Browne mit der Hauptmacht eintraf und an der Eger ein vortheilhaftes Lager bezog. Piccolomini aber nahm eine Stellung bei Königgrätz ein, in welcher er das zweite preußische Heer, das unter dem Feldmarschall Schwerin von Glatz her bei Nachod über die böhmische Grenze gerückt war, zu beobachten und dessen weiteres Vordringen zu vereiteln gedachte. Browne war keineswegs mit der Aufstellung Piccolomini's zufrieden, die er wiederholt als eine unglücklich gewählte bezeichnete. Aber zum Verdrusse des Feldmarschalls verweilte doch Piccolomini fortwährend in derselben. So waren auch die tüchtigsten Männer, statt einmüthig zusammen zu wirken zur Erreichung der großen Aufgabe, die ihnen oblag, durch Zwietracht gespalten, und auch von Wien aus geschah nichts oder wenigstens nicht genug, um dieses Hemmniß zu entfernen.

Inzwischen war aber in Sachsen die Noth aufs höchste gestiegen. Zu spät mochte man dort bereuen, die Truppen, statt sie rechtzeitig nach Böhmen zurückzuziehen und mit dem österreichischen Heere zu vereinigen, in das Pirnaer Lager eingeschlossen zu haben. Unabläßig und in drängendster Weise gelangten die Aufforderungen zur Hülfe, zur Rettung nach Wien und in das Feldlager des Grafen Browne. An beiden Punkten war man sich über den außerordentlichen Nachtheil vollkommen klar, welchen eine Ueberwältigung des sächsischen Heeres durch den König von Preußen nach sich ziehen mußte. Aber man war doch auch gar sehr auf der Hut, diesen Nachtheil nicht durch eine eigene Niederlage noch zu vermehren. Dennoch ertheilte man Browne den Befehl, zur Befreiung des sächsischen Heeres nicht zurückzuscheuen vor einem Wagniß, und zu diesem Ende sich selbst auf eine Schlacht einzulassen [24]).

Der Plan, welcher dem Grafen Browne von dem sächsischen Hauptquartier vorgeschlagen wurde, ging von der Voraussetzung aus, es sei unmöglich, die Hauptmacht der Preußen auf dem linken Ufer der Elbe zu durchbrechen. Daher bleibe nichts übrig, als die sächsischen Truppen unter den Kanonen der Festung Königstein auf das rechte

Elbeufer zu ziehen, die entgegenstehenden preußischen Posten zu forciren und sodann gegen Schandau zu rücken. Dorthin solle sich auch Browne, der sich inzwischen mit seinem ganzen Heere der böhmischen Grenze genähert haben würde, mit einer erlesenen Streitmacht von etwa achtzehntausend Mann in Marsch setzen und auf den Höhen von Schandau mit den Sachsen vereinigen.

Mit Eifer und Entschlossenheit schritt Browne an die Erfüllung dieser Aufgabe, auf deren Gelingen er mit Zuversicht hoffte. Ja er schlug sogar vor, dieselbe noch um einige Tage früher ins Werk zu setzen, als von sächsischer Seite verlangt worden war. Darum rückte er schon am 30. September mit seinem ganzen Heere, das Lager bei Budin verlassend, bis Lobositz vor, das am linken Ufer der Elbe an dem Punkte gelegen ist, wo die Straßen nach Aussig und nach Teplitz zusammentreffen.

Die Anstalten, welche auf österreichischer Seite zur Befreiung des sächsischen Heeres gemacht wurden, entgingen natürlicher Weise dem Scharfblicke des Königs von Preußen nicht. Hatte er schon früher ansehnliche Heeresabtheilungen über die böhmische Grenze geschickt und dieselben bei Johnsdorf, nördlich von Aussig, ein Lager beziehen lassen, über welches er dem Feldmarschall Keith den Oberbefehl übergab, so verfügte er sich am 28. September in Person dorthin. Die Aufstellung seiner Streitkräfte schien ihm jedoch nicht vortheilhaft zu sein. Und da er es mit Recht als seine erste Aufgabe erkannte, die Bewegungen der Oesterreicher scharf zu beobachten, um jeden Schritt derselben zur Rettung der Sachsen zu vereiteln, so führte er am 29. und 30. September sein Heer in südlicher Richtung gegen Lobositz zu. Dort mußte sich daher wie von selbst der Zusammenstoß ereignen.

Schon in der Nacht vom 30. September auf den 1. October trafen croatische Patrouillen, welche die Weingärten vor Lobositz durchstreiften, hie und da auf preußische Posten. Der dichte Nebel, der bei Anbruch des Tages die ganze Gegend bedeckte, ließ nur schwer erkennen, daß die Preußen sich bereits in voller Bewegung befanden, und aus der Thalenge bei Welmina hervorkommend, rechts und links die Anhöhen

hinter Lobositz besetzten. Erst um sieben Uhr begann der Nebel sich etwas zu lichten. Die Preußen eröffneten nun ein wirksames Geschützfeuer auf die österreichische Reiterei, und die letztere, dadurch erschüttert, wurde durch einen heftigen Anfall der preußischen Cavallerie geworfen. Nun aber, gerieth diese, in hitziger Verfolgung der Oesterreicher begriffen, in ein mörderisches Kreuzfeuer der kaiserlichen Infanterie. Die preußischen Reiter wichen zurück, und auch ein zweiter, in noch größerer Anzahl erneuerter Angriff blieb ohne Erfolg. Ja es fielen jetzt österreichische Cavallerie-Regimenter die preußische Reiterei mit solchem Ungestüm an, daß dieselbe neuerdings mit großem Verluste zurückweichen mußte; hinter der Infanterie brachte sie der König in Sicherheit. Aber der Versuch des Grafen Browne, das preußische Fußvolk aus dessen vortheilhaften Stellungen auf den Höhen nordwestlich von Lobositz zu verdrängen, scheiterte gleichfalls. Lange Zeit unterhielt die österreichische Infanterie den sowohl der Zahl als der Aufstellung nach ungleichen Kampf. Als aber der Oberst Graf Lacy, welcher die Truppen zum Sturme auf den Loboschberg geführt hatte, verwundet wurde [25]), verließ die kaiserliche Infanterie nach und nach im Zustande großer Erschöpfung die Weingärten vor Lobositz und zog sich auf dieses Städtchen zurück. Gegen dasselbe eröffnete nun der König von Preußen ein heftiges Geschützfeuer, das Lobositz in Brand steckte. Browne sah sich genöthigt, den Ort zu räumen und seine Truppen hinter Lobositz aufzustellen, wo sie den Rest des Tages und die Nacht hindurch verblieben.

Daß die Oesterreicher hinter Lobositz zurückgingen, und mehr noch, daß sie Tags darauf ihre frühere Stellung bei Budin wieder einnahmen, mag es rechtfertigen, daß die Preußen sich den Sieg in der Schlacht bei Lobositz zuschrieben. Aber der Verlust, den sie erlitten, war ungleich größer als derjenige ihrer Gegner, und auch sonst noch gab es Umstände, welche sich in dem Sinne hätten auslegen lassen, daß der Ausschlag des Tages den Oesterreichern günstig gewesen sei. Hiezu gehörte vor Allem, daß sie die Verwundeten der Preußen von dem Schlachtfelde wegbringen und deren Todte zur Erde bestatten ließen. Aber man halte die Schlacht für unentschieden, schrieb Kaunitz

nach Paris, und habe es daher unterlaſſen, ſie als eine gewonnene zu feiern. „Denn in nichts wollen wir", fügte er hinzu, „dem Könige „von Preußen gleichen. In Allem und überall werden wir dieſen „Grundſatz aufrecht erhalten; niemals wird irgend eine Zweideutigkeit „in unſerem Betragen vorkommen" [26]).

Ungleich wichtiger und in der That entſcheidend für die Behauptung, derzufolge die Lobositzer Schlacht eigentlich kein Sieg der Preußen genannt werden konnte, war es, daß ſie die Sachlage in keiner Weiſe veränderte und Browne durchaus nicht hinderte, ſeinen früheren Plan zur Befreiung der Sachſen auch noch fortan gleichmäßig zu verfolgen [27]). Allerdings war ſeine Unternehmung eine äußerſt gewagte, aber man ſolle nicht ſagen können, erklärte man in Wien, daß man zur Rettung der Sachſen, obgleich ſie den günſtigen Augenblick der Schlacht bei Lobositz unbenützt hatten vorübergehen laſſen, nicht das Unmögliche verſucht habe [28]).

Schon vier Tage nach ſeiner Rückkehr in das Lager bei Budin übergab Browne dem General der Cavallerie Grafen Luccheſi den Oberbefehl über ſeine Hauptmacht. Er ſelbſt aber ſchritt an die Durchführung eines kühnen und gefahrvollen Unternehmens. Mit einem auserleſenen Corps von etwas mehr als achttauſend Mann ging er bei Raudnitz über die Elbe. Unter Mühſeligkeiten aller Art, aber ſie alle beſiegend und durch ſein aufopferungsvolles Beiſpiel den letzten ſeiner Soldaten zu muthvoller und ſtandhafter Ausdauer beſeelend, zog Browne über Böhmiſch-Kamnitz, Rumburg, Schluckenau und Lichtenhayn nach Schandau. An dem verabredeten Tage, dem 11. October traf er dort ein. Ohne Zelte, in der rauheſten Jahreszeit und bei übelſter Witterung harrten die Oeſterreicher drei Tage hindurch, jedoch fruchtlos der Sachſen. Und auch hier wieder war es Browne, welcher, ſchwerem Unwohlſein trotzend, gleich dem Geringſten ſeiner Kriegsleute jeder Beſchwerlichkeit ſich preisgab, des Winkes gewärtig, welchen er aus dem ſächſiſchen Lager empfangen ſollte.

Dort hatte man inzwiſchen die Anſtalten zur Bewerkſtelligung des Ueberganges über die Elbe nicht zweckmäßig getroffen. Schon bei

der Herstellung der Schiffbrücke trat eine beträchtliche und höchst nachtheilige Verzögerung ein, und als endlich die sächsische Armee die Elbe überschritten hatte, da fand sie die von den Preußen angelegten Verhaue so stark geworden und so zahlreich besetzt, daß deren Ueberwältigung ungemein erschwert war. Da nun auch die Nachhut der Sachsen von den Preußen arg bedrängt wurde, und die Armee in Folge von Hunger, Nässe und Kälte in einem nichts weniger als günstigen Zustande sich befand, glaubte die sächsische Generalität den Kampf, welcher nöthig gewesen wäre, um sich nach Schandau durchzuschlagen, nicht mehr unternehmen zu können. Schriftlich erklärte sie den Augenblick für gekommen, um an eine Capitulation zu denken. Aber König August zeigte sich standhafter als die Führer seines Heeres. Er forderte sie zu einer neuen Berathung auf, und das Schimpfliche einer Waffenstreckung ohne Kampf schilderte er ihnen mit lebhaften Farben.

Am Morgen des 14. October hielt die sächsische Generalität neuerdings Kriegsrath. Eben war sie zusammengetreten, da traf — es war gerade sieben Uhr — ein Schreiben des Grafen Browne ein, das er nach zehn Uhr Abends des vorhergegangenen Tages aus Lichtenhayn abgesandt hatte. Auf die Aufforderung der Sachsen, daß er bis zum Morgen des 14. October ihrer gewärtig sein solle, antwortete er zustimmend, jedoch mit dem Beisatze, daß er auf einen noch längeren Aufschub sich unmöglich einlassen könne. Nachdem er zwei Tage hindurch fruchtlos der Sachsen geharrt, vermöge er nur noch bis neun Uhr des nächsten Morgens auf sie zu warten[29]). Das aber entschied, denn in so kurzer Zeit seien weder, wurde im sächsischen Kriegsrathe erklärt, die Hindernisse zu besiegen, welche der Vereinigung mit den Oesterreichern entgegenstanden, noch auch die vier Wegstunden bis zu der Stellung der Letzteren zurückzulegen. Schon um acht Uhr Morgens wurde der Antrag auf Abschluß einer Capitulation erneuert. Auch jetzt noch genehmigte ihn König August nicht, doch stellte er zuletzt der Generalität die Entscheidung über das Schicksal des sächsischen Heeres anheim. Sie trat mit den Preußen in Verhandlung; allsogleich kam die Waffenruhe, und zwei Tage später die

Capitulation zu Stande, kraft deren sich achtzehntausend Mann den Preußen ergaben. König August aber verfügte sich mit den Prinzen Xaver und Karl nach Warschau.

Nicht bloß bis neun Uhr Morgens, sondern noch sechs Stunden länger hatte am 14. October Graf Browne auf die Sachsen gewartet, da erhielt er Nachricht von den Vorgängen im sächsischen Lager [30]). Wenn er noch länger zögerte, mußte er besorgen, die ganze preußische Hauptmacht auf sich zu ziehen [31]), und darum trat er nun auf dem Wege, auf dem er gekommen war, den Rückzug an. Mit äußerster Vorsicht wurde derselbe bewerkstelligt und ein Angriff des Feindes auf die Nachhut energisch zurückgewiesen. Am 20. October befand sich Browne wieder zu Budin. Drei Tage später hoben die Preußen ihr Lager bei Lobositz auf und gingen nach Sachsen zurück.

Auch im nordöstlichen Böhmen, wo Schwerin und Piccolomini sich einander gegenüber gestanden waren, geschah das Gleiche. Bemerkenswerth ist, daß Schwerin sich von seinem Hauptquartier Augezd mit dem Anerbieten an Piccolomini wandte, mit demselben persönlich zusammen zu treffen. Gemeinschaftlich sollten sie nach Mitteln und Wegen suchen, um zwischen den Höfen von Wien und Berlin eine Versöhnung zu Stande zu bringen [32]). Auf Befehl der Kaiserin, welche eine Ueberlistung von preußischer Seite besorgte und an nichts weniger dachte, als sich in abgesonderte Verhandlungen mit Friedrich einzulassen, mußte Piccolomini den Antrag Schwerins ablehnend beantworten [33]).

Nachdem er, von Piccolomini ungehindert, einen weiten Landstrich Böhmens zum Unterhalte seiner Truppen ausgebeutet hatte, zog Schwerin sich wieder nach Schlesien zurück. In den letzten Tagen des October stand kein preußischer Soldat mehr auf österreichischem Boden. König Friedrich schlug zu Dresden, Graf Browne aber zu Prag das Hauptquartier auf.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Ergebniß des ersten Feldzuges keiner der beiden kriegführenden Mächte zu voller Befriedigung gereichte. König Friedrich hatte allerdings Sachsen besetzt,

das dortige Heer zur Waffenstreckung gezwungen, und mit rücksichtsloser Habgier beutete er nun diesen Vortheil aus. Ja er begnügte sich nicht damit, alle öffentlichen Cassen mit Beschlag zu belegen und das Land mit Kriegssteuern und Lieferungen aller Art aufs schwerste zu bedrücken. Er zwang auch die kriegsgefangene Armee zum Eintritt in seine Dienste, und unter empörenden Gewaltmaßregeln forderte er von ihr den Eid der Treue [34]). Aber dieses letztere Verfahren brachte ihm nur wenig Gewinn. Denn die in solcher Weise dem preußischen Heere eingereihten Soldaten benützten die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbot, dem ihnen aufgezwungenen Joche sich durch die Flucht wieder zu entziehen. Als der nächste Feldzug begann, stand nur ein sehr geringer Theil der früheren sächsischen Soldaten noch unter der preußischen Fahne.

Wenn daher König Friedrich zu jener Maßregel durch die Absicht vermocht worden war, durch sie zu dem gleichen Ergebnisse zu gelangen, welches ihm die so nachdrücklich geforderte, von König August aber jederzeit standhaft verweigerte Verbündung zwischen Preußen und Sachsen, die Vereinigung der beiden Armeen und der gemeinschaftliche Angriff auf Oesterreich gewährt hätten, so wurde dieser Endzweck in keiner Weise erreicht. Und noch empfindlicher war es für ihn, daß er auch das Ziel, welches er bei seinem raschen Losschlagen vornehmlich im Auge gehabt hatte, als verfehlt ansehen mußte. Denn wie sehr er sich auch damals und später bemühen mochte, die Welt über seine wahren Plane zu täuschen, so wird doch jetzt Niemand mehr zweifeln können, daß es ihm nicht allein um die Unterwerfung Sachsens, sondern in ungleich höherem Maße noch um Oesterreichs rasche Besiegung zu thun war. Er wußte genau, wie wenig vorgeschritten die Kriegsrüstungen hier noch waren, wie schwer es fiel, ihm eine nur halbwegs kampffähige Streitmacht gegenüber zu stellen, und wie auf eine Beihülfe von Seite der Alliirten für den Augenblick wenigstens gar nicht zu zählen war. Darum hatte er den Moment des Losschlagens ganz vortrefflich gewählt, denn während der zwei Monate, welche nach damaligem Kriegsgebrauche etwa noch zu einem Feldzuge verwendet werden konnten, hatte er weder von Frankreich noch von

Rußland Ernstliches zu besorgen. Wäre es ihm dagegen gelungen, Böhmen und Mähren mit seinen Truppen zu überschwemmen, die ihm entgegengeworfenen kaiserlichen Streitkräfte aufs Haupt zu schlagen und vielleicht in Folge eines kühnen Zuges vor Wien den Frieden zu dictiren, dann wären wohl seine stolzesten Hoffnungen in Erfüllung gegangen.

Von alledem war jedoch gar nichts, oder doch nur sehr wenig erreicht worden. Der Zusammenstoß der preußischen mit den österreichischen Waffen hatte die frühere Ueberlegenheit der ersteren gar sehr in Frage gestellt; nicht der kleinste Strich österreichischen Gebietes war von den Preußen dauernd behauptet worden, und den Winter hindurch war nicht nur Oesterreich Zeit gegeben, seine Rüstungen zu vollenden und dem Könige von Preußen mit einem ebenbürtigen Heere entgegen zu treten, sondern auch von Frankreich und Rußland waren bedeutende Anstrengungen zu Gunsten Oesterreichs mit ziemlicher Bestimmtheit zu erhoffen. Also nicht schon durch den gegenwärtigen Feldzug, wie Friedrich wohl geglaubt und angestrebt hatte, war die Entscheidung herbeigeführt, sondern erst von der künftigen Kriegführung hatte er dieselbe zu erwarten, und daß der bevorstehende Kampf unter ungünstigen Verhältnissen für Preußen beginnen werde, darüber mochte wohl Niemand weniger sich täuschen als König Friedrich selbst.

Darf man nun auch mit Zuversicht behaupten, daß der Ausgang des Feldzuges seinen Planen in keiner Weise entsprach, so war man darum doch auch in Wien nicht etwa zur Zufriedenheit berechtigt. Das Mißgeschick Sachsens und der Vortheil, welcher hieraus dem Könige von Preußen erwuchs, durfte keineswegs gering angeschlagen werden. Die Demüthigung des sächsischen Regentenhauses und die Mißhandlung eines Theiles desselben erregten am Wiener Hofe lebhaftes Mitgefühl [35]). Und obwohl man der Ueberzeugung sich hingab, daß man diese Ereignisse nicht zu verhindern vermocht und das Möglichste gethan habe, sie abzuwenden, so fürchtete man doch, daß sie zu Vorwürfen gegen die kaiserliche Regierung Anlaß geben könnten. Die ganze Kriegführung in Böhmen, so wenig man auch des Grafen Browne hervorragende Leistungen zu verkleinern gedachte, vor Allem

aber der Mangel an einmüthigem Zusammenwirken der dortigen Generale konnten gerade nicht zu großer Genugthuung gereichen. Wenn man auch den wahren Werth der Freudenbezeugungen, welche der König von Preußen über den Ausgang der Lobositzer Schlacht überall anstellen ließ, ganz richtig beurtheilte, so empfand man es doch schmerzlich, daß man zu solchen auf österreichischer Seite noch weniger Berechtigung besaß. Eine gedrückte Stimmung herrschte am kaiserlichen Hofe und theilte allen Kreisen der Bevölkerung sich mit.

Maria Theresia aber, obwohl sie in ihrer Lebhaftigkeit den peinlichen Eindruck nicht verhehlte, welchen jene Ereignisse auf sie hervorbrachten, war doch schon von Anfang an auf derlei Dinge gefaßt[36]) und weit davon entfernt, sich durch dieselben irgendwie entmuthigen zu lassen. Nach beiden Richtungen hin, sowohl zur Vervollständigung der eigenen Rüstungen, als um ihre Alliirten zu möglichst großen Anstrengungen zu vermögen, war sie fortwährend thätig. Wenn gleich nicht völlig befriedigt durch die Leistungen ihres Heeres in Böhmen, gab sie demselben doch durchaus keine Mißstimmung kund, sondern entschiedene Zeichen der Zufriedenheit und des Vertrauens[37]); insbesondere war dieß Browne gegenüber der Fall[38]). Die Generale, welche bei Lobositz sich besonders hervorgethan, wurden befördert, mehrere Oberste, unter ihnen Graf Lacy, zu Generalen ernannt. Die Truppen, welche mit Browne nach Schandau gerückt waren, erhielten für die Tage dieses mühseligen Marsches doppelten Sold. Warme Winterkleidung für die Soldaten wurde in großen Mengen herbeigeschafft, und für die Verstärkung und Ausrüstung der Armee unablässig gewirkt[39]).

Insbesondere aber waren es die Verhandlungen mit ihren Verbündeten, mit Frankreich und Rußland, welche die Kaiserin durch Vermittlung des Grafen Kaunitz rastlos betrieb.

Zweites Capitel.

Verhandlungen mit Frankreich und Rußland.

In dem Augenblicke, in welchem der König von Preußen durch seinen plötzlichen Einmarsch in Sachsen den Frieden brach, waren bekanntlich die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich noch immer nicht zu festen Abmachungen gelangt. Zu den Punkten, über die man verschiedener Meinung war, gehörte vor Allem das Begehren des Kaiserhofes, es möge auf eine Schwächung Preußens hingearbeitet werden, welche über die Wiedereroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz noch hinausgehe. Von einer Theilnahme Frankreichs an einem Angriffskriege wider Preußen wollte hingegen Ludwig XV. überhaupt nichts hören. Gleichzeitig erklärte er jedoch, daß sich die Sache ganz anders gestalten würde, wenn der König von Preußen Oesterreich zuerst angreifen und es dadurch in die Lage versetzen sollte, zu seiner Vertheidigung Frankreichs Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Dieser Fall, von welchem damals auf französischer Seite wie von etwas Unwahrscheinlichem gesprochen wurde, trat nun wirklich ein. Allsogleich unternahm man daher in Wien den Schritt, welcher nur als die natürliche Folge des Verfahrens des Königs von Preußen sich darstellte. Schon am 2. September, noch ehe die Kaiserin von Holitsch in Wien eingetroffen war, gab Kaunitz dem Grafen Starhemberg Kunde von den Vorfällen in Sachsen. Schon in Folge der nahen Verwandtschaft mit dem Könige August, dessen Tochter mit dem Dauphin vermählt war, werde der Hof von Versailles durch das Verfahren Friedrichs in hohem Maße verletzt sein. Die Empfindlichkeit

hierüber könne sich durch die unverkennbare Geringschätzung der Warnungen Frankreichs nur noch steigern. Unbestreitbar erfordere es die Ehre Ludwigs XV., die Gewaltthätigkeiten Friedrichs in Sachsen nachdrücklich zu rächen. Der Augenblick sei nun gekommen, in welchem Oesterreich und Sachsen der raschen und ausgiebigen Unterstützung Frankreichs theilhaft werden müßten. Und bis dieß durch die vertragsmäßige Zusendung von Truppen geschehen könne, möge Frankreich wenigstens die bedungene Geldhülfe leisten, um mit verschiedenen deutschen Fürsten Subsidientractate abschließen und gleichzeitig in Rußland auf rasche und energische Maßregeln hinwirken zu können. An allen Höfen, insbesondere in Dänemark und Schweden möge man auch von französischer Seite, wie es von Wien aus geschehe, den Friedensbruch Preußens so gehässig darstellen, wie derselbe wirklich sei, und sich Mühe geben, diese offene Rechtsverletzung an dem Könige von Preußen so ausgiebig als möglich bestrafen zu machen. Die Kaiserin sei fest entschlossen, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihm nicht weniger Schaden zu verursachen, als er dem Erzhause Oesterreich zufügen wolle [40]).

Am 4. September war durch einen Courier des französischen Gesandten in Berlin, Marquis von Valori, die erste Kunde von dem Einbruche des Königs von Preußen in Sachsen nach Paris gelangt. Am folgenden Tage traf die Bestätigung dieser Nachricht durch Eilboten ein, welche der französische Gesandte in Dresden, Graf Broglie, und die sächsische Regierung abgesendet hatten. Der Eindruck, welchen dieselbe am Hofe von Versailles und in den Kreisen hervorbrachte, die an den politischen Ereignissen Antheil nahmen, war ein tiefgehender, und die Dauphine, schmerzlich bewegt durch das Schicksal ihrer Familie und ihres Vaterlandes, versäumte nichts, um die gegen König Friedrich herrschende Aufregung noch zu verstärken und den König von Frankreich zu energischem Handeln zu vermögen. Graf Starhemberg aber, dessen Stellung am französischen Hofe die Kaiserin gerade zu jener Zeit durch seine Ernennung zum Botschafter erhöhte und befestigte, wartete nicht erst Instructionen von Wien ab, um die Schritte zu thun, welche die veränderte Sachlage dringend erheischte.

Allsogleich wandte er sich an die französische Regierung mit der Bitte um Gewährung der tractatmäßigen Hülfe. Und schon am folgenden Tage überbrachte ihm der Abbé von Bernis die Erklärung, daß nachdem der König von Preußen sich in Marsch gesetzt habe, um die österreichischen Staaten mit gewaffneter Hand zu überfallen, Frankreich sich verpflichtet erachte, der Kaiserin den Beistand zu leisten, zu dem es durch den Vertrag von Versailles sich anheischig gemacht habe. Es stelle ihr die Wahl frei, ob sie diese Hülfe in Geld oder in Truppen erhalten wolle. In dem ersteren Falle sei man erbötig, die entsprechenden Summen sogleich zu bezahlen; in dem letzteren aber werde man unverzüglich achtzehntausend Mann Fußvolk und sechstausend Reiter stellen. Schon habe man Befehl gegeben, sie bei Metz zusammenzuziehen, und in sechs Wochen würden sie marschbereit sein.

Auch die Richtung, in welcher diese Truppen in Bewegung gesetzt werden sollten, wurde von dem Ermessen der Kaiserin abhängig gemacht. Aber man hob doch hervor, daß sie nicht vor Anfang des Winters in Böhmen eintreffen könnten, daß sie auf dem langen Marsche dorthin gewaltig leiden und daher der Kaiserin umsoweniger von Nutzen sein würden, als in dem Augenblicke ihrer Ankunft in Böhmen die vorgerückte Jahreszeit den Feindseligkeiten einstweilen ein Ziel gesetzt hätte [41]).

Trotz dieser letzteren Betrachtungen entschied sich die Kaiserin sogleich dafür, der Stellung von Hülfstruppen den Vorzug vor bloßer Subsidienzahlung zu geben [42]). Denn sie benöthige raschen Beistandes zur Abwehr der Angriffe des Königs von Preußen, und das französische Corps von vierundzwanzigtausend Mann werde immer noch eher marschbereit sein als andere Truppen, welche sie sich irgendwoher zu verschaffen vermöchte. Dringend wünsche sie, dieses Armeecorps noch im gegenwärtigen Jahre nach ihren deutschen Erblanden abgesendet zu sehen. Denn gerade gegen diese werde der König von Preußen den größten Theil seiner Streitkräfte verwenden. Er zeige sich entschlossen, rücksichtslos vorzugehen und die kühnsten Unternehmungen zu wagen. Um seine Anstrengungen zu vereiteln und Oesterreich vor der Ueberwältigung durch ihn zu retten, gebe es kein Mittel als ihn selbst

anzugreifen in dem Herzen seiner Länder. Zu diesem Ende werde man Anfangs November eine neue Armee von dreißigtausend Mann in Mähren aufgestellt haben. Zu der letzteren sollten das französische Hülfscorps und vierzehntausend Mann österreichischer Truppen aus den Niederlanden stoßen. Mit dieser Armee, welche dann siebzigtausend Mann zählen würde, wolle man noch im gegenwärtigen Winter in Schlesien eindringen, mit wenigstens achtzigtausend Mann aber die Streitkräfte des Königs von Preußen beschäftigen, die sich jetzt in Böhmen befänden. Zu gleicher Zeit könnten seine Staaten auch von Rußland angegriffen werden. Um aber diesen Plan, der gewiß für Oesterreich wie für Frankreich der vortheilhafteste sei, so bald als möglich ins Werk setzen zu können, müßten die französischen Truppen schleunigst im Elsaß zusammengezogen, und dann durch Schwaben, die Donau entlang, nach Oesterreich in Marsch gesetzt werden. Für den Transport der Artillerie und der Bagage würde dieser Strom außerordentliche Erleichterungen gewähren.

Es ist nicht zu bezweifeln und wird von der Kaiserin ausdrücklich versichert, daß nicht allein der militärische Vortheil sie vermochte, der Stellung der französischen Hülfstruppen den Vorzug vor der bloßen Subsidienzahlung zu geben. Denn bei Freunden und bei Feinden werde es den größten Eindruck hervorbringen, österreichische und französische Truppen vereinigt ins Feld ziehen zu sehen. Nur dadurch könne das fast allgemeine Vorurtheil widerlegt werden, Frankreich meine es gar nicht ernst mit den übernommenen Verpflichtungen; es denke nicht daran, ihnen wirklich gerecht zu werden, und es wolle nur Oesterreich neuerdings hintergehen. Was werde man hingegen dazu sagen, wenn jetzt dieselben Truppen, welche noch vor wenig Jahren zur Unterstützung der Feinde des Hauses Oesterreich und insbesondere des Königs von Preußen gebraucht wurden, in dem Herzen der österreichischen Länder freudige Aufnahme und gegen die preußischen Streitkräfte nachdrückliche Verwendung finden würden [43]).

Die gemeinschaftliche Theilnahme Oesterreichs und Frankreichs an dem Feldzuge gegen Preußen stelle sich somit als ungemein wünschenswerth dar. Was aber den von Wien aus in Vorschlag gebrachten

Angriffspunkt betreffe, so sei freilich dagegen die Einwendung zu gewärtigen, daß ja die französischen Streitkräfte und die in den Niederlanden befindlichen österreichischen Truppen sich an einem anderen, weit näher gelegenen Orte vereinigen und von dort aus die preußischen Länder angreifen könnten. Aber man müsse in Wien den größten Werth darauf legen, nicht das übrige Deutschland zum Schauplatz des Krieges zu machen und dadurch nicht bloß Hannover, sondern auch noch andere protestantische Reichsstände, ja sogar Holland in Unruhe zu versetzen und sie zu Maßregeln zu verleiten, welche die französische Kriegsmacht sehr beschäftigen, ja wohl gar in Verlegenheit bringen, einen allgemeinen Landkrieg nach sich ziehen und jede Erleichterung für Oesterreich zu nichte machen könnten.

Ueberhaupt möge sich Starhemberg angelegentlich bemühen, der französischen Regierung die Wichtigkeit dieser Betrachtung besser begreiflich zu machen als dieß bis jetzt der Fall zu sein scheine. Darum habe man ihm schon vor längerer Zeit eröffnet, daß man einen Einfall Frankreichs in hannoversches Gebiet keineswegs als ein vortheilhaftes Unternehmen betrachte. Und wenn die französische Regierung damals in dieser Erklärung ein Symptom einer in Oesterreich noch fortdauernden geheimen Rücksicht auf England erblicken mochte, so sei es jetzt hohe Zeit, sich gegenseitig vollstes Vertrauen zu schenken und nur solche Maßregeln zu ergreifen, welche das gemeinschaftliche Interesse erfordere. Das aber erheische dringend, daß die gehässigen Ausstreuungen Preußens, der Kaiserhof suche die protestantischen Reichsstände zu unterdrücken und Deutschland zum Hauptschauplatze des Krieges zu machen, ihre thatsächliche Widerlegung fänden. Dadurch würden auch die demnächst beginnenden Unterhandlungen am Reichstage über den preußischen Friedensbruch und über die Theilnahme des Reiches an dem Kriege gegen Preußen große Erleichterung und Förderung erhalten [44]).

Wenn man nun auch in Wien einen Einfall französischer Truppen in hannoversches Gebiet als nicht wünschenswerth erklärte, so fügte man doch gleichzeitig hinzu, daß man die Aufstellung einer französischen Observationsarmee am Niederrhein für nöthig erachte. Denn

nichts sei zweckmäßiger, als die hannoversche Regierung und verschiedene protestantische Höfe abzuhalten, dem Könige von Preußen ausgiebigen Beistand zu leisten. Und man möge es sich wohl überlegen, ob es nicht zu dem gleichen Ende passend erscheine, auf Hannover sowohl als auf jene Reichsstände wenigstens unter der Hand beruhigend einzuwirken [15]).

So rasch zu handeln, als man in Wien es wünschte und erwartete, war man aber in Frankreich denn doch nicht entschlossen. Dort machten sich noch immer Stimmen des Mißtrauens vernehmbar, unter denen diejenige des Kriegsministers d'Argenson die einflußreichste war. Nicht daß man irgendwie daran gezweifelt hätte, Maria Theresia sei es vollster Ernst mit nachdrücklicher und entschlossener Kriegführung gegen Preußen. Die Besorgnisse, welche man in Frankreich hegte, waren ganz andere, ja man möchte sagen gerade entgegengesetzter Art. Wenn es der Kaiserin gelänge, so meinte man dort, sei es durch eigene Kraft, sei es mit Hülfe ihrer Alliirten den König von Preußen zu besiegen und sich in den Besitz Schlesiens zu setzen, ehe sie sich vertragsmäßig zur Abtretung der österreichischen Niederlande verpflichtet haben würde, so könne es leicht sein, daß sie Schlesien behalten, aber auch die Niederlande nicht hergeben wolle. Darum war es nun vor Allem die französische Regierung, welche auf raschen Abschluß des geheimen Allianzvertrages drang, über dessen Bedingungen schon den ganzen Sommer hindurch unterhandelt worden war. Und Starhemberg berichtete nach Wien, vor dem definitiven Abschlusse dieses Vertrages möge man auf ein entschiedenes Auftreten der französischen Regierung und auf wirkliche Absendung der Hülfstruppen nicht zählen [16]).

Die Hauptschuld an dieser Zögerung glaubte Starhemberg nächst der widrigen Gesinnung des Kriegsministers d'Argenson in der Aengstlichkeit und dem Mißtrauen des Ministers Rouillé, des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten, erblicken zu sollen. Selbst der nöthigen Kenntnisse, der Einsicht und Festigkeit entbehrend, welche sein wichtiges Amt dringend erfordert haben würde, stand Rouillé ganz unter dem Einflusse des ersten Beamten seines Ministeriums, des Abbé de la Ville, der seinerseits wieder mit d'Argenson enge Verbindungen

unterhielt. Dem Zusammenwirken dieser drei Männer war es somit hauptsächlich zuzuschreiben, wenn trotz des anfänglich ertheilten Befehles, die Truppen bei Metz zusammenzuziehen, doch in dieser Hinsicht wenig oder gar nichts geschah. Denn man behauptete, zuvor die Erklärung des Wiener Hofes über die Anfrage abwarten zu müssen, ob er der Absendung von Hülfstruppen oder der Auszahlung von Subsidien den Vorzug zu geben gedenke. Mittlerweile gingen wenigstens ein paar kostbare Wochen unbenützt verloren.

Wenn d'Argenson, Rouillé und der Abbé de la Ville als diejenigen genannt werden müssen, welche die französische Regierung von energischen Schritten zu Gunsten der Kaiserin abzuhalten suchten, so waren es hingegen der Marschall Belleisle, der Abbé de Bernis und die Marquise von Pompadour, welche eifrig hiezu trieben. Man weiß, daß Belleisle von seinem früheren Widerstande gegen die neue Vereinbarung zwischen Frankreich und Oesterreich völlig zurückgekommen war, und nun lebhafter als Andere auf nachdrückliches Zusammenwirken der beiden Regierungen drang. So weit ging er in dem Antheile, welchen er für die Sache der Kaiserin an den Tag legte, daß er unaufgefordert an Browne schrieb und ihm Rathschläge in Bezug auf die Kriegführung gegen den König von Preußen ertheilte. Jedem Hauptschlage, jeder Schlacht möge er ausweichen, sich bloß vertheidigungsweise verhalten, den Kampf in die Länge ziehen und insbesondere darauf hinwirken, die Desertion in dem preußischen Heerlager zu fördern. Denn Niemand, und am allerwenigsten den Gegnern Preußens war die Art und Weise unbekannt, in welcher Friedrich nach dem Beispiele seines verstorbenen Vaters sein Heer zu ergänzen pflegte. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß vielleicht mehr als die Hälfte seiner Soldaten nach nichts lebhafter sich sehnte, als dem eisernen Joche des preußischen Militärverbandes wieder zu entrinnen, unter welches sie durch Mittel aller Art entweder hinterlistig verlockt oder gewaltsam gepreßt worden waren. Im Kriege aber und vor Allem bei dem Zusammenstoße mit dem Feinde bot sich hiezu ungleich leichter die Gelegenheit dar als bei der strengen Ueberwachung im Frieden. Und sie wurde bei dem Umstande, daß im preußischen Heere grund-

sätzlich zwei Drittheile eines Regimentes aus Fremden bestanden, vorzugsweise von diesen auch reichlich benutzt.

Wie der Marschall Belleisle, war auch der Abbé de Bernis ein unermüdlicher Fürsprecher für rasche und getreue Erfüllung der Bestimmungen des Vertrages von Versailles. Von dem Manne darf dieß nicht Wunder nehmen, der an dem Zustandekommen dieses Vertrages am meisten betheiligt war, der ihm sein politisches Ansehen verdankte und der in der weiteren Entwicklung des Systems, das ihm zu Grunde lag, den festesten Stützpunkt erblickte für eine zukünftige glänzende Laufbahn. Und was endlich die Marquise von Pompadour angeht, so wurde sie nicht müde, ihren mächtigen Einfluß bei dem Könige im Sinne einmüthigen Zusammengehens mit Oesterreich geltend zu machen.

Die Motive, welche die Marquise von Pompadour zu dieser Handlungsweise vermochten, sind wohl nicht allzu schwer zu ergründen. Freilich hat man die Feindseligkeit gegen Preußen, welche als natürliche Folge ihrer Parteinahme für Oesterreich sich ergab, bloß einer persönlichen Empfindlichkeit der Pompadour über die stachlichten Witzworte zuschreiben wollen, in denen König Friedrich seinen beißenden Spott über sie ergoß. Ist man ja doch so weit gegangen, hierin auch den entscheidenden Beweggrund zu erblicken, weßhalb die Kaiserin Elisabeth von Rußland in dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen auf die Seite des ersteren sich stellte. Aber ernstere Beurtheiler werden die tiefer liegenden Ursachen der Handlungsweise jener Frauen gar leicht erkennen. So wie es bei der Kaiserin Elisabeth deren ungleich wichtigere und ungleich entscheidendere gab als ihre Verstimmung gegen Friedrich selbst, so war dieß ohne Zweifel auch bei der Pompadour der Fall. Ein neues politisches System wollte sie in Frankreich einführen, der Jahrhunderte alten Feindschaft gegen das Haus Oesterreich ein Ende machen, durch die Erwerbung der Niederlande einem Zweige des Hauses Bourbon einen beneidenswerthen Besitz und vielleicht dereinst auch Frankreich eine ansehnliche Vergrößerung verschaffen, dann aber, wenn nur durch Preußens Besiegung der ewige Ruhestörer für alle Zeiten zum Schweigen gebracht sein würde, Frankreich und mit

ihm dem Festlande Europa's eine Aera des Friedens und der ungestörten inneren Entwicklung bescheeren. Sie selbst als diejenige, welcher man einen so glücklichen Zustand zunächst zu verdanken haben würde, hätte hiedurch ihren Einfluß, ihre Macht, ja vielleicht ihren Nachruhm dauernd begründet.

Ohne hiedurch für die gewiß im höchsten Grade verwerfliche Persönlichkeit der Marquise von Pompadour irgendwie in die Schranken treten zu wollen, kann man doch zugeben, daß wenigstens in der großen Angelegenheit, von welcher hier die Rede ist, die Beweggründe ihrer Handlungsweise keineswegs durchaus zu tadelnde, sondern theilweise sogar höchst anerkennenswerthe waren. Und nachdem sie einmal in der Sache Partei genommen hatte, verfolgte sie mit Eifer und Entschlossenheit die eingeschlagene Bahn. Unermüdlich war sie, mitzuwirken zur Beseitigung der Hindernisse, welche theils in der Natur der Dinge selbst lagen, theils von gegnerischer Seite mit reger Geschäftigkeit fortwährend aufgethürmt wurden. Mit dem Scharfblicke und der Schlauheit des Weibes ertheilte sie Starhemberg die besten Rathschläge, um zu seinem Ziele zu gelangen. Und als man in Frankreich die Nachricht von dem Einmarsche der Preußen in Sachsen erhalten hatte, da beantwortete sie den früheren Brief des Grafen Kaunitz [47]) mit Versicherungen ihrer Befriedigung über den Abschluß des Vertrages von Versailles, und ihrer Bereitwilligkeit, das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und Frankreich auch fortan kräftig zu fördern [48]).

Die hier nur kurz angedeutete wechselseitige Befehdung der verschiedenen Parteien am französischen Hofe brachte natürlicher Weise auch ein stetes Schwanken in den dortigen Entschlüssen hervor. Am deutlichsten zeigte sich dieß, als das Begehren der Kaiserin wegen Absendung des Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann nach Mähren an die französische Regierung gelangte. Anfangs war man damit wenig zufrieden, und wenn man sich schon nicht gegen die Truppenstellung an und für sich erklärte, so hätte man die französischen Streitkräfte doch ungleich lieber zu einem unmittelbaren Angriff gegen preußische Lande, etwa in der Richtung auf Cleve verwendet. Dann

aber schien man den früheren Widerwillen gegen die Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich überwinden und dem Wunsche der Kaiserin Folge geben zu wollen. Schriftlich theilte der Kriegsminister d'Argenson dem Grafen Starhemberg die Befehle mit, welche gegeben wurden, um das Hülfscorps bis zum 24. October in Straßburg beisammen zu haben. Ja man erklärte sich bereit, einen Theil desselben schon mehrere Tage früher den Marsch antreten zu lassen, und wünschte nur, daß Vorkehrungen getroffen würden, um nicht nur die Artillerie und die Bagage, sondern auch die Truppen selbst zu ihrer größeren Schonung auf Schiffen die Donau hinab nach Oesterreich zu bringen. Sogar d'Argenson zeigte Bereitwilligkeit, die Wünsche der Kaiserin zu erfüllen, und nur Rouillé konnte die üble Laune nicht verbergen, mit welcher diese Nachgiebigkeit des Königs von Frankreich ihn erfüllte. Ja er erging sich sogar, berichtete Starhemberg, in Vorwürfen, „welche von jedem Anderen als von ihm beleidigend wären“ [49]).

Starhemberg hätte die Sachlage vielleicht richtiger aufgefaßt, wenn er statt der bestimmten Ankündigung, daß trotz dieser Worte Rouillé's die Absendung des französischen Hülfscorps nach Mähren demnächst erfolgen werde, in denselben ein Vorzeichen erblickt hätte, daß der französische Hof bei seinem ersten Entschlusse nicht lang beharren werde. Noch am 3. October bezeichnet Starhemberg denselben als einen zweifellos feststehenden, und schon zwei Tage später muß er dem Grafen Kaunitz berichten, im Auftrage des Königs habe ihm Bernis eine Denkschrift mitgetheilt, derzufolge die französische Regierung sich nur schwer entschließen könnte, dem Wunsche der Kaiserin wegen Absendung des französischen Hülfscorps nach Mähren Folge zu geben [50]).

Die Gründe, welche diese Abänderung des früheren Entschlusses herbeigeführt hatten, waren der Denkschrift zufolge theils militärischer und theils politischer Art. Aus Truppen, die man bei Beginn des Winters mehrere hundert Meilen von ihrer Heimat entsende, werde die Kaiserin nur sehr geringen Nutzen ziehen können. Der französische Soldat liebe es nicht, in so großer Entfernung von seinem Lande zu

kämpfen; er sei dann leicht Krankheiten unterworfen und zur Desertion geneigt. Erst gegen Ende Jänner werde das Hülfscorps nach Mähren gelangen können. Dann aber bedürfe es wenigstens einige Monate der Erholung; es von Frankreich aus mit den nöthigen Recruten und Remonten zu versehen, werde mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein.

Die Kaiserin selbst habe die Nothwendigkeit der Aufstellung eines Beobachtungsheeres am Niederrhein anerkannt. Die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, der Fürstbischof von Lüttich und eine Menge anderer Reichsfürsten seien durch das Unglück, welches Sachsen betroffen, mit Schrecken erfüllt worden. Gewiß würden sie der gemeinsamen Sache abtrünnig werden, oder es wenigstens nicht wagen, für deren Vertheidigung in die Schranken zu treten, wenn sie mit ansehen müßten, wie die Niederlande von Truppen entblößt und die französischen Streitkräfte nach Mähren geschickt würden. Nur die Aufstellung eines Heeres könne sie beruhigen und ihnen den Muth einflößen, für die Sache der Kaiserin diejenigen Truppen zu stellen, welche ihr Frankreich kraft des noch abzuschließenden geheimen Tractates zu verschaffen sich bemühen werde. Denn nur durch diesen Vertrag werde das innigste Einvernehmen zwischen den beiden Höfen herbeigeführt und jene Uebereinstimmung erzielt werden können, welche allein sie in den Stand setzen werde, große Schläge zu führen, den Erfolg des Krieges zu entscheiden und Europa so bald als möglich die Ruhe wiederzugeben.

Die Reichsstände ermuthigen, Hannover bedrohen, die Niederlande schützen, Holland im Zaum halten, endlich den König von Preußen beunruhigen, ja ihn sogar in der Flanke angreifen, in diese Worte faßt die französische Denkschrift noch einmal die Aufgaben des aufzustellenden Beobachtungsheeres zusammen. So entschieden wurde die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung betont, daß man es mehr wie ein Zeichen besonderer Höflichkeit als wie eine ernstgemeinte Erklärung ansehen mußte, wenn am Schlusse der Denkschrift doch noch die Aussicht eröffnet wurde, dem Begehren der Kaiserin, wenn sie auf demselben fortan bestehe, zu willfahren. In diesem Falle würde der König

seiner Freundschaft für sie auch dieses schwere Opfer bringen, hauptsächlich darum so schwer, weil aus dem unzweifelhaften Ruin eines so beträchtlichen Armeecorps der gemeinsamen Sache kein Vortheil erwachsen könne [51]).

Die hier ausgesprochene Ansicht, daß das Begehren des Wiener Hofes dessen eigenem Interesse zuwider sei, hatte am lebhaftesten der Marschall Belleisle vertreten, dem eigentlich die ganze Aenderung des früheren, während einer kurzen Abwesenheit des Marschalls gefaßten Beschlusses zuzuschreiben war. Aber auch das Mißtrauen, daß man Schlesien wieder erobern und sich gleichzeitig im Besitze der Niederlande erhalten wolle, war nach Starhembergs Meinung nicht ohne Einfluß hierauf geblieben. Nur durch den Abschluß des geheimen Tractates vermöge man, wiederholte jetzt auch Starhemberg, diesen tief eingewurzelten Verdacht zu beseitigen [52]).

Eine der entscheidenden Ursachen, weßhalb man in Frankreich so sehr auf das baldige Zustandekommen dieses Vertrages drang, lag nach Starhembergs Versicherung auch noch in der Besorgniß, am Wiener Hofe könnten die Gegner der Allianz mit Frankreich die Oberhand bekommen. Von allen Ministern der Kaiserin sei es doch nur Kaunitz, der dieses Bündniß mit Nachdruck und aus wahrer Ueberzeugung vertrete. Auf zwei Augen allein aber könne ein so weit aussehender Plan, bei welchem Frankreichs Wohl so sehr betheiligt sei, unmöglich gebaut werden. Nur die Bekräftigung desselben durch einen förmlichen Tractat vermöge Frankreich die nöthige Sicherstellung zu gewähren [53]).

Groß war in Wien die Befriedigung, als man durch Starhembergs erste Berichte von der Zusage der französischen Regierung Kenntniß erhielt, in pünktlicher Erfüllung der Bestimmungen des Vertrages von Versailles das Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann dorthin, wo die Kaiserin es begehrte, somit auch nach Böhmen oder Mähren abgehen zu lassen. Allsogleich wurden an die deutschen Reichsfürsten die erforderlichen Requisitionsschreiben zur Bewilligung des ungehinderten Durchmarsches dieser Truppen gerichtet. Die unverzüg-

liche Absendung eines Commissärs versprach man, um Alles, was sich auf die Verpflegung und auf den Transport der französischen Streitkräfte bezog, aufs beste zu regeln. Die Vorsorge für sie werde ganz Europa, schrieb Kaunitz in der ersten Freude an Starhemberg, ein sprechender Beweis der besonderen Rücksicht der Kaiserin für Alles sein, was dem Könige von Frankreich angehöre. Die vierundzwanzigtausend französischen Soldaten würden ebensoviele Zeugen der pünktlichen Erfüllung dieser Versprechungen sein. Wenn die Armee in Mähren zeitlich genug zusammengebracht werden könne, um noch in dem laufenden Jahre ihre Operationen zu eröffnen, so werde Prinz Karl von Lothringen dieselbe befehligen. Doch sei man weit davon entfernt, den Truppen allzu große Anstrengungen zumuthen zu wollen. Vielleicht werde man sie gleich nach ihrer Ankunft in die Winterquartiere verlegen. Alles hänge von der Jahreszeit und den Ereignissen ab, die Niemand vorhersehen könne.

Der Erfolg werde zeigen, so schließt Kaunitz seine Depesche an Starhemberg, daß die Gesinnung des Wiener Hofes der französischen Regierung nichts zu wünschen übrig lasse. Die Kaiserin sei wahrhaft gerührt von der Freundschaft, welche der König von Frankreich ihr beweise. Keinem ihrer Minister würde sie irgend einen Gedanken verzeihen, der nicht völlig übereinstimme mit dem gegenwärtigen politischen Systeme. Denn sie halte es für das einzige, welches die katholische Religion so wie die Freiheiten Europa's und Deutschlands retten und für alle Zukunft das Glück der beiden Dynastien befestigen könne. Wenn die Umstände es erlauben würden, diese Gesinnungen öffentlich zu bekennen, so würden Ihre Majestäten sie gerne der ganzen Welt mittheilen. Er aber hoffe, daß die Instructionen, welche Starhemberg heute erhalte, dieß binnen kürzester Zeit möglich machen würden [54]).

Die hier angekündigten Instructionen enthielten die eingehenden Erklärungen des Wiener Hofes über die einzelnen Punkte des noch in Verhandlung begriffenen geheimen Tractates. Und um den Personen, welche man als die einflußreichsten am französischen Hofe und als die eigentlichen Stützen der Allianz mit demselben betrachtete, in dieser Gesinnung noch zu bestärken, richtete Kaunitz ein abgesondertes

Schreiben an Starhemberg, voll des schmeichelhaftesten Inhalts für den Marschall Belleisle [55]). In ähnlichem Sinne, nur viel ausführlicher noch beantwortete er den Brief der Marquise von Pompadour [56]).

So lebhaft die Freude des Wiener Hofes über das Versprechen der Absendung des französischen Hülfscorps nach Oesterreich gewesen, so groß war die Bestürzung über die plötzliche und ganz unerwartete Nachricht von der Aenderung dieses Entschlusses. Die Kaiserin selbst und Kaunitz gaben ihren Schmerz, ja man kann fast sagen, ihre Entrüstung hierüber dem Grafen Starhemberg in den unzweideutigsten Ausdrücken kund. Keinen Augenblick habe man, so ließ sich die Erstere vernehmen, an der Zuverlässigkeit der französischen Zusage zweifeln können. Denn sie entspreche nicht bloß dem deutlichen Buchstaben des Tractates, sondern die französische Regierung habe noch überdieß ihr Verfahren vor aller Welt als eine neue Probe der Gewissenhaftigkeit hingestellt, mit welcher sie die Verträge zu erfüllen gewohnt sei. Man habe gar wohl gewußt, daß die französischen Truppen nicht vor Ende des gegenwärtigen Feldzuges in Oesterreich eintreffen, und nicht eher als im künftigen Frühjahr mit Erfolg gebraucht werden könnten. Aber immer sei das Hauptaugenmerk des Kaiserhofes auf den Eindruck und die Wirkung gerichtet gewesen, welche die Absendung dieser Truppen nach Oesterreich in ganz Europa hätte hervorbringen müssen. Denn eine größere Rechtfertigung der von dem Kaiserhofe mit Frankreich eingegangenen Verbindung hätte sich niemals ersinnen lassen. Alle diese hochbedeutsamen Absichten seien nun mit einem Male vereitelt; ja man müsse noch überdieß besorgen, daß die so plötzliche Veränderung der Entschlüsse Frankreichs jetzt überall die schädlichste und die gehässigste Auslegung finden werde.

Am empfindlichsten sei sie jedoch, fährt die Kaiserin fort, von der Behauptung, daß die Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich ihrem eigenen Interesse zuwiderlaufe, und von dem Zusammenhange berührt worden, in welchen man dieselbe mit dem Abschlusse des geheimen Tractates zu bringen trachte. Für den Augenblick sei von nichts Anderem die Rede als von der Erfüllung der Bestimmungen des Vertrages von Versailles. Wenn man dieser unter dem Vorwande

auszuweichen suche, daß ihr Oesterreichs eigenes Interesse widerstreite, dann könne ebensowenig auf alle künftigen Zusagen mit Sicherheit gezählt werden. Auch ohne den Abschluß eines zweiten Tractates wäre Frankreich nicht berechtigt, die Absendung des Hülfscorps zu versagen, und jedenfalls hätte es ein viel anständigeres Mittel als das von ihm gebrauchte finden können zur Beschleunigung der Verhandlung.

Endlich müsse sich, fügt Maria Theresia nicht ohne Selbstgefühl hinzu, der Hof von Versailles keinen richtigen Begriff von ihrer Denkungsart gemacht haben, wenn er vermuthete, sie würde durch seine ablehnende Antwort um so eher vermocht worden sein, sich in den noch schwebenden Verhandlungen seinem Begehren willfährig zu fügen. Das Gegentheil hievon würde bei den vor kurzem an Starhemberg abgegangenen Instructionen geschehen sein, wenn sie schon damals dasjenige hätte ahnen können, wovon sie erst durch den später eingetroffenen Courier benachrichtigt wurde. Gerade durch jene Instructionen aber müsse die französische Regierung den überzeugendsten Beweis erhalten haben, wie weit man in Wien von jeder Zweideutigkeit entfernt sei, welche vielmehr das beste Mittel wäre, Alles zu verderben.

Starhemberg wurde beauftragt, dem Hofe von Versailles aufs deutlichste zu erklären, daß die Kaiserin sich weder des Rechtes, welches ihr kraft des abgeschlossenen Defensivtractates zustehe, die Absendung der bedungenen Truppenzahl nach Oesterreich zu fordern, begeben, noch es zulassen könne, daß diese Sache mit den noch schwebenden Verhandlungen in Verbindung gebracht werde. Um jedoch in jeder Beziehung die größte Rücksicht auf die Wünsche des Königs von Frankreich walten zu lassen, wolle sie sich mit der bestimmten Zusicherung begnügen, daß die Entsendung des französischen Hülfscorps nach Oesterreich, wenn sie es begehren sollte, allsogleich erfolge. Inzwischen möge ihr statt der Truppenhülfe die in dem Vertrage von Versailles festgesetzte Subsidienzahlung zu Theil werden [57]).

Die vorstehenden Betrachtungen und die daraus gezogenen Folgerungen wurden von Kaunitz in einer französisch abgefaßten Depesche

erneuert und wo möglich in noch stärkere Ausdrücke zusammengefaßt. Und in einem abgesonderten eigenhändig geschriebenen Briefe beauftragte er den Grafen Starhemberg, entweder dem Marschall Belleisle oder dem Abbé de Bernis, vielleicht sogar Beiden, Kenntniß von dem Wortlaute dieser Depesche zu geben und ihnen die Unzufriedenheit des kaiserlichen Hofes mit den grellsten Farben zu schildern. Den Eindruck aber, welchen diese Mittheilung auf sie hervorbringen werde, möge Starhemberg sorgfältig beobachten und hierüber umständlich berichten [58]).

Wie es seine Pflicht war, entledigte Starhemberg sich pünktlich des ihm von Kaunitz ertheilten Auftrages. Die Depesche des Letzteren las er sowohl dem Marschall Belleisle als dem Abbé de Bernis vor, und er berichtet, auf Beide hätte sie einen unverkennbaren Eindruck gemacht. Dringend bat ihn Bernis um Ueberlassung derselben, um sie dem Könige selbst und der Marquise von Pompadour mittheilen zu können [59]). Aber in den Entschlüssen der französischen Regierung brachte sie doch keine Aenderung hervor. Man vermied es, die von der Kaiserin verlangte Zusage zu geben, daß man ihr wenigstens im nächsten Frühjahr das Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann zusenden werde. Um sie über die offenbare Verletzung des Vertrages von Versailles, welche in dieser Weigerung lag, zu beruhigen, sprach man von der festen Absicht, eine wenigstens dreifach größere, jedoch selbstständige Heeresmacht gegen den gemeinsamen Feind, den König von Preußen, aufstellen zu wollen [60]). Zur Herbeiführung einer Verständigung über einen gemeinsamen Feldzugsplan wurde der General-Lieutenant Graf d'Estrées, welchen Viele den ausgezeichnetsten Officier der französischen Armee nannten [61]), zu persönlicher Unterhandlung nach Wien gesandt. Und vor Allem drang man darauf, daß auch am russischen Hofe auf rasche Entschlüsse und energische Durchführung derselben nachdrücklich hingewirkt werde.

Es ist fast selbstverständlich, daß es einer solchen Aufforderung dem Wiener Hofe gegenüber eigentlich gar nicht bedurfte. Denn auf das enge Zusammengehen mit Rußland und auf dessen thatkräftige Theilnahme an dem Kriege wider Preußen war ja der ganze Plan, welcher mindestens die Wiedereroberung Schlesiens als Zielpunkt

verfolgte, vorzugsweise gegründet. Und zu diesem energischen Zusammenwirken bezeigte Niemand größere Geneigtheit und eifrigere Bereitwilligkeit als Rußland selbst.

Es ist von nicht gewöhnlichem Interesse, die Veränderungen zu beobachten, welche seit der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth in deren Gesinnungen und Anschauungen über ihr Verhältniß zu Oesterreich eingetreten waren. Man weiß daß die Staatsumwälzung, durch die sie zur Krone gelangte, zumeist durch den Einfluß Frankreichs herbeigeführt wurde, welches damals — im December 1741 — gegen Oesterreich Krieg führte. Die Vorgänger Elisabeths in der Regierung, die Großfürstin Anna und ihr Gemal Anton Ulrich von Braunschweig waren gut österreichisch gesinnt und es wird behauptet, die ersten Papiere, welche Elisabeth in der Cassette der gestürzten Regentin gefunden, seien Briefe der Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel gewesen, in denen dringend gerathen wurde, die Prinzessin Elisabeth in ein Kloster zu sperren. Man kann sich denken, in welch feindselige Stimmung gegen den Wiener Hof die leidenschaftliche Fürstin hiedurch versetzt wurde. König Friedrich von Preußen schürte sie gewaltig; die Günstlinge der Zarin, Lestocq und Brümmer waren ihm ergeben; in der Fürstin von Anhalt-Zerbst schuf er sich eine neue und mächtige Alliirte. Und um die Zarin vollends für sich zu gewinnen, suchte Friedrich aus ihren weiblichen Schwächen, vor Allem aus ihrer Eitelkeit für sich Nutzen zu ziehen. Es wurde damals erzählt, er schreibe ihr Briefe, welche erfüllt seien von Schmeicheleien über ihre Schönheit und ihren Geist. Er habe ihr sein Bildniß geschickt und dazu geschrieben, er beneide die Leinwand, auf die es gemalt sei, weil die schönsten Augen der Welt auf sie geheftet sein würden.

Zu diesen Bestrebungen der Feinde Maria Theresia's kamen noch die Beziehungen, in welche der österreichische Gesandte Marquis Botta zu der sogenannten Verschwörung Lapuchins gebracht wurde. Nur allmälig und mit großer Mühe gelang es, den Zorn der Zarin über diesen Vorfall einigermaßen zu beschwichtigen. Der Großkanzler Bestuschew leistete hiebei die ersprießlichsten Dienste. Seine Abneigung

wider Preußen wurde durch König Friedrichs gewaltthätiges Verfahren gegen Sachsen noch gesteigert. Denn Bestuschew stand unter dem fast unbeschränkten Einflusse des sächsischen Geschäftsträgers Funk, der durch seine Einsicht und seine Geschäftstüchtigkeit dasjenige wenigstens theilweise ersetzte, was dem Großkanzler abging.

Das Meiste thaten freilich die Feinde Oesterreichs selbst, um sich die Zarin, welche zu gewinnen sie so eifrig bemüht gewesen waren, wieder zu entfremden. Der französische Gesandte Marquis de la Chetardie beleidigte sie persönlich durch die ehrverletzende Weise, in der er über sie nach Frankreich berichtete; er mußte Rußland verlassen. Auch Lestocq wurde gestürzt und die Fürstin von Anhalt-Zerbst gleichfalls nicht mehr lang am russischen Hofe geduldet. Die Allianz von 1746 war der Ausdruck der vollständigen Umstimmung der Zarin, welche von nun an dem Bündnisse mit Oesterreich unwandelbar treu blieb.

Trotz dieser anscheinenden Standhaftigkeit würde man sich doch irren, wenn man glauben wollte, daß man auf diese Gesinnung der Zarin unter allen Umständen zu bauen vermocht hätte. So rasch sie von Frankreich abgefallen war und von Preußen, so leicht konnte ein Gleiches auch in Bezug auf Oesterreich geschehen. Man weiß ja, wie wenig die Zarin den Staatsgeschäften sich widmete, wie wenig sie daher auch von ihnen verstand und wie sie dagegen den verschiedensten, in ganz anderen Bahnen sich bewegenden Einwirkungen zugänglich war. Die Nacht zum Tage, den Tag aber zur Nacht umgestaltend, war sie mit nichts als mit ihren Kleidern, mit den Freuden der Tafel und der Liebe beschäftigt und fühlte sich am wohlsten im Verkehr mit ihren Dienern und Mägden. Unter dieser Unthätigkeit litten die öffentlichen Angelegenheiten in ganz unglaublichem Maße. Insbesondere trat dieß bei den auswärtigen Geschäften ein, und Bestuschew war nicht der Mann, der ihrer Behandlung aus eigenem Antriebe einen rascheren Schwung zu geben vermocht hätte. Eine ungeregelte Lebensweise, ein stark ausgesprochener Hang zu unmäßigem Essen und Trinken, Ausschweifungen aller Art hatten ihn frühzeitig gealtert. Die Folgen thörichter Verschwendung und maßlosen Spieles, häusliche

Kümmernisse drückten ihn schwer. Hiezu kam noch der Aberglaube, demzufolge er viele Tage des Jahres als unglückbringend ansah und an denselben zu keinem Geschäfte zu bringen war. Nicht nur, wie dieß in Rußland auch jetzt noch nicht selten geschieht, die Montage, sondern bezeichnend genug, auch der Jahrestag seiner Vermählung und derjenige der Geburt seines Sohnes wurden von ihm als Unglückstage betrachtet. Seine nähere Umgebung hielt sich dieselben immer vor Augen, und hütete sich wohl, ihm an einem solchen Tage von Geschäften zu sprechen.

Bedenkt man noch außerdem die angeborne Unschlüssigkeit und Trägheit des Großkanzlers, seine geringe Kenntniß der politischen Verhältnisse so wie der inneren Zustände der fremden Staaten, und berücksichtigt man, daß er mit einem sehr unvortheilhaften Aeußeren weder die Gabe rascher Auffassung noch diejenige verband, seine eigenen Gedanken geläufig auszusprechen und sich leicht verständlich zu machen, so wird man begreifen, wie unzureichend die Begabung des Mannes war, in dessen Händen die Leitung der auswärtigen Geschäfte Rußlands lag. Sein Eigennutz und seine Bestechlichkeit vervollständigen endlich die dunklen Züge des Bildes, das man sich von Bestuschew entwerfen muß.

Eine an und für sich wohl tadelnswerthe Eigenschaft Bestuschews, seine unversöhnliche Rachsucht war es übrigens, welche unter den gegebenen Verhältnissen Oesterreich zu statten kam. Mit einer gewissen Bestimmtheit durfte man darauf zählen, daß er sogar durch sehr weit gehende Zugeständnisse nicht abzubringen sein werde von seinem tief eingewurzelten Hasse gegen den König von Preußen.

Man kann sich wohl denken, daß ein Mann von Bestuschews schwerfälliger Pedanterie und wenig anregender Verkehrsweise einer vergnügungssüchtigen, nur allzu leicht gelangweilten Frau wie Elisabeth nicht angenehm sein konnte, und daß sie ihn in seinem Amte nur duldete, weil sie keinen Bessern wußte, um es in dessen Hände zu legen. Weil jedoch die Zarin nach persönlichem Verkehr mit Bestuschew nur geringes Verlangen trug, wurde seine geschäftliche Berüh-

rung mit ihr nur schriftlich aufrecht erhalten. Da sie aber nur schwer dazu zu bringen war, Actenstücke zu lesen oder gar zu unterzeichnen, so war Bestuschews amtliche Verbindung mit der Kaiserin oft durch lange Zeit ganz unterbrochen. Rascher gingen die Geschäfte von statten, wo sie von einem Manne besorgt wurden, welchen seine Stellung am Hofe in steter Berührung mit der Kaiserin erhielt und der ihr oft mündlich eine Entscheidung abnöthigte, die man schriftlich von ihr niemals erlangt hätte. Es war dieß der einflußreichste Mann in dem damaligen Rußland, einflußreich nicht bloß durch das Ansehen, in welchem er selbst bei Elisabeth stand, sondern vielleicht mehr noch durch die Gunst, in der verschiedene Mitglieder seiner Familie bei ihr sich befanden.

Peter Schuwalow war gleichzeitig Senator und General en chef; die letztere militärische Würde kam der eines Feldmarschalls am nächsten. Als Mitglied des dirigirenden Senates beherrschte er denselben; er allein, sagt ein Zeitgenosse von Schuwalow, spricht und entscheidet daselbst. Früher hatte noch Trubetzkoi dort einiges Ansehen genossen, durch Schuwalow wurde er jedoch völlig verdrängt. Die Kaiserin war einmal selbst nach dem Senate gekommen und hatte erklärt, sie sei mit Jedermann unzufrieden, Schuwalow allein zeige sich einsichtsvoll, seine Meinung müsse daher befolgt werden. Da aber zu dem Geschäftskreise des Senates Alles, nur nicht die auswärtigen Angelegenheiten gehörte, da ihm die Entscheidung in Allem zustand, was sich auf die Finanzen, den Handel, die Gesetzgebung bezog, so mag man sich einen Begriff machen von der Machtfülle, die in den Händen Schuwalows lag. Es kann nicht gesagt werden, daß er sie nicht auch zum Nutzen Rußlands gebrauchte, denn sein unruhiger Geist wurde nicht müde in der Hervorbringung und Annahme neuer Projecte, von denen wenigstens einige dem Staate zum Vortheil gereichten. Aber auf sich selbst vergaß Schuwalow ebenfalls nicht, und seine amtliche Stellung wurde für ihn zu einer unerschöpflichen Quelle, sich Reichthümer zu sammeln.

Noch viel größeren Werth als auf diese Stellung legte Schuwalow in seiner Eitelkeit auf die militärische Würde, die er bekleidete. Jedoch auch auf diesem Gebiete war er voll Thätigkeit, wie denn die

ruſſiſche Artillerie ihm namhafte Verbeſſerungen verdankte. Man behauptete von ihm, daß er große Sehnſucht darnach trage, in einem Kriege Rußlands Oberfeldherr zu ſein, und da er gleichfalls zu den Gegnern Preußens gehörte, ſo wurde dadurch für Oeſterreich eine ſehr willkommene Ausſicht eröffnet.

Es iſt früher geſagt worden, daß außer Peter Schuwalow auch noch andere Mitglieder ſeiner Familie ſich der Gunſt der Zarin erfreuten. In ſehr hohem Maße war dieß mit Schuwalows Gemalin der Fall; ſie war mit Eliſabeth erzogen worden und auch jetzt noch ihre Vertraute und ſtete Begleiterin [62]). Peters Bruder, Alexander Schuwalow, war gleichfalls General en chef, aber außerdem Inquiſitor des Staates; ſeiner Ueberwachung waren der Großfürſt Peter und deſſen Gemalin Katharina vertraut. Nur durch ſeine Vermittlung konnten ſie die Erlaubniß zu freierer Bewegung erhalten, und auch darum war ihnen die ganze Familie beſonders verhaßt. Doch muß zu ſeiner Ehre geſagt werden, daß er ſeines furchtbaren Amtes im Geiſte der Milde und Gerechtigkeit waltete. „Was dieſes „Tribunal um ſo ſchrecklicher macht", heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung, „iſt, daß es nur aus einem einzigen Inquiſitor beſteht, „der wieder nur einen einzigen Secretär beſitzt. Derjenige, welcher „gegenwärtig dieß letztere Amt bekleidet, iſt halb verrückt und faſt „immer betrunken. Bevor ein Angeber gehört wird, muß er ſeine „Anklage dreimal unter der Knute beſtätigen. Hat er dieß gethan, „dann muß der Angeklagte entweder geſtehen oder gleichfalls unter „der Knute das Gegentheil darthun. Peter der Große hat dieſen „eigenthümlichen Vorgang eingeführt, um die Angebereien minder „zahlreich zu machen" [63]).

Man ſieht, daß die Stellung Alexander Schuwalows, wenn gleich vielleicht von geringerer Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten als diejenige ſeines Bruders Peter, doch kaum eine weniger mächtige war. Ihren eigentlichen Stützpunkt aber fanden beide in der perſönlichen Gunſt, in welcher ein viertes Mitglied der Familie, Iwan Iwanowitſch Schuwalow, bei der Kaiſerin ſtand. Er war ihr erklärter Liebling, und es wird behauptet, daß er am Hofe

von St. Petersburg eine ähnliche Stellung einnehme wie die Marquise von Pompadour in Versailles. Im Jahre 1756 mochte Iwan Schuwalow etwa siebenundzwanzig Jahre zählen. Er besaß edle und einnehmende Gesichtszüge, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und zeigte sich, so viel das Erniedrigende seiner Stellung dieß zuließ, bei jeder Gelegenheit als ein Mann von Herz und Verstand. Alles war der Meinung, daß wenn die Kaiserin schon eines Günstlings bedurfte, sie eine bessere Wahl nicht leicht zu treffen vermocht hätte.

Nicht nur der Liebe seiner Herrin erfreute sich Iwan Iwanowitsch, er besaß auch ihr unbeschränktes Vertrauen und machte davon einen im Ganzen lobenswerthen Gebrauch; ihm verdankt die Universität von Moskau ihre Gründung. Durch die knechtischen Huldigungen, welche ihm von allen Seiten dargebracht wurden, ließ er sich nicht zu Uebergriffen, zu Ausartungen verleiten.

Nicht ganz in demselben politischen Lager wie Bestuschew und die Brüder Schuwalow befand sich der Vicekanzler Michael Woronzow. Gleich den meisten Personen von Einfluß in dem damaligen Rußland war auch er aus sehr geringen Lebensverhältnissen emporgekommen; sein Vater soll eine Art Pächter gewesen und wegen Untreue zur Knute verdammt worden sein. Der Sohn diente Anfangs in niedriger Stellung bei Elisabeth; durch die Gunst dieser Fürstin und seine Heirat stieg er immer höher empor, durch die letztere soll er sogar in ein Verwandtschaftsverhältniß zur Kaiserin selbst getreten sein. Im Anfang seiner Laufbahn galt er für entschieden preußisch gesinnt; König Friedrich bestärkte ihn darin durch Uebersendung seines Ordens und einer ansehnlichen Geldsumme [64]). Als aber die einstige Vorliebe der Kaiserin für Preußen sich allmälig in Abneigung verwandelte, erkaltete auch Woronzows früher so warme Ergebenheit für Friedrich. Er behauptete, das politische System seiner Monarchin sei auch das seinige, und schien sichtlich bestrebt, dem Repräsentanten des Wiener Hofes sich mehr und mehr zu nähern und dessen Vertrauen zu erwerben.

Wo von den Personen die Rede ist, welche am russischen Hofe dem einmüthigen Zusammengehen mit Oesterreich günstig gesinnt

waren, darf der Staatsrath Olsuwiew nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Nächst dem Großkanzler und dem Vicekanzler war er das einflußreichste Mitglied des Reichscollegiums, welches die auswärtigen Geschäfte besorgte. Da Olsuwiew in demselben der einzige Mann war von wahrhaft hervorragender Begabung und wenigstens in Rußland ganz ungewöhnlichen Kenntnissen, übte er einen Einfluß, der über seine eigentliche amtliche Stellung sich beträchtlich erhob. Fortwährend unterhielt er die engsten und vertrautesten Beziehungen mit dem österreichischen Gesandten. Und wenn auch mit Fug und Recht angenommen werden darf, daß diese politische Richtung zunächst seiner eigenen Ueberzeugung entsprach, so ist doch nothwendig es nicht zu verschweigen, daß man in Wien es für nutzbringend hielt, ihn zu wiederholten Malen durch reiche Geschenke bei gutem Willen zu erhalten.

Nächst der Kaiserin selbst ist es wohl dem Zusammenwirken der hier genannten Männer zu danken, daß schon im April 1756 der österreichische Botschafter in St. Petersburg, Graf Nicolaus Esterházy, seinem Hofe das förmliche Anerbieten der Kaiserin Elisabeth vorlegen konnte, Oesterreich noch im laufenden Jahre mit achtzigtausend Mann gegen Preußen Beistand zu leisten. Und als Esterházy den Auftrag ausführte, der ihm von Wien aus zukam, mit der russischen Regierung die näheren Bedingungen festzustellen, unter welchen das gemeinschaftliche Vorgehen gegen Preußen stattzufinden habe, da fand am 10. April die Zusammentretung Esterházy's mit dem Großkanzler Bestuschew und dem Vicekanzler Woronzow statt. Von beiden Seiten wurden eigenhändige Erklärungen der Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth vorgelegt, durch welche die strengste Geheimhaltung der zu machenden Mittheilungen angelobt wurde. Dann aber verständigte man sich über die Grundlagen, auf welchen das Offensivbündniß zwischen Oesterreich und Rußland wider Preußen zu Stande zu bringen wäre. Beide Mächte sollten sich verpflichten, zur Kriegführung gegen den gemeinschaftlichen Feind nicht weniger als achtzigtausend Mann reguläre Truppen zu verwenden. Der Angriff auf den König von Preußen solle gleichzeitig erfolgen und kein einseitiger Friede oder Waffenstillstand mit demselben geschlossen, ja nicht einmal eine

abgesonderte Verhandlung gepflogen werden. So lang sei der Krieg nachdrücklich fortzusetzen, bis die Kaiserin Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erlangt, die Kaiserin von Rußland aber das Königreich Preußen erobert und dieses Land der Republik Polen neuerdings einverleibt, Rußland aber hiefür durch Curland und Semgallen entschädigt sein würde. Schweden und Sachsen seien zu diesem Bündnisse einzuladen; ersteres solle Pommern, letzteres aber Magdeburg erhalten.

Gleichzeitig mit diesem Berichte [65]) schilderte Esterházy die umfassenden kriegerischen Vorkehrungen, welche in Rußland zum Kampfe gegen Preußen getroffen wurden. Weit mehr als hunderttausend Mann wollte man zu dem Feldzuge verwenden und auch die Flotte ausrüsten, um den Angriff zu Land auch von der Seeseite wirksam zu unterstützen. Und so groß war der Eifer und die Ungeduld Rußlands, zum Kriege gegen Preußen zu gelangen, daß es eher abgemahnt werden mußte von allzu raschem Handeln, als aufgemuntert zu energischem Auftreten. Denn vor Beendigung der geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, schrieb Kaunitz am 22. Mai dem Grafen Esterházy, und vor Erzielung eines befriedigenden Resultates derselben wäre der Abschluß eines förmlichen Uebereinkommens mit Rußland nicht räthlich und ein Losschlagen gegen Preußen äußerst gefährlich. Vielleicht sogar Frankreich selbst, gewiß aber England und andere Mächte würden dem Könige von Preußen beistehen gegen einen solchen Angriff. Dadurch aber würde das Unternehmen nur zum Schaden Oesterreichs und Rußlands ausschlagen und die Sache für alle Zukunft verdorben werden [66]).

Ungern fügte man sich in Rußland dieser Anschauung des Wiener Hofes. Anfangs wurde zwar zugegeben, daß sie eine wohlbegründete sei, dann aber hieß es doch wieder, es sei besser, dem Feinde zuvorzukommen als sich von ihm zuvorkommen zu lassen. Dennoch that man den schon weit vorgeschrittenen Rüstungen einstweilen Einhalt, und mit größerer Vorsicht als bisher suchte man es zu vermeiden, bei den fremden Mächten, insbesondere bei Preußen und England Argwohn zu erregen [67]).

Gar bald überzeugte man sich jedoch in Wien, daß das Geheimniß der Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich nicht so treu bewahrt worden sei, als man einen Augenblick geglaubt hatte. Die angestrengten Rüstungen des Königs von Preußen bewiesen, daß er von Mißtrauen erfüllt, ja vielleicht gar schon in die Sache selbst eingeweiht sei. Man mußte immer mehr auf einen Angriff von seiner Seite gefaßt sein. Daher hielt man es für klug, nicht nur die eigenen militärischen Vorkehrungen thunlichst zu beschleunigen, sondern auch nach Rußland erging die Aufforderung, in Liefland und den anderen der preußischen Grenze nahe gelegenen Ländern eine ansehnliche Heeresmacht aufzustellen, um im Falle eines angriffsweisen Vorgehens des Königs von Preußen zur Hülfeleistung wider ihn bei der Hand zu sein[68]). Auf die erste Nachricht aber von dem wirklich erfolgten Angriffe möge Rußland seine Truppen gegen Preußen in Bewegung setzen und dadurch Oesterreich Luft schaffen, um nur den ersten und heftigsten Anprall aushalten zu können und durch denselben nicht allzusehr geschwächt zu werden. In diesem Falle sei Oesterreich bereit, die zwei Millionen, welche es laut des Vertrages vom Jahre 1746 nach der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz an Rußland zu bezahlen sich verpflichtet habe, der russischen Regierung schon im voraus verabfolgen zu lassen[69]).

Eine der größten Schwierigkeiten, mit denen der kaiserliche Botschafter in St. Petersburg, Graf Esterházy zu kämpfen hatte, bestand darin, daß Bestuschew, an England verkauft und aus diesem Grunde dem politischen Systeme nicht hold war, das durch das Bündniß Rußlands mit Oesterreich und Frankreich inaugurirt werden sollte. Die Großartigkeit der Geldmittel, über welche England verfügen konnte, so wie die steten Verlegenheiten, in denen der Großkanzler[70]) sich befand, wirkten zusammen, daß hierin auf keine Aenderung zu hoffen war. Der einzige Ausweg wäre darin gelegen, daß die Kaiserin Elisabeth den Grafen Bestuschew aus seiner Stellung entfernt hätte. Da sie seine Bestechlichkeit kannte und ihm persönlich mißtraute, schien sie mehr als ein Mal hiezu entschlossen, aber immer machten wichtige Einflüsse sich geltend, welche sie hievon wieder ab-

brachten [71]). Esterházy befand sich daher in der peinlichen Lage, die wichtigsten Verhandlungen mit einem Manne pflegen zu müssen, von welchem man jederzeit nicht allein auf geheimes Widerstreben gefaßt sein, sondern dem man sogar eine verrätherische Verbindung mit dem Feinde zutrauen mußte. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die Verhandlungen selbst wesentlich litten, während außerdem Bestuschew durch Intriguen aller Art eine thatkräftige Unterstützung Oesterreichs durch Rußland möglichst zu hintertreiben sich bemühte.

Einen nicht ganz unbegründeten Stützpunkt hiezu bot ihm die überlange Verzögerung, welche die Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich über die Bedingungen des zwischen ihnen noch abzuschließenden geheimen Vertrages erlitt. Nicht ohne einen gewissen Schein von Berechtigung konnte Bestuschew behaupten, es sei den beiden Mächten gar nicht Ernst mit den Planen, welche sie im Schilde zu führen sich das Ansehen gäben. Wäre dieß wirklich der Fall, so hätten sie längst eine Einigung über die näheren Bedingungen ihres Zusammengehens erzielt. Niemals wäre Rußland aufgefordert worden, seinen gegen Preußen gerichteten Rüstungen wieder Einhalt zu thun, und man würde schon lang nicht mehr auf die Antwort zu warten haben, welche den Erklärungen der russischen Regierung über das beabsichtigte gemeinschaftliche Vorgehen gegen Preußen von Wien aus noch immer nicht gegeben worden sei [72]). Die baldige Ertheilung dieser Antwort wurde nun auch von dem russischen Hofe in dringender Weise begehrt [73]).

Dem Allen wurde durch die von Tag zu Tag drohender werdende Gefahr eines Friedensbruches eine andere Wendung gegeben. Schon als Esterházy des Auftrages sich entledigte, dem russischen Hofe die erste Denkschrift des preußischen Gesandten Klinggräff mitzutheilen und für den Fall des Einmarsches der Preußen in Oesterreich russische Hülfe in Anspruch zu nehmen, wurde ihm Namens der Kaiserin Elisabeth eröffnet, daß sie „heilig und genau" die Verpflichtungen erfüllen werde, welche der Vertrag vom Jahre 1746 ihr auferlege [74]). Und als aus Dresden die Nachricht von der Ueberschreitung der

sächsischen Grenze nach St. Petersburg gelangt war, da sprach Elisabeth persönlich dem Grafen Esterházy die Absicht aus, ihren Truppen allsogleich Marschbefehl zu ertheilen. Sie werde für dieselben, sagte sie mit einer bitteren Anspielung auf die von preußischer Seite ausgesprochene Behauptung, daß es dem russischen Heere an Recruten, ja sogar an Brod fehle, solches schon noch aufzutreiben wissen. Mit ihren Soldaten, welche die Kälte gewohnt seien, werde auch zur Winterszeit etwas zu unternehmen sein [75]). Auf sechzigtausend Mann veranschlagten Bestuschew, Peter Schuwalow und General Apraxin die Anzahl der russischen Truppen, welche in einem Umkreis von etwa vier deutschen Meilen um Riga bereit standen, die Feindseligkeiten gegen Preußen zu eröffnen [76]).

In der schriftlichen Erklärung, welche Esterházy von der russischen Regierung erhielt [77]), wurde vorerst dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß man sich von dem Könige von Preußen habe zuvorkommen lassen. Solche Mäßigung einem Fürsten gegenüber, der selbst keine besitze, scheine übertrieben gewesen zu sein. Wäre man energischer zu Werke gegangen, so würde man davon jetzt Früchte ernten, welche denjenigen weit vorzuziehen wären, die man sich von dieser Mäßigung versprach. Der König von Preußen würde gewiß nicht „so unerträgliche Drohungen" vorgebracht haben, wie in seinem Namen Klinggräff gethan. Schwerlich würde er den Friedensbruch gewagt haben, und hätte er sich dessen dennoch unterfangen, so wäre eine ausreichende russische Heeresmacht bereit gehalten worden, um ihm gleichsam auf dem Fuße zu folgen. Sachsen befände sich nicht in solcher Bedrängniß, und würde wenigstens nicht zweifeln, woran es sich zu halten habe, während auch die beiden Kaiserhöfe wissen würden, wie sie mit Sachsen daran seien.

Da aber das bloße Bedauern einer geschehenen Versäumniß zu nichts führe, so wolle auch die Kaiserin von Rußland sich hierüber hinwegsetzen und ihr ganzes Augenmerk nur mehr auf das richten, was nun zu geschehen habe. Auf die erste Nachricht, daß der König von Preußen seinen Angriff auch auf die österreichischen Länder ausgedehnt habe, werde man die Truppen in Marsch setzen und zu ihrer

Unterstützung Kriegsschiffe auslaufen lassen. Unerläßlich sei es, in Polen die Zustimmung zu dem freien Durchmarsche der russischen Truppen zu erwirken. Auch von St. Petersburg aus schreibe man dorthin in diesem Sinne. Außerdem aber würden die Repräsentanten Rußlands an den fremden Höfen beauftragt, das beleidigende Verfahren des Königs von Preußen der ganzen Welt vor Augen zu legen und zu beweisen, das Wohl ganz Europa's und das Interesse aller einzelnen Fürsten erheische dringend die Sicherstellung vor einem Monarchen, der seit einer Reihe von Jahren den ganzen Welttheil, insbesondere aber Deutschland in Unruhe und Verwirrung versetze.

Alle diese Entschlüsse waren bereits gefaßt und diese Maßregeln ergriffen, ehe noch von Wien aus die Mittheilung von dem wirklich erfolgten Einmarsche der Preußen in Sachsen und die Aufforderung zu rascher Hülfeleistung nach St. Petersburg gelangte. König Friedrich, sonst so schlau, hatte einen großen Fehler begangen, als er in der Denkschrift, welche Klinggräff in Wien hatte übergeben müssen, von der Unmöglichkeit sprach, daß Rußland noch im laufenden Jahre wider ihn ins Feld ziehe. Den König von Preußen des Gegentheils zu überweisen, darauf waren nun alle Bestrebungen der Kaiserin Elisabeth gerichtet. Und wenn gleich Friedrich jetzt auch seinerseits den Großkanzler Bestuschew mit hunderttausend Thalern erkaufte, so nahm dieser zwar das Geld [78]), aber gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, war er doch entweder zu feig oder zu schwach. Das Verlangen des Königs von Preußen, Rußland möge zwischen ihm und Oesterreich vermitteln, wurde mit Hohn zurückgewiesen [79]), und Alles deutete darauf hin, auch Rußland werde energisch den Krieg führen.

Man glaubte mit um so größerer Bestimmtheit darauf zählen zu dürfen, als das gewöhnliche Hinderniß russischer Kriegsunternehmungen, der Geldmangel, durch einen Subsidienvertrag beseitigt werden sollte, zu dessen Abschluß sich Frankreich bereit zeigte. Hiemit möge gleichzeitig, schrieb Kaunitz dem Grafen Esterházy [80]), eine Erklärung der Kaiserin von Rußland in Verbindung gebracht werden, durch welche sie gelobe, sich während der Dauer jenes Subsidienver-

trages ohne Vorwissen Oesterreichs und Frankreichs in keinerlei Tractate mit anderen Mächten einlassen zu wollen. Und um Rußland noch vor Abschluß des Vertrages mit den etwa nöthigen Geldmitteln zu versehen, wurde das Anerbieten der einstweiligen Auszahlung von zwei Millionen durch den Wiener Hof auch jetzt wieder erneuert.

Als letzteres das erste Mal gemacht worden war, hatte Esterházy sich der ihm hiezu ertheilten Ermächtigung gar nicht bedienen wollen. Denn so groß sei in Rußland der Eifer zu dem Kriege gegen Preußen, hatte er damals berichtet, daß von einer Geldforderung hiezu noch gar keine Erwähnung gemacht worden sei[81]). Und bei dieser Meinung blieb er auch noch jetzt. Neuerdings glaubte er versichern zu können, daß auch ohne eine Geldbewilligung und ohne einen Subsidienvertrag die russische Hülfeleistung trotz der schon weit vorgeschrittenen Jahreszeit noch während des bevorstehenden Spätherbstes und Winters erfolgen werde[82]). Und als er, um sich in einer so wichtigen Sache nicht mit allzu großer Verantwortlichkeit zu beladen, mit Bestuschew und Woronzow in vertraulicher Weise von dem etwaigen Abschlusse eines Subsidienvertrages sprach, da bestärkten ihn Beide in seiner bisherigen Ansicht. Nicht um Geld, sondern um die Niederwerfung des Königs von Preußen sei es der Kaiserin von Rußland zu thun. Zu letzterer nach Kräften beizutragen, sei sie jedoch nach dem von preußischer Seite geschehenen Friedensbruche schon durch die Allianz vom Jahre 1746 verpflichtet. Die Kaiserin bestehe vielmehr darauf, erklärten beide Kanzler dem Grafen Esterházy, daß Apraxin, den sie soeben zum Feldmarschall ernannt habe, noch im laufenden Jahre etwas gegen Preußen unternehme, wozu er rechtzeitig mit Allem versehen sein werde[83]).

Die günstigen Nachrichten aus Rußland mußten natürlicher Weise in Wien den besten Eindruck hervorbringen. Da man zu der Zeit, als sie dort eintrafen, auch noch der Erwartung sich hingab, Frankreich werde seine vertragsmäßige Verpflichtung erfüllen und das Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann nach Oesterreich absenden, so versprach man sich von dem energischen Zusammenwirken der drei Mächte den glänzendsten Erfolg. „Wan Gott der Russischen

„Kayſerin Mayeſtät erhaltet", ſchrieb Kaunitz am 13. September dem Grafen Eſterházy, „ſo hoffe ich alles Gutes, und Eure Excellenz „belieben alles Mögliche anzuwenden, daß die Ruſſiſche Truppen bald „in Bewegung kommen. Der bloße Ruff eines ſolchen Schrittes kan „uns viel nutzen, und wan bey dieſer Gelegenheit der König in Preußen „nicht ecrasiret wird, ſo dörffte keine andere wiederkommen."

So wenig als die Erwartung, die franzöſiſchen Truppen noch im gegenwärtigen Jahre wider Preußen ins Feld rücken zu ſehen, ging die gleiche Hoffnung auch hinſichtlich der ruſſiſchen Streitkräfte in Erfüllung. Die Kaiſerin Eliſabeth war zwar perſönlich vom beſten Willen beſeelt, aber es zeigte ſich gar bald, daß es leichter war, von dem Ausmarſche eines großen Heeres zu ſprechen als dasſelbe wirklich in Bewegung zu ſetzen [84]). Und vor Allem ſchien die Wahl des Oberfeldherrn keineswegs eine glückliche zu ſein. Statt auf einen Mann, der Alles mit ſeinem Eifer und ſeiner Thätigkeit durchdrungen hätte, war ſie auf einen trägen Schlemmer gefallen, von welchem Eſterházy berichtet, daß er nichts weniger als kriegeriſchen Geiſt und militäriſche Erfahrung beſitze. Obgleich es dem Feldmarſchall Apraxin nicht ſchwer fallen könnte, irgend eine erwähnenswerthe Unternehmung, wie etwa die Wegnahme von Memel ins Werk zu ſetzen, um wenigſtens einen feſten Platz in Preußen zu beſitzen, ſo ſehe er doch vorher, fügte Eſterházy hinzu, daß vor dem künftigen Frühling gar nichts geſchehen werde [85]).

Bald konnte Niemand mehr an der Richtigkeit dieſer Vorherſagung zweifeln. Aber das Bedauern darüber wirkte wenigſtens nicht lähmend auf den Eifer, mit welchem von Wien aus die Verhandlungen gepflogen wurden, um mit Rußland und mit Frankreich, ja wo möglich auch noch mit recht vielen anderen Mächten zu feſten Abmachungen über die gemeinſame Kriegführung gegen Preußen zu gelangen.

Drittes Capitel.

Die Convention von St. Petersburg.

Rußland gegenüber hatten die Verhandlungen, welche Oesterreich mit diesem Staate pflog, einen dreifachen Zweck zu verfolgen: Rußlands Beitritt zu dem Defensivbündnisse von Versailles, den Abschluß einer Uebereinkunft über die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen, endlich die Verständigung über einen Operationsplan, durch welchen die beiderseitigen kriegerischen Unternehmungen in Einklang gebracht werden sollten. Gegen den ersten Punkt, den Beitritt Rußlands zu dem Vertrage von Versailles, waltete an und für sich kein Anstand ob, denn Rußland hatte ja die Verbindlichkeiten, denen es sich hiedurch etwa unterzog, durch den Tractat vom Jahre 1746 schon längst auf sich genommen. Es war also durchaus keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Mächten selbst, sondern vielmehr die Rücksicht auf fremde Staaten und vor Allem auf die Pforte, welche in dieser Beziehung eine Zögerung verursachte und zur Zurückhaltung mahnte. Denn man kannte den ungünstigen Eindruck, den der Vertrag von Versailles in Constantinopel hervorgebracht hatte, und die Bemühungen der englischen Diplomatie, die Verstimmung der Pforte noch zu steigern. Es lag in der Natur der Sache, daß der König von Preußen seine Bestrebungen mit denjenigen Englands vereinigen werde. Wenn nun auch Rußland dem Vertrage beiträte, welchen man in Constantinopel mit so scheelen Blicken betrachtete, so könne es wohl sein, meinte man in Wien[86]), daß die englischen und preußischen Emissäre dort leichter Eingang zu finden vermöchten. Gelänge es ihren Vorstellungen und den Geldsummen, mit denen

England und Preußen zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes nicht kargen würden, die Pforte zur Theilnahme am Kriege, oder doch wenigstens zu militärischen Demonstrationen zu vermögen, so könnte dadurch die Absicht der verbündeten Mächte auf einmal vereitelt werden.

Noch ein zweiter Umstand fiel hiebei schwer ins Gewicht. Man hegte in Wien die Besorgniß, daß der größte Theil der Republik Polen in den Durchmarsch der russischen Truppen nicht willigen, in demselben eine Verletzung polnischen Gebietes erblicken, eine Conföderation bilden und die Pforte um ihren Beistand angehen werde. Die letztere aber könnte umsomehr diese Gelegenheit benützen, auch ihrerseits Oesterreich mit Krieg zu überziehen, als sie gar wohl den Vortheil begreife, der für sie darin liege, wenn der König von Preußen Oesterreich fortwährend in Schach halte und es durch den bleibenden Verlust Schlesiens ansehnlich schwäche.

Was zunächst Polen betraf, so betrachtete man es in Wien als einen großen Gewinn, daß nach der Ueberwältigung der sächsischen Truppen durch den König von Preußen der Letztere seine Einwilligung gab zur Abreise des Königs August nach Polen. Die Habgier Friedrichs, so behauptete man, habe ihn zu diesem Schritte verlockt, von dem er bald einsehen werde, welch großen Fehler er dadurch beging. Nur die Besorgniß, dem Könige von Polen, seiner Familie und seinem Hofstaate zu ihrem Unterhalte wenigstens einen Theil der Einkünfte des Kurfürstenthums Sachsen überlassen zu müssen, habe Friedrich hiezu vermocht. Jetzt aber befinde sich König August in voller Freiheit in Polen. Er sei daher nicht nur im Stande, seine Bestrebungen mit denjenigen Oesterreichs und Rußlands zu vereinigen, um dem Könige von Preußen überall Feinde zu erwecken, sondern es werde auch weit leichter fallen, durch seine Vermittlung die Zustimmung der Republik zu dem Durchmarsche russischer Truppen durch Polen zu erwirken [87]).

So wie man in Wien die Bedenklichkeiten der Polen durch die Dazwischenkunft des Königs August beschwichtigen zu können glaubte, so hoffte man die Pforte durch die Aufnahme eines auf sie bezüglichen

Zusatzes in den Staatsact zu beruhigen, welcher den Beitritt Rußlands zu dem Vertrage von Versailles constatiren sollte. In diesem Zusatze beabsichtigte man für die Türkei ausdrücklich eine Ausnahme zu stipuliren und auszusprechen, daß die Defensivallianz zwischen Oesterreich und Rußland auf die Pforte keine Anwendung finde.

Schwieriger schien es, ein Einverständniß zwischen den beiden Kaiserhöfen über die näheren Bedingungen, unter denen die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen erfolgen sollte, zu erzielen. Nicht daß es etwa hiezu einer Aneiferung Rußlands durch den Wiener Hof bedurft hätte. Wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein sollte, könnte man fast eher sagen, daß sie von der Kaiserin Elisabeth als von Maria Theresia ausging[88]). Aber der Wiener Hof hatte aus den Erklärungen der russischen Regierung nicht ohne einige Bestürzung das unerwartete Verlangen derselben entnommen, für die Antheilnahme an dem Kampfe gegen Preußen eine so ansehnliche Vergrößerung, wie die Erwerbung von Curland und Semgallen es war, zu erhalten. Man verhehlte sich keinen Augenblick, wie weit dieses Begehren über die Stipulationen des Vertrages vom Jahre 1746 hinausging. Ganz klar stand in dem letzteren die Zusage Rußlands zu lesen, für den Fall eines Friedensbruches durch den König von Preußen der Kaiserin zur Wiedereroberung von Schlesien und Glatz zu verhelfen; von einer Gebietserwerbung für Rußland war darin mit keinem Worte die Rede. Da nun König Friedrich durch seinen Einfall in Böhmen selbst die Voraussetzung erfüllt hatte, unter welcher der Vertrag vom Jahre 1746 in Kraft trat, so hätte es Maria Theresia am liebsten bei demselben bewenden lassen. Umsomehr war dieß der Fall, als man in Frankreich, wo man sich nur ungemein schwer in die Wiederanknüpfung der durch so lange Zeit abgebrochenen freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland fand, jeder Vergrößerung dieses Staates auf Kosten Preußens eifrig widerstrebte. Da nun aber die russische Regierung so nachdrücklich auf den Abschluß einer Vereinbarung mit Oesterreich über die Bedingungen drang, unter denen die gemeinschaftliche Kriegführung wider Preußen stattfinden sollte, da nach Esterházy's wiederholter Versicherung der Unmuth über das überlange Ausbleiben einer Ant-

wort auf die russischen Vorschläge in St. Petersburg immer höher und höher stieg, konnte man es endlich auch in Wien nicht länger vermeiden, eine solche zu ertheilen.

Am 13. November 1756 geschah dieß. Vor Allem hob Maria Theresia in ihrer Depesche an Esterházy den Unterschied hervor, der zwischen ihrem eigenen Wunsche, Schlesien und Glatz zurückzuerobern, und dem Begehren Rußlands obwalte, sich durch Curland und Semgallen zu vergrößern. Schon seit Jahrhunderten seien die ersteren Länder dem Erzhause Oesterreich unterthan gewesen: die Kaiserin habe sie von ihrem Vater rechtmäßig ererbt und nur ein ungerechter Krieg habe sie derselben erst vor wenig Jahren gewaltthätig beraubt. Die Wiedereroberung dieser Länder könne daher bei den meisten europäischen Höfen keinen sonderlichen Anstoß erregen. Sollte dagegen die Absicht Rußlands auf Curland und Semgallen vor der Zeit bekannt werden, so würde sie bei gar vielen Staaten, insbesondere bei Frankreich und der Pforte die größte Eifersucht wachrufen, ja dieselben vielleicht zu Maßregeln veranlassen, welche das dereinstige Friedenswerk äußerst erschweren würden. Denn es komme hiebei auf die Befriedigung eines dritten Staates, der Republik Polen, und durch die beantragte Vereinigung des Königreiches Preußen mit derselben auf die Vernichtung der auf dieses Land gegründeten, von allen Staaten Europa's anerkannten Königswürde an.

Trotz dieser großen und wichtigen Bedenken sei Maria Theresia aufrichtig entschlossen, auf die Absicht der Kaiserin von Rußland einzugehen und sie nach Möglichkeit zu unterstützen, wenn nur die Sache, wie es an und für sich leicht geschehen könne, in geeigneter Weise eingeleitet würde. Den bereits bestehenden Verpflichtungen, und insbesondere denjenigen, welche in dem Vertrage vom Jahre 1746 ihre Begründung fänden, dürfe kein Eintrag geschehen. Ein der Billigkeit entsprechendes Aequivalent müsse zugestanden, und vor Allem mit Sorgfalt vermieden werden, sich vor der Zeit bloßzustellen. Inzwischen möge man zur Erreichung des geheim zu haltenden Endzweckes das Geeignete vorkehren, ihm durch die Gewalt der Waffen den rechten

Nachdruck geben und sich den Weg offen halten, nach Beschaffenheit der Umstände die weiteren Entschlüsse zu fassen.

Maria Theresia schlug daher vor, zwischen Rußland und Oesterreich eine neue Convention zu errichten, welcher der Vertrag vom Jahre 1746 und dessen vierter geheimer Artikel zu Grunde zu legen wären. Außer der dort festgesetzten Truppenzahl möge jeder der beiden Staaten mit noch zwanzig- bis vierzigtausend, daher mit achtzig- bis hunderttausend Mann den Krieg gegen den König von Preußen führen und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis ihm nicht nur ganz Schlesien und Glatz wieder entrissen, sondern auch sonst so enge Grenzen gezogen seien, daß man eine weitere Störung der öffentlichen Ruhe von ihm nicht mehr besorgen dürfe. Zur Vermeidung jedes Anstoßes wäre in der Convention nicht mehr zu sagen, als daß mit beiderseitiger Zustimmung noch andere Mächte zum Beitritte zu derselben einzuladen seien. In einem abgesonderten und geheimen Artikel könnten jedoch die Kronen Frankreich, Schweden, Dänemark und Kursachsen ausdrücklich benannt und ihnen Aussichten eröffnet werden auf Gebietserwerbungen, ohne für jetzt schon speciellere Bestimmungen hierüber zu treffen.

Um übrigens der Kaiserin von Rußland die erforderliche Sicherstellung für die Erfüllung ihres Wunsches zu gewähren, sei Maria Theresia zur Ausstellung einer schriftlichen Erklärung bereit, durch welche sie sich verpflichte, Alles was von ihr abhänge, dazu beizutragen, daß Curland und Semgallen dem russischen Reiche einverleibt, dagegen aber das Königreich Preußen unter dem gleichen Lehensverbande, mit welchem Curland gegenwärtig behaftet sei, der Republik Polen zu Theil werde. Nachdem jedoch Maria Theresia selbst die Mitwirkung Frankreichs durch die Abtretung beträchtlicher Provinzen erkaufen müsse, deren Einkünfte sogar diejenigen von ganz Schlesien und Glatz überträfen, werde es dem russischen Hofe nur billig erscheinen, ihr für die an Rußland fallende neue Erwerbung gleichfalls ein Aequivalent zukommen zu lassen. Die Kaiserin von Rußland möge daher gegen die soeben erwähnte Declaration eine Erklärung ausstellen, kraft deren sie wenigstens in allgemeinen Ausdrücken ihre

Bereitwilligkeit kundgebe, der Kaiſerin Maria Thereſia nach Möglichkeit zu einer über die Wiedereroberung von Schleſien und Glatz noch hinausgehenden Entſchädigung behülflich zu ſein.

Das ſind im Weſentlichen die Beſtimmungen, welche nach der Anſicht des Wiener Hofes der Vereinbarung mit Rußland zu Grunde zu legen waren. Was deren äußere Form anging, ſo ſchlug man vor, daß ſich bei der abzuſchließenden Convention nur ein einziger abgeſonderter und geheimer Artikel befinden ſolle. Sowohl die Convention als den geheimen Artikel möge man Frankreich mittheilen. Um jedoch gleichzeitig in Wahrheit verſichern zu können, daß es ſonſt keine geheimen Artikel gebe, ſeien die gegenſeitigen Zuſagen der beiden Kaiſerinnen in die Form von zwei Declarationen zu bringen, deren jede von einer der beiden Fürſtinnen zu unterzeichnen ſei.

Um das Zuſtandekommen der neuen Uebereinkunft thunlichſt zu beſchleunigen, wurden dem Grafen Eſterházy die ſchon ausgearbeiteten Entwürfe für die Convention, den Separatartikel und die beiden Declarationen überſendet. Gelänge es, ſo fügte man hinzu, die Unterzeichnung dieſer Documente in St. Petersburg zu erwirken, ſo werde deren Ratification von Wien aus unverzüglich erfolgen.

Mit dieſer Inſtruction waren jedoch die Aufträge, welche an den Grafen Eſterházy ergingen, noch keineswegs erſchöpft. In zwei geheimen Reſcripten, welche gleichfalls vom 13. November 1756 datirt ſind, wurden die Abſichten des Wiener Hofes noch deutlicher erläutert. Hauptſächlich darauf komme es an, hieß es in einer dieſer Depeſchen, ob die ruſſiſche Regierung in dem Falle der Annahme des von ihr vorgeſchlagenen Offenſivbündniſſes jetzt, nachdem der König von Preußen den Frieden gebrochen, von allen ferneren Anforderungen abſtehe, oder ob ſie dennoch die in dem vierten Artikel des Vertrages vom Jahre 1746 bedingungsweiſe zugeſagte Zahlung von zwei Millionen, ſo wie die Naturalverpflegung, wenn nicht für ihre ganze Armee, ſo doch für das Hülfscorps von ſechzigtauſend Mann, und außerdem auch noch die Erwerbung von Curland und Semgallen in Anſpruch nehme. Selbſtverſtändlich ſei es, daß man in Wien in die Verpflich-

tung wegen Curland weit leichter eingehen könnte, wenn Rußland den Krieg einzig und allein auf eigene Kosten führe und vielleicht noch überdieß Oesterreich des Versprechens der Zahlung der zwei Millionen entbinde. Aber beides, sowohl diese Geldleistungen als die Zusage wegen Curland auf sich zu nehmen, wäre für Oesterreich fast eine übergroße Last. Esterházy habe somit darauf hinzuwirken, daß Rußland sich mit dem einen oder dem anderen Zugeständnisse begnüge. Ziehe es die Geldleistung vor, dann wäre ein neuer und geheimer Separatartikel zu unterzeichnen, durch welchen Oesterreich sich für die Kriegsdauer zu einer jährlichen Zahlung von drei Millionen anheischig mache, wogegen die zwei Millionen, nach Beendigung des Krieges zu zahlen, hinwegfallen sollten. Im äußersten Falle aber, wenn Rußland sowohl auf den zwei Millionen als den Subsidien und der Erwerbung von Curland und Semgallen bestehen sollte, würde man sich in Wien endlich auch noch entschließen, diese sämmtlichen Zugeständnisse zu gewähren. Esterházy wurde ermächtigt, eine Uebereinkunft, in der sie enthalten seien, auch ohne fernere Anfrage zu unterschreiben.

Von ungleich größerer Wichtigkeit noch und höchst bezeichnend für die damaligen Absichten der Kaiserin Maria Theresia war die zweite geheime Depesche, welche an dem gleichen Tage an Esterházy erging. Ein überraschender Aufschluß ist in derselben über dasjenige enthalten, was Maria Theresia eigentlich unter dem Aequivalente verstand, welches sie für den Fall, als Curland und Semgallen der Kaiserin von Rußland zufallen sollten, für sich selbst und ihr Haus in Anspruch zu nehmen dachte. Nichts Geringeres war es, als daß das Königreich Preußen, durch welches nach dem Vorschlage Rußlands die Republik Polen für das an Rußland abzutretende Curland entschädigt werden sollte, zwar unter den polnischen Lehensverband zurückkehre. Da jedoch Curland bisher seinen eigenen Herzog gehabt habe, welcher das Land mit gewissen Prärogativen als Lehen von Polen empfing, so wäre künftighin die gleiche Einrichtung mit Preußen zu treffen, und Maria Theresia's zweitgeborner Sohn, der Erzherzog Karl, unter Anerkennung des polnischen Lehensverbandes und der Verbindlichkeiten, welche bisher einem Herzoge von Curland gegen

Polen oblagen, zum Herzoge von Preußen zu ernennen [89]). Die Kaiserin wolle sich dagegen anheischig machen, in ihrem eigenen Hause eine solche Einrichtung zu treffen, daß Preußen niemals mit ihren übrigen Königreichen und Ländern vereinigt, sondern in eine Art von Secundogenitur verwandelt und daher jederzeit nur von einem Nachgebornen ihres Stammes besessen werde. Weder Frankreich noch irgend einem anderen Staate dürfe jedoch von dieser Absicht auch nur das Geringste mitgetheilt werden. Erst dann könne man mit derselben hervortreten, wenn Schlesien und Glatz so wie das Königreich Preußen sich schon wirklich in der Gewalt der Verbündeten befänden. Für jetzt wolle man sich darauf beschränken, die Zustimmung Frankreichs zu erlangen, daß es Oesterreich gegen die Abtretung der Niederlande an Don Philipp, außer zu Schlesien und Glatz auch noch zur Erlangung anderer Vortheile behülflich sei, und gegen eine noch weitergehende Schwächung des Königs von Preußen keine Einwendung erhebe.

Anfangs wurde Esterházy beauftragt, auch hinsichtlich dieses Punktes bei der Kaiserin von Rußland die Auswechslung gegenseitiger Erklärungen in Antrag zu bringen. Dann aber schien der Wiener Hof über die Tragweite seines eigenen Vorschlages gleichsam selbst zu erschrecken. Noch an demselben Tage wurde Esterházy angewiesen, von diesem Punkte seiner Instruction bis auf ferneren Befehl keinen förmlichen Gebrauch zu machen. Nur wenn sich die Gelegenheit dazu finde, möge er der Kaiserin von Rußland gegenüber eine Andeutung fallen lassen über diesen Vorschlag, ihn jedoch lediglich in die Form eines nur von ihm selbst herrührenden Gedankens kleiden. Und Kaunitz fügte noch abgesondert einen erneuerten Auftrag an Esterházy hinzu, hierüber nur ganz von Weitem die Anschauung des russischen Hofes zu sondiren. Was endlich den gemeinsam zu verabredenden Operationsplan betreffe, so könne man die nöthigen Anhaltspunkte dem Grafen Esterházy erst dann an die Hand geben, wenn mit dem französischen Generallieutenant Grafen d'Estrées, der soeben in Wien angekommen, eine Vereinbarung erzielt worden sei.

Eigenthümlich und ein Kennzeichen des sehnsüchtigen Wunsches, mit der russischen Regierung baldigst zu einer Vereinbarung zu gelangen,

ist es, daß man in Wien nun schon das zweite Mal mit Zugeständnissen an Rußland weiterging, als es von dort aus ernstlich begehrt wurde. Schon früher war dieß mit dem Antrage auf Abschluß eines Subsidientractates geschehen, während Rußland nach einem solchen gar nicht verlangte und ihn Anfangs sogar ziemlich schroff von der Hand wies[90]). Jetzt aber mühte der Wiener Hof sich ab, dem allerdings in St. Petersburg zuerst geäußerten Wunsche, Curland und Semgallen für Rußland zu erwerben, Rechnung zu tragen. In weit absehende und schwer zu verwirklichende Combinationen ließ er sich ein, während doch Esterházy außer jenem ersten Anwurfe auf dieses Verlangen nicht mehr zurückgekommen war, ja mehrmals angedeutet hatte, daß man in Rußland auf neue Erwerbungen keinen übergroßen Werth lege. Und noch ehe die letzten Instructionen seines Hofes an Esterházy gelangt waren, hatten ihm die beiden leitenden Staatsmänner, der Großkanzler Bestuschew und der Vicekanzler Woronzow ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß sie selbst an die Durchführung jenes Vorschlages nicht glaubten[91]).

Um so klüger hätte Esterházy gehandelt, wenn er es nach der Ankunft der Verhaltungsbefehle seines Hofes auf sich genommen hätte, der russischen Regierung die Declaration, durch welche Maria Theresia sich anheischig machte, Rußland zu Curland und Semgallen zu verhelfen, gar nicht mitzutheilen. Um so eher hätte er dies thun können, als er von seinem Hofe den Auftrag erhalten hatte, stufenweise vorzugehen, und nur im äußersten Falle sowohl die Subsidienzahlung an Rußland als dessen dereinstige Vergrößerung durch Curland und Semgallen zuzugestehen. Und ihm selbst schien der Vorschlag wegen Ernennung des Erzherzogs Karl zum Herzoge von Preußen mit so ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden zu sein, daß er allsogleich nach Wien schrieb, ohne neuen und ausdrücklichen Auftrag wage er es nicht, hievon gegen die Kaiserin Elisabeth und noch weniger gegen ihr Ministerium auch nur die entfernteste Andeutung fallen zu lassen[92]). Dennoch legte er jetzt sämmtliche ihm von Wien aus zugekommene Entwürfe der einzelnen Theile der abzuschließenden Convention der russischen Regierung vor, freilich nicht ohne gleichzeitig an Bestuschew

die förmliche Anfrage zu richten, ob denn Rußland auf der Erwerbung Curlands und Semgallens, wogegen das Königreich Preußen an Polen fallen sollte, wirklich beharre? Der Großkanzler aber antwortete, daß in Anbetracht des Widerstandes, welchem die Durchführung dieses Projectes an den meisten europäischen Höfen begegnen würde, die russische Regierung an demselben kaum hartnäckig festhalten werde. Man möge sich wegen dieses Punktes in Wien keiner Besorgniß hingeben [93]).

Nur hinsichtlich einer einzigen, zwar minder wichtigen, aber doch keineswegs bedeutungslosen Bestimmung wagte es Esterházy, auf eigene Faust eine Veränderung vorzunehmen, welche dem Wiener Hofe zu Gute kommen sollte. Die Ziffer der jährlichen Zahlungen, zu denen der letztere sich anbot, verminderte er von drei auf zwei Millionen, und da man in St. Petersburg nichts davon wußte, daß man in Wien auch zu einem noch beträchtlicheren Geldopfer bereit gewesen wäre, begnügte man sich mit der angebotenen Summe. Auch sonst schien kein Hinderniß vorhanden zu sein, an welchem das Uebereinkommen zwischen den beiden Kaiserhöfen hätte scheitern sollen. Die geheimen Intriguen Bestuschews erwiesen sich als machtlos [94]), die Verhandlungen zwischen Rußland und Frankreich hatten gleichfalls den besten Erfolg, und schon am 11. Jänner 1757 wurde die Urkunde, durch welche Rußland dem Defensivvertrage von Versailles beitrat, in St. Petersburg unterzeichnet [95]). Von russischer Seite wurde hiebei für die Türkei und Persien [96]), von französischer aber für England und die italienischen Länder eine Ausnahme festgesetzt, so daß im Falle eines Angriffes von Seite eines dieser Staaten die versprochene Hülfeleistung nicht stattzufinden brauchte. In solcher Weise meinte man die Beunruhigung der Pforte über den Beitritt Rußlands zu dem Vertrage von Versailles beschwichtigen zu können.

Drei Wochen nach der Unterzeichnung dieses Staatsactes, am 2. Februar 1757, erfolgte auch der Abschluß der Convention zwischen Oesterreich und Rußland über die gemeinschaftliche Kriegführung gegen den König von Preußen [97]). Die beiden Kaiserinnen hätten sich, so heißt es im Eingange dieses Vertrages, zu dem Defensivtractate vom

Jahre 1746 nur durch die Absicht bestimmen lassen, ihre Staaten gegen jeden feindlichen Angriff sicherzustellen, hiedurch zur Aufrecht haltung der allgemeinen Ruhe beizutragen und insbesondere den König von Preußen im Zaume zu halten. Sie hätten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß diese Maßregeln den gewünschten Erfolg haben würden. Nachdem jedoch der König von Preußen, die feierlichsten Verträge nicht achtend, die Staaten des Hauses Oesterreich zum vierten Male angriff und dadurch die Fackel des ungerechtesten Krieges entzündete, würden sie nicht nur mit Schmerz gewahr, daß der Erfolg ihren Erwartungen keineswegs entsprochen habe, sondern sie fühlten gleichzeitig die Nothwendigkeit, mit kräftigeren Mitteln als bisher dem Zwecke ihrer Vereinigung nachzustreben.

Zu diesem Ende, und um wo möglich Europa vor ähnlichen Attentaten zu bewahren, wie sie der König von Preußen jetzt und schon früher verübte, um endlich die Gewaltthaten zu rächen, die er in Sachsen, in Oesterreich und überall begehe, wohin es ihm beliebe seine Waffen zu tragen, werde nicht bloß die Kaiserin von Rußland ihrer Verbündeten unverzüglich die vertragsmäßige Hülfe leisten. Beide Kaiserinnen seien vielmehr entschlossen, noch ungleich beträchtlichere Streitkräfte gegen den gemeinsamen Feind, den Störer der öffentlichen Ruhe zu verwenden und die Waffen nicht eher niederzulegen als bis es gelungen sei, ganz Schlesien und Glatz unter die Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia zurückkehren zu machen und gleichzeitig der Macht jenes Fürsten genügende Schranken zu ziehen.

Zur Erreichung dieses Zieles verpflichtete jede der beiden Kaiserinnen sich, wenigstens achtzigtausend Mann regulärer Truppen gegen Preußen ins Feld zu stellen. Rußland aber werde außerdem noch fünfzehn bis zwanzig Kriegsschiffe und wenigstens vierzig Galeeren in See stechen lassen. Beide Regierungen werden sich gegenseitig den genauen Stand der Armeen bekanntgeben, sich Generale zusenden, welche im Kriegsrathe Sitz und Stimme haben sollen, und sich über einen Operationsplan verständigen. Da aber der König von Preußen jetzt den größten Theil seiner Streitkräfte gegen Oesterreich verwende, so verspreche die Kaiserin von Rußland, ihre Heeresmacht so weit und

so bald als nur immer möglich in die Staaten des Königs von Preußen vordringen zu lassen. In diesem Falle werde Oesterreich Alles thun, um die ihm entgegenstehenden preußischen Armeen zu beschäftigen und dadurch die Operationen des russischen Heeres zu begünstigen. Rußland verpflichte sich zu dem gleichen Vorgange, welcher überhaupt während des ganzen Krieges als Regel und für alle Operationspläne als Grundlage zu dienen habe.

Jede der beiden Verbündeten versprach in feierlichster Weise, ohne die Mitwirkung und Zustimmung der Anderen mit ihrem gemeinschaftlichen Feinde, dem Könige von Preußen, niemals Waffenstillstand oder Frieden zu schließen, sondern den Krieg mit der verabredeten Truppenzahl fortzuführen, bis Maria Theresia in den ungestörten, durch einen Friedensvertrag bestätigten Besitz von ganz Schlesien und Glatz gelangt sei. Da die Ruhe Europa's niemals dauernd gesichert erscheine, so lang man dem Könige von Preußen nicht die Mittel entziehe, sie zu stören, so wollen beide Kaiserinnen ihre Bestrebungen vereinigen, um der Menschheit diesen Dienst zu erweisen, und sich mit denjenigen Mächten verständigen, welche von den gleichen Anschauungen ausgiengen. Schon habe Maria Theresia den Beistand des Königs von Schweden als Garanten des Westphälischen Friedens angerufen, und sie zweifle nicht, daß er sowohl in dieser Eigenschaft wie als Reichsfürst seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen werde. Da aber die Krone Schweden noch außerdem das allen Staaten gemeinschaftliche Interesse besitze, daß der König von Preußen außer Stand gesetzt werde, in Zukunft die Sicherheit und die Unabhängigkeit seiner Nachbarn zu gefährden, so würden beide Kaiserinnen gemeinschaftlich darauf hinarbeiten, Schweden zu veranlassen, daß es unmittelbar und nachdrücklich mitwirke zur Erniedrigung des Königs von Preußen. Zu diesem Ende seien Schweden Vortheile zu versprechen und zu verschaffen, welche dem Grade seiner Theilnahme an der Kriegführung entsprächen. Und in gleichem Sinne wolle man auch an dem Hofe von Kopenhagen thätig sein.

Obgleich der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, sich in Folge der Treulosigkeit, mit welcher der König von Preußen sich seiner

kurfürstlichen Staaten bemächtigte, fast ganz außer Stand befinde, seine Verpflichtungen zu erfüllen und thatkräftig mitzuwirken zur Er niedrigung desselben, so werden die beiden Kaiserhöfe doch Alles thun, was nur immer von ihnen abhängt, um nicht nur diesen Fürsten wieder in sein Erbland einzusetzen, sondern ihm auf Kosten des Königs von Preußen für das erduldete Unrecht eine angemessene Schadlos haltung zu verschaffen.

Da endlich die Kaiserin von Rußland die in dem Vertrage vom Jahre 1746 festgesetzte Hülfeleistung jetzt sehr ansehnlich vermehre und sich mit dem Unterhalte ihrer Truppen so wie mit allen sonstigen Kosten ihrer Kriegführung selbst belaste, werde ihr die Kaiserin-Königin während der ganzen Dauer des Krieges alljährlich eine Million Rubel bezahlen. Dagegen falle die Zahlung der zwei Millionen Gulden hin weg, welche laut des Vertrages vom Jahre 1746 Maria Theresia nach der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz an Rußland ent richten sollte.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt des Bündnisses, welches jetzt zwischen Oesterreich und Rußland zum Abschlusse gelangte. Wer ihn mit den Entwürfen vergleicht, welche kaum zwei Monate zuvor Esterházy von seinem Hofe erhalten hatte, wird leicht begreifen, daß man in Wien volle Ursache besaß, mit dem Wortlaute des neuen Vertrages sehr zufrieden zu sein. Denn man hatte sich in Rußland darauf beschränkt, die von dem österreichischen Gesandten mitgetheilten Vorschläge einfach anzunehmen, ohne irgend welche Abänderung an denselben zu begehren. Und daß an den Zahlungen, zu denen Oester reich sich anbot, jährlich eine Million in Ersparung gebracht wurde konnte der kaiserlichen Regierung gleichfalls nur sehr willkommen sein

Aber trotz alledem war in den Becher der Freude, welchen Rußland dem Wiener Hofe credenzte, ein Wermuthstropfen gefallen Seit man in Wien durch Esterházy's wiederholte Berichte davon Kenntniß erlangt hatte, welch geringen Werth man in Rußland an neue Gebietserwerbungen legte, mochte man es bereuen, auf den Vor schlag wegen Vereinigung von Curland und Semgallen mit Rußland

allzu rasch eingegangen zu sein. Man war sich der außerordentlichen Schwierigkeiten wohl bewußt, welchen die Durchführung eines solchen Projectes nicht nur von feindlicher Seite, sondern in nicht geringerem Grade von derjenigen der eigenen Alliirten begegnen mußte. Vor Allem war es Frankreich, vor welchem man in dieser Beziehung die äußersten Besorgnisse hegte. Denn sowohl einer Vergrößerung Rußlands als einer allzu weitgehenden Schwächung Preußens widerstrebte man dort aufs entschiedenste. Schon von dem bloßen Bekanntwerden des Umstandes, daß sich die österreichische Regierung zu einer solchen Zusage habe bereit finden lassen, mußte man die übelste Einwirkung auf den neuen und wichtigsten Verbündeten, auf Frankreich befürchten. Daher hätte man es in Wien ungemein gern gesehen, wenn diese Zusage nicht die Gestalt einer wirklichen Verpflichtung angenommen hätte, sondern wenn Rußland selbst von ihr abgestanden wäre. Daß dieß keineswegs geschah, sondern daß Esterházy mit der Convention vom 2. Februar 1757 seiner Regierung auch die Entwürfe der Declarationen einsandte, welche die beiden Kaiserinnen wegen dereinstiger Abtretung Curlands und Semgallens an Rußland auswechseln sollten, wurde in Wien gar schmerzlich empfunden. Um so mehr war dieß der Fall als Esterházy gleichzeitig berichtete, noch bei der letzten Conferenz habe die Kaiserin ihre frühere Erklärung persönlich wiederholt, sie wünsche für sich keine neue Gebietserwerbung, sondern sie verlange nichts anderes als daß Schlesien und Glatz für Oesterreich wieder erobert, Sachsen eine ausreichende Schadloshaltung verschafft und der König von Preußen gedemüthigt werde. Aber Bestuschew, der jeden einzelnen Artikel der Convention einer tadelnden Kritik unterzogen und sich die fruchtlose Mühe gegeben hatte, wenigstens die Zahlungen Oesterreichs an Rußland auf eine höhere Summe als zwei Millionen hinaufzuschrauben, war doch damit durchgedrungen, daß man sich in Rußland nicht dazu verstand, den Gedanken der Erwerbung Curlands und Semgallens freiwillig fahren zu lassen. Und nur der Umstand, daß auf Bestuschews Andringen die russische Regierung von Maria Theresia die Zusage verlangte, im Falle der Unausführbarkeit der Vereinigung Curlands und Semgallens mit Rußland diesem Staate eine andere passende Entschädigung zu verschaffen, war Ursache, daß

eine Aenderung des Wortlautes der in Wien ausgearbeiteten Declarationsentwürfe nothwendig wurde [98]). Nur aus diesem Grunde wurde die Unterzeichnung der letzteren nicht wirklich vorgenommen, sondern das neue Project mit dem Begehren nach Wien gesendet, dasselbe in entsprechender Ausfertigung und mit der Unterschrift der Kaiserin Maria Theresia versehen, wieder nach St. Petersburg gelangen zu lassen. Dort solle es gegen die von der Kaiserin Elisabeth zu unterzeichnende Declaration ausgewechselt werden [99]).

Noch eine zweite, ähnliche Erklärung, welche sich auf die dem Könige von Polen als Kurfürsten von Sachsen zu gewährende Schadloshaltung beziehen sollte, wurde zwischen Bestuschew und Esterházy verabredet. Des Ersteren nahe Beziehungen zu Sachsen sind bekannt, und es mag zur Kennzeichnung derselben hier nur ein einziger Umstand angeführt werden. Als er die Wegnahme des Dresdner Archivs durch den König von Preußen vernahm, sagte Bestuschew im ersten Schrecken zu Esterházy, die Nachricht von der Niederlage einer russischen Armee wäre ihm bei weitem nicht so peinlich gewesen als die Kunde von jenem Ereignisse [100]). Eine feste Abmachung über die Schadloshaltung für Sachsen mußte daher in Bestuschews Wünschen gelegen sein. Auch in Wien war man dafür, weil man Sachsen in der That eine Entschädigung aufrichtig gönnte. Aber man meinte doch auch, daß sich dieselbe auf Magdeburg und den Saalkreis beschränken solle, und besorgte, König August werde auf die Ansprüche zurückgreifen, die er schon im Jahre 1745 fruchtlos gestellt hatte [101]). Damals war begehrt worden, nach der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz die Fürstenthümer Sagan, Glogau und Jauer an Sachsen gelangen zu lassen. Sowie zu jener Zeit, so war Maria Theresia auch jetzt wieder von einem solchen Zugeständnisse weit entfernt. Um jedoch Sachsen jede Möglichkeit zu einem derartigen Begehren zu benehmen, sollte die Frage seiner Schadloshaltung, so wünschte man in Wien, durch eine zweite, gleichfalls zwischen den beiden Kaiserinnen auszutauschende Erklärung gleich von vorne herein ins Reine gebracht werden.

Gegen die Ausfertigung dieser letzteren Declaration waltete daher am Wiener Hofe eben so wenig ein Bedenken ob als gegen die Rati-

fication der Uebereinkunft selbst, welche vielmehr von Maria Theresia mit Ausdrücken höchster Befriedigung vollzogen wurde [102]). Aber an die Ausstellung der Erklärung, die von der dereinstigen Vereinigung Curlands und Semgallens mit Rußland handelte, schritt Maria Theresia nur mit sehr schwerem Herzen. Sie könne ihm nicht verhehlen, schrieb sie an Esterházy, daß sie in ihrem ganzen Leben kein Actenstück „unlieber" als das gegenwärtige unterzeichnet habe. Nicht als ob sie es Rußland mißgönne, aus dem jetzigen Kriege irgend einen wesentlichen Vortheil zu ziehen. Aber sie befürchte, daß ein solcher Schritt vor der Zeit bekannt werden und bei Frankreich lebhafte Mißstimmung erregen, dadurch aber für Oesterreich, für Sachsen, ja für Rußland selbst die empfindlichsten Folgen nach sich ziehen könne und nur dem gemeinsamen Feinde, dem Könige von Preußen, zum Vortheil gereichen würde [103]). Schon habe man auf einem vertrauten und zuverlässigen Wege aus Warschau die Nachricht erhalten, daß der dortige Hof auf die Spur einer geheimen Abrede wegen Curland gekommen sei. Von Polen sowohl als von Frankreich werde Alles geschehen, um das Geheimniß zu entdecken. Diesem letzteren Staate gegenüber aber befinde man sich in größter Verlegenheit, indem man nicht wisse, ob man ihm die Verabredung, wenn sie einmal wirklich zu Stande gekommen sei, mittheilen solle oder nicht. Es nicht zu thun, widerspreche der gewohnten Aufrichtigkeit der Kaiserin gegen ihre Verbündeten, und schließe außerdem die Gefahr in sich, daß die Sache von französischer Seite entdeckt werde. Theile man sie aber, um dem zuvorzukommen, freiwillig an Frankreich mit, so sei nichts gewisser, als daß der Hof von Versailles einer solchen Absicht entschieden widerstreben, die Verhandlung über den geheimen Vertrag wegen gemeinschaftlicher Bekriegung des Königs von Preußen abbrechen und eine völlig verschiedene politische Bahn einschlagen, damit aber die großen Projecte Oesterreichs und Rußlands unwiderbringlich zunichte machen werde. Starhemberg wenigstens, den man vorläufig ins Vertrauen gezogen, habe berichtet, er wage es nicht, hievon auch nur ein Wort gegen das französische Ministerium zu erwähnen.

Dieser großen Verlegenheit könnte die Kaiserin von Rußland auf einmal ein Ende machen, wenn sie sich entschlösse, auf der Auswechslung der verabredeten geheimen Declaration nicht weiter zu bestehen. Sie möge sich mit Maria Theresia's Versprechen begnügen, daß dieselbe sich jederzeit und bei allen Gelegenheiten zum Besten des russischen Reiches mit bundesmäßigem Eifer verwenden werde. Esterházy erhielt den Auftrag, die äußersten Anstrengungen zu machen, um zu bewirken, daß die Kaiserin von Rußland von der Auswechslung der Declarationen abstehe. Und in allen nachfolgenden Rescripten wurde dieser Befehl in den eindringlichsten Worten erneuert [104]).

Es scheint nicht, daß Esterházy übergroßer Bemühungen bedurfte, um diesen Zweck zu erreichen. Gleich nach Empfang der Depesche des Wiener Hofes zeigte er demselben an, daß sehr viele Aussicht auf Erfüllung seines Wunsches vorhanden sei [105]). Durch den Vicekanzler Woronzow wurde die Kaiserin Elisabeth für das Verlangen Oesterreichs gewonnen, und als man sich ihrer Geneigtheit, auf dasselbe einzugehen, im voraus versichert hatte, sprach Esterházy auch mit Bestuschew über die Sache [106]). Denn obwohl sich der Großkanzler so sehr um alles Ansehen bei seiner Monarchin gebracht hatte, daß sie erst vor wenig Tagen einer vertrauten Person gegenüber in die Worte ausgebrochen war: „Der Bösewicht soll nicht lang mehr regieren" [107]), so schien doch von dieser Drohung bis zu dem Entschlusse, ihn wirklich von der Leitung der Geschäfte zu entfernen, noch ein weiter Weg. Wohl im Gefühle der raschen Abnahme seines Einflusses ging Bestuschew auf das Ansinnen des kaiserlichen Gesandten bereitwillig ein [108]). Zwar widersetzten sich einige andere einflußreiche Personen, insbesondere Peter Schuwalow diesem Begehren [109]). Dennoch gelang es, auch ihre Bedenken zu beschwichtigen, und als endlich am 19. Mai 1757 die Auswechslung der Ratificationen der zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossenen Convention zu St. Petersburg stattfand, wurde die geheime Declaration wegen Curland und Semgallen in dieselbe nicht einbezogen. Bestuschew erklärte vielmehr im Namen der Kaiserin Elisabeth, daß dieselbe dem Wunsche ihrer Alliirten bereitwilligst Folge leiste. Das von Maria

Thereſia ſchon unterzeichnete Exemplar wurde, ohne von demſelben Gebrauch zu machen, nach Wien zurückgeſchickt [110]).

Das entgegengeſetzte Verfahren wurde hinſichtlich der zweiten, auf die Schadloshaltung für Sachſen bezüglichen Declaration beobachtet. Anſtandslos unterſchrieb Eliſabeth, ſich auch hierin gern dem Begehren Maria Thereſia's fügend, die Erklärung, kraft deren beide Kaiſerinnen ſich anheiſchig machten, Alles aufbieten zu wollen, um dem Könige Auguſt als Kurfürſten von Sachſen zur Entſchädigung für die ihm von dem Könige von Preußen zugefügte Unbill auf Koſten des Letzteren die Stadt Magdeburg ſammt den dazu gehörigen Diſtricten und den Saalkreis zu verſchaffen [111]).

Viertes Capitel.

Der Operationsplan.

Indem die beiden wichtigſten Endzwecke der Verhandlungen mit Rußland durch deſſen Beitritt zu dem Vertrage von Verſailles und durch den Abſchluß der Uebereinkunft über die gemeinſchaftliche Kriegführung gegen Preußen verwirklicht wurden, handelte es ſich nur mehr um den dritten Punkt, die Verabredung über den Operationsplan. In Wien war man mit Recht der Anſicht, daß ein ſolcher nur im Einverſtändniſſe mit Frankreich feſtgeſtellt werden könne, und man wartete daher, bevor man ſich der ruſſiſchen Regierung gegenüber deutlicher ausſprach, das Ergebniß der Verhandlungen mit dem Grafen d'Eſtrées ab.

Ein Umſtand mahnte jedoch auch in dieſer Beziehung zu äußerſter Vorſicht: die bekannte Beſtechlichkeit Beſtuſchews und ſeine Verbindung mit England, mittelbar daher auch mit Preußen. In Wien war man aufs höchſte beſorgt, Beſtuſchew werde nichts Eiligeres zu thun haben als den verabredeten Operationsplan gegen gute Bezahlung dem britiſchen Botſchafter Williams zu verrathen, durch den er dann ſogleich auch dem Könige von Preußen bekannt werden würde. Man ſtellte es daher der Beurtheilung des Grafen Eſterházy anheim, nur der Kaiſerin von Rußland ſelbſt und dem Vicekanzler Woronzow die bisher mit d'Eſtrées gepflogenen Verabredungen mitzutheilen, dem Grafen Beſtuſchew aber hievon nur oberflächliche Kenntniß zu geben und ihm den wichtigſten Punkt ganz zu verſchweigen [112]).

Gleich nach seiner Ankunft in Wien begann d'Estrées, und zwar vorerst mit Kaunitz die Besprechungen über den gemeinschaftlich auszuführenden Operationsplan. Von übler Vorbedeutung schien es, daß ihm Kaunitz schon bei der ersten Unterredung bemerklich machen mußte, man hoffe er sei nicht gekommen um einen Operationsplan vorzuschreiben, sondern um sich über einen solchen zu verständigen[113]). Jedoch nicht so sehr in der Form, obgleich auch diese nicht eben geeignet erschien, ein günstiges Ergebniß zu fördern, sondern in der Sache selbst, um die es sich handelte, lag der Keim zu einem Zwiespalte ernstester Art.

Die Verschiedenheit der Beweggründe zur Kriegführung, von denen Oesterreich und Frankreich ausgingen, machte sich so wie in den Verhandlungen über das abzuschließende Bündniß, so auch in denen über die kriegerischen Unternehmungen, welche man in gemeinschaftlichem Einverständniß durchzuführen gedachte, recht empfindlich bemerkbar. Für Frankreich war England, für Oesterreich der König von Preußen der eigentliche Feind, wider welchen es eine möglichst große Anzahl von Streitkräften zu concentriren, dem es thunlichst viel Schaden zuzufügen bemüht war. Für England war man dagegen in Oesterreich, für Preußen in Frankreich nicht ohne Rücksicht, und sowie es am Wiener Hofe eine große Partei gab, welche die gegenwärtige politische Stellung des eigenen Staates höchlich mißbilligte und ihn am liebsten in der alten Allianz mit England gesehen hätte, so waren in Versailles und in ganz Frankreich gar Viele, die das Bündniß mit Oesterreich ein unnatürliches schalten und aus ihrer warmen Sympathie für Oesterreichs erbittertsten Feind, den König von Preußen, kein Hehl machten.

Hiezu kam noch, daß Maria Theresia die Stellung ihres Hauses in Deutschland und die Kaiserwürde ihres Gemals nicht außer Acht lassen durfte. Sie strebte daher eifrigst darnach, daß mit Ausnahme der Staaten des Königs von Preußen kein deutsches Land auf Seite ihres Gegners in den Krieg verwickelt werde. Der Hof von Versailles hingegen suchte geltend zu machen, daß des Königs von England verwundbarster Punkt, sein Kurfürstenthum Hannover, nicht verschont

Jahre 1746 nur durch die Absicht bestimmen lassen, ihre Staaten gegen jeden feindlichen Angriff sicherzustellen, hiedurch zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe beizutragen und insbesondere den König von Preußen im Zaume zu halten. Sie hätten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß diese Maßregeln den gewünschten Erfolg haben würden. Nachdem jedoch der König von Preußen, die feierlichsten Verträge nicht achtend, die Staaten des Hauses Oesterreich zum vierten Male angriff und dadurch die Fackel des ungerechtesten Krieges entzündete, würden sie nicht nur mit Schmerz gewahr, daß der Erfolg ihren Erwartungen keineswegs entsprochen habe, sondern sie fühlten gleichzeitig die Nothwendigkeit, mit kräftigeren Mitteln als bisher dem Zwecke ihrer Vereinigung nachzustreben.

Zu diesem Ende, und um wo möglich Europa vor ähnlichen Attentaten zu bewahren, wie sie der König von Preußen jetzt und schon früher verübte, um endlich die Gewaltthaten zu rächen, die er in Sachsen, in Oesterreich und überall begehe, wohin es ihm beliebe seine Waffen zu tragen, werde nicht bloß die Kaiserin von Rußland ihrer Verbündeten unverzüglich die vertragsmäßige Hülfe leisten. Beide Kaiserinnen seien vielmehr entschlossen, noch ungleich beträchtlichere Streitkräfte gegen den gemeinsamen Feind, den Störer der öffentlichen Ruhe zu verwenden und die Waffen nicht eher niederzulegen als bis es gelungen sei, ganz Schlesien und Glatz unter die Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia zurückkehren zu machen und gleichzeitig der Macht jenes Fürsten genügende Schranken zu ziehen.

Zur Erreichung dieses Zieles verpflichtete jede der beiden Kaiserinnen sich, wenigstens achtzigtausend Mann regulärer Truppen gegen Preußen ins Feld zu stellen. Rußland aber werde außerdem noch fünfzehn bis zwanzig Kriegsschiffe und wenigstens vierzig Galeeren in See stechen lassen. Beide Regierungen werden sich gegenseitig den genauen Stand der Armeen bekanntgeben, sich Generale zusenden, welche im Kriegsrathe Sitz und Stimme haben sollen, und sich über einen Operationsplan verständigen. Da aber der König von Preußen jetzt den größten Theil seiner Streitkräfte gegen Oesterreich verwende, so verspreche die Kaiserin von Rußland, ihre Heeresmacht so weit und

so bald als nur immer möglich in die Staaten des Königs von Preußen vordringen zu lassen. In diesem Falle werde Oesterreich Alles thun, um die ihm entgegenstehenden preußischen Armeen zu beschäftigen und dadurch die Operationen des russischen Heeres zu begünstigen. Rußland verpflichte sich zu dem gleichen Vorgange, welcher überhaupt während des ganzen Krieges als Regel und für alle Operationsplane als Grundlage zu dienen habe.

Jede der beiden Verbündeten versprach in feierlichster Weise, ohne die Mitwirkung und Zustimmung der Anderen mit ihrem gemeinschaftlichen Feinde, dem Könige von Preußen, niemals Waffenstillstand oder Frieden zu schließen, sondern den Krieg mit der verabredeten Truppenzahl fortzuführen, bis Maria Theresia in den ungestörten, durch einen Friedensvertrag bestätigten Besitz von ganz Schlesien und Glatz gelangt sei. Da die Ruhe Europa's niemals dauernd gesichert erscheine, so lang man dem Könige von Preußen nicht die Mittel entziehe, sie zu stören, so wollen beide Kaiserinnen ihre Bestrebungen vereinigen, um der Menschheit diesen Dienst zu erweisen, und sich mit denjenigen Mächten verständigen, welche von den gleichen Anschauungen ausgiengen. Schon habe Maria Theresia den Beistand des Königs von Schweden als Garanten des Westphälischen Friedens angerufen, und sie zweifle nicht, daß er sowohl in dieser Eigenschaft wie als Reichsfürst seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen werde. Da aber die Krone Schweden noch außerdem das allen Staaten gemeinschaftliche Interesse besitze, daß der König von Preußen außer Stand gesetzt werde, in Zukunft die Sicherheit und die Unabhängigkeit seiner Nachbarn zu gefährden, so würden beide Kaiserinnen gemeinschaftlich darauf hinarbeiten, Schweden zu veranlassen, daß es unmittelbar und nachdrücklich mitwirke zur Erniedrigung des Königs von Preußen. Zu diesem Ende seien Schweden Vortheile zu versprechen und zu verschaffen, welche dem Grade seiner Theilnahme an der Kriegführung entsprächen. Und in gleichem Sinne wolle man auch an dem Hofe von Kopenhagen thätig sein.

Obgleich der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, sich in Folge der Treulosigkeit, mit welcher der König von Preußen sich seiner

kurfürstlichen Staaten bemächtigte, fast ganz außer Stand befinde, seine Verpflichtungen zu erfüllen und thatkräftig mitzuwirken zur Erniedrigung desselben, so werden die beiden Kaiserhöfe doch Alles thun, was nur immer von ihnen abhängt, um nicht nur diesen Fürsten wieder in sein Erbland einzusetzen, sondern ihm auf Kosten des Königs von Preußen für das erduldete Unrecht eine angemessene Schadloshaltung zu verschaffen.

Da endlich die Kaiserin von Rußland die in dem Vertrage vom Jahre 1746 festgesetzte Hülfeleistung jetzt sehr ansehnlich vermehre und sich mit dem Unterhalte ihrer Truppen so wie mit allen sonstigen Kosten ihrer Kriegführung selbst belaste, werde ihr die Kaiserin-Königin während der ganzen Dauer des Krieges alljährlich eine Million Rubel bezahlen. Dagegen falle die Zahlung der zwei Millionen Gulden hinweg, welche laut des Vertrages vom Jahre 1746 Maria Theresia nach der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz an Rußland entrichten sollte.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt des Bündnisses, welches jetzt zwischen Oesterreich und Rußland zum Abschlusse gelangte. Wer ihn mit den Entwürfen vergleicht, welche kaum zwei Monate zuvor Esterházy von seinem Hofe erhalten hatte, wird leicht begreifen, daß man in Wien volle Ursache besaß, mit dem Wortlaute des neuen Vertrages sehr zufrieden zu sein. Denn man hatte sich in Rußland darauf beschränkt, die von dem österreichischen Gesandten mitgetheilten Vorschläge einfach anzunehmen, ohne irgend welche Abänderung an denselben zu begehren. Und daß an den Zahlungen, zu denen Oesterreich sich anbot, jährlich eine Million in Ersparung gebracht wurde, konnte der kaiserlichen Regierung gleichfalls nur sehr willkommen sein.

Aber trotz alledem war in den Becher der Freude, welchen Rußland dem Wiener Hofe credenzte, ein Wermuthstropfen gefallen. Seit man in Wien durch Esterházy's wiederholte Berichte davon Kenntniß erlangt hatte, welch geringen Werth man in Rußland auf neue Gebietserwerbungen legte, mochte man es bereuen, auf den Vorschlag wegen Vereinigung von Curland und Semgallen mit Rußland

allzu rasch eingegangen zu sein. Man war sich der außerordentlichen Schwierigkeiten wohl bewußt, welchen die Durchführung eines solchen Projectes nicht nur von feindlicher Seite, sondern in nicht geringerem Grade von derjenigen der eigenen Alliirten begegnen mußte. Vor Allem war es Frankreich, vor welchem man in dieser Beziehung die äußersten Besorgnisse hegte. Denn sowohl einer Vergrößerung Rußlands als einer allzu weitgehenden Schwächung Preußens widerstrebte man dort aufs entschiedenste. Schon von dem bloßen Bekanntwerden des Umstandes, daß sich die österreichische Regierung zu einer solchen Zusage habe bereit finden lassen, mußte man die übelste Einwirkung auf den neuen und wichtigsten Verbündeten, auf Frankreich befürchten. Daher hätte man es in Wien ungemein gern gesehen, wenn diese Zusage nicht die Gestalt einer wirklichen Verpflichtung angenommen hätte, sondern wenn Rußland selbst von ihr abgestanden wäre. Daß dieß keineswegs geschah, sondern daß Esterházy mit der Convention vom 2. Februar 1757 seiner Regierung auch die Entwürfe der Declarationen einsandte, welche die beiden Kaiserinnen wegen dereinstiger Abtretung Curlands und Semgallens an Rußland auswechseln sollten, wurde in Wien gar schmerzlich empfunden. Um so mehr war dieß der Fall als Esterházy gleichzeitig berichtete, noch bei der letzten Conferenz habe die Kaiserin ihre frühere Erklärung persönlich wiederholt, sie wünsche für sich keine neue Gebietserwerbung, sondern sie verlange nichts anderes als daß Schlesien und Glatz für Oesterreich wieder erobert, Sachsen eine ausreichende Schadloshaltung verschafft und der König von Preußen gedemüthigt werde. Aber Bestuschew, der jeden einzelnen Artikel der Convention einer tadelnden Kritik unterzogen und sich die fruchtlose Mühe gegeben hatte, wenigstens die Zahlungen Oesterreichs an Rußland auf eine höhere Summe als zwei Millionen hinaufzuschrauben, war doch damit durchgedrungen, daß man sich in Rußland nicht dazu verstand, den Gedanken der Erwerbung Curlands und Semgallens freiwillig fahren zu lassen. Und nur der Umstand, daß auf Bestuschews Andringen die russische Regierung von Maria Theresia die Zusage verlangte, im Falle der Unausführbarkeit der Vereinigung Curlands und Semgallens mit Rußland diesem Staate eine andere passende Entschädigung zu verschaffen, war Ursache, daß

eine Aenderung des Wortlautes der in Wien ausgearbeiteten Declarationsentwürfe nothwendig wurde[98]). Nur aus diesem Grunde wurde die Unterzeichnung der letzteren nicht wirklich vorgenommen, sondern das neue Project mit dem Begehren nach Wien gesendet, dasselbe in entsprechender Ausfertigung und mit der Unterschrift der Kaiserin Maria Theresia versehen, wieder nach St. Petersburg gelangen zu lassen. Dort solle es gegen die von der Kaiserin Elisabeth zu unterzeichnende Declaration ausgewechselt werden[99]).

Noch eine zweite, ähnliche Erklärung, welche sich auf die dem Könige von Polen als Kurfürsten von Sachsen zu gewährende Schadloshaltung beziehen sollte, wurde zwischen Bestuschew und Esterházy verabredet. Des Ersteren nahe Beziehungen zu Sachsen sind bekannt, und es mag zur Kennzeichnung derselben hier nur ein einziger Umstand angeführt werden. Als er die Wegnahme des Dresdner Archivs durch den König von Preußen vernahm, sagte Bestuschew im ersten Schrecken zu Esterházy, die Nachricht von der Niederlage einer russischen Armee wäre ihm bei weitem nicht so peinlich gewesen als die Kunde von jenem Ereignisse[100]). Eine feste Abmachung über die Schadloshaltung für Sachsen mußte daher in Bestuschews Wünschen gelegen sein. Auch in Wien war man dafür, weil man Sachsen in der That eine Entschädigung aufrichtig gönnte. Aber man meinte doch auch, daß sich dieselbe auf Magdeburg und den Saalkreis beschränken solle, und besorgte, König August werde auf die Ansprüche zurückgreifen, die er schon im Jahre 1745 fruchtlos gestellt hatte[101]). Damals war begehrt worden, nach der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz die Fürstenthümer Sagan, Glogau und Jauer an Sachsen gelangen zu lassen. Sowie zu jener Zeit, so war Maria Theresia auch jetzt wieder von einem solchen Zugeständnisse weit entfernt. Um jedoch Sachsen jede Möglichkeit zu einem derartigen Begehren zu benehmen, sollte die Frage seiner Schadloshaltung, so wünschte man in Wien, durch eine zweite, gleichfalls zwischen den beiden Kaiserinnen auszutauschende Erklärung gleich von vorne herein ins Reine gebracht werden.

Gegen die Ausfertigung dieser letzteren Declaration waltete daher am Wiener Hofe eben so wenig ein Bedenken ob als gegen die Rati-

fication der Uebereinkunft selbst, welche vielmehr von Maria Theresia mit Ausdrücken höchster Befriedigung vollzogen wurde [102]). Aber an die Ausstellung der Erklärung, die von der dereinstigen Vereinigung Curlands und Semgallens mit Rußland handelte, schritt Maria Theresia nur mit sehr schwerem Herzen. Sie könne ihm nicht verhehlen, schrieb sie an Esterházy, daß sie in ihrem ganzen Leben kein Actenstück „unlieber" als das gegenwärtige unterzeichnet habe. Nicht als ob sie es Rußland mißgönne, aus dem jetzigen Kriege irgend einen wesentlichen Vortheil zu ziehen. Aber sie befürchte, daß ein solcher Schritt vor der Zeit bekannt werden und bei Frankreich lebhafte Mißstimmung erregen, dadurch aber für Oesterreich, für Sachsen, ja für Rußland selbst die empfindlichsten Folgen nach sich ziehen könne und nur dem gemeinsamen Feinde, dem Könige von Preußen, zum Vortheil gereichen würde [103]). Schon habe man auf einem vertrauten und zuverlässigen Wege aus Warschau die Nachricht erhalten, daß der dortige Hof auf die Spur einer geheimen Abrede wegen Curland gekommen sei. Von Polen sowohl als von Frankreich werde Alles geschehen, um das Geheimniß zu entdecken. Diesem letzteren Staate gegenüber aber befinde man sich in größter Verlegenheit, indem man nicht wisse, ob man ihm die Verabredung, wenn sie einmal wirklich zu Stande gekommen sei, mittheilen solle oder nicht. Es nicht zu thun, widerspreche der gewohnten Aufrichtigkeit der Kaiserin gegen ihre Verbündeten, und schließe außerdem die Gefahr in sich, daß die Sache von französischer Seite entdeckt werde. Theile man sie aber, um dem zuvorzukommen, freiwillig an Frankreich mit, so sei nichts gewisser, als daß der Hof von Versailles einer solchen Absicht entschieden widerstreben, die Verhandlung über den geheimen Vertrag wegen gemeinschaftlicher Bekriegung des Königs von Preußen abbrechen und eine völlig verschiedene politische Bahn einschlagen, damit aber die großen Projecte Oesterreichs und Rußlands unwiderbringlich zunichte machen werde. Starhemberg wenigstens, den man vorläufig ins Vertrauen gezogen, habe berichtet, er wage es nicht, hievon auch nur ein Wort gegen das französische Ministerium zu erwähnen.

Dieſer großen Verlegenheit könnte die Kaiſerin von Rußland auf einmal ein Ende machen, wenn ſie ſich entſchlöſſe, auf der Auswechslung der verabredeten geheimen Declaration nicht weiter zu beſtehen. Sie möge ſich mit Maria Thereſia's Verſprechen begnügen, daß dieſelbe ſich jederzeit und bei allen Gelegenheiten zum Beſten des ruſſiſchen Reiches mit bundesmäßigem Eifer verwenden werde. Eſterházy erhielt den Auftrag, die äußerſten Anſtrengungen zu machen, um zu bewirken, daß die Kaiſerin von Rußland von der Auswechslung der Declarationen abſtehe. Und in allen nachfolgenden Reſcripten wurde dieſer Befehl in den eindringlichſten Worten erneuert [104]).

Es ſcheint nicht, daß Eſterházy übergroßer Bemühungen bedurfte, um dieſen Zweck zu erreichen. Gleich nach Empfang der Depeſche des Wiener Hofes zeigte er demſelben an, daß ſehr viele Ausſicht auf Erfüllung ſeines Wunſches vorhanden ſei [105]). Durch den Vicekanzler Woronzow wurde die Kaiſerin Eliſabeth für das Verlangen Oeſterreichs gewonnen, und als man ſich ihrer Geneigtheit, auf dasſelbe einzugehen, im voraus verſichert hatte, ſprach Eſterházy auch mit Beſtuſchew über die Sache [106]). Denn obwohl ſich der Großkanzler ſo ſehr um alles Anſehen bei ſeiner Monarchin gebracht hatte, daß ſie erſt vor wenig Tagen einer vertrauten Perſon gegenüber in die Worte ausgebrochen war: „Der Böſewicht ſoll nicht lang mehr regieren“ [107]), ſo ſchien doch von dieſer Drohung bis zu dem Entſchluſſe, ihn wirklich von der Leitung der Geſchäfte zu entfernen, noch ein weiter Weg. Wohl im Gefühle der raſchen Abnahme ſeines Einfluſſes ging Beſtuſchew auf das Anſinnen des kaiſerlichen Geſandten bereitwillig ein [108]). Zwar widerſetzten ſich einige andere einflußreiche Perſonen, insbeſondere Peter Schuwalow dieſem Begehren [109]). Dennoch gelang es, auch ihre Bedenken zu beſchwichtigen, und als endlich am 19. Mai 1757 die Auswechslung der Ratificationen der zwiſchen Oeſterreich und Rußland abgeſchloſſenen Convention zu St. Petersburg ſtattfand, wurde die geheime Declaration wegen Curland und Semgallen in dieſelbe nicht einbezogen. Beſtuſchew erklärte vielmehr im Namen der Kaiſerin Eliſabeth, daß dieſelbe dem Wunſche ihrer Alliirten bereitwilligſt Folge leiſte. Das von Maria

Thereſia ſchon unterzeichnete Exemplar wurde, ohne von demſelben Gebrauch zu machen, nach Wien zurückgeſchickt [110]).

Das entgegengeſetzte Verfahren wurde hinſichtlich der zweiten, auf die Schadloshaltung für Sachſen bezüglichen Declaration beobachtet. Anſtandslos unterſchrieb Eliſabeth, ſich auch hierin gern dem Begehren Maria Thereſia's fügend, die Erklärung, kraft deren beide Kaiſerinnen ſich anheiſchig machten, Alles aufbieten zu wollen, um dem Könige Auguſt als Kurfürſten von Sachſen zur Entſchädigung für die ihm von dem Könige von Preußen zugefügte Unbill auf Koſten des Letzteren die Stadt Magdeburg ſammt den dazu gehörigen Diſtricten und den Saalkreis zu verſchaffen [111]).

Viertes Capitel.

Der Operationsplan.

Indem die beiden wichtigſten Endzwecke der Verhandlungen mit Rußland durch deſſen Beitritt zu dem Vertrage von Verſailles und durch den Abſchluß der Uebereinkunft über die gemeinſchaftliche Kriegführung gegen Preußen verwirklicht wurden, handelte es ſich nur mehr um den dritten Punkt, die Verabredung über den Operationsplan. In Wien war man mit Recht der Anſicht, daß ein ſolcher nur im Einverſtändniſſe mit Frankreich feſtgeſtellt werden könne, und man wartete daher, bevor man ſich der ruſſiſchen Regierung gegenüber deutlicher ausſprach, das Ergebniß der Verhandlungen mit dem Grafen d'Eſtrées ab.

Ein Umſtand mahnte jedoch auch in dieſer Beziehung zu äußerſter Vorſicht: die bekannte Beſtechlichkeit Beſtuſchews und ſeine Verbindung mit England, mittelbar daher auch mit Preußen. In Wien war man aufs höchſte beſorgt, Beſtuſchew werde nichts Eiligeres zu thun haben als den verabredeten Operationsplan gegen gute Bezahlung dem britiſchen Botſchafter Williams zu verrathen, durch den er dann ſogleich auch dem Könige von Preußen bekannt werden würde. Man ſtellte es daher der Beurtheilung des Grafen Eſterházy anheim, nur der Kaiſerin von Rußland ſelbſt und dem Vicekanzler Woronzow die bisher mit d'Eſtrées gepflogenen Verabredungen mitzutheilen, dem Grafen Beſtuſchew aber hievon nur oberflächliche Kenntniß zu geben und ihm den wichtigſten Punkt ganz zu verſchweigen [112]).

Gleich nach seiner Ankunft in Wien begann d'Estrées, und zwar vorerst mit Kaunitz die Besprechungen über den gemeinschaftlich auszuführenden Operationsplan. Von übler Vorbedeutung schien es, daß ihm Kaunitz schon bei der ersten Unterredung bemerklich machen mußte, man hoffe er sei nicht gekommen um einen Operationsplan vorzuschreiben, sondern um sich über einen solchen zu verständigen [113]). Jedoch nicht so sehr in der Form, obgleich auch diese nicht eben geeignet erschien, ein günstiges Ergebniß zu fördern, sondern in der Sache selbst, um die es sich handelte, lag der Keim zu einem Zwiespalte ernstester Art.

Die Verschiedenheit der Beweggründe zur Kriegführung, von denen Oesterreich und Frankreich ausgingen, machte sich so wie in den Verhandlungen über das abzuschließende Bündniß, so auch in denen über die kriegerischen Unternehmungen, welche man in gemeinschaftlichem Einverständniß durchzuführen gedachte, recht empfindlich bemerkbar. Für Frankreich war England, für Oesterreich der König von Preußen der eigentliche Feind, wider welchen es eine möglichst große Anzahl von Streitkräften zu concentriren, dem es thunlichst viel Schaden zuzufügen bemüht war. Für England war man dagegen in Oesterreich, für Preußen in Frankreich nicht ohne Rücksicht, und sowie es am Wiener Hofe eine große Partei gab, welche die gegenwärtige politische Stellung des eigenen Staates höchlich mißbilligte und ihn am liebsten in der alten Allianz mit England gesehen hätte, so waren in Versailles und in ganz Frankreich gar Viele, die das Bündniß mit Oesterreich ein unnatürliches schalten und aus ihrer warmen Sympathie für Oesterreichs erbittertsten Feind, den König von Preußen, kein Hehl machten.

Hiezu kam noch, daß Maria Theresia die Stellung ihres Hauses in Deutschland und die Kaiserwürde ihres Gemals nicht außer Acht lassen durfte. Sie strebte daher eifrigst darnach, daß mit Ausnahme der Staaten des Königs von Preußen kein deutsches Land auf Seite ihres Gegners in den Krieg verwickelt werde. Der Hof von Versailles hingegen suchte geltend zu machen, daß des Königs von England verwundbarster Punkt, sein Kurfürstenthum Hannover, nicht verschont

bleiben dürfe von einem Angriffe. In Frankreich beharrte man darauf, daß man sich diese eben so leichte als reiche Beute nicht entgehen lasse.

Darum bestand der erste Antrag, welchen d'Estrées dem Wiener Hofe vorlegte, in dem Anerbieten, daß das französische Hülfscorps in einer Stärke von dreißigtausend Mann ungesäumt nach Deutschland aufbreche. In der Wetterau solle es die Winterquartiere beziehen, bei Beginn des nächsten Feldzuges Wesel belagern und nach Einnahme dieser Festung durch das Fürstenthum Minden und das Kurfürstenthum Hannover nach Magdeburg vordringen. Alle die Gebietsstrecken, welche diese Armee durchziehe, wären als Feindesland anzusehen und zu behandeln [114]).

Mit Lebhaftigkeit widersprach Kaunitz diesem Vorschlage, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, die Betrachtungen kennen zu lernen, welche er dagegen vorbrachte. Indem man in der Wetterau die Winterquartiere aufschlage, werde man überall in Deutschland, wo man durchkomme und wo man sich aufhalte, die Gemüther gegen sich aufbringen. Alle protestantischen Höfe würde man beunruhigen und sogar den König von England veranlassen, die hannoverschen und hessischen Truppen allsogleich nach dem Festlande einzuschiffen. Dreißigtausend Hannovraner, zwölftausend Hessen und achttausend Braunschweiger würden eine Armee von wenigstens fünfzigtausend Mann bilden, welche dem französischen Heere ernste Verlegenheiten bereiten könnte, ohne daß der König von Preußen auch nur einen Mann von seinen Truppen dorthin abzuordnen brauchte. Man gäbe hiedurch selbst den Anstoß zu einem protestantischen Bunde, Frankreich aber würde sich in einen allgemeinen, ebenso kostspieligen als gefährlichen Krieg verwickeln und sich aufreiben, ohne Oesterreich den geringsten Vortheil zu verschaffen. Ja seinen eigentlichen Endzweck werde es gleichfalls verfehlen, denn in England würden das Parlament wie das Volk die Schädigung des Kurfürstenthums Hannover mit Gleichgültigkeit betrachten. König Georg aber, aufs Aeußerste gebracht, würde selbst nach seinen hannoverschen Schätzen greifen, um Frankreich eine sehr beträchtliche Armee entgegen zu stellen. Mit vollen Händen werde er

in Rußland und der Türkei Geldsummen spenden, um Intriguen anzufachen und Unruhen zu erregen, welche den Endzweck des Krieges gar leicht gefährden könnten.

Hiezu komme noch, daß wenn selbst der Angriff auf Hannover vortheilhaft erschiene, doch die Neutralitätsacte und der Defensivvertrag von Versailles der Kaiserin nicht gestatteten, die Hand dazu zu bieten, daß eine Hülfsarmee, welche nach Deutschland komme, um den Verpflichtungen Frankreichs gegen Oesterreich zu genügen, den Kurfürsten von Hannover mit Krieg überziehe [115]).

Um sich jedoch Frankreich gegenüber nicht bloß auf die Verneinung zu beschränken, ersann Kaunitz einen anderen Plan, von dem er behauptete, daß er Frankreich alle Vortheile seines eigenen Projectes darbiete, ohne auch nur an einem einzigen seiner Gebrechen zu leiden.

Frankreich sende fünfunddreißig- bis vierzigtausend Mann direct nach Sachsen, und gleichzeitig versammle es ein Beobachtungsheer am Niederrhein. Die erste dieser beiden Armeen könnte schon im Februar durch Schwaben, die Oberpfalz und das Voigtland nach Sachsen marschiren. Sie würde von der Kaiserin mit hundertzehntausend Mann unterstützt werden, welche in zwei Heere zu theilen wären. Das eine würde in die Lausitz, das andere in Schlesien eindringen. Ihr Vorrücken zwänge den König von Preußen, ganz Sachsen zu räumen. Wenn nun auch die Russen durch Preußen und Polen herankämen, so fände das preußische Heer sich bald von allen Seiten umschlossen und würde sogar der nöthigen Subsistenzmittel entbehren.

Aus der Annahme dieses Planes ergebe sich für Frankreich der Ruhm, den König von Polen wieder einzusetzen in sein sächsisches Land, und ihm überdieß, indem man sich des Herzogthums Magdeburg bemächtige, eine glänzende Genugthuung für die Gewaltthätigkeiten zu verschaffen, welche er von dem Könige von Preußen hatte erdulden müssen. Frankreich werde den Operationen der österreichischen Streitkräfte eine mächtige Förderung zu Theil werden lassen und hiedurch zur Erreichung des Zielpunktes der Allianz unmittelbar beitragen. Man werde nicht die Zahl der Feinde der gemeinschaftlichen

Sache vermehren, indem man Hannover nicht zwinge, auf der Seite des Gegners mit allen seinen Verbündeten an dem Kriege Antheil zu nehmen. Durch die Observationsarmee am Niederrhein werde man es jedoch im Schach halten und gleichzeitig Frankreichs Alliirte im deutschen Reiche beschützen. Die letzteren sähen sich dadurch ermuthigt, auch ihrerseits Truppen gegen Subsidien zu stellen, ein Religionskampf würde vermieden und der Krieg kein allgemeiner werden. Wäre einmal der König von Preußen besiegt, dann könne man noch immer dasjenige leicht und gefahrlos unternehmen, was jetzt und vor seiner Niederwerfung entweder ganz unmöglich oder doch äußerst gefährlich erscheine. Unmittelbar gegen den König von Preußen müßten sich daher alle Angriffe sämmtlicher Verbündeten richten. Die Vortheile, welche der gegenwärtige Krieg Frankreich und dessen Alliirten verschaffen solle, könnten nur als die nothwendigen Folgen der Besiegung Preußens errungen werden [116]).

Daß dieser Plan das alleinige Werk des Grafen Kaunitz sei, wird wenigstens von ihm selbst geradezu behauptet [117]). Und in eigenhändig niedergeschriebenen Worten beauftragte er Starhemberg, dem französischen Hofe doch ja den Verdacht zu benehmen, daß man in Wien aus Vorliebe für Hannover so handle. „Wenn ich die Ehre hätte", fügte Kaunitz hinzu, „im Rathe des Königs von Frankreich „zu sitzen, ich würde gerade so denken wie jetzt". Und vor den Gefahren eines allgemeinen Krieges warnend, fährt er fort: „Wäre es „natürlich, sich selbst in jenen Abgrund stürzen zu wollen, von wel„chem Frankreich so gut weiß, daß lange Zeit schon seine Feinde „daran graben? Und sollte man nicht erkennen, daß dieß das wahre „Mittel sei, um sowohl in Bezug auf den Krieg mit England als „auf unseren gemeinschaftlichen Endzweck, der Frankreich auf den „Gipfel der Größe erheben soll, Alles zu verderben?" [118])

Der Wortlaut der Zeilen des Grafen Kaunitz an Starhemberg und ihre Absendung durch einen französischen Courier beweisen, daß sie dazu bestimmt waren, dem Hofe von Versailles mitgetheilt zu werden. Muß man sich daher auch enthalten, jeden seiner Ausdrücke für baare Münze zu nehmen, so gewinnen sie doch dadurch für uns

an Werth, daß sie uns von dem großen Gewichte überzeugen, welches man in Wien darauf legte, daß der von d'Estrées überbrachte Operationsplan aufgegeben und von dem beabsichtigten Angriffe auf Hannover Umgang genommen werde.

Kaunitz mochte wohl Recht haben, wenn er behauptete, daß der Kaiserhof zu seinem Verfahren nicht etwa durch Vorliebe für Hannover vermocht werde. Aber wenn gleich nicht Vorliebe, so war es doch Rücksicht für dieses Kurfürstenthum, durch welche man sich hiezu bestimmt fand, und zu solcher Rücksicht besaß man gewiß ausreichenden Grund. Nichts hatte man in Wien mehr zu scheuen, als außer Preußen noch einen ansehnlichen Theil des übrigen Deutschland gegen den Kaiserhof in die Schranken treten zu sehen. Und je mehr König Friedrich, um dieß zu erreichen, und mit je größerem Erfolge er sich bemühte, seinem Kampfe gegen Oesterreich auch das Ansehen eines Religionskrieges, eines Streites des Protestantismus gegen den Katholicismus zu geben, um so höheren Werth mußte man in Wien darauf legen, daß diese künstlich hervorgerufene Idee nicht zu einer allgemein herrschenden werde. Dieß zu verhindern, konnte nicht leicht etwas in ausgiebigerem Maße beitragen, als wenn ein so angesehener und mächtiger Reichsfürst wie der Kurfürst von Hannover an dem ausgebrochenen Kriege nicht auf Preußens Seite theilnahm, sondern wenn er sich, da man schon auf seine Hülfe nicht zählen durfte, wenigstens neutral verhielt.

Allerdings wäre Georg II. sowohl als König von England wie als Kurfürst von Hannover durch die Tractate sogar zu einer Hülfeleistung an Oesterreich verpflichtet gewesen. Noch bestand die ganze Reihe von Verträgen in ungeschwächter Kraft, durch welche England im Falle eines Angriffes auf Oesterreich diesem Staate mit den Waffen in der Hand Beistand zu gewähren hatte. Von den Tractaten, die König Georg II. selbst abgeschlossen, mögen hier nur das Bündniß vom 16. März 1731, die Warschauer Quadrupel-Allianz vom 8. Jänner 1745, der Beitritt Englands zu dem Bündnisse zwischen Oesterreich und Rußland vom Jahre 1746 genannt werden. Was aber Hannover betraf, so gab die im Jahre 1745 stattgefundene Aufnahme des

Königreiches Böhmen in den deutschen Kurverein noch einen Anhaltspunkt mehr, um den Beistand Hannovers, welches diesem Vereine gleichfalls angehörte, gegen den Angriff des Königs von Preußen auf Böhmen in Anspruch zu nehmen.

Als Maria Theresia dieses Begehren an den König von England und Kurfürsten von Hannover stellte [119]), war man in Wien wohl im voraus überzeugt, daß nach dem Abschlusse des Vertrages von Westminster und bei dem Fortwüthen des überseeischen Krieges zwischen England und Frankreich von einer Hülfeleistung Englands an Oesterreich die Rede nicht sein könne. Aber man erachtete es für klug, wenigstens den Rechtspunkt in dieser Sache vollkommen klar zu stellen und zu zeigen, daß Oesterreich von England und nicht England von Oesterreich zuerst verlassen worden sei. Außerdem meinte man wohl, es könne vielleicht gelingen, die Betheiligung Englands und Hannovers an dem Kriege auf dem europäischen Festlande zu hintertreiben.

Diese letztere Absicht war auch mit den Anschauungen im Einklang, welche der König von England selbst und sein hannoversches Ministerium hegten. Der Erstere erklärte dem kaiserlichen Gesandten Grafen Karl Colloredo, als ihm derselbe Maria Theresia's Schreiben übergab, daß er den Kampf zwischen Oesterreich und Preußen als einen ihm fremden Krieg ansehe. Ohne seine Zustimmung, ja fast ohne sein Wissen habe der König Friedrich ihn begonnen, und alle Bemühungen, ihn hievon abzuhalten, seien fruchtlos geblieben. Dennoch sei Preußen gegenwärtig Englands einziger Alliirter, es könne und werde sich von ihm nicht lossagen. Eine Hülfeleistung an Oesterreich, welches durch sein Bündniß mit Frankreich, dem Todfeinde Englands, sich selbst dieses Beistandes begeben habe, erscheine daher als ganz unausführbar. Daß er selbst sich in den Krieg in Deutschland nicht verwickeln wolle, habe er durch die Ueberschiffung seiner deutschen Truppen nach England bewiesen. An dieser Gesinnung wolle er so lange festhalten, als er nicht förmlich gezwungen werde, sich unter den Schutz derjenigen Macht zu begeben, welche sich geneigt zeige zur Vertheidigung seiner Sache. So lange die Lage Hannovers sich nicht

ändere, werde auch er keine Aenderung ſeiner Entſchlüſſe eintreten laſſen [120]).

Eine ähnliche Sprache führte auch der hannoverſche Geſandte von Steinberg in Wien; nur daß er dem eifrigen Wunſche, den man in Hannover hegte, in den Krieg nicht hineingezogen zu werden, noch eindringlicheren Ausdruck verlieh. Und da man in Wien von dem gleichen Gedanken ausging, ſo wurden die Vorſtellungen des Kaiſerhofes zu Gunſten der Neutralität Hannovers und des in Antrag gebrachten Planes, das franzöſiſche Hülfscorps durch Schwaben und das Voigtland nach Sachſen zu ſenden, von Tag zu Tag lebhafter. In Frankreich aber wollte man von dieſem letzteren Vorſchlage nichts hören. Man habe, erklärte d'Eſtrées im Namen ſeiner Regierung, über die Natur des Voigtlandes genaue Erkundigung eingezogen. Es ſei arm an Wieſen und Ackerland, und vermöge daher für Mannſchaft und Pferde nicht die nöthige Nahrung zu liefern. Außerdem ſetzten noch ſteiles Gebirg und tiefe Schluchten dem Durchmarſche eines mit Geſchütz und Gepäck verſehenen Heeres faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Auch in Sachſen werde der Krieg die Beſtellung eines großen Theiles der Aecker verhindert haben. Sollte noch außerdem, wie wohl zu erwarten ſei, der König von Preußen auf die erſte Nachricht von dem Anmarſche franzöſiſcher Truppen die Gegenden verheeren, durch welche die nach der Elbe führenden Straßen zögen, ſo wäre auch dort der Unterhalt für das Heer kaum zu beſchaffen. Endlich fände man die Preußen in dem Beſitze der feſten Plätze, die man ohne Belagerungsgeſchütz nicht wegnehmen könne.

Auch die Unterſtützung, welche einem nach Sachſen marſchirenden franzöſiſchen Heere durch die öſterreichiſchen Streitkräfte zu Theil werden ſollte, glaubte die franzöſiſche Regierung in Zweifel ziehen zu müſſen. Denn die kaiſerlichen Heere würden ſich mit ihrer ganzen Kraft auf die Lauſitz und auf Schleſien werfen. Dann aber wären ſie durch die Gebirgskette, welche an der Grenze von Böhmen und Sachſen ſich hinzieht, von dem franzöſiſchen Hülfscorps getrennt. Von ſeiner Centralſtellung aus vermöchte König Friedrich mit Leichtigkeit mehrere Tagmärſche zu gewinnen und ſich auf die franzöſiſchen

Streitkräfte zu werfen, ehe die Oesterreicher ihnen zu Hülfe eilen könnten [121]).

Wurde aus diesen Beweggründen der Vorschlag des Wiener Hofes von der französischen Regierung abgelehnt, so mußte sie denselben durch einen anderen Antrag ersetzen. Er bestand darin, daß Frankreich nicht dreißig- oder vierzig-, sondern fünfundachtzigtausend Mann ins Feld stelle, sie durch Reichstruppen verstärke und noch in diesem Winter die Operationen beginne. Die französischen Streitkräfte sollten als Hülfstruppen der Kaiserin betrachtet und unmittelbar gegen Preußen verwendet werden. Die zu machenden Eroberungen wolle man der Verfügung Maria Thresia's anheimstellen, die kriegerischen Unternehmungen aber derart einrichten, daß sie den Einfall in das Herzogthum Magdeburg als ihr Hauptziel verfolgen sollten.

Trotz der mannigfachen Verlockung, welche in diesem Vorschlage gelegen sein mochte, stand doch Maria Theresia nicht an, denselben für „ebenso ungerecht als unüberlegt" zu erklären, und dessen Nachtheile mit scharfen Worten hervorzuheben. Die Ungerechtigkeit, fährt die Kaiserin fort, falle von selbst in die Augen, da sie den Namen dazu hergeben solle, daß die hannoverschen und andere Reichslande mit Krieg überzogen, die protestantischen Mächte aber zur Herbeiführung eines Religionskampfes gezwungen würden. Finde der König von Frankreich es gerecht und seinem Staatsinteresse gemäß, den von England veranlaßten Krieg gegen Hannover fortzusetzen, so könne solches doch nur in seinem eigenen und nicht im Namen und unter Mitwirkung Oesterreichs geschehen, welchem Hannover hiezu noch keine genügende Veranlassung gegeben habe. Frankreich sei es nicht unbekannt, wie sehr die Kaiserin durch ein solches Verfahren der eingegangenen Neutralität, den Gesetzen des Reiches, dem beschwornen Kurverein entgegen handeln, ihr Gewissen beschweren und den Feinden selbst die schädlichsten Waffen in die Hand geben würde.

Aber nicht allein ungerecht, sondern auch nachtheilig nannte Maria Theresia den französischen Operationsplan. Denn die ansehnliche Armee, welche Hannover und dessen Verbündete dem französischen

Heere entgegenstellen würden, sei darin mit keinem Worte erwähnt. Man irre sich gewaltig, wenn man glaube, daß die französischen Streitkräfte gleich bei Beginn des Feldzuges Wesel zu belagern und wegzunehmen, sodann geraden Weges durch hannoversches und hessisches Land den Marsch nach dem Magdeburgischen fortzusetzen und dadurch die kriegerischen Unternehmungen Oesterreichs gegen Preußen mit Nachdruck zu unterstützen vermöchten. Man wolle es dahin gestellt sein lassen, ob auch eine weit überlegene französische Armee die hannoverschen Streitkräfte, welche aus den besten Reichstruppen beständen und sich ohne Zweifel sehr vortheilhaft lagern würden, so leichthin anzugreifen wage und sie zu besiegen im Stande sei. Aber daran könne man keinen Augenblick zweifeln, daß auch bei dem glücklichsten Ausschlage der Waffen die hannoversche Armee dem französischen Heere viele Beschäftigung geben und das letztere, so lang es einen so gefährlichen Gegner im Rücken oder in der Flanke behalte, sich nimmermehr entschließen werde, einen anderen Feind aufzusuchen, bis in das Magdeburgische vorzurücken und sich so weit von den eigenen Grenzen zu entfernen.

Hieraus gehe von selbst hervor, daß Oesterreich in diesem Falle von der so sehr angerühmten französischen Unterstützung keinen Nutzen ziehen, sondern die größte Last des Krieges gegen Preußen allein zu tragen haben würde. Denn selbst wenn es den Franzosen gelänge, sich nicht nur Wesels, sondern auch Hessens und des größten Theiles von Hannover zu bemächtigen, so würde der König von Preußen deßhalb doch seine gegen Oesterreich gewendete Macht nicht um einen Mann verringern, sondern dem Könige von England die Sorge für die Vertheidigung seiner eigenen Erblande überlassen. Die Neutralität für Hannover, wodurch allein ein allgemeiner Krieg verhindert werden könne, die Absendung eines französischen Hülfscorps durch Schwaben und das Voigtland nach dem Magdeburgischen, endlich die Aufstellung eines Beobachtungsheeres an der französischen Grenze wurde daher auch jetzt von Maria Theresia dringend begehrt. Sollte jedoch, fügte die Kaiserin hinzu, wider alles Vermuthen auf die Neutralität Hannovers von Seite der Gegner nicht eingegangen werden, dann

wären Oesterreich und Frankreich vor Gott und der Welt berechtigt, ohne fernere Bedenken alle Maßregeln zu verabreden und zu ergreifen, welche ihren Feinden die Gelegenheit, ihnen zu schaden, zu benehmen vermöchten [122]).

Keine leichte Aufgabe war es für Starhemberg, die Empfindlichkeit des französischen Hofes über die allzu weitgehende Rücksicht, die seines Erachtens in Wien zu Gunsten Englands und Hannovers noch immer obwaltete, zu beschwichtigen. Aber den eindringlichen Vorstellungen, welche er in Gemäßheit der ihm von der Kaiserin zugesandten umständlichen Instructionen machte, gelang dieß zuletzt doch. Graf d'Estrées gab im Auftrage seiner Regierung die Erklärung ab, daß man sich in Frankreich von dem Gewichte der Gründe überzeugt habe, welche für die Errichtung einer Neutralitätsconvention für Hannover sprächen. Man stelle die Zustandebringung einer solchen dem Wiener Hofe anheim [123]).

Unverzüglich richtete Kaunitz den entsprechenden Vorschlag an den hannoverschen Gesandten von Steinberg. In der abzuschließenden Neutralitätsconvention sollte König Georg sich verpflichten, als Kurfürst von Hannover weder dem Könige von Preußen noch dessen Anhängern die geringste Beihülfe an Geld oder an Truppen gegen die Kaiserin und deren Alliirte zu gewähren. Und wenn er selbst die gleiche Verpflichtung für die mit ihm verbündeten Fürsten und diejenigen übernähme, von welchen sich Truppen in seinem Solde befänden, so verbürge sich Maria Theresia für die Respectirung der Neutralität Hannovers von Seite ihrer eigenen Alliirten [124]). Mündlich wurde Steinberg bedeutet, daß man die Gewährung des „unschädlichen Durchzuges" durch Hannover für die der Kaiserin gewidmeten Hülfstruppen erwarte [125]).

Es ist leicht begreiflich, daß an diesem letzteren Begehren die ganze Verhandlung scheitern mußte. Dem Könige von England war es vor Allem um Fernhaltung der fremden Truppen von seinem Stammlande zu thun; ihnen selbst den Zugang zu demselben zu gestatten, kam ihm um so weniger in den Sinn, als gerade jetzt die

harte Bedrückung Sachsens durch den König von Preußen bewies, was man damals unter dem Ausdrucke „unschädlicher Durchzug" verstehen konnte. Daß nach diesen Vorgängen in Sachsen das Verfahren der Franzosen in Hannover kaum ein viel milderes sein werde, war mit Grund zu besorgen.

Darum lautete denn auch die Antwort, welche Steinberg am 20. Februar 1757 dem Grafen Kaunitz übergab, unbestimmt und ausweichend. Die Geneigtheit des Königs, seine deutschen Lande vor einem feindlichen Anfall zu bewahren, wurde neuerdings betont, jedoch zugleich hervorgehoben, daß man auch auf die heiligsten Versprechungen Frankreichs nicht bauen könne. Hätten sich die Franzosen nur erst festgesetzt in der Nachbarschaft Hannovers, dann würden sie auf dieses Land gar leicht auch einen feindlichen Ueberfall, und zwar zu einer Zeit unternehmen, in welcher die Kaiserin solches vielleicht gegen ihren Willen geschehen lassen müßte. Bevor man daher auf irgend eine Zusage eingehe, müsse man mit Bestimmtheit wissen, wie weit man in Wien die Neutralität auszudehnen und welche Sicherheit man für Beobachtung derselben zu geben gewillt sei [126]).

Nachdem die Denkschrift, welche Kaunitz dem hannoverschen Gesandten eingehändigt hatte, den „unschädlichen Durchzug" nicht erwähnte, war hievon auch in der schriftlichen Antwort Hannovers mit keinem Worte die Rede. Dem Grafen Colloredo aber wurde offen erklärt, daß man zwar auf die Neutralität Hannovers an und für sich bereitwillig eingegangen wäre, sich jedoch die Bedingung nicht gefallen lassen könne, an welche dieselbe geknüpft werde. Die lang andauernden Vorbereitungen Frankreichs zum Kriege, dessen stete Drohung mit der Rache, welche es an den deutschen Staaten des Königs von England ausüben wolle, endlich die geographische Lage der letzteren längs der preußischen Grenze müßten die Besorgniß erwecken, daß Hannover zum Kriegsschauplatze gemacht und daher der völligen Verwüstung preisgegeben würde [127]). Und Steinberg, von Kaunitz zu noch näherer Erklärung vermocht, versicherte mündlich, nur wenn der Gedanke eines Durchmarsches französischer Truppen durch Hannover fallen gelassen, Hannover zu keiner Theilnahme an

dem Kriege gegen Preußen gedrängt und ausreichende Sicherheit geboten werde für die Erfüllung der Bedingungen der abzuſchließenden Neutralitätsconvention, könne Hannover auf eine ſolche eingehen [128].

Gegen dieſe Erklärung des Königs von England wird wohl nicht leicht ein gegründeter Tadel erhoben werden können, denn ſie entſprach vollkommen der ihm obliegenden Sorgfalt für das Beſte ſeines Landes. Das wurde denn auch in Wien nicht verkannt, und darum erblickte man dort in dem Begehren Hannovers noch kein Anzeichen ſeiner Abſicht, die Neutralität zu verwerfen. Nicht in Hannover, das wußte man am Wiener Hofe genau, ſondern in England waren die eigentlichen Gegner der hannoverſchen Neutralität zu ſuchen. Da es aber leicht geſchehen konnte, daß bei der großen Vorliebe des Königs für Hannover und bei ſeiner Angſt vor einer Verheerung dieſes Landes durch die franzöſiſchen Truppen er ſchließlich doch eher der Anſicht ſeiner deutſchen als ſeiner engliſchen Miniſter beiſtimmen werde, ſo wurde Starhemberg beauftragt, bei dem Hofe von Verſailles ſich angelegentlich zu verwenden, daß das Begehren des Durchmarſches der Franzoſen durch Hannover fallen gelaſſen werde [129]).

Als man in Wien neuerdings und in umſtändlichſter Weiſe die Gründe entwickelte, durch welche Starhemberg die franzöſiſche Regierung zur Nachgiebigkeit beſtimmen ſollte, wußte man noch nicht, daß von Seite des Königs von England ſelbſt ein Schritt geſchehen war, welcher dieſe Beſtrebungen von vorne herein zu nichte machen mußte. Nicht, wie man in Wien gemeint hatte, das hannoverſche, ſondern das engliſche Miniſterium war mit ſeinen Rathſchlägen bei König Georg durchgedrungen. In einer Botſchaft, welche Pitt am 17. Februar 1757 dem Parlamente vortrug, ſprach der König von den höchſt ungerechten und rachſüchtigen Abſichten Frankreichs und ſeiner Alliirten gegen Europa überhaupt ſo wie insbeſondere gegen Hannover und deſſen „guten Verbündeten", den König von Preußen. Gleichzeitig verlangte er die nöthigen Mittel, um zum Schutze ſeines Landes ein Beobachtungsheer aufſtellen und ſeine Bundespflicht gegen Preußen erfüllen zu können.

Eine so feindselige Sprache mußte der französischen Regierung neuen Grund zu der Behauptung liefern, dem Hofe von St. James sei es gar nicht Ernst mit der beantragten Neutralität des Kurfürstenthums Hannover. Man wolle dort nur Zeit gewinnen, den Beginn der kriegerischen Unternehmungen verzögern und den Erfolg derselben möglichst gefährden. Frankreich bestand daher mit aller Entschiedenheit darauf, daß das Zugeständniß der Neutralität durch die Bewilligung des Durchmarsches der französischen Truppen durch Hannover erkauft werden müsse.

Auch in Wien war man durch die Thronrede des Königs von England und durch die schon am nächsten Tage erfolgende Geldbewilligung des Parlamentes äußerst verletzt. Daß Frankreichs Alliirte, unter welcher Bezeichnung natürlich in erster Linie Oesterreich verstanden werden mußte, ungerechte und rachsüchtige Absichten gegen Europa überhaupt und gegen Hannover insbesondere im Schilde führten, war wenigstens dem Wiener Hofe gegenüber eine unwahre Behauptung. Denn gerade er bemühte sich ja unablässig, den Krieg nicht zu einem allgemein europäischen werden zu lassen, sondern ihn einzig und allein gegen Preußen zu localisiren. Dieß aller Welt recht deutlich vor Augen zu führen, erließ die Kaiserin am 23. März 1757 an ihre Repräsentanten bei den fremden Höfen ein Circularrescript. Ihm wurde die Denkschrift beigefügt, welche Kaunitz am 4. Jänner dem Freiherrn von Steinberg eingehändigt hatte. Die ganze Verhandlung mit dem Könige von England über die Neutralität Hannovers wurde offen dargelegt und dem Urtheile aller Unbefangenen anheimgestellt, ob Oesterreich den ihm in der englischen Thronrede gemachten Vorwurf auch wirklich verdiene.

Trotz ihres berechtigten Unmuthes über das Verfahren des Königs von England ließ jedoch die Kaiserin nicht ab, in Frankreich auf die Bewilligung der Neutralität für Hannover zu dringen. Denn immer von Neuem kam sie darauf zurück, darin liege das einzige Mittel, um die protestantischen Regierungen, unter denen sie außer den deutschen Reichsfürsten auch noch Dänemark und Holland verstand, fern zu halten von einer gewaffneten Parteinahme für den König von

Preußen. Da aber Frankreich unerschütterlich auf der Forderung des Durchmarsches seiner Truppen durch Hannover beharrte, während König Georg von einem solchen Zugeständnisse nichts hören wollte, so blieb die ganze Verhandlung fruchtlos, bis sie endlich durch die ferneren Ereignisse und die Kriegsbegebenheiten ohnedieß überholt wurde.

Die Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den Höfen von Wien und Versailles in Bezug auf das gegen Hannover zu beobachtende Verfahren obwaltete, wirkte auch hemmend auf die Verhandlungen ein, welche mit dem Grafen d'Estrées zur Feststellung eines gemeinschaftlichen Operationsplanes fortwährend gepflogen wurden. Denn jederzeit mußte man beide Fälle, sowohl den der Neutralität Hannovers als den des Gegentheils in den Kreis der Berechnungen ziehen. Und auch sonst waren die Gesichtspunkte verschieden, von denen die beiden Regierungen ausgingen. In Wien glaubte man auf den klar lautenden Bestimmungen des Vertrages von Versailles und somit auf der Absendung eines französischen Hülfscorps und seiner Vereinigung oder wenigstens seinem Zusammenwirken mit dem österreichischen Heere beharren zu sollen. In Frankreich hingegen vermochte man zwar diese Verpflichtung nicht zu läugnen, da sie aus dem eben erst abgeschlossenen Tractate unzweifelhaft hervorging. Aber man behauptete, sie sei in der weit größeren Leistung begriffen, zu welcher Frankreich aus freien Stücken sich anheischig mache und die in der Beistellung einer fast viermal größeren Heeresmacht, als in dem Vertrage von Versailles verabredet worden, zu dem Kampfe gegen Preußen bestehe.

Dieser Ansicht bequemte man sich endlich auch in Wien, und zwar merkwürdiger Weise in einem Augenblicke an, in welchem auch Frankreich sich zur Nachgiebigkeit bereit finden ließ und erklärte, gegen die verlangte Absendung der vierundzwanzigtausend Mann keinen Widerspruch mehr zu erheben. Aber in Wien bedachte man jetzt mehr als früher die Opfer, welche für die Verpflegung dieses Hülfscorps, und zwar in einem Augenblicke zu bringen sein würden, in dem man kaum für den Unterhalt der eigenen Streitkräfte aufzukommen vermochte. Und aus dem Zusammensein der österreichischen mit den französischen Truppen meinte man bei der wohlbekannten Selbstüber-

hebung der letzteren eine ungünstige Rückwirkung auf die Einigkeit der beiden Regierungen besorgen zu müssen. Endlich werde, fügte man hinzu, ein mit so großem Widerwillen gefaßter Entschluß der französischen Regierung zum Vorwande dienen, ihren Truppen auf deutschem Boden Excesse zu gestatten, oder doch gewiß nichts Ernstliches zu deren Verhütung zu thun [130]).

Nachdem man in Wien zu diesem Beschlusse gelangt war, führten die Verhandlungen mit d'Estrées, welche die Geduld des Grafen Kaunitz gar sehr auf die Probe gestellt hatten [131]), endlich doch zu einer Art von Verständigung über die Unternehmungen auf dem westlichen Schauplatze des Krieges. Eine Armee von 105.000 Mann wollte Frankreich am Niederrhein versammeln. Anfangs März sollte die erste Hälfte dieses Heeres sich in Bewegung setzen, um gegen Ende April bei Düsseldorf zu stehen, wohin die zweite Hälfte allmälig nachzufolgen bestimmt war. Käme der Neutralitätsvertrag mit Hannover zu Stande, so sollten siebzigtausend Mann gegen die Elbe und Magdeburg rücken, um, durch österreichische Truppen verstärkt, die Belagerung dieser Festung zu unternehmen. Die am Rhein zurückbleibenden fünfunddreißigtausend Franzosen sollten einstweilen Wesel beobachten und einschließen. Würde die Neutralität Hannovers nicht angenommen, dann sollte die ganze französische Armee die Belagerung Wesels unternehmen und nach Einnahme dieser Festung gegen die Weser und selbst gegen die Elbe vorrücken [132]).

In Wien war man mit dem von französischer Seite so hartnäckig festgehaltenen Plane einer Belagerung Wesels durchaus nicht zufrieden. Die Wegnahme Magdeburgs bezeichnete man dort als den Hauptzweck, den das französische Heer zu verfolgen hätte, und nur widerwillig fand man sich darein, auch in diesem Punkte die eigene Meinung dem Willen Frankreichs unterzuordnen. Freilich versprach d'Estrées, die Belagerung Wesels werde das französische Heer nicht lange Zeit aufhalten und im Juli werde es an die Elbe rücken können. Aber in Wien glaubte man nicht recht an den Ernst dieser Verheißung und man meinte, es sei gar nicht die wirkliche Absicht Frankreichs, seine Truppen anderswo als am Rhein operiren zu lassen. Dennoch

ließ man es, da ein Mehreres nicht zu erreichen war, bei diesen Abmachungen bewenden.

Gleichzeitig wurde, und zwar am 25. Februar 1757, zwischen Neipperg und d'Estrées als den beiderseitigen Bevollmächtigten eine Convention unterzeichnet, durch welche die Regeln festgesetzt wurden, nach denen bei etwaiger Vereinigung österreichischer und französischer Truppen zu einem einzigen Heere zur Vermeidung von Mißverständnissen und Streitigkeiten vorgegangen werden sollte. Auf den Rang der Truppen, die Führung des Commandos und andere ähnliche Fragen bezogen sich diese Verabredungen. Der Vorrang wurde den österreichischen Heeresabtheilungen zugestanden, da diejenigen Frankreichs nur Hülfsvölker der Kaiserin seien. Das Obercommando sollte der dem Range nach am höchsten stehende General derjenigen Macht führen, deren Truppenzahl bei dem vereinigten Heere die größere sein werde. Und eben so hatten die Einrichtungen, welche in dem Lande galten, das die beträchtlichere Truppenzahl stellte, auch für die geringere Streitmacht maßgebend zu sein [133]).

Ungleich weniger schwierig als die Herbeiführung einer Vereinbarung mit Frankreich über die gemeinsame Kriegführung war es, in Bezug auf die Unternehmungen des Hauptkämpfers gegen Preußen, des österreichischen Staates, zu festen und entschiedenen Entschlüssen zu gelangen. Schon im December 1756 kündigte die Kaiserin ihre Absicht an, ihre Heere in Böhmen und Mähren bis auf hundertfünfzigtausend Mann zu verstärken. In Eröffnung des Feldzuges wollte man dem Könige von Preußen zuvorkommen und ihm, sei es in Sachsen oder der Lausitz mit einer Hauptarmee von mehr als hunderttausend Mann geradezu auf den Leib gehen, während das kleinere Heer die Rolle einer Observationsarmee an der schlesischen Grenze zu übernehmen hätte. Oder man gedachte die gesammte Streitmacht in zwei weniger ungleiche Hälften zu theilen und beide gleichzeitig in einer Art vorrücken zu lassen, daß sie sich wechselweise unterstützten und die Hand böten. Mit dem stärkeren dieser beiden Heere sollte der König von Preußen aus den Gebirgen an der böhmisch-sächsischen Grenze, die er noch besetzt hielt, vertrieben, in Sachsen

oder der Lausitz angegriffen und der Versuch gemacht werden, den Kriegsschauplatz in das Herz seiner eigenen Staaten zu verlegen und ihm dadurch den empfindlichsten Nachtheil zu verursachen. Das zweite etwas kleinere Heer hätte gleichzeitig dieselbe Aufgabe in Niederschlesien zu übernehmen. Beide Armeen könnten dann immer tiefer in Feindesland eindringen und dort den Feldzug glücklich beenden. „Sollte endlich", schrieb Maria Theresia dem Grafen Esterházy, „nicht nur „die kaiserlich russische Armee auf der anderen Seite dem Feind recht „zu Leibe gehen, sondern auch Schweden zu vermögen sein, mit dreißig- „bis vierzigtausend Mann in Pommern einzufallen, so ist menschlicher „Weise nicht wohl anders zu urtheilen, als daß der König in Preußen „sich unmöglich auf allen Seiten retten und der auf ihn andringenden „überlegenen Macht langen Widerstand leisten könne" [134]).

Die hier ausgesprochenen Gedanken waren im Augenblicke der Abreise des Grafen d'Estrées von Wien, welche in den ersten Märztagen erfolgte, zu noch größerer Klärung gelangt. Prinz Karl von Lothringen, von seiner Schwägerin, welche trotz seines unglücklichen Auftretens in dem letzten Feldzuge gegen Preußen doch noch eine gar hohe Meinung hegte von seinen militärischen Talenten, nach Wien berufen und zum Obercommandanten des österreichischen Hauptheeres bestimmt, legte zwei verschiedene Operationspläne vor. Nach dem einen sollte der Hauptnachdruck der beabsichtigten Unternehmungen auf den Einmarsch in die Lausitz und in Sachsen, nach dem anderen auf das Vordringen in Schlesien gelegt werden. Denn Beides zu gleicher Zeit mit Aussicht auf Erfolg auszuführen, dazu glaubte man doch nicht ausreichende Streitkräfte aufbringen zu können.

Vor Allem möge man trachten, meinte Prinz Karl, indem er den ersten Operationsplan [135]) näher besprach, sich der Stadt Zittau zu bemächtigen, denn sie müsse der Schlüssel der Lausitz genannt werden. Außerdem sei sie eben so wichtig, um die Verbindung mit Böhmen aufrecht zu erhalten, als geeignet zur Anlegung von Magazinen.

Auch der Besitz des Königsteins wäre von sehr großer Bedeutung, weil man von dort aus den Verkehr auf der Elbe beherrschen und

ihn dem Feinde abschneiden könnte. Meister der Stadt Zittau und des Königsteins, vermöchte man die Unternehmungen je nach Belieben nach drei Richtungen fortzusetzen. Man wende sich entweder nach Görlitz, um sich der Oder und dem Herzen der preußischen Staaten zu nähern, oder man dringe über Lauban und Naumburg in Niederschlesien ein, um den Gegner von dieser Provinz abzuschneiden. Endlich könnte man versuchen, sich Dresdens wieder zu bemächtigen. Nach Beginn dieser Operationen solle man mit dem zweiten Heere, das jedoch nur ein Observationscorps zu sein hätte, über Braunau oder Landshut in Schlesien einrücken. Durch einen Theil der Garnisonen von Brünn und Olmütz verstärkt, könnte es die Belagerung von Neisse oder einer anderen Festung unternehmen. Mit einem dritten, jedoch kleinen und nur aus leichten Truppen zusammen zu setzenden Corps möge man die Besatzungen von Glatz und Schweidnitz in Respect halten, vielleicht auch, wenn man es auf zehn bis zwölftausend Mann zu verstärken vermöchte, die Preußen in Schlesien in ihrem Rückzuge beunruhigen.

Die Vortheile dieses Planes bestanden nach der Anschauung des Prinzen von Lothringen darin, daß die Zugänge in das benachbarte Land, insbesondere jener über Friedland, die geringsten Hindernisse darböten, und man bis zur Oder auf keine Festungen stoße, so daß es fast bis Berlin kein Hinderniß eines siegreichen Vordringens gäbe.

Gelänge es, die Armee des Königs von Preußen zu schlagen, so dürfe man darauf hoffen, sich ganz Schlesiens ohne Schwertstreich zu bemächtigen, indem der König dann seine dortigen Truppen an sich ziehen müßte. Auch Sachsen würde er zu räumen gezwungen sein; dadurch aber würde man Meister der Elbe, und wenn man bis zur Oder vordränge, auch dieses Flußes, wodurch die Verbindung mit den Franzosen und den Russen große Erleichterung erführe. Der König von Preußen sähe sich drei Heeren gegenüber, welche, wenn sie nur übereinstimmend und nachdrücklich vorgiengen, ihn wohl zu zwingen vermöchten, sich den ihm vorzuschreibenden Friedensbedingungen zu fügen. Endlich würde Schlesien wieder gewonnen, ohne es zum Schauplatze des Krieges zu machen und das Land, das schon durch die preußischen Truppen so sehr gelitten habe, noch mehr zu verheeren.

Die Schwierigkeiten, welche der Befolgung dieses Planes sich entgegenstellten, bestanden nach der Anschauung Karls von Lothringen hauptsächlich darin, daß der König von Preußen sich des Königsteins vielleicht vor den Oesterreichern bemächtigen könnte. Dann würde dessen Vertreibung aus dieser vortheilhaften Stellung ungemein schwer halten; die Elbe bliebe dem österreichischen Heere verschlossen und die Möglichkeit, große Erfolge zu erreichen, würde dadurch sehr verringert. Der Transport der Lebensmittel nach der Lausitz biete beträchtliche Schwierigkeiten dar, in dem Lande selbst aber, das von den preußischen Truppen völlig zu Grunde gerichtet worden, finde sich gar nichts mehr vor, was zum Unterhalte des Heeres beitragen könnte. Wenn der König von Preußen, statt seine Gegner in der Lausitz zu erwarten, an der Grenze Schlesiens sich aufstelle, werde man sich gegen ihn wenden müssen, weil bei einer derartigen Flankenstellung des Feindes ein ferneres Vordringen unmöglich erscheine. Je weiter man sich von Böhmen entferne, desto größer werde die Schwierigkeit, das Heer mit Proviant zu versehen. Die Nothwendigkeit, die Wagenzüge ausreichend zu beschützen, werde eine nicht unbeträchtliche Verringerung der Anzahl der Hauptarmee herbeiführen. Und in dem keineswegs undenkbaren Falle, daß man eine Schlappe oder gar eine Niederlage erleide, werde der Rückzug ungemein erschwert sein.

Nachdem er in solcher Weise die Gründe erörtert, welche für und wider den ersten von ihm vorgeschlagenen Operationsplan sprachen, wandte Prinz Karl sich zu dem zweiten Plane, demzufolge die entscheidende Unternehmung gegen Schlesien gerichtet werden sollte [136]).

Um von Böhmen aus mit einer zahlreichen Armee in Schlesien einzudringen, gebe es nur zwei Wege, von denen der eine über Braunau nach Reichenbach, der andere über Landshut nach Friedberg führe. Der erstere liege jedoch zu nahe an den zwei ansehnlichen Festungen Neisse und Schweidnitz, von wo aus der Transport der Lebensmittel gar sehr erschwert werden könnte, während der zweite Weg wegen der Gebirge, die man passiren müßte, große Hindernisse darbiete; dort fänden sich aber wenigstens keine festen Plätze vor. Wahrscheinlich würde der König von Preußen den in Schlesien eindringenden Oester-

reichern mit seinem Hauptheere entgegentreten. Dann müßte ein bei Gabel aufzustellendes Observationscorps in die Lausitz eindringen, und es würde auf die Haltung des Feindes ankommen, ob in Schlesien oder in der Lausitz die wichtigeren Kriegsereignisse stattfänden. Wahrscheinlich werde das letztere geschehen, und für diesen Fall müßte das in die Lausitz vorgerückte Observationscorps durch sehr beträchtliche Verstärkungen gewissermaßen wieder zum Hauptheere gemacht werden. Der Vortheil dieses zweiten Planes läge nur darin, daß der Transport der Lebensmittel nach Schlesien leichter als nach der Lausitz zu bewerkstelligen, und daß außerdem Schlesien ungleich weniger verwüstet und daher viel eher im Stande sei, einen Theil des Unterhaltes des österreichischen Heeres zu bestreiten. Endlich würde wahrscheinlicher Weise Sachsen von den Preußen geräumt werden müssen, und da die Befreiung Sachsens und die Wiedereroberung Schlesiens als die eigentlichen Zielpunkte der ganzen Kriegführung anzusehen seien, so spreche das zu Gunsten eines Planes, durch dessen Befolgung diese beiden Zwecke unmittelbar erreicht werden könnten. Aber freilich dürfe man dabei nicht außer Acht lassen, daß der König von Preußen durch Aufstellung eines Armeecorps bei Landshut und eines zweiten bei Schweidnitz den Einmarsch in Schlesien sehr zu erschweren vermöge. Die große Anzahl von Festungen in diesem Lande werde ihn in den Stand setzen, den Besitz desselben Schritt vor Schritt streitig zu machen, und selbst wenn es gelänge, ihn zu schlagen, dürfe man sich davon keine allzu große Wirkung versprechen. Denn von seinen Festungen geschützt, werde er immer wieder vortheilhafte Stellungen einnehmen können.

Wohl mögen es diese letzteren Beweggründe gewesen sein, welche Maria Theresia bestimmten, sich für den ersteren Plan zu entscheiden, demzufolge vor Allem versucht werden sollte, den Einmarsch in die Lausitz und nach Sachsen zu bewerkstelligen. Dem Grafen d'Estrées theilte man dieß mit dem Beisatze mit, der Entschluß der Kaiserin sei zum Theile auch durch die Betrachtung herbeigeführt worden, daß hiedurch der Marsch der Franzosen auf Magdeburg wesentliche Erleichterung erfahre. D'Estrées aber erklärte mit dem angenommenen Plane in Allem und Jedem einverstanden zu sein [137]).

Gleichzeitig setzte man auch den französischen Bevollmächtigten von den Verabredungen in Kenntniß, welche man bisher mit dem russischen Hofe über die kriegerischen Unternehmungen gegen Preußen getroffen hatte. Um sich über ein gemeinschaftliches Vorgehen zu verständigen, war von Wien aus der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Buccow nach St. Petersburg abgeschickt worden. Nach Riga aber, wo damals die russischen Truppen unter dem Feldmarschall Grafen Apraxin sich concentrirten, hatte man den Feldmarschall-Lieutenant Saint-André gesendet. Derselbe war der croatischen Sprache kundig und man hoffte daher von ihm, er werde sich den Russen leichter verständlich machen können. Außerdem hatte er schon gegen den König von Preußen mit Auszeichnung gedient und sich mit der Art seiner Kriegführung ziemlich vertraut gemacht. Man meinte daher, daß er im russischen Heere, das noch niemals gegen den König im Felde gestanden war, von besonderem Nutzen sein werde [138]).

Am meisten war freilich dem Wiener Hofe daran gelegen, die Russen so bald als möglich die Offensive gegen Preußen ergreifen zu sehen. Die abgehärteten, an strenge Kälte gewohnten russischen Truppen würden dieß, meinte man in Wien, noch während des Winters um so leichter und gefahrloser thun können, als die Mehrzahl und der Kern der preußischen Streitkräfte in unendlich weiter Entfernung von der russischen Grenze, in Sachsen und Schlesien versammelt war und König Friedrich in dem östlichen Theile seiner Staaten nur wenig Truppen besaß, um sie den Russen entgegenwerfen zu können.

Die Umstände sind schon berührt worden, welche der Verwirklichung dieses Wunsches sich entgegenstellten und den Grafen Esterházy zu der traurigen Vorhersagung veranlaßten, vor dem kommenden Frühlinge werde von Seite des russischen Heeres keine ernste Unternehmung gegen Preußen ins Werk gesetzt werden. Diese Prophezeiung ging in der That buchstäblich in Erfüllung. Apraxin war noch nicht lange Zeit in Riga, als er seinem Hofe berichtete, wegen Mangels an Reiterei, welche in ziemlicher Entfernung von dort postirt sei, könne er während des Winters nichts Wichtiges gegen Preußen unternehmen. Doch wolle

er wenigstens durch kleine Streifzüge auf preußisches Gebiet die Feindseligkeiten eröffnen [139]).

Aber selbst hiezu kam es nicht, obgleich Apraxin schon am 29. Jänner 1757 der gemessene Auftrag zugefertigt worden war, die Feindseligkeiten unverzüglich zu beginnen. Auch daß der russische Hof schon im Februar 1757 einem Feldzugsplane zugestimmt hatte, demzufolge Memel und Königsberg erobert werden sollten, änderte nichts an der Sache. Umsonst verlangte Esterházy, daß das so oft gegebene Versprechen der baldigsten Eröffnung des Feldzuges wahrgemacht werde; umsonst schlug Buccow vor, Apraxin möge wenigstens von Grodno aus fünftausend Kosaken durch Polen gegen Landsberg in Preußen senden und dadurch eine für die Russen vollkommen gefahrlose, aber darum nicht minder ausgiebige Diversion unternehmen. Umsonst suchte Saint-André in Riga den Feldmarschall Apraxin zu rascherem Handeln zu vermögen; vor Anfangs Mai werde, so berichtete Esterházy schon in der ersten Hälfte des März, von russischer Seite gewiß nichts Erwähnenswerthes geschehen [140]). Und die Ursache hievon, behauptete er, sei nicht sowohl in Apraxins apathischer Trägheit als in seinem bösen Willen zu suchen. Absichtlich habe er den Beginn der Operationen verschoben und es vernachlässigt, die nothwendigen Vorbereitungen hiezu rechtzeitig zu treffen [141]).

Der eigentliche Grund dieses Verhaltens des russischen Feldmarschalls lag aber, wie Esterházy es ansah, nicht so sehr in Apraxins eigener Denkungsart als in seiner Abhängigkeit von Bestuschew und in seiner steten Furcht vor einem Thronwechsel in Rußland und vor der Rache, die er dann von dem Großfürsten Peter und dessen Gemalin, der Großfürstin Katharina zu erdulden haben könnte. Denn wie man weiß, waren Beide, vor Allem aber der Großfürst selbst, preußisch gesinnt und dem von der Kaiserin Elisabeth befolgten politischen Systeme abhold. Die schwankende Gesundheit der Kaiserin und die stete Besorgniß, im Falle ihres Todes die entgegengesetzten Grundsätze und Anschauungen zur Herrschaft gelangen zu sehen, brachten auf den russischen Hof eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. „Merkwürdig ist es", schreibt Esterházy einmal nach Wien, „daß sobald die Kaiserin sich wohl

„befindet, die Geschäfte gleich geschwinder gehen und man auf den „Großfürsten wenige Rücksicht trägt. Sobald aber die Monarchin „etwas unpäßlich ist, so steht schon Jedermann wegen des Großfürsten „in Furcht" [142]).

Der Großfürst, ohnedieß nicht gewohnt, mit seinen Ansichten hinter dem Berge zu halten, that dieß jetzt, wo es sich um einen seinen Anschauungen und seinem Willen gerade entgegengesetzten Vorgang, um die Kriegführung Rußlands gegen den von ihm abgöttisch verehrten König von Preußen handelte, schon gar nicht. In unzweideutigster Weise gab er Apraxin seine Meinung zu erkennen. Dieser gerieth dadurch in das Dilemma, entweder den Befehlen der Kaiserin nicht zu gehorchen oder sich den lebhaften Unwillen des Großfürsten zuzuziehen und sich dadurch im Falle eines Thronwechsels ins Verderben zu stürzen. Um sich nach beiden Richtungen hin in Gunst zu erhalten, vermied er jeden entscheidenden Schritt, suchte den Beginn des Feldzuges so viel als möglich zu verzögern, gleichzeitig aber diesen Aufschub der Kaiserin gegenüber mit Hindernissen zu entschuldigen, mit deren Beseitigung er unaufhörlich beschäftigt sei, die er aber bei dem besten Willen noch nicht habe hinwegräumen können [143]).

Hiezu kam noch, daß der sehr ausführlich gehaltene Operationsplan, welchen jetzt Buccow für die russische Armee entwarf und dem Hofe von St. Petersburg zur Genehmigung vorlegte, das lebhafte Mißfallen des Feldmarschalls Apraxin erregte. So nachdrücklich war sein Widerstand dagegen, daß sogar Esterházy dazu rieth, die Sache auf sich beruhen und die Russen in der ihnen selbst am geeignetsten scheinenden Weise operiren zu lassen. Wenn eine so zahlreiche Armee sich nur einmal in Bewegung gesetzt und Feindesland betreten habe, so müsse sie an und für sich schon eine ausgiebige Diversion hervorbringen [144]).

Auf das letztere durfte man denn auch mit ziemlicher Bestimmtheit hoffen, wenn der russische Operationsplan, welchen Esterházy am 9. Mai 1757 seiner Regierung vorzulegen im Stande war, wirklich durchgeführt werden sollte. Auf 118.000 Mann wurde darin die

Stärke des ganzen Heeres veranſchlagt, das unter dem Befehle Apraxins ſich befand. 83.000 Mann Infanterie, 14.000 Mann Cavallerie und 21.000 Mann leichter Reiterei und irregulärer Truppen bildeten die einzelnen Beſtandtheile dieſes Heeres. Ein Armeecorps war beſtimmt, die Belagerung von Memel zu unternehmen, das Hauptheer aber ſollte die feindlichen Truppen aufſuchen, ſie angreifen und ſchlagen, und ſo weit als möglich in Preußen vordringen. Die ruſſiſche Flotte hatte dieſe Operationen zu unterſtützen und die preußiſchen Seehäfen zu blokiren [145]).

Von noch viel größerer Wichtigkeit als dieſe Verabredung war es für die Allianz gegen Preußen, daß jetzt endlich auch die geheimen Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zum Abſchluſſe gelangten.

Fünftes Capitel.

Allianzverhandlungen mit Frankreich.

In wiederholten Berichten hatte Starhemberg seiner Regierung erklärt, nur wenn man sich mit dem Hofe von Versailles über die Bedingungen, unter denen die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen stattfinden sollte, vollständig und in einem förmlichen Tractate geeinigt haben werde, könne man auf eine nachdrückliche Betheiligung Frankreichs am Kriege auch wirklich zählen. Es bedurfte wohl keines anderen Spornes als dieser Betrachtung, welche man auch in Wien für eine wohlbegründete ansah, um den Kaiserhof zu vermögen, es von seiner Seite an nichts fehlen zu lassen, um diese Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen. Daß dieß nicht so rasch von Statten ging, als man in Versailles und wohl auch in Wien es wünschte, daran war vor Allem der plötzliche Ausbruch des Krieges und die völlige Veränderung Schuld, welche hiedurch in der ganzen Situation hervorgebracht wurde. Denn wenn früher die Punkte, die auf Preußen sich bezogen, wegen der steten Weigerung des Königs von Frankreich, zu einem Angriffskriege gegen Friedrich II. mitzuwirken, den größten Stein des Anstoßes geboten hatten, so war das jetzt durch den Einbruch der Preußen in Sachsen völlig anders geworden. Bei der Verstimmung, welche über dieses Verfahren am französischen Hofe herrschte, durfte man hoffen, denselben mit dem Gedanken einer über den Verlust von Schlesien und Glatz noch hinausgehenden Schwächung des Königs von Preußen sich leichter befreunden zu sehen, als es bisher der Fall war.

Aus diesen Gründen ließ die Antwort des Wiener Hofes auf die letzten, von französischer Seite kurz vor Ausbruch des Krieges abgegebenen Erklärungen etwas länger auf sich warten, als es sonst wohl geschehen wäre [146]). Erst am 10. October 1756 wurde Starhemberg mit den Instructionen versehen, welche bei der Fortführung der Verhandlungen ihm zur Richtschnur zu dienen hatten.

Vor Allem wurde er beauftragt, sich neuerdings zu bemühen, die französische Regierung zu einer förmlichen Erklärung zu vermögen, daß sie einer Schwächung des Königs von Preußen, welche über die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz noch hinausreiche, ihre Zustimmung ertheile. Denn zwischen einer solchen ausdrücklichen Billigung und jener bloß stillschweigenden Einwilligung, von welcher Starhemberg gesprochen und mit der man sich seiner Meinung nach zufrieden geben sollte, walte ein sehr großer Unterschied ob. Durch eine förmliche Zusage Frankreichs gewinne man einen sicheren Grund, auf welchen fernere Abmachungen gebaut werden könnten, und trenne hiedurch auch für die Zukunft Frankreich von Preußen. Im Falle des Gegentheils aber müsse man fortwährend besorgen, daß Frankreich künftighin bei jedem dem Könige von Preußen zum Nachtheile gereichenden Vorschlage noch weit größere Schwierigkeiten erhebe als jetzt; dadurch würde jedoch das gute Einvernehmen des Wiener Hofes mit seinen Verbündeten, wo nicht gänzlich vereitelt, so doch sehr erschwert werden. Nur im äußersten Falle und wenn seine angelegentlichen Vorstellungen erfolglos bleiben sollten, dürfe Starhemberg sich mit der stillschweigenden Zustimmung der französischen Regierung zu diesem wichtigen Punkte begnügen.

Daß Frankreich sich anheischig machen wolle, England während des ganzen Krieges in einer Weise zu beschäftigen, daß es Preußen keine hülfreiche Hand bieten könne, sei mit großer Freude zu begrüßen. Nur möge dieses Anerbieten nicht bloß auf England, sondern auch auf dessen Bundesgenossen und überhaupt auf alle Mächte ausgedehnt werden, die den König von Preußen werkthätig unterstützten. Denn sonst könnte durch englische Subsidien und die Truppen Hannovers so wie anderer protestantischer Fürsten dasjenige bewerkstelligt werden,

was England mit seiner eigenen Kriegsmacht nicht zu unternehmen vermöchte.

Man begreife gar wohl, daß Starhemberg mit der Abtretung der ganzen Niederlande nicht länger habe zurückhalten können, und sei sehr zufrieden, daß diese Abtretung an den Infanten Don Philipp, und zwar in der Art stattfinden solle, wie das Haus Oesterreich die Niederlande besessen habe und noch gegenwärtig besitze. Diese letztere Klausel müsse den Grundstein abgeben zu dem zukünftigen Cessions-Instrumente. Inzwischen sei es nöthig, in den Präliminar-Artikeln deutlich auszusprechen, daß Don Philipp alle auf den Niederlanden haftenden alten, so wie die bis zum Tage der Abtretung zu contrahirenden neuen Schulden übernehme und sie zu den festgesetzten Terminen bezahle. Außerdem müsse er den Ständen ihre Privilegien, den Staatsdienern ihre Stellen und Besoldungen oder ihre Pensionen belassen.

Auf diejenigen Punkte übergehend, hinsichtlich deren zwischen den Höfen von Wien und Versailles noch eine Meinungsverschiedenheit obwaltete, recapitulirte das Rescript an Starhemberg vorerst die Anforderungen, welche an Frankreich gestellt wurden. Ein namhaftes Hülfscorps sollte es zu unmittelbarer Verwendung gegen den König von Preußen nach Oesterreich absenden. Eine Observationsarmee hatte es bereit zu halten, um England und dessen Bundesgenossen zu beschäftigen und sie in dem Falle ihrer Hülfeleistung an den König von Preußen mit Krieg zu überziehen. Fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann Reichstruppen, deren sich Oesterreich nach Gutdünken bedienen könnte, sollte es in Sold und Verpflegung übernehmen, für die Kriegsdauer aber jährlich zwölf Millionen Gulden entrichten.

Groß und wichtig fürwahr seien diese Anforderungen, aber doch mit den Vortheilen nicht zu vergleichen, welche man Frankreich hiefür in Aussicht stelle. Habe es doch in dem letzten Kriege zur Unterstützung der ungerechten Ansprüche Baierns und anderer Länder, bloß um das Haus Oesterreich zu schwächen, wenn nicht mehr, so doch gewiß auch nicht weniger an Truppen und Geld aufgewendet als jetzt von ihm verlangt werde. Darum könnten die Begehren Oesterreichs

um so weniger für übermäßig und unbillig gelten, als der Wiener Hof fast seine ganze Kriegsmacht aufbiete und alle seine Kräfte aufs Aeußerste anspanne. Es gereiche aber Frankreich wie Oesterreich zu gleichem Vortheil, wenn der ausgebrochene Krieg schon in seinem Beginne mit allem Nachdruck geführt und den hiefür zu bringenden Opfern durch Erzwingung eines baldigen und vortheilhaften Friedens rasch ein Ende gemacht werde.

Zur Erreichung dieses Zieles müsse von beiden Seiten mit gleichem Eifer und ohne die Nebenabsicht, daß eine Regierung der anderen den größeren Theil der Last zuzuschieben trachte, zu Werke gegangen werden. Alles dasjenige, was Frankreich bei Gewährung dieser Forderungen etwa für sich in Ersparung zu bringen suche, sei vielmehr ein gemeinsamer Verlust. Darum könne von dem Begehren der Absendung des französischen Hülfscorps um so weniger abgegangen werden, als dieselbe mit dem abzuschließenden Vertrage in gar keinem Zusammenhange stehe und in dem bereits zu Stande gekommenen Tractate ausdrücklich festgesetzt sei. Die neuen Verabredungen hätten sich eigentlich nur auf die Aufstellung eines Observationsheeres und die Uebernahme von Reichstruppen in französischen Sold zu erstrecken. Wohl lasse sich die französische Regierung jetzt bereit finden zur Erfüllung beider Begehren des Kaiserhofes. Aber es sei zu besorgen, daß sie hievon zurückkommen werde, wenn man in Wien, wie man es zu thun genöthigt sei, auf der Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich bestehe. Dann werde Frankreich vielleicht auch die jährliche Zahlung von zwölf Millionen Gulden beträchtlich vermindern wollen.

Sollte es unmöglich sein, hinsichtlich aller vier Begehren, der Absendung des Hülfscorps, der Aufstellung eines Observationsheeres, der Uebernahme von Reichstruppen in französischen Sold und der jährlichen Zahlung von zwölf Millionen bei Frankreich durchzudringen, so könne noch am ehesten in Bezug auf den dritten Punkt nachgegeben werden. Denn die Reichstruppen würden von verschiedenen Ländern gestellt, bestänben zum größten Theile aus ungeübter, des Krieges ganz unerfahrener Mannschaft; es lasse sich daher kein sonderlicher Nutzen von ihnen erwarten. Außerdem würde ihre Zusammenberufung

und Instandsetzung ungemein viele Zeit, sehr große Kosten und unendliche Mühe verursachen, jeder Reichsfürst sich auch noch überdieß besondere Vortheile ausbedingen, ja vielleicht gar die kriegerischen Unternehmungen nach seiner Convenienz einrichten wollen. Nur Unordnung, Widerspruch und Nachtheil würden hieraus hervorgehen.

Ungleich nutzbringender und entscheidender für die möglichst rasche Besiegung des Königs von Preußen wäre es, wenn Frankreich, statt sich in Deutschland nach neuen Soldtruppen umzusehen, die Subsidien an Schweden beträchtlich vermehren und es dadurch in den Stand setzen wollte, mit dreißig- bis vierzigtausend Mann in Pommern einzufallen und seine ferneren Kriegsoperationen mit denen Rußlands und Oesterreichs in Einklang zu bringen. In dem Verhältnisse, in welchem Frankreich die Subsidien an Schweden erhöhe, möge es die Zahl der anzuwerbenden deutschen Soldtruppen verringern und sich auf das Begehren beschränken, daß selbe unverweilt in marschfertigen Stand gesetzt würden. Noch viel vortheilhafter wäre es jedoch, wenn Frankreich die Sorge für die Verpflegung der deutschen Soldtruppen dem Wiener Hofe überließe und die hiedurch in Ersparung kommenden Summen dazu verwendete, um außer der Erhöhung der Subsidien an Schweden noch eine Verstärkung des nach Oesterreich abzusendenden Hülfscorps um zehntausend Mann seiner eigenen Truppen zu bestreiten. Bei Köln, Kurpfalz, Zweibrücken, Lüttich und Würtemberg könnte in solcher Weise vorgegangen werden, nicht aber bei Baiern. Denn dieser Kurfürst habe Frankreich gegenüber sich keineswegs zur Stellung von Truppen verpflichtet. Die französischen Subsidien beziehe er bloß für sein Versprechen, sich am Kriege nicht zu betheiligen und seine Streitkräfte nicht wider Frankreich und dessen Verbündete dienen zu lassen. Um baierische Truppen in österreichischen oder französischen Sold zu übernehmen, müßte mit dem Kurfürsten eine neue Uebereinkunft geschlossen werden.

Mit alleiniger Ausnahme der Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich waren es jedoch, wie man weiß, nicht die bisher zur Sprache gebrachten Punkte, hinsichtlich deren die am schwersten zu beseitigende Meinungsverschiedenheit zwischen Oesterreich und Frankreich

eigentlich bestand. Die einzelnen Bestimmungen, welche auf die Abtretung der Niederlande sich bezogen, bildeten den Hauptpunkt des Anstoßes, und da war es vornehmlich die Einräumung der Plätze, welche Frankreich zu seiner Sicherstellung verlangte, worüber man sich noch nicht zu einigen vermocht hatte. Nicht das Begehren Frankreichs nach einer solchen Sicherstellung wurde von Wien aus bekämpft, aber die Frage des Zeitpunktes, wann die Einräumung der Plätze wirklich stattfinden solle, glaubte man als eine solche bezeichnen zu müssen, bei deren Lösung die äußerste Vorsicht zu beobachten sei. Denn man dürfe nicht zweifeln, daß sobald die Einräumung wirklich geschehe, dieses Ereigniß die Seemächte, insbesondere Holland, äußerst beunruhigen und ihnen das geheime Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich vollständig aufdecken werde. Das Aeußerste würden sie anwenden, um den König von Preußen zu unterstützen, einen allgemeinen Krieg auf dem Festlande zu entzünden und das ganze Vorhaben der Verbündeten zu hintertreiben.

Gerade Frankreich habe bisher in staatskluger Weise es vermieden, bei anderen Mächten und insbesondere bei Holland die Sorge vor weit aussehenden Kriegsunternehmungen zu erwecken. In Holland sei man hiedurch von der Verstärkung der Landmacht abgehalten worden, zu welcher die englische Partei mit Lebhaftigkeit dränge. Mit der bisherigen Politik und dem wahren Interesse Frankreichs wäre es daher in keiner Weise vereinbar, wenn es durch allzu frühe Besetzung der ihm einzuräumenden niederländischen Plätze seinem bisherigen Verfahren zuwiderhandeln sollte. Der geeignete Zeitpunkt hiezu wäre erst dann erschienen, wenn kein Bedenken mehr obwalte, das geheime Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich der Welt nicht länger zu verhehlen und die beiderseitigen Verabredungen wirklich zu erfüllen. Wenigstens so lang möge man mit dieser Besitzergreifung zögern, bis der geheime Vertrag wirklich zum Abschlusse gediehen und von England und Holland die voraussichtlich abschlägige Antwort auf das an diese Mächte gerichtete Begehren um Beistellung der tractatmäßigen Hülfe in dem von Preußen begonnenen Kriege eingelaufen sei.

Noch größere Schwierigkeiten als die Verständigung über den Zeitpunkt der Einräumung der niederländischen Plätze bot jedoch die Auswahl der Gebietstheile dar, welche Frankreich nicht an den Infanten Don Philipp gelangen lassen, sondern für sich selbst behalten wollte. Außer dem Herzogthum Luxemburg, der Oberherrlichkeit über die Herrschaften Chimay und Beaumont und dem sogenannten Pays rétrocédé verlangte er noch Nieuport und Ostende, die einzigen flandrischen Städte, welche mit Seehäfen versehen waren. Dadurch wäre Frankreich der Küste längs des Canals vollständig Meister geworden, hätte England der kürzesten Verbindung mit Deutschland beraubt und sich noch überdieß des ganzen niederländischen Handels bemeistert.

Die Vortheile, welche Frankreich dadurch zu Theil geworden wären, und der Schaden für England lagen auf der Hand und konnten von keiner Seite in Abrede gestellt werden. Auch in Wien that man das nicht, sondern gerade darin erblickte man ein großes Bedenken gegen die Gewährung dieses Begehrens. So wenig als man in Frankreich es vermeide, schrieb Maria Theresia an Starhemberg, der österreichischen Regierung keinen Zweifel übrig zu lassen, daß man die Vergrößerung ihrer Macht nicht mit gleichgültigen Augen betrachte, eben so wenig, ja noch viel weniger könnte dem Wiener Hofe die gleiche Gesinnung verdacht werden. Denn während es sich für Frankreich nur um die Frage eines zu machenden Gewinnes handle, falle für Oesterreich diejenige eines zu erleidenden Schadens noch ungleich schwerer in die Wagschale.

Nicht als ob man etwa in Wien dem französischen Staate jede Vergrößerung neidisch mißgönne. Durch die schon zugestandenen Abtretungen werde ihm vielmehr eine solche in reichlichem Maße zu Theil. Aber immerhin wäre dieselbe keine solche, durch welche die Eifersucht aller europäischen Mächte aufs höchste gereizt werden müßte. Käme es jedoch zu einer Abtretung von Nieuport und Ostende, dann müßten England und Holland zur Anfachung eines allgemeinen Krieges das Aeußerste aufbieten, denn nur so könnten sie noch ihren eigenen Untergang abwenden. Es sei ein großer Unterschied für Oesterreich,

ob es sich zu einem Zugeständnisse herbeilassen solle, durch dessen Gewährung Alles auf die Spitze getrieben, und der Vortheil, den es für sich selbst zu gewinnen hoffe, in die äußerste Gefahr gebracht würde, oder ob die zu treffende Verabredung eine solche sei, welche sich noch am ehesten mit den Interessen der übrigen europäischen Mächte vereinbaren lasse. Nur wenn man selbst diese Grenze einhalte, dürfe man darauf hoffen, daß außer Preußen und England keine andere Macht in den Krieg verwickelt und ein baldiger vortheilhafter Friede erreicht werde. Starhemberg möge sich daher eifrigst bemühen, es zu erlangen, daß Frankreich auf der Abtretung von Ostende und Nieuport nicht länger bestehe. Nur wenn er gar nichts unversucht gelassen und sich überzeugt haben werde, daß hieran die ganze Verhandlung scheitern müsse, dürfe er nachgeben, aber dann solle er für dieses schwerwiegende Zugeständniß andere Vortheile für Oesterreich zu erwirken suchen [147]).

Die übrigen Punkte der Verhandlung zwischen Oesterreich und Frankreich sollen hier nicht näher berührt werden. Denn über dieselben war entweder schon eine Vereinbarung zwischen beiden Mächten erzielt worden, wobei Frankreich vielfach große Nachgiebigkeit gezeigt hatte. Oder es gab noch Fragen, über welche eine Verständigung bisher noch nicht erreicht worden war. Aber sie besaßen alle nur untergeordnete Wichtigkeit, so daß der Wiener Hof auf die Behauptung seines Standpunktes ohne allzu großes Opfer verzichtete und Starhemberg anwies, sich den Wünschen der französischen Regierung zu fügen.

Nur hinsichtlich eines einzigen Punktes wurde Starhemberg noch mit einer ausführlicheren Instruction versehen. Sie bezog sich auf den geheimen Vertrag, welchen Maria Theresia am 11. Mai 1753 mit dem Herzoge Franz von Modena wegen der Nachfolge in der Regierung dieses Landes abgeschlossen hatte [148]). Jetzt die Zustimmung Frankreichs zu diesen Verabredungen zu erlangen und dadurch deren einstige Ausführung sicher zu stellen, das war eine Sache, auf welche man in Wien großen Werth legen mußte. Darum empfing denn auch

Starhemberg die erforderliche Richtschnur für die Schritte, die er in dieser Angelegenheit zu thun hatte.

Es sei keinem Zweifel unterworfen, wurde in seinen Instructionen bemerkt, daß wenn durch Erlöschung des modenesischen Mannsstammes dieses Herzogthum als ein Reichslehen dem Reiche anheimfallen und von demselben dem drittgebornen Erzherzoge Leopold verliehen werde, schon jetzt die Anwartschaft hierauf ertheilt werden könne. Daß bei der Jedermann bekannt gewordenen Verabredung einer Heirat zwischen diesem Erzherzog und der Prinzessin von Modena die Kaiserin beabsichtigt habe, für ihr Haus ohne Beeinträchtigung der pragmatischen Sanction eine Secundogenitur zu errichten, darüber habe man sich weder in Frankreich noch sonstwo täuschen können. Um diese Absicht in reichsgesetzmäßiger Weise zu verwirklichen, erübrige nichts, als wenn nicht die Zustimmung der gesammten Reichsvertretung, so doch diejenige der Mehrheit des kurfürstlichen Collegiums zu erlangen.

An dieser Mehrheit der Stimmen wäre wohl in keiner Weise zu zweifeln, wenn nur die Weltverhältnisse überhaupt es zuließen, daß die für Oesterreich günstig gesinnten Kurfürsten ohne irgend welche Gefährdung ihrer eigenen Neigung zu folgen vermöchten. Darum habe man bloß einen hiezu geeigneten Zeitpunkt abzuwarten gebraucht, welcher jetzt nicht mehr fern zu sein scheine. Denn einestheils sei der größte Theil des deutschen Reiches gegen Preußen, von welchem man die beträchtlichsten Hindernisse hätte gewärtigen müssen, gar sehr erbittert. Und wenn Oesterreich sich mit Frankreich in dem guten Einvernehmen befinde, welches der jetzt dem Abschlusse so nahe gebrachte geheime Tractat besiegeln werde, dann sei wohl darauf zu rechnen, daß es in einer Sache nicht gegen dasselbe Partei ergreife, die zu den inneren Reichsangelegenheiten gehöre und hinsichtlich deren kein begründeter Widerspruch stattfinde.

Dennoch sei nicht außer Acht zu lassen, daß Frankreich seine Eifersucht gegen Oesterreich wohl niemals vollständig ablegen werde. Durch seine Anhänger und Söldlinge im Reiche könne es vielmehr

der Verwirklichung des Planes wegen Modena unter der Hand große Hindernisse bereiten. Darum solle eine Gelegenheit, bei welcher das französische Königshaus durch seine Verbindung mit Oesterreich so beträchtliche Vortheile erlange, um so weniger unbenützt vorübergehen, als sich Frankreich sonst in Folge der im Aachener Frieden enthaltenen Clausel, in Italien habe Alles im bisherigen Zustande zu verbleiben, gar leicht auch in Zukunft ein Widerspruchsrecht anmaßen könnte.

Aus all diesen Gründen möge Starhemberg, jedoch erst wenn die Verhandlung so weit gediehen, daß an ihrer günstigen Beendigung nicht mehr zu zweifeln sei, und wenn er irgend ein Zugeständniß zu Gunsten Frankreichs gemacht habe, mit den Absichten des Wiener Hofes auf Modena hervortreten. Wenn er die französische Regierung dahin bringe, daß sie zur Durchführung dieses Vorhabens ihre guten Dienste verspreche und solches entweder in dem Tractate selbst oder in einem geheimen Separatartikel seinen Ausdruck finde, so müsse eine derartige Abmachung als ein großer Gewinn gelten.

Hierin bestanden der Hauptsache nach die Instructionen, welche von Wien aus an Starhemberg ergingen. Da hinsichtlich keines einzigen Punktes eine so tiefgehende Meinungsverschiedenheit obwaltete, daß man um ihretwillen den Tractat selbst in Frage gestellt hätte, so glaubte man in Wien, an dem baldigen und befriedigenden Abschlusse des Vertrages nicht zweifeln zu dürfen [149]). Aber Starhemberg konnte sich dieser Erwartung nicht mit der gleichen Lebhaftigkeit hingeben. Denn als er die Aufträge seiner Regierung empfing, war er schon in Kenntniß von dem heftigen Widerspruche, der sich inzwischen am französischen Hofe gegen die bereits zugesagte Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich erhoben hatte. Dennoch beharrte Starhemberg, seinen Instructionen getreu, auf diesem Begehren. Und an die Spitze des Vertragsentwurfes, welchen er auf Grundlage der erhaltenen Weisungen ausarbeitete und dem französischen Hofe vorlegte, stellte er den Grundsatz, daß um Europa vor ähnlichen Ruhestörungen zu sichern, wie sie der König von Preußen soeben begangen habe, es nothwendig sei, seine Macht in so enge Grenzen zurückzuführen, daß er die öffentliche Ruhe nicht mehr zu stören im Stande sei [150]).

Den einzelnen Artikeln gab Starhemberg eine Fassung, welche den Wünschen seiner Regierung nicht nur vollständig entsprach, sondern dieselben manchmal sogar ziemlich weit übertraf. Denn mit Recht sah er voraus, in verschiedenen Punkten große Nachgiebigkeit zeigen zu müssen. Um dennoch sehr günstige Bedingungen zu erzielen, glaubte er schon von Anfang an die Forderungen ziemlich hoch spannen zu sollen [151]). Doch war dieß nur in Dingen von großer Wichtigkeit der Fall, während er in weniger bedeutenden Punkten sich schon jetzt den Wünschen Frankreichs fügte. Wenn er dieß thue, schrieb Starhemberg an Kaunitz, werde er an den Hauptforderungen um so unerschütterlicher festhalten können.

Starhemberg hatte seine Aufmerksamkeit vornehmlich darauf gerichtet, dem Vertrage einen Wortlaut zu geben, demzufolge Frankreich aus den Zugeständnissen Oesterreichs nicht eher Vortheil zu ziehen vermochte, als letzteres nicht des Gewinnes versichert war, auf welchen es ausging. Außerdem trachtete er darnach, die Verpflichtungen, zu denen Frankreich sich herbeiließ, so bindend als nur immer möglich zu gestalten, gleichzeitig aber für Oesterreich hinsichtlich verschiedener Punkte, in denen sein Interesse es nicht gestattete, sich vor der Zeit allzutief einzulassen, die Hände möglichst frei zu behalten. „In dem ganzen „Entwurfe", schrieb Starhemberg nach Wien, „ist nicht eine Klausel, „ja selbst nicht ein Wort, das nicht wohl überdacht wäre, und von „dem ich nicht Rechenschaft abzulegen vermöchte, wenn man es für „zweideutig oder doppelsinnig hielte. Es kann scheinen, daß ich an „verschiedenen Stellen nutzlose Wiederholungen gemacht habe, aber ich „hoffe, daß wenn man die Artikel mit Aufmerksamkeit prüft, man „jederzeit den Beweggrund dieser Wiederholungen entdecken und sie „nothwendig finden wird" [152]).

Um hier nur die wichtigsten Punkte hervorzuheben, um die es sich handelte, möge angeführt werden, daß gleich im ersten Artikel Frankreich sich anheischig machen sollte, außer dem Hülfscorps von 24.000 Mann noch eine beträchtliche Anzahl eigener Truppen zum unmittelbaren Kriege gegen Preußen zu verwenden und sie, mit jenem Hülfscorps vereinigt, überallhin zu entsenden, wohin Oesterreich es

verlange. Und in dem zweiten Artikel kam Starhemberg auf die Beistellung eines Corps von 30.000 Mann Reichstruppen auf französische Kosten zurück. Denn dieser Punkt sei, schrieb er gleichzeitig an Kaunitz, von Frankreich schon zugestanden. Und er glaube jedenfalls das Sichere dem Unsicheren vorziehen zu sollen, indem man noch nicht wisse, wie die Verhandlung mit Schweden wegen Aufstellung einer Hülfsarmee gegen Preußen ausgehen werde.

Was die Zahlung von zwölf Millionen jährlich an Oesterreich anging, so verlangte Starhemberg, daß die Hälfte dieser Summe voraus entrichtet und der Beginn der Zahlungen überhaupt vom 1. September 1756 als dem Tage des Ausbruches des Krieges gerechnet werden sollte. Alle in dem Augenblicke der Auswechslung der Ratificationen fälligen Beträge wären auf einmal, die übrigen aber jederzeit monatlich voraus zu entrichten. Der etwaige Abschluß eines Waffenstillstandes möge an dieser Zahlungsverpflichtung Frankreichs nichts ändern.

Es war dieß einer der Punkte, von denen Starhemberg selbst zugesteht, daß er seine Forderungen ungemein hoch gespannt habe. Es sei wahrscheinlich, schrieb er an Kaunitz, daß man mit den Zahlungen erst vom Tage der Unterzeichnung der Präliminarien, ja vielleicht erst von der Auswechslung der Ratificationen werde beginnen wollen. Auf den halbjährigen Vorschuß von sechs Millionen mache er sich nur geringe Hoffnung. Er werde wohl ziemlich viel von seiner Forderung nachlassen müssen, aber man möge darauf zählen, daß er sich bemühen werde, so günstige Bestimmungen als nur immer möglich zu erreichen. Und eben so fürchte er dem Verlangen, auf welchem die französische Regierung bisher beharrte, demzufolge Oesterreich im Falle des Mißlingens des gemeinsamen Planes die Hälfte der aus Frankreich bezogenen Summen zurückzahlen solle, trotz eifrigen Widerstrebens doch am Ende nicht ausweichen zu können.

Ein anderer Punkt, hinsichtlich dessen Starhemberg große Schwierigkeiten vorhersah, bestand in der Bestimmung des siebenten Artikels, demzufolge Oesterreich außer der Wiedereroberung von Schlesien

und Glatz noch in den Besitz einer anderen beträchtlichen Gebietserwerbung gesetzt werden sollte. Frankreich aber hatte sich anheischig zu machen, so wie es durch den sechsten Artikel in Bezug auf Schlesien und Glatz geschah, so auch hinsichtlich dieser neuen Erwerbung die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Maria Theresia unwiderruflich in deren Besitz gelangt sei. Frankreich werde sich, meinte Starhemberg, zu einer solchen Zusage nicht herbeilassen. Thue es dieß aber nicht, dann sei auch zu fürchten, daß es nach der Wiedereroberung Schlesiens Oesterreich zwinge, Frieden zu schließen und die Niederlande abzutreten, ohne hiefür auch noch den ferneren Ersatz zu erhalten, den Oesterreich ins Auge gefaßt habe.

Die schon im Eingange des Vertrages besprochene Schwächung des Königs von Preußen wurde in dem neunten Artikel noch näher präcisirt. Außer Schlesien, das Fürstenthum Crossen mit inbegriffen, und Glatz sollte er noch das Herzogthum Magdeburg sammt dem Gebiete von Halle, das Fürstenthum Halberstadt, das ehemals schwedische Vorderpommern und alles dasjenige verlieren, was er von dem Länderbesitze der früheren Herzoge von Cleve so wie von Obergeldern besaß. Und im zehnten Artikel wurde noch hinzugefügt, daß wenigstens diese oder eine gleich beträchtliche Einbuße Preußen aufzuerlegen sei. Durch das Wörtchen wenigstens sollte ausgedrückt werden, daß wenn die Erfolge der verbündeten Waffen gegen Preußen glänzend genug wären, um ihm noch größere Opfer aufzuzwingen, dieß durch die Aufzählung der ihm abzunehmenden Gebiete nicht ausgeschlossen erscheine.

Auch diese Artikel begleitet Starhemberg mit Bemerkungen, aus denen seine Besorgniß hervorgeht, daß sie auf französischer Seite nachdrücklichem Widerspruche begegnen würden. Denn so groß auch die Verstimmung sei, welche dort gegenwärtig wider den König von Preußen herrsche, so wolle man seine Macht doch keineswegs völlig vernichtet sehen.

Als den schwierigsten aller Punkte bezeichnet Starhemberg auch jetzt wieder denjenigen, welcher sich auf die an Frankreich abzutretenden

niederländiſchen Gebietstheile bezog. Denn die franzöſiſche Regierung war feſt entſchloſſen, aus der ihr günſtig ſcheinenden Lage der Dinge ſo viel als möglich Nutzen zu ziehen. Sie erkannte den Gewinn, der ihr aus dem Beſitze der Städte Nieuport und Oſtende ſo wie der niederländiſchen Küſte überhaupt erwachſen mußte, und ſie wollte ſich denſelben keineswegs entgehen laſſen. Dennoch machte Starhemberg einen erneuerten Verſuch, ſie von dieſem Vorhaben abzubringen. In dem elften Artikel bot er Frankreich das Herzogthum Luxemburg, die Souveränität von Chimay und Beaumont ſo wie das Gebiet an, welches gewöhnlich den Namen des Pays rétrocédé führte. Und gleich zeitig erſchöpfte er ſich in Vorſtellungen, welche den Zweck hatten die franzöſiſche Regierung zu überzeugen, daß ihr eigenes Intereſſe ihr gebiete in ihren Anforderungen nicht noch weiter zu gehen, ſondern ſich mit den eben aufgezählten Abtretungen zu begnügen. Er ſei beauf tragt, fügte er hinzu, hinſichtlich dieſes Punktes durchaus nicht nach zugeben, ſondern eher den ganzen Tractat fallen zu laſſen. Doch ver ſprach er ſich ſelbſt keine gar große Wirkung von dieſer Drohung, und an Kaunitz berichtete er, er werde nur im äußerſten Falle, dann aber ebenfalls nur mit der ausdrücklichen Bemerkung weichen, daß er ſolches nur auf eigene Gefahr thue und ſeinem Hofe die letzte Ent ſcheidung noch vorbehalte.

Den ſiebenundzwanzig Artikeln, aus denen ſein Vertragsproject eigentlich beſtand, fügte Starhemberg noch zwei Separatartikel hinzu. In dem erſten ſollte beſtimmt werden, daß alle Eroberungen, die man auf Koſten des Königs von Preußen machen werde, im Namen der Kaiſerin Maria Thereſia zu geſchehen hätten, welche während der Dauer des Krieges die Einkünfte aus dieſen Ländern beziehen und ſie durch abgeſandte Commiſſäre regieren werde. Der zweite Separat artikel aber war beſtimmt, dem Prinzen Karl von Lothringen und ſeiner Schweſter Charlotte ihre bisherigen Einkünfte aus den Nieder landen für alle Zukunft ſicherzuſtellen.

Indem Starhemberg dieſen Vertragsentwurf dem Grafen Kau nitz vorlegte, fügte er einige Mittheilungen über die am Hofe von Verſailles herrſchende Stimmung hinzu. Von Tag zu Tag ſteigere

sich die Unzufriedenheit mit dem Könige von Preußen und die Gereiztheit wider ihn, so daß in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen sei. Allerdings besitze Friedrich noch viele Anhänger in Frankreich und selbst am Hofe, aber diese wagten es nicht mehr, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, denn König Ludwig selbst spreche sich öffentlich in einer Weise aus, welche den Gegnern Stillschweigen auferlege. Den neu ernannten österreichischen Gesandten in Spanien, den Grafen Migazzy habe er bei dessen Durchreise beauftragt, die Kaiserin seiner völligen Freundschaft zu versichern, welche für alle Zukunft unauflöslich sein werde [153]). Diese mit lauter Stimme und in Gegenwart des ganzen Hofes ausgesprochene Erklärung habe den größten Eindruck hervorgebracht. So oft er Starhembergs ansichtig werde, rede ihm der König von den öffentlichen Angelegenheiten, und das in einer Weise, welche alle Welt von dem Antheil überzeuge, den er daran nehme. Er schone den König von Preußen durchaus nicht, und wenn er von den österreichischen Armeen rede, bediene er sich fast immer des Ausdruckes „Wir". Ueber das Verfahren der Sachsen und den Entschluß des Königs von Polen, sich auf den Königstein zurückzuziehen, statt an der Spitze seiner Armee den Durchbruch durch die feindlichen Reihen zu versuchen, sei er entrüstet. Browne hingegen werde von Allen gepriesen. „Die Militärs, die Politiker, die Hofleute", schreibt Starhemberg, „selbst die Frauen, alle Leute reden nur von ihm. „Man bewundert sein Benehmen, man fürchtet, daß er sich selbst „allzusehr aussetze, und Jedermann wünscht zu hören, daß er glücklich „nach seinem Lager zurückgekehrt sei. Mit Einem Worte, zu der Zeit, „als es in Böhmen eine französische Armee gab, konnte man für „deren Schicksal nicht besorgter sein, als man es gegenwärtig für die „unsrige ist" [154]).

Ob diese günstige Gesinnung für Oesterreich wirklich so aufrichtig empfunden wurde als es den Anschein hatte, mußte am ehesten bei den Entschlüssen sich zeigen, welche die französische Regierung über das ihr von Starhemberg vorgelegte Vertragsproject fassen sollte. Es kann nicht gesagt werden, daß die Aufnahme desselben eine ungünstige gewesen wäre, aber es blieb nicht lange verborgen, daß man darin

von französischer Seite gar Manches vermißte, dessen Anführung man für wünschenswerth, ja für nothwendig hielt. Und Anderes, das erwähnt war, begegnete wieder ernsten Bedenken.

In ersterer Beziehung wurde es getadelt, daß der Grundsatz der Gegenseitigkeit, demzufolge Oesterreich der Allianz mit England gerade so und für alle Zukunft entsagen sollte, wie es dieß von Frankreich hinsichtlich Preußens verlangte, nirgends zu unzweideutigem Ausdrucke gebracht war. Man müsse hierin ein Anzeichen der noch nicht völlig ausgerotteten Vorliebe Oesterreichs für England erblicken, welche in Frankreich äußerst mißfalle, ja sogar leicht dazu führen könne, daß man gegen die Bundestreue des Wiener Hofes mißtrauisch werde.

Von den durch Starhemberg gemachten Vorschlägen waren es hingegen zwei, welche auf den entschiedensten Widerspruch stießen. Daß Ostende und Nieuport nicht unter den an Frankreich abzutretenden niederländischen Gebietstheilen sich befanden, wurde allsogleich bemerkt und diese Forderung mit Lebhaftigkeit erneuert. Und die zweite Einsprache wurde gegen die Bestimmung gerichtet, daß Oesterreich erst dann auf die Niederlande völlig Verzicht leiste, wenn alle zu seinen Gunsten in den Vertrag aufgenommenen Abmachungen wirklich in Erfüllung gegangen seien. Nur in Bezug auf die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz, behauptete Bernis, und zwar nicht ohne Grund, sei dieser Anspruch berechtigt. Die Erfüllung aller übrigen Punkte des Vertrages hänge von Ereignissen und Umständen ab, welche sich unmöglich jetzt schon vorhersehen ließen.

Kaunitz war der Meinung, daß es der französischen Regierung gar nicht Ernst sei mit ihrer steten Behauptung einer angeblichen Vorliebe Oesterreichs für England. Zu viel sei schon von Seite des Wiener Hofes geschehen, um Frankreich vollständig darüber aufzuklären, daß eine solche Vorliebe keineswegs bestehe. Aber in Frankreich beabsichtige man durch diese immer wiederkehrenden Vorwürfe nichts anderes, als Oesterreich zu bewegen, dieselben durch einen ebenso auffallenden als unbesonnenen Schritt zu entkräften. Ein solcher würde in der unverweilten Einräumung von Ostende und Nieuport bestehen,

wozu man sich jedoch in Wien nicht so leicht verleiten lassen werde. Starhemberg möge nur immer fest darauf beharren, daß man Oesterreich nicht größere Zumuthungen mache, als in der Natur der zu treffenden Verabredungen liege. Dann werde alles Uebrige leicht und wie von selbst geschlichtet werden können [155]).

So rasch ging es hiemit nun freilich nicht von Statten. Das Gegenproject, welches in der Mitte des December Bernis dem Grafen Starhemberg einhändigte, zeigte so viele und so große Abweichungen von dem österreichischen Entwurfe, daß man vorhersah, es werde noch langdauernder Erörterungen bedürfen, um diese Verschiedenheiten endlich zur Ausgleichung zu bringen [156]).

Vierunddreißig Artikel und fünf Separatartikel umfaßte das Project der französischen Regierung, welches Starhemberg am 21. December 1756 seinem Hofe übersandte. „Ich sehe das ganze Erstaunen und „die Unzufriedenheit vorher", schrieb er gleichzeitig an Kaunitz, „welche „die erste Durchlesung dieses Entwurfes hervorrufen wird. Denn er „enthält in der That eine große Menge völlig ungerechter, unvernünftiger, ja unmöglicher Dinge. Man entfernt sich von all' den „Grundsätzen, welche bisher als die Basis der Unterhandlungen angenommen wurden. Viele Punkte verweigert man jetzt und schlägt „Bedingungen vor, die wir selbst in der größten Bedrängniß, und „wenn unsere Rettung von dem Abschlusse des geheimen Vertrages „mit Frankreich abhienge, nicht annehmen könnten. Hievon sind wir „jedoch glücklicher Weise gar weit entfernt, und der französischen „Regierung muß jetzt an dem Abschlusse des Vertrages ungleich mehr „gelegen sein als uns. Denn ihre Verlegenheit wäre weit größer als „die unsrige, wenn die Verhandlung sich zerschlüge und Frankreich „lediglich die Verpflichtungen des Defensivtractates zu erfüllen hätte".

Unerläßlich scheine es ihm, fährt Starhemberg fort, den ganzen Vertragsentwurf vollständig umzuarbeiten. Sowohl in Bezug auf den Inhalt als auf die Form, den Styl, die Reihenfolge der einzelnen Bestimmungen müsse das geschehen. Man erkenne in dieser Arbeit den Geist ihres Verfassers nicht wieder. Aber freilich müsse

man zugeben, daß sie nicht das Werk des Abbé von Bernis allein, sondern dasjenige sämmtlicher Minister sei. In den zahlreichen Sitzungen, welche gehalten wurden, habe Jeder aus ihnen irgend eine Clausel hinzufügen, irgend ein Auskunftsmittel finden, irgend einen bezeichnenden Ausdruck einschalten wollen. So sei es gekommen, daß man jetzt mit einer regellosen und unförmlichen Anhäufung von Bedingungen hervortrete, welche Allem, was bisher verabredet worden, so wie den Grundsätzen der Gegenseitigkeit, der Gerechtigkeit, ja selbst des gesunden Menschenverstandes widersprächen.

Fassen wir nun das von französischer Seite ausgearbeitete Gegenproject, welches den Grafen Starhemberg so sehr in Harnisch brachte, etwas näher ins Auge, so treten die Abweichungen von dem durch Starhemberg vorgelegten Entwurfe, und somit die Verschiedenheiten in der beiderseitigen Auffassung schon in den Eingangsworten hervor. In dem österreichischen Projecte ist von England nur insofern die Rede, als die Verhütung der Ausbreitung des zwischen diesem Staate und Frankreich ausgebrochenen Krieges auf das europäische Festland als Zweck des Tractates von Versailles hingestellt wird. Der König von Preußen wird als der Urheber des Krieges auf dem Continent, die Zurückweisung seines Angriffes, die enge Beschränkung seiner Macht als der Zielpunkt des neu abzuschließenden Vertrages bezeichnet.

Mit gleichlautenden Worten geschieht auch in dem französischen Gegenentwurfe des Tractates von Versailles und des Einfalles des Königs von Preußen in Sachsen und Böhmen Erwähnung. Aber das eigentliche Verschulden an dieser Gewaltthat wird England zugeschoben, da es derselben nicht widerstrebt und der Kaiserin die vertragsmäßige Hülfe vorenthalten habe. Allbekannt sei es, daß der König von Preußen ohne Vorwissen und Zustimmung Englands, ja ohne sich der ausgiebigsten Hülfe dieser Macht versichert zu haben, einen solchen Angriff niemals gewagt haben würde. Darum müsse England als eine der Hauptursachen des Krieges angesehen werden, der sich nun im Schoße des deutschen Reiches entzünde. Nicht allein die Macht des Königs von Preußen, sondern auch diejenige seiner Verbündeten sei in solche

Schranken zurückzuführen, daß sie künftighin die Ruhe Europa's nicht mehr zu stören vermöchten [157]).

Deutlicher noch als durch die Aufnahme dieser Veränderungen in den Vertragsentwurf wurde die Willensmeinung der französischen Regierung in den Bemerkungen kundgethan, mit denen sie das von ihr ausgearbeitete Gegenproject begleitete.

Frankreich habe jederzeit darauf bestanden, heißt es darin, daß die strengste Reciprocität zur Grundlage der beiderseitigen Unterhandlungen und Verabredungen diene. Der König sei fest entschlossen, sich von diesem Principe um keinen Preis und durch gar nichts abwendig machen zu lassen. So oft es um die fernere Schwächung des Königs von Preußen sich handelte, habe er jederzeit erklärt, zu derselben nur in so weit die Hand bieten zu können, als auch England in gleichem Maße geschwächt werde. Jetzt wolle man, daß er seine Truppen und sein Geld anwende, um der Macht des Königs von Preußen engere Grenzen zu ziehen, während die Kaiserin England gegenüber, statt hiezu mit gewaffneter Hand ein Gleiches zu thun, sich auf die Ertheilung ihrer Zustimmung beschränke, daß solches von Frankreich allein geschehe. Jedermann müsse den großen Unterschied fühlen, der zwischen diesem beiderseitigen Verfahren obwalte. Unmöglich könne man dem Könige zumuthen, wider den Gegner des Wiener Hofes mit aller Kraft aufzutreten, während der Letztere für Frankreichs einzigen Feind Rücksichten beobachte, die seinen eigenen Interessen widersprächen [158]).

Es wurde Starhemberg nicht schwer, die Unrichtigkeit dieser Behauptungen der französischen Regierung in überzeugender Weise darzuthun. In dem Sinne, wie Frankreich es wolle, habe eine Reciprocität bei Tractaten niemals existirt, ja sie werde gerade in dem gegenwärtigen Falle von Frankreich am allerwenigsten beobachtet. So fordere es von Oesterreich die Abtretung von Nieuport und Ostende; die Gegenseitigkeit im Sinne der französischen Regierung würde es verlangen, daß nun auch Frankreich einige Städte, etwa Straßburg, Colmar, Landau an Oesterreich abtrete. Und doch falle es dem Wiener Hofe nicht ein, solches zu begehren, und dem von Versailles nicht, es zu thun.

In nichts Anderem könne die Reciprocität bestehen, als in einer möglichst gleichartigen Vertheilung des zu machenden Gewinnes so wie der zu bringenden Opfer. Das aber trachte das von österreichischer Seite entworfene Vertragsproject wirklich zu erreichen. Es sei unrichtig, daß die geringeren Vortheile und die größeren Opfer auf Seite Frankreichs gesucht werden müßten; gerade das Gegentheil sei der Fall. Durch die Abtretung der Niederlande entäußere sich Oesterreich des Bindemittels seiner früheren Allianz mit den Seemächten. So wie es hiedurch ein großes politisches Opfer bringe, so werde all der unermeßliche Nutzen, welcher bisher im Kriege wie im Frieden aus dem Besitze der Niederlande gezogen worden, von nun an Frankreich zu Theil. Oesterreich aber büße denselben ein, und wenn es auch Schlesien und Glatz so wie hoffentlich noch irgend einen bisher preußischen Gebietstheil dafür erhalte, so sei das eben nichts Anderes als ein Eintausch gegen die Niederlande, durch welchen es keinen Gewinn mache, sondern vielmehr eine beträchtliche Einbuße an Einkünften, so wie eine Schädigung seiner Handelsinteressen und eine Verminderung seines politischen Einflusses auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten erleide.

Ein ähnliches Verhältniß walte auch hinsichtlich der zu bringenden Opfer ob. Mit neunzigtausend Mann seiner eigenen und mit zwanzigtausend Mann Hülfstruppen wolle Frankreich Antheil nehmen am Kriege und zu dessen Führung alljährlich zwölf Millionen bezahlen. Oesterreich hingegen werde, die Streitkräfte seiner Verbündeten mitgerechnet, mehr als zweimalhunderttausend Mann stellen, und es sei vorherzusehen, daß auch sein Beitrag zu den Kriegskosten ein viel größerer als derjenige Frankreichs sein werde.

Das seien die Gesichtspunkte, aus denen die sogenannte Reciprocität während der gemeinschaftlichen Kriegführung betrachtet werden müsse, nicht aber der zufällige Umstand, daß Frankreich in dem Augenblicke, in welchem Oesterreich von Preußen angegriffen wurde, sich mit England im Kriege befinde. Darum könne man auch nicht zustimmen, wenn jetzt von französischer Seite diese zwei völlig verschiedenen Dinge mit einander vermengt würden. Oesterreich habe gar nichts dagegen,

wenn der König von Frankreich, wie er erkläre, an England sich rächen wolle, ja es trage dadurch, daß es den einzigen mächtigen Verbündeten beschäftige, welchen England noch besitze, wesentlich dazu bei. Aber wie könne man das mit einem Vertrage in Verbindung bringen wollen, dessen Ziel nur der Austausch der Niederlande gegen Schlesien und die Schwächung des Königs von Preußen sein solle?

Es sei also durchaus unrichtig, wenn von französischer Seite behauptet werde, Oesterreich wolle gegen Frankreichs einzigen Feind Rücksichten beobachten, welche sich mit den französischen Interessen nicht vereinbaren ließen. Man stimme vielmehr mit dem Gedanken überein, daß die beiderseitigen Feinde gleichmäßig zu schädigen wären. Aber nicht dadurch solle dieß geschehen, daß man Bedingungen eingehe, welche sich gegenseitig widersprächen, wie z. B. die Neutralitätsconvention vom 1. Mai 1756 und die jetzt von Frankreich in Bezug auf England gestellten Begehren. Nicht für England, wohl aber für ihren eigenen Ruhm, sowie für andere Mächte, denen sie nicht die Waffen wider Oesterreich in die Hand geben dürfe, habe die Kaiserin Rücksichten zu beobachten.

Gegen England die offene Beschuldigung zu erheben, daß es eine der Hauptursachen an dem Kriege sei, der im Schoße Deutschlands sich entzünde, aus der angeblichen Offenkundigkeit des Umstandes, daß der König von Preußen ohne Vorwissen und Zustimmung Englands, ja ohne sich dessen ausgiebigster Beihülfe versichert zu haben, seinen Angriff niemals gewagt haben würde, das heiße derselben Farben sich bedienen, mit welchen dieser König seinen Friedensbruch zu beschönigen gesucht habe. Es heiße dem gleichen allgemeinen Unwillen sich aussetzen, den Friedrich durch sein Manifest sich zugezogen habe. Es heiße endlich sich selbst der Waffen berauben, welche sein auf bloße Vermuthungen hin verübter Angriff jetzt gegen den Angreifer darbiete [159]).

Es würde natürlich zu weit führen, wenn wir es unternähmen, das ganze von der französischen Regierung mitgetheilte Gegenproject sammt den Bemerkungen, mit denen sie die einzelnen Artikel begleitete,

und den Einwendungen, welche Starhemberg hiegegen erhob, in gleich ausführlicher Weise hier zur Erörterung zu bringen, wie es soeben hinsichtlich der Eingangsworte zu dem Tractate geschah. Nur hinsichtlich der wichtigsten Vertragsbestimmungen möge dieß geschehen, und da muß denn vor Allem der erste Artikel erwähnt werden, welcher von Frankreich ganz neu in Vorschlag gebracht wurde. Auch ihm lag nur wieder das Bestreben zu Grunde, dem Principe der Gegenseitigkeit, wie Frankreich es verstand, Geltung zu verschaffen.

Die Allianz zwischen den beiden Mächten, hieß es darin, könne nur dann eine dauerhafte sein, wenn keine von ihnen mit dem erklärten Feinde der anderen in irgend einer durch Tractate vermittelten Verbindung stehe. Frankreich entsage daher jedem Vertrage mit Preußen und Oesterreich jedem mit England. Beide Staaten sollen sich feierlich verpflichten, ohne Zustimmung des anderen mit keinem der beiden hier genannten Gegner jemals irgend einen Vertrag zu schließen.

Aehnliche Bedenken wie gegen die von Frankreich in Vorschlag gebrachte Ergänzung der Eingangsworte zu dem Tractate walteten für Oesterreich auch gegen diesen neuen Artikel ob. Auch für ihn gelte dasjenige, was zuvor von der vermeintlichen, jedoch keineswegs zu erreichenden Gegenseitigkeit gesagt wurde. Denn während nach dem bereits erfolgten Ablaufe des früheren Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen jetzt schon an und für sich kein Vertrag zwischen den beiden Staaten mehr bestehe, sei zwischen Oesterreich und England das Gegentheil der Fall. Allerdings widerstrebe die gegenwärtige politische Parteistellung der beiden zuletzt genannten Mächte schon an und für sich ihrer ehemaligen Allianz und hebe dieselbe auf. Aber dieß jetzt von Seite Oesterreichs ausdrücklich zu erklären, würde auf dasselbe einen Schein von Feindseligkeit werfen, den es sorgfältig vermeiden müsse. Da jedoch Frankreich von dem Begehren, das es in diesen Vorschlag kleide, kaum jemals ganz abzubringen sein werde, möge man zufrieden sein, meinte Starhemberg, wenn es gelänge, in den Artikel bloß die Zusage aufgenommen zu sehen, daß künftighin keiner der beiden Verbündeten ohne die Zustimmung des Anderen mit England oder Preußen einen Vertrag abschließen werde.

In dem zweiten Artikel versprach Frankreich außer dem Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann noch sechzigtausend Mann eigener Truppen zu unmittelbarer Kriegführung gegen Preußen und dessen Verbündete zu stellen. Ueberdieß wollte es kraft des dritten Artikels noch zwanzigtausend Mann Reichstruppen zu dem gleichen Zwecke verwenden. Die Art und Weise, in welcher von all diesen Streitkräften Gebrauch zu machen sei, wurde dem gemeinschaftlich festzusetzenden Operationsplan vorbehalten.

Der vierte Artikel betraf die Heranziehung Rußlands zu der Allianz und die Verwendung von achtzigtausend Mann russischer Truppen zu dem Kriege gegen Preußen und dessen Verbündete. Von dieser wirklichen Theilnahme der russischen Truppen am Kriege, ja von dem Durchzuge derselben durch Polen, der jedoch nur mit freiwilliger Zustimmung und ohne jede Schädigung der Republik vor sich gehen sollte, wurde die Verabfolgung französischer Subsidien an Oesterreich abhängig gemacht [160]). Und die Bezahlung derselben mit zwölf Millionen Gulden jährlich sollte nach dem fünften Artikel erst mit dem Tage der Auswechslung der Ratificationen des abzuschließenden Vertrages beginnen. Während der ersten drei Monate würden sechs, während der folgenden neun Monate wieder sechs, dann aber monatlich eine Million bezahlt werden. Jedoch nur vier Jahre hindurch habe diese Verpflichtung zu gelten. Nach Ablauf dieser Frist müsse eine neue Convention zu Stande gebracht werden, durch welche Frankreich sich entweder zur Fortbezahlung der zwölf Millionen oder auch einer geringeren Summe, wenn dieselbe zureichend wäre, anheischig machen würde. Von den zwölf Millionen, deren Ausbezahlung jedoch auch jetzt wieder von der ausdrücklichen Bedingung der Theilnahme des russischen Heeres am Kriege abhängig gemacht wurde, seien jedoch die Summen in Abzug zu bringen, durch welche dem Könige von Polen die Aufstellung eines Hülfscorps ermöglicht und Schweden in den Stand gesetzt werden sollte, mit ausreichenden Streitkräften in Pommern aufzutreten.

Gegen den vierten Artikel wurden von Starhemberg gerechte Bedenken erhoben. Allerdings hatte man Ursache genug, an der werk-

thätigen Hülfe Rußlands, so lang die bisherigen Verhältnisse am dortigen Hofe fortbestanden, keinen Augenblick zu zweifeln. Konnten dieselben aber nicht plötzlich irgend eine weittragende Veränderung erleiden? Konnte man überhaupt eine Bürgschaft auf sich nehmen für die Entschlüsse einer fremden Regierung, und durfte man von derselben die Zahlung der unerläßlich nothwendigen französischen Subsidien abhängig werden lassen? Ueberdieß sei ja die Summe von zwölf Millionen durchaus nicht ausschließlich dazu bestimmt, sich die Beihülfe Rußlands zu verschaffen. Wie könne man also die Zahlung dieser ganzen Summe in Verbindung bringen mit dem Beistande Rußlands?

War der im vierten Artikel kundgegebene Vorsatz, die Bezahlung der Subsidien an Oesterreich von der Kriegshülfe Rußlands abhängig zu machen, bisher noch niemals erwähnt worden, so kann das Gleiche wohl nicht in Bezug auf zwei in dem fünften Artikel in Vorschlag gebrachte Bestimmungen gesagt werden. Kraft der einen sollte die Verpflichtung Frankreichs zur Zahlung der zwölf Millionen jährlich nur auf vier Jahre gelten, nach der anderen aber aus dieser Summe auch noch die Aufstellung eines von dem Könige von Polen auszurüstenden Hülfscorps bestritten werden. Beider war schon im Laufe der Verhandlung mehrmals Erwähnung geschehen, aber jedesmal waren sie von österreichischer Seite zurückgewiesen worden. Daß übrigens auch die Subsidien für Schweden aus den zwölf Millionen bestritten werden sollten, war ein Begehren, mit welchem Frankreich jetzt gleichfalls zum ersten Male hervortrat.

Starhembergs Haupteinwendungen richteten sich sowohl gegen den Termin, mit welchem die Subsidienzahlung beginnen sollte, als gegen die Menge anderer Leistungen, die man aus den zwölf Millionen zu bestreiten vorschlug. In ersterer Beziehung machte er darauf aufmerksam, daß bei den ursprünglichen Verhandlungen und als man noch daran dachte, Preußen gegenüber selbst angriffsweise vorzugehen, der Gedanke vorherrschend war, die Subsidienzahlung an Oesterreich sechs Monate vor dem Beginne der Unternehmung gegen Preußen ihren Anfang nehmen zu lassen. Jetzt trage die Kaiserin schon seit Anfangs September die Last des Krieges allein. Wie unbillig sei es doch, ihr

die zugedachte Unterstützung nicht von diesem Augenblicke, sondern erst von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen, die noch ziemlich lang sich verzögern könne, zu Theil werden zu lassen?

Nicht weniger ungerecht sei es, daß man Alles, was man an den König von Polen und die Krone Schweden abzugeben gedenke, von den für Oesterreich bestimmten zwölf Millionen in Abzug bringen wolle. Von der so sehr angerühmten Geldhülfe Frankreichs würde dadurch Oesterreich fast nichts zu Theil. Die natürliche Folge müßte sein, daß Oesterreich nicht mit dem ganzen Nachdrucke, mit welchem dieß sonst geschähe, den Krieg gegen Preußen zu führen vermöchte.

In dem sechsten Artikel verspricht der König von Frankreich der Kaiserin, nicht eher die Waffen niederzulegen und Frieden zu schließen, als bis sie durch einen von Frankreich abgeschlossenen und von dessen Verbündeten gewährleisteten Vertrag in den Wiederbesitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz, wie das Haus Oesterreich diese Länder früher besessen, gelangt sei. Sechs Wochen oder spätestens zwei Monate darauf habe die Zahlung der Subsidien aufzuhören und die Abtretung der Gebietstheile zu erfolgen, welche durch den vorliegenden Tractat verabredet werde.

Welche Sicherheit, wurde hiegegen von Starhemberg bemerkt, kann einer Wiedergewinnung von Schlesien und Glatz beigemessen werden, wenn die Kaiserin nicht auch von dem gegenwärtigen Besitzer dieser Länder, dem Könige von Preußen, als deren zukünftige Herrin anerkannt würde? Ein Land, das ihr gegenwärtig unbestritten gehöre, die Niederlande, solle sie gegen ein anderes Land abtreten, auf welches ihr dann nur ein Eroberungsrecht zustehe, welches der vorhergegangene Besitzer offenkundig bestreite. Die ganz gleiche Sicherstellung müsse in Bezug auf die Abtretung Schlesiens wie hinsichtlich derjenigen der Niederlande obwalten. Endlich könne nicht unbemerkt bleiben, daß in dem französischen Entwurfe der zu Schlesien gehörigen Gebietstheile keine Erwähnung geschehe. Doch sei die Aufnahme dieses Ausdruckes wichtig, weil man darunter das Fürstenthum Crossen verstehe, um dessen Wiederbesitz es für Oesterreich gleichfalls sich handle.

Nach dem siebenten von Frankreich vorgeschlagenen Artikel hatten sich die beiden Verbündeten zu verpflichten, wenigstens vier Jahre hindurch mit Aufbietung all ihrer Kräfte darauf hinzuarbeiten, daß Preußen zur Abtretung des Fürstenthums Crossen, des Herzogthums Magdeburg sammt dem Gebiete von Halle, des Fürstenthums Halberstadt, des vormals schwedischen Vorderpommerns und alles dessen gezwungen werde, was es von dem Gebiete der ehemaligen Herzoge von Cleve sowie von Obergeldern besitze. Diese Länder sollten an Schweden, Sachsen, Kurpfalz und Holland vertheilt werden. England aber sei zu zwingen, Minorca unwiderruflich an Frankreich abzutreten, den Bestimmungen des Utrechter Tractates wegen Dünkirchen zu entsagen, auf die Inseln Jersey, Guernsey und Origny, wenn Frankreich sie weggenommen haben würde, zu verzichten, und endlich Gibraltar an Spanien gelangen zu lassen, wenn dieser Staat dem Bündnisse beitrete und jene Festung erobere. Endlich müsse der König von England einwilligen, daß Bremen und Verden ihren früheren Besitzern zurückgegeben würden oder an Dänemark fielen, wenn dasselbe zur Erreichung des Zweckes des vorliegenden Vertrages thatkräftig mitwirke.

Gegen den ersten Theil dieses Artikels hatte Starhemberg nichts Anderes einzuwenden, als daß er Crossen als einen Bestandtheil Schlesiens für Oesterreich in Anspruch nahm. Was aber die Abtretungen anging, zu denen man England zu zwingen gedachte, so berief sich Starhemberg auf die Bemerkungen, die er zu den Eingangsworten des Tractates und zu dessen erstem Artikel gemacht hatte.

Um so lebhafter war jedoch der Widerspruch, den er gegen den achten Artikel und die Betrachtungen erhob, mit welchen die französische Regierung ihn begleitete. Ihm zufolge versprach der König von Frankreich, sich Mühe zu geben, daß Maria Theresia noch überdieß eine für sie zweckmäßig gelegene Gebietsvergrößerung erlange. Die gegenwärtigen Besitzer sollten hiefür auf Kosten des Königs von Preußen eine angemessene Entschädigung erhalten.

In den Bemerkungen zu diesem Artikel führte die französische Regierung aus, daß die Kaiserin einen Unterschied machen müsse

zwischen der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz und der hierüber noch hinausgehenden Schwächung des Königs von Preußen. Die erstere sei als eine unerläßliche Bedingung des Friedensschlusses anzusehen, während für die letztere nicht das Gleiche in Anspruch genommen werden könne. Mit demselben Rechte würde Frankreich die Erwerbung Minorca's und der übrigen Eroberungen, die es England abzugewinnen hoffe, die Trennung Bremens und Verdens von Hannover, endlich die Vereinigung Gibraltars mit Spanien als Bedingungen hinstellen, ohne deren Erfüllung der Friede nicht geschlossen werden dürfe. Man müsse also zwischen wesentlichen und bloß zweckmäßigen Bestimmungen streng unterscheiden [161]). Zu den ersteren, in so weit sie die Kaiserin angingen, könne die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz und die Gewährleistung ihres Besitzes durch die an dem geheimen Vertrage theilnehmenden Mächte gezählt werden. Auch die Abtretung der drei Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla so wie der Rechte des Infanten Don Philipp auf die Allodialgüter der Häuser Farnese und Medici, endlich auf die Nachfolge in dem Königreiche beider Sicilien gehöre hieher. Und auch das Recht des Hauses Oesterreich auf den Wiederbesitz des größten Theiles der Niederlande nach dem Aussterben der rechtmäßigen Nachkommenschaft des Infanten Don Philipp möge man noch zu den unerläßlichen Bedingungen rechnen, denn auch ihre Erfüllung könne der König von Frankreich der Kaiserin zu Wege bringen; alles Uebrige hänge von Ereignissen ab, die Niemand vorhersehe. Aufrichtig wünsche man von französischer Seite, daß Schweden seine alten Besitzungen in Pommern, daß der Kurfürst von der Pfalz Cleve und die Mark, Holland aber einen Theil von Obergeldern erhielten. Wenn aber durch unvorhergesehene und unüberwindliche Hindernisse diese Wünsche nicht in Erfüllung gehen könnten, so wäre darum doch die Vollziehung des geheimen Vertrages in seinen wesentlichen Theilen nicht von der Hand zu weisen. Endlich werde der König von Frankreich zu einer über die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz noch hinausgehenden Schwächung des Königs von Preußen nur insoweit mitwirken, als von Seite Oesterreichs das Gleiche zur Einschränkung der Macht Englands geschehe. Niemals werde Frankreich sich hievon abwendig machen lassen,

und darum möge Oesterreich einen Entschluß fassen, der all' dem entspreche, was bisher hierüber verhandelt worden sei [162]).

Diese letztere Behauptung war es gerade, deren Richtigkeit von Starhemberg eifrigst bestritten wurde. Niemals habe man in Wien der Auffassung beigestimmt, welche von der französischen Regierung in Bezug auf die gegen Preußen und England zu beobachtende Gegenseitigkeit hingestellt werde. Gewiß sei die Kaiserin weit davon entfernt, die Erfolge Frankreichs gegen England irgendwie schmälern zu wollen; es hieße das gegen ihr eigenes Interesse handeln. Aber was könne sie noch weiter thun? Selbst wenn ihr nicht die Hände durch die Neutralitätsacte gebunden wären, welche ganz Europa bekannt gemacht worden sei, besitze sie denn Flotten, um diejenigen Großbritanniens zu bekämpfen? Sollte sie selbst eine zweite Kriegsfackel im Innern des deutschen Reiches entzünden, sie, welche Rache verlange für den Friedensbruch des Königs von Preußen? Frankreich erkenne gar wohl die Richtigkeit dieser Betrachtungen, und dennoch beharre es fortwährend auf Vorschlägen, welche ganz unvereinbar mit denselben seien.

Wiederholt habe man den Beweis geführt, daß der Streit Frankreichs mit England in gar keinem Zusammenhange stehe mit den Zielpunkten des jetzt in der Verhandlung begriffenen Vertrages. Als die ersten Feindseligkeiten in Amerika ausbrachen, als britische Schiffe diejenigen Frankreichs angriffen, da sei die Kaiserin durch keine Zusage, durch keinen Vertrag zu einer Hülfeleistung an Frankreich verpflichtet gewesen. Und der später abgeschlossene Tractat von Versailles habe für den obschwebenden Krieg mit England ausdrücklich eine Ausnahme festgesetzt.

Ganz anders stelle sich das Verhältniß in Bezug auf Frankreich und Preußen. Der Vertrag von Versailles sei viel früher zu Stande gekommen als der Angriff des Königs von Preußen erfolgte. Der Letztere habe gewußt, daß, indem er gegen die Kaiserin, die Verbündete Frankreichs, die Waffen erhebe, er die Hülfeleistung des letzteren Staates gegen sich selbst herausfordere. Er habe gewußt, daß, indem er den Krieg im deutschen Reiche entzünde, er den westphälischen

Frieden breche, der durch Frankreich garantirt sei. Auf diesen beiden Bestimmungen beruhe das Recht Frankreichs zum Kriege gegen Preußen. Welcher Anspruch stehe jedoch der Kaiserin zu, mit den Besitzungen des Königs von England eine Verfügung zu treffen?

Eine ausreichende Sicherstellung für die Zukunft sei eine wesentliche Bedingung für die Verwirklichung der Zwecke des geheimen Tractates. Diese Sicherstellung lasse sich nur durch eine über die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz noch weit hinausgehende Schwächung des Königs von Preußen erreichen. Darum habe man diese Schwächung unter die vier unerläßlichen Bedingungen aufgenommen, von denen man das Zustandekommen des Vertrages überhaupt abhängig mache und auf die der König von Frankreich auch eingegangen sei. Man rechne darauf, daß es hiebei auch für die Zukunft verbleiben werde.

Der elfte Artikel bezog sich auf die Abtretung niederländischen Gebietes an Frankreich. Sechs Wochen oder spätestens zwei Monate nachdem Maria Theresia durch einen von den verbündeten Mächten abgeschlossenen und gewährleisteten Vertrag in den anerkannten Besitz von Schlesien und Glatz gelangt sei, habe sie die Seehäfen Ostende und Nieuport, die Städte Ypern, Furnes, Mons, das Fort de Knoque sammt je einer französischen Meile des umliegenden Stadt- und Festungsgebietes, endlich die Heerstraßen, welche dorthin führen, sammt dem Rechte der freien Schifffahrt auf den Canälen und Flüssen an Frankreich abzutreten. Die Festungswerke von Luxemburg sollten auf Frankreichs Kosten rasirt werden.

Wie man sieht, verzichtete Frankreich jetzt freiwillig auf den ihm angebotenen Besitz Luxemburgs, um in denjenigen von Ostende und Nieuport zu gelangen. In der Erwerbung von Luxemburg erblickte man zu Versailles, wie man dort selbst erklärte, nur einen wenig bedeutenden Gewinn [163]), während man auf Ostende und Nieuport förmlich versessen war. In Wien aber hatte man sich schon früher in Vorstellungen erschöpft, um Frankreich von dieser Forderung abzubringen. Man sah ein, daß dieses Bestreben ein fruchtloses sei, und

begann sich in die unabweisbare Nothwendigkeit zu fügen. Wenn man auch jetzt wieder die Gegengründe wiederholte, so geschah dieß wohl nur mehr, um dieses Zugeständniß zu benützen, Frankreich hinsichtlich anderer Punkte nachgiebiger zu stimmen.

In dem zwölften Artikel wurde verlangt, daß nach der Auswechslung der Ratificationen und unmittelbar nach der ersten Subsidienzahlung die Städte Ostende und Nieuport den französischen Truppen, jedoch mit Aufrechthaltung der bisherigen Souveränetät der Kaiserin, zur Sicherstellung Frankreichs eingeräumt würden. Und wenn es gegen alle Erwartung, fügte der dreizehnte Artikel hinzu, trotz der Anstrengung der Verbündeten nicht gelänge, die Kaiserin in den völligen und garantirten Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz zu setzen, so daß der Friede geschlossen werden müßte, ohne diesen wesentlichen Punkt verwirklicht zu haben, so solle Frankreich nach diesem Friedensschlusse noch zehn Jahre hindurch Ostende und Nieuport besetzt halten dürfen. Nach diesem Zeitraume würden beide Plätze der Kaiserin zurückgestellt.

Zur Unterstützung dieser Forderung wurde von französischer Seite angeführt, daß nur durch ihre Gewährung Frankreich vermocht werden könnte, von seinem früheren Verlangen abzustehen, demzufolge ihm für den Fall des Mißlingens der Unternehmung die Hälfte der aufgewendeten Kosten zurückerstattet werden sollte. Der Abfluß von dreißig Millionen jährlich aus einem Lande sei für dasselbe ein so empfindlicher Verlust, daß das Verlangen, Ostende und Nieuport noch zehn Jahre länger behalten zu dürfen, gewiß nicht als ein ausreichender Ersatz hiefür angesehen werden könne. Es dürfe eher als ein Mittel gelten, England seiner Zeit zu pünktlicher Erfüllung der übernommenen Friedensbedingungen zu zwingen.

Es ist leicht begreiflich, daß der Wiener Hof gegen dieses Begehren Frankreichs lebhafte Einsprache erhob. Niemals werde derselbe, erklärte Starhemberg, in eine so harte Bedingung willigen. Jederzeit habe man in Wien an dem Grundsatze festgehalten, daß dort, wo man die zu erreichenden Vortheile gleich zu vertheilen suche,

auch das Wagniß ein gleiches sein müsse [164]). Wenn also Frankreich eingewilligt habe, die ganze aufzuwendende Summe an das Unternehmen zu wagen, so habe es dadurch nur jenes Princip adoptirt und es könne hiefür unmöglich eine neue Leistung von der Kaiserin verlangen.

Dem in dem fünfzehnten Artikel ausgesprochenen Begehren, daß Oesterreich den englischen Kriegsschiffen die Häfen von Triest und Fiume verschließe, setzte Starhemberg neuerdings die Berufung auf die Neutralitätsacte entgegen, welche eine solche Maßregel unmöglich mache. Warum habe Frankreich damals, bei dem Abschlusse der Neutralitätsacte und des Vertrages von Versailles, nicht ein ähnliches Begehren gestellt? Ganz im Gegentheile habe es gleich bei Beginn der Verhandlungen anerkannt und erklärt, daß Oesterreich an dem Kriege Frankreichs gegen England unmöglich theilnehmen könne. Daß es von diesem Principe niemals abgewichen sei, werde gerade durch den Abschluß der Neutralitätsacte bewiesen. Warum wolle Frankreich jetzt die Kaiserin zu Schritten verleiten, welche mit dem Inhalte jenes Documentes in Widerspruch und daher rechtlich unzulässig seien?

Durch den einundzwanzigsten Artikel sollte festgesetzt werden, daß nach dem Tode des Infanten Don Philipp und dem Aussterben seiner directen und rechtmäßigen Nachkommenschaft die Niederlande wieder an das Haus Oesterreich zurückzufallen hätten. Nur die jetzt schon an Frankreich gelangenden Theile, dann die Stadt Tournay mit ihrem Gebiete, die Oberherrlichkeit über Chimay und Beaumont, endlich über das sogenannte Pays rétrocédé wären hievon auszunehmen und für alle Zukunft mit Frankreich zu vereinigen. Hingegen sollten jedoch auch nach dem etwaigen Aussterben des Hauses Oesterreich die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla wieder an den Infanten Don Philipp oder dessen rechtmäßige Nachkommenschaft fallen.

Die Grundsätze der Gleichheit und der Gegenseitigkeit seien, wurde von Starhemberg gegen diesen Artikel bemerkt, in demselben geradezu verletzt. Würde die Kaiserin ihn in seinem gegenwärtigen Wortlaute annehmen, so übernähme sie hiedurch nicht nur eine weit

schwerere Verpflichtung als der Infant, sondern sie ließe sich auch zu einer größeren Zusage herbei, als sie zu erfüllen im Stande sei. Denn der Infant besitze die drei Herzogthümer nur provisorisch und bis zur Erledigung des spanischen Thrones. Für diesen letzteren Fall stehe ihm eine freilich gleichfalls bestrittene Anwartschaft auf die Krone von Neapel und Sicilien zu. Die Kaiserin aber besitze ein unangefochtenes Heimfallsrecht auf die erwähnten Herzogthümer, und ihre Herrschaft in den Niederlanden werde gleichfalls von Niemand bestritten. Das Erbrecht auf dieselben stehe jedoch nicht bloß ihrer directen Nachkommenschaft, sondern nach der im Hause Oesterreich geltenden Successionsordnung auch den Seitenerben zu, darum sei die Abtretung eines Theiles der Niederlande ganz zum Vortheile des Infanten Don Philipp und seiner Nachkommenschaft. Denn dadurch gelangten sie an Stelle eines bloß provisorischen zu einem bleibenden Besitzstand. Und außerdem beeinträchtige der Infant, wenn er zu dem Rückfalle der Niederlande an das Haus Oesterreich seine Zustimmung ertheile, keine fremden Rechte. Die Kaiserin aber würde durch ein solches Zugeständniß diejenigen ihrer Seitenerben verletzen.

Ueberdieß sei die Forderung der Gegenseitigkeit hinsichtlich des Rückfalles der abzutretenden Länder wieder ein ganz neues Begehren der französischen Regierung. Das Gleiche walte ob in Bezug auf die Oberherrlichkeit über Chimay und Beaumont und das Pays rétrocédé. Anfangs habe man nur Tournay sammt dessen Gebiete verlangt, wozu Oesterreich seine Zustimmung gab. Glaube man denn, daß indem man jetzt Forderungen auf Forderungen häufe, man wirklich zum Abschluß gelangen werde?

Ueber die nächsten Artikel, welche sich gleichfalls mit den auf Italien bezüglichen Abmachungen beschäftigen, wollen wir in der Besorgniß, in der Besprechung der einzelnen Punkte des abzuschließenden Vertrages schon allzu weitläufig geworden zu sein, ebenso wie über die letzten Artikel hinweggehen, welche gewissermaßen eine Recapitulation der wichtigsten, theilweise von Frankreich neu aufgestellten Begehren enthielten. Insbesondere hinsichtlich der von französischer Seite beliebten Auslegung des Begriffes der Gegenseitigkeit war dieß der Fall. Und

da man einsah, daß die Leistungen, welche man dem Wiener Hofe England gegenüber zumuthete, mit dem Geiste und dem Wortlaute der erst im vergangenen Jahre abgeschlossenen Neutralitätsacte in directem Widerspruche stünden, so sollten durch den zweiunddreißigsten Artikel diejenigen Bestimmungen der Neutralitätsacte, bei denen dieß wirklich der Fall war, aufgehoben werden.

Es ist unnöthig, den Widerspruch besonders zu betonen, welchen Starhemberg natürlicher Weise auch gegen dieses Begehren der französischen Regierung erhob. Die fünf Separatartikel wollen wir wegen ihres wenig bedeutenden Inhaltes gleichfalls übergehen und uns den Berathungen zuwenden, welche nunmehr am Wiener Hofe über die Gegenerklärungen stattfanden, denen die französische Regierung mit einiger Ungeduld entgegensah. Die Hauptaufgabe hatte freilich schon Starhemberg erfüllt, und Maria Theresia pflichtete in allen wichtigeren Punkten den Bemerkungen bei, durch die er seinen Anschauungen über das französische Vertragsproject Ausdruck gegeben hatte [165]). Aber es war doch nothwendig, den Grafen Starhemberg mit Instructionen über die einzelnen Fragen, hinsichtlich deren zwischen den beiden Höfen Meinungsverschiedenheiten obwalteten, und mit genauen Verhaltungsbefehlen zu versehen, wie weit er in Zugeständnissen gehen und hinsichtlich welcher Punkte er sich zu solchen durchaus nicht herbeilassen dürfe.

Noch hatte man am Wiener Hofe kaum die erste Hand angelegt an diese Arbeit, als man durch eine ganz unerwartete Nachricht aus Frankreich aufs äußerste erschreckt wurde. Am Abende des 5. Jänner 1757 hatte ein Mann Namens Damiens ein Attentat gegen das Leben des Königs von Frankreich verübt. Die Verwundung, welche er mit einem Messer ihm beibrachte, war zwar keineswegs gefährlich, dennoch verfehlte dieses Ereigniß nicht, überall, und daher auch in Wien, den Gedanken an die Wirkung zu erwecken, die es hervorgebracht hätte, wenn die Absicht des Mörders erreicht worden wäre. Wenn es auch nicht wahrscheinlich sein mochte, daß der Dauphin die Bahn allsogleich verlassen würde, die sein Vater in Bezug auf Frankreichs politische Haltung eingeschlagen hatte, so besaß man doch gar keine Gewißheit hierüber. Und daran war nicht zu zweifeln, daß mit dem Tode des

Königs die Marquise von Pompadour, welche so wesentlich zur Zustandebringung der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich beigetragen hatte, unverzüglich vom Hofe entfernt worden und um ihren bisherigen politischen Einfluß völlig gekommen wäre. Alles dieß wurde am Wiener Hofe lebhaft empfunden, und in Schreiben, welche Kaunitz entwarf und allsogleich absandte, sprachen Maria Theresia und ihr Gemal dem Könige von Frankreich ihr Beileid und ihre Hoffnung aus, daß das an ihm verübte Verbrechen ohne nachtheilige Folgen sein werde [166]).

Dasjenige was in der kurzen Zeit zwischen der Verwundung des Königs und seiner völligen Wiederherstellung geschah, zeigte die volle Berechtigung der Besorgnisse des Wiener Hofes. Der König, welcher im Ganzen viel Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung zeigte, war doch von der Befürchtung nicht frei, daß die Waffe vergiftet gewesen sei und die an und für sich nicht bedeutende Wunde doch seinen Tod herbeiführen könne. Wer diese Besorgniß theilte, war auch der Ueberzeugung, die Verbannung der Marquise von Pompadour werde die erste Regierungshandlung des Thronfolgers sein. Und Andere meinten, der König selbst werde, wie er bei seiner schweren Erkrankung zu Metz im Jahre 1744 die Herzogin von Chateauroux von sich entfernt hatte, freilich nur um sie bald wieder zurückzurufen, auch jetzt die Marquise von Pompadour vom Hofe entlassen. „Obgleich Frau von Pompadour", schrieb Starhemberg an Kaunitz, „seit „fast fünf Jahren nur mehr die Freundin, die Rathgeberin, oder „besser gesagt, der erste Minister des Königs ist, obgleich sie seit fast „einem Jahre nur mehr in der Eigenschaft einer Palastdame der „Königin am Hofe wohnt, und obgleich sie selbst schon vor einiger „Zeit ihrem Gatten den Vorschlag gemacht hat, zu ihm zurückzukehren, wenn er es wünschen sollte, so gibt es doch Viele, welche der „Meinung sind, daß alles dieß nicht genüge, um den Scandal wieder „gut zu machen, den ihre erste Berufung an das Hoflager verursachte, „und daß zur Entlastung des Gewissens des Königs ihre Entfernung „vom Hofe nothwendig sei" [167]).

Wie dem aber auch sein mochte, es war merkwürdig zu sehen, wie Alles sich beeilte, das sinkende Glücksschiff der Frau von Pompadour zu verlassen. Nur ihre getreuesten Anhänger, der Prinz von Soubise, der Marschall Belleisle, der Siegelbewahrer Machault, der Abbé Bernis und wenige Andere blieben um sie [168]). Aber gar lang sollte diese Vereinsamung nicht dauern. Vier oder fünf Tage brachte sie zu, ohne vom Könige Nachricht zu erhalten; am fünften oder sechsten Tage schrieb er ihr wieder, und sobald er seine Zimmer zu verlassen im Stande war, nahm er seine gewohnten Besuche bei ihr wieder auf [169]). Ihr Einfluß blieb nach wie vor der gleiche, und das ganze Ereigniß ging daher ohne irgendwelche bedeutsamere Wirkung vorüber, als daß der König auf Antrag der Pompadour den Dauphin in den geheimen Rath berief.

Lang schon hatte Starhemberg dieß gewünscht und so viel an ihm lag, darauf hinzuarbeiten gesucht. Denn von der Theilnahme des Thronerben an den Berathungen und Beschlüssen über die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches war zu erwarten, daß ihm dieselben von nun an in ihrem wahren Lichte erscheinen würden. Die Gründe, durch welche man zu den Maßregeln veranlaßt sei, die man ergreife, werde der Dauphin, so meinte Starhemberg, jetzt durch eigene Anschauung und nicht mehr durch mißgünstig lautende Berichte unzufriedener Höflinge erfahren. Er werde daher auch mit dem neuen politischen System mehr und mehr sich befreunden und die Vortheile desselben immer klarer erkennen [170]).

Während in solcher Weise die fieberhafte Aufregung, welche einige Tage hindurch am Hofe zu Versailles geherrscht hatte, sich nach und nach wieder beschwichtigte, trat am Wiener Hofe ein Ereigniß ein, welches die Kaiserin und ihren Gemal in große Besorgniß versetzte. Man kennt die Verheerungen, welche zu oft wiederholten Malen die Blattern in dem österreichischen Herrscherhause anrichteten, und kann sich daher die Bestürzung denken, als im Jänner 1757 der Kronprinz Joseph von dieser Krankheit befallen wurde. Am Abende des 17. Jänner fühlte der damals sechzehnjährige Prinz sich zum ersten Male unwohl. Am Morgen des 20. Jänner wurden die Blattern erkannt, doch hoffte

man, ſie würden nicht allzu bösartig auftreten und das Leben des Kranken nicht gefährden [171]).

Dieſe Hoffnung ging denn auch wirklich in Erfüllung. Obwohl der Prinz über und über mit Blattern bedeckt war und empfindlich litt, ſo trat doch niemals ein Augenblick ein, in welchem man ernſte Beſorgniſſe hegen mußte für ſein Leben [172]). Zwei Wochen nach ſeiner Erkrankung wurde er als Reconvalescent erklärt, und am 1. Februar in der Hofcapelle ein feierliches Tedeum geſungen. Um auch dem Volke dieſen Tag zu einem freudigen zu geſtalten, wurde Abends an den Stadtthoren kein Eintritts- oder Austrittsgeld gefordert.

Kaum war jedoch Joſeph wirklich geneſen [173]), als ſeine Schweſter Marie von den Blattern befallen wurde. Doch nahm auch bei ihr die Krankheit einen günſtigen Verlauf, ſo daß ſie dießmal wenigſtens keine ſchmerzliche Lücke riß in dem Kreiſe friſch aufblühender Kinder, welche das Kaiſerpaar umgaben.

Sechſtes Capitel.

Der zweite Vertrag von Verſailles.

Leicht mag es ſein, daß all die ſo eben geſchilderten Vorfälle nicht ganz ohne Einfluß blieben auf die Verzögerung, welche in der Beantwortung des von der franzöſiſchen Regierung vorgelegten Vertragsprojectes eintrat. Aber freilich war die Arbeit ſelbſt, alle einzelnen Punkte reiflich zu prüfen, jeden Ausdruck ſorgfältig abzuwägen und ſich überall zu entſcheiden, wo und wie weit man nachgeben könne und wo dieß unthunlich ſei, gewiß keine geringe. Erſt am 21. Februar kam man mit derſelben völlig zu Stande und an dieſem Tage gingen die neuen Inſtructionen an Starhemberg ab.

Was zunächſt einen der wichtigſten Punkte, die Stellung Oeſterreichs zu England betraf, ſo gab man die Richtigkeit der von der franzöſiſchen Regierung gemachten Bemerkung, England habe weder gegen die Gewaltthaten des Königs von Preußen Einwendungen erhoben noch der Kaiſerin die Hülfe geleiſtet, die es ihr als ihr Verbündeter, als Garant der pragmatiſchen Sanction und des Aachener Friedens ſchuldete, auch in Wien bereitwillig zu. Man war es daher auch zufrieden, daß der Satz, welcher dieß ausſprach, in den Vertrag aufgenommen werde. Wogegen man ſich aber mit Lebhaftigkeit ſträubte, das war die Behauptung, England habe den Friedensbruch Preußens eigentlich veranlaßt. Es fehle an jeglichem Beweiſe für dieſe Beſchuldigung, entgegnete man in Wien, und ſie ſolle nur dazu dienen, um Oeſterreich in Krieg mit England zu verwickeln, hievon aber die franzöſiſchen Zugeſtändniſſe abhängig zu machen. Hierin liege, ſagt die Kaiſerin wörtlich, die größte Unbilligkeit und Gefahr des franzöſiſchen

Gegenprojectes. Darum habe Starhemberg unerschütterlich auf der Hinweglassung oder entsprechenden Abänderung all der Sätze zu bestehen, durch welche dieser Gedanke zum Ausdruck gebracht werde. Er möge erklären, daß die Kaiserin allerdings bereit sei, England als ihren Feind zu erkennen, wenn es dem Könige von Preußen als dem unzweifelhaften Friedensstörer Beistand leiste. Aber niemals könne und würde sie sich dazu entschließen, die Eroberungen, welche Frankreich über England zu machen hoffe, im gleichen Sinne wie ihre eigenen Eroberungen gegen Preußen ansehen und behandeln zu lassen. Denn Frankreich trachte hiedurch nach einem doppelten Gewinn, und zwar vorerst nach diesen Eroberungen selbst, und dann nach den Erwerbungen, die es für sich in den Niederlanden bedinge. Dadurch aber würde nicht etwa, wie man behaupte, Gleichheit und Billigkeit hergestellt, sondern verletzt, und dem Grundsatze der Gegenseitigkeit nicht Rechnung getragen, sondern zuwider gehandelt.

Der vierte Artikel des französischen Gegenprojectes wurde von dem Wiener Hofe als der anstößigste unter allen erklärt. Außerdem, daß er verschiedene, gar nicht zusammen gehörige Dinge mit einander vermenge, wolle Frankreich dadurch die Zahlung der zwölf Millionen jährlich mit den Operationen der russischen Armee, mit der guten Mannszucht derselben und mit der Bewilligung Polens zum Durchmarsche der russischen Truppen verbinden, ja sich den Anschein geben, als ob es diese Summen bloß als Subsidien bewillige, während es doch für deren Bezahlung sehr beträchtliche Vortheile erlange. Denn die französische Hülfe bestehe ebensowohl in Truppen als in Geld; für beide Leistungen zusammen werde vom Wiener Hofe in die Abtretung der Niederlande gewilligt, welche ihm sonst gewiß Niemand zumuthen könnte. Endlich sei ja Oesterreich, wenn nicht mehr, so doch gewiß nicht weniger als Frankreich an Rußlands ausgiebiger Hülfeleistung gelegen. An und für sich werde es daher alles Mögliche zu deren angelegentlicher Förderung thun; da solches jedoch nicht von Oesterreichs Willkür abhänge, dürfe man es ihm auch nicht als eine Bedingung aufdringen wollen, von deren Erfüllung man die Zahlung der zwölf Millionen abhängig mache.

Man müsse sich vor Allem klar darüber werden, welcher Theil des französischen Vorschlages eine gewisse Berechtigung besitze und welcher einer solchen vollständig entbehre. Richtig sei es, daß man auch in Wien gleich bei den ersten Vorschlägen und während des Laufes der Verhandlungen das ganze Unternehmen als unausführbar und als „eine Chimäre" erklärt habe, wenn nicht einerseits der französische und andererseits der russische Hof in die Absichten Oesterreichs vollständig eingiengen und zu deren Durchführung thatkräftig mitwirkten. Nichts sei leichter möglich, als daß bei dem etwaigen Tode der Kaiserin von Rußland ihr Thronfolger eine ganz andere Bahn einschlage und sich von dem Kriege gegen Preußen völlig zurückziehe, ja vielleicht sogar dem Könige Friedrich seine Unterstützung angedeihen lasse. Man dürfe es also Frankreich nicht verargen, wenn es auch diese Möglichkeit in Betracht ziehe und Bedenken trage, sich in einer Weise die Hände zu binden, daß es, selbst wenn ein günstiger Erfolg ganz unwahrscheinlich geworden sein sollte, durch die gemachten Zusagen dennoch verpflichtet wäre, fortan die zwölf Millionen an Oesterreich zu bezahlen und ihm mit einer größeren Streitmacht Hülfe zu leisten, als in dem Defensivtractate bedungen wurde.

Gewiß sei es billig, daß auch für den eben erwähnten äußersten Fall eine vorläufige Abrede getroffen werde. Doch müsse hiebei zwischen der gegenwärtigen und der etwaigen künftigen Sachlage wohl unterschieden werden. Für jetzt sei an der vertragsmäßigen Verpflichtung der Kaiserin von Rußland, Oesterreich mit sechzigtausend Mann Hülfe zu leisten, durchaus nicht zu zweifeln. Und es stehe fest, daß sie sich nicht nur zu pünktlicher Erfüllung der Tractate, sondern noch zu einer weit größeren Leistung, zur Absendung einer Armee von mehr als achtzigtausend Mann angeboten, dieselbe an der russischen Grenze zusammengezogen und dem commandirenden General die schleunigste Eröffnung der Operationen anbefohlen habe. Man dürfe daher als gewiß annehmen, daß es Rußland für den gegenwärtigen Augenblick Ernst sei mit der werkthätigen Theilnahme an der Allianz, und müsse demgemäß die zu treffende Vereinbarung einrichten.

Da es jedoch Frankreich nicht verweigert werden könne, auch den immerhin möglichen Abfall Rußlands von der Allianz in den Kreis der Abmachungen zu ziehen, über welche man sich zu verständigen suche, schlage Oesterreich eine neue Stylisirung des vierten Artikels vor. Demzufolge sollten die beiden vertragschließenden Mächte, wenn Rußland wegen irgend eines unvorhergesehenen Hindernisses aufhören würde, sich an dem Kriege zu betheiligen, ehe man denselben zur Befriedigung der beiden Staaten zu beendigen vermochte, von den Verpflichtungen frei sein, welche sie durch die gegenwärtige Uebereinkunft auf sich nähmen. In diesem Falle möge man auf die Bestimmungen des Vertrages von Versailles zurückkehren, zu dessen pünktlicher Erfüllung man sich neuerdings verpflichte.

Daß Frankreich vorerst nur auf vier Jahre die an Oesterreich zu leistenden Zahlungen auf sich nehmen wollte, ließ der Wiener Hof sich gefallen. Sonst aber wurde Starhemberg beauftragt, in Bezug auf die Termine dieser Zahlungen nach möglichst günstigen Bestimmungen zu trachten, ohne aus der einen oder der anderen eine unerläßliche Bedingung zu machen.

Wohl aber geschah dieß hinsichtlich des in dem sechsten Artikel ausgesprochenen Zeitpunktes der Abtretung der Niederlande. Nimmermehr werde sie sich zu derselben herbeilassen, erklärte die Kaiserin dem Grafen Starhemberg, wenn sie bloß durch ihre Verbündeten und nicht auch durch den König von Preußen in einem mit demselben abzuschließenden Vertrage als die Herrin von Schlesien und Glatz anerkannt worden sei. Nur das Zustandekommen des Tractates mit Preußen könne als der Termin angesehen werden, von welchem angefangen die Frist bis zur wirklichen Abtretung der Niederlande zu rechnen sei. Eine Erstreckung derselben, wenn nicht auf sechs, so doch auf vier Monate möge Starhemberg begehren, im äußersten Falle jedoch sich auch mit einer solchen von zwei Monaten begnügen. Endlich solle er sich eifrig bemühen, auch die Einverleibung des Fürstenthums Crossen in das an Oesterreich zurückfallende Herzogthum Schlesien zu erwirken. Schon habe der sächsische Hof in Frankreich insgeheim eine Denkschrift übergeben, in welcher er zu seiner künftigen Entschädigung

außer Magdeburg und dem Saalkreis nicht nur Crossen, welches ihm eine unmittelbare Verbindung mit Polen verschaffe, sondern auch den Schwiebuser Kreis, Glogau und andere schlesische Districte verlange. Denn es liege in Frankreichs Interesse, werde von sächsischer Seite behauptet, Oesterreich keinen allzugroßen Zuwachs an Macht zu Theil werden zu lassen, Sachsen aber ansehnlich zu vergrößern, um es gleichsam zu einem vermittelnden Staate zu erheben. Diesen Bemühungen Sachsens habe Starhemberg nachdrücklich entgegenzutreten, ohne jedoch die Frage des zukünftigen Besitzes von Crossen zu einer um jeden Preis zu Gunsten Oesterreichs zu entscheidenden werden zu lassen.

Geringerer Widerspruch, als es von Seite Starhembergs geschehen war, wurde von dem Wiener Hofe gegen die Vorschläge Frankreichs erhoben, insofern sie sich auf die über die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz noch hinausgehende Schwächung des Königs von Preußen und auf die Gegenseitigkeit bezogen, welche hinsichtlich derselben und der Eroberungen, die man England abzugewinnen hoffte, beobachtet werden sollte. Schon darin unterschieden sich die Bemerkungen des Wiener Hofes von denjenigen Starhembergs, daß der Erstere die Richtigkeit der von Frankreich aufgestellten Unterscheidung zwischen wesentlichen und bloß zweckmäßigen Bedingungen zugab, während der Letztere sie in Abrede gestellt hatte. Aber freilich müsse eben jene weitergehende Schwächung Preußens als eine solche wesentliche Bedingung angesehen werden, während man den einzelnen Modalitäten der Ausführung nicht die gleiche Wichtigkeit zuzuerkennen brauche.

Zu der in dem elften Artikel neuerdings verlangten Abtretung von Ostende und Nieuport an Frankreich hatte der Wiener Hof sich schon früher entschlossen; er ließ es daher auch jetzt bei dieser Erklärung bewenden. Doch wünschte er die Auswirkung verschiedener Vergünstigungen von geringerem Gewichte, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Den größten Nachdruck aber legte er auf den schon von Starhemberg erhobenen Widerspruch gegen das Begehren Frankreichs, im Falle eines ungünstigen Ausganges des Krieges und auch wenn Maria Theresia nicht in den Besitz Schlesiens gelangen sollte, Ostende und Nieuport durch zehn Jahre behalten zu dürfen. Niemals

werde sie, erklärte jetzt die Kaiserin selbst, einwilligen in dieses Begehren. Um jedoch auch hierin einen Beweis ihrer Willfährigkeit zu geben, ermächtigte sie den Grafen Starhemberg zu dem Versprechen, daß beide Seestädte nicht eher als bei der allgemeinen Pacification von den französischen Truppen geräumt werden sollten. Sei auch hiemit nicht auszulangen, so wolle sie sich im äußersten Falle noch darein finden, die Hälfte der ihr von Frankreich verabfolgten Geldsummen zurückzubezahlen. Bis zur Entrichtung dieser Summen möge Frankreich Luxemburg besetzt halten; zu einem noch weiter gehenden Zugeständnisse werde man sich nimmermehr herbeilassen.

Was die verlangte Sperrung der österreichischen Seehäfen gegen englische Schiffe betraf, so wäre dieselbe, bemerkte die Kaiserin, die natürliche Folge eines Krieges mit England. An einem solchen könne sie jedoch in keiner Weise unmittelbar Antheil nehmen, ehe sich nicht England feindselig gegen Oesterreich betragen habe. Erst wenn solches, wie es allerdings täglich mehr den Anschein gewinne, wirklich geschähe und England dem Könige von Preußen die versprochene Hülfe gewähre, könne man auf das Begehren Frankreichs eingehen. Aber auch dann dürfe man nicht zugeben, daß diese Theilnahme Oesterreichs an dem Kriege gegen England als eine Gegenleistung für den Beistand Frankreichs gegen Preußen aufgefaßt werde.

Die Aeußerungen des Wiener Hofes über die ferneren Artikel des französischen Vertragsprojectes bedürfen hier um so weniger einer ausführlicheren Besprechung, als die darin enthaltenen Abmachungen nicht von so großer Wichtigkeit waren, um die österreichische Regierung zu einem entschiedenen Widerspruche und zu der förmlichen Weigerung zu veranlassen, den französischen Begehren zu willfahren. Nur dort trat eine solche Ablehnung ein, wo die beantragten Vertragsbestimmungen eine Erneuerung von Forderungen in sich schlossen, die man schon bei früheren Artikeln zurückgewiesen hatte. Sonst beschränkte sich der noch übrige Theil der Instruction an Starhemberg mehr auf den Auftrag, nach möglichst günstigen Bedingungen zu streben, ohne von der Erlangung des einen oder des anderen Zugeständnisses das Zustandekommen des Vertrages überhaupt abhängig zu machen. Nur

hinsichtlich der wenigen Punkte, bei deren näherer Erörterung es schon früher ausdrücklich bemerkt worden, möge dieß geschehen [174]).

Was Starhemberg persönlich betraf, so wurde sein ganzes Verfahren des warmen Lobes der Kaiserin gewürdigt. „Daß Dein bis„heriges diensteifriges Betragen", so lauten die Schlußworte ihres Rescriptes, „und besonders Deine stattlich gerathenen Remarquen zu „Unserer gnädigsten Zufriedenheit gereichen, bestätigen Wir durch das „unumschränkte Vertrauen, womit wir ein Werk, wovon die Wohlfahrt „Unserer Monarchie abhängt, in Deine Hände getrost übergeben." [175])

Wer die Instructionen, welche Maria Theresia dem Grafen Starhemberg ertheilte, mit vorurtheilslosem Blicke überschaut, wird leicht begreifen, in welch' großem Irrthume diejenigen befangen waren, welche damals meinten, die Kaiserin wäre nicht abgeneigt, statt der Fortführung des Krieges sich zu einem friedlichen Vergleiche mit dem Könige von Preußen bereit finden zu lassen. Wenn er Sachsen zurückgäbe und den König August für die ihm zugefügten Nachtheile einigermaßen entschädige, der Kaiserin aber irgend einen Theil von Schlesien abtrete und sie seiner Stimme für den Erzherzog Joseph bei der Wahl eines römischen Königs versichere, so werde sie wohl nicht ungern zum Frieden die Hand bieten. Denn einerseits sei sie dem Blutvergießen abhold und andererseits fühle sie schwer den Mangel an Geld, ohne welches die Kriegführung keine günstigen Erfolge verspreche. [176])

Nicht das Allergeringste liegt vor, wodurch die hier ausgesprochene Ansicht irgend eine Bestätigung erhielte. Maria Theresia war vielmehr zu jener Zeit so sehr erfüllt von weit aussehenden Planen gegen Preußen, und so viele Gründe besaß sie, um auf die Verwirklichung ihrer kühnen Ideen mit großer Zuversicht zu rechnen, daß sie wohl niemals weiter davon entfernt gewesen sein mag, dieselben plötzlich fallen zu lassen als gerade jetzt. Gegen Preußen verharrte sie nach wie vor in der kampfeifrigsten Stimmung, welche überhaupt nur gedacht werden kann. Aber nach einer anderen Seite hin, England gegenüber hätte sie eine Aussöhnung, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde

sehr gern gesehen, um Preußen noch mehr zu isoliren und durch die ungehemmte Vereinigung der Streitkräfte Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands gegen diesen Staat die Gefahr, in welcher derselbe sich ohnedieß befand, zu einer noch viel drohenderen zu gestalten.

Wenn man in dem Augenblicke, in welchem die französische Regierung durch den von ihr aufgestellten Vertragsentwurf ihre äußerste Gereiztheit gegen England so unzweideutig an den Tag gelegt hatte, dennoch dem Gedanken der Herbeiführung einer Versöhnung zwischen England und Frankreich Raum zu geben wagte, so lag der Anlaß hiezu in einem mit dem Wiener Hofe in gar keiner Verbindung stehenden Vorfalle. Man meinte mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht zu haben, dem französischen Gesandten im Haag, Grafen d'Affry, sei in höchstem Geheimniß durch eine vertraute Mittelsperson im Namen des britischen Gesandten Yorke die Bereitwilligkeit Englands erklärt worden, auf annehmbare Bedingungen hin mit Frankreich Frieden zu schließen. Denn England wolle an den Streitigkeiten auf dem Festlande keinen Antheil mehr nehmen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit seinen Colonien und dem Seewesen zuwenden [177]). Und als d'Affry erwiderte, der König von Preußen werde so friedliche Absichten gar sehr erschweren, habe der Vermittler, ein Sohn des ehemaligen Großpensionärs Slingelandt geantwortet, in England bereue man schon sehr das Bündniß mit Preußen, und es werde kein Hinderniß bilden für den Abschluß des Friedens mit Frankreich [178]).

Daß man in England nach dem Frieden sich sehne, glaubte man am Wiener Hofe nicht bezweifeln zu dürfen. Denn nur ein rascher Abschluß des Friedens könne den Credit und den Handel Englands vor sehr empfindlicher Schädigung bewahren. Auch Frankreich werde, so meinte man in Wien, gegen einen annehmbaren Frieden mit England keine allzu große Abneigung hegen. Starhemberg wurde beauftragt, nicht gegen eine solche Versöhnung zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu arbeiten, sondern nur dahin zu streben, daß dieselbe nicht einseitig und ohne Vorwissen und Mitwirkung Oesterreichs erfolge.

Als diese Instructionen an Starhemberg ergingen, war inzwischen in der Zusammensetzung des französischen Ministeriums eine bemerkenswerthe Veränderung eingetreten. Es sei, so wird behauptet, noch eine Folge des an dem Könige verübten Attentates gewesen, wenn der Kriegsminister d'Argenson und der Siegelbewahrer und Marineminister Machault jetzt plötzlich entlassen wurden. Denn an Beiden habe die Marquise von Pompadour sich rächen wollen, an dem Ersteren für die langjährige Feindschaft, die er gegen sie gehegt, an dem Zweiten aber dafür, daß er mit Verläugnung seiner früheren Beziehungen zu ihr sich herbeigelassen habe, ihr die Aufforderung, sich vom Hofe zu entfernen, zu überbringen [179]).

Nach den Berichten Starhembergs an Kaunitz, und wir sehen keinen Grund, ihnen in diesem Punkte zu mißtrauen, stellt sich jedoch die Sache wenigstens theilweise in anderem Lichte dar. Starhemberg läugnet nicht die Feindschaft zwischen der Pompadour und d'Argenson, und den Einfluß, welchen sie auf dessen Entlassung geübt habe. Aber von einer Parteinahme Machaults gegen die Marquise meldet er nichts; er zählt ihn vielmehr unter den wenigen Getreuen auf, welche auch in der Zeit der höchsten Besorgniß für das Leben des Königs unerschütterlich bei ihr aushielten. Starhemberg findet die Ursache der Entlassung der beiden Minister in der Nothwendigkeit, sie der aufgeregten öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen. Beide waren als leidenschaftliche Gegner des Pariser Parlamentes und als diejenigen bekannt, welche den König zu den letzten harten Maßregeln wider dasselbe vermocht hatten. Außerdem sei es unerläßlich gewesen, größere Einigkeit im Schoße des Ministeriums herzustellen, das sich durch die gegenseitige Befehdung der beiden Minister in stetem Zwiespalt und in unruhigem Schwanken befand. So begierig nun auch die Marquise von Pompadour den Anlaß benützt habe, ihren Feind, den Kriegsminister d'Argenson von den Geschäften zu entfernen, so klar habe sie doch eingesehen, daß sie ihren Freund, den Siegelbewahrer Machault gleichfalls zum Opfer bringen müsse. Denn die Beweggründe, welche die Entlassung des Einen verlangten, walteten auch hinsichtlich des Zweiten ob [180]). Um so leichter entschloß sich die Pompadour, Machault

fallen zu lassen, als sie selbst keinen Grund besaß, mit den Rathschlägen zufrieden zu sein, die er in letzter Zeit ihr ertheilt hatte. Endlich fiel mit ihm ein Hinderniß der Berufung des Abbé de Bernis in den Rath des Königs hinweg. Machault hatte ihr immer widerstrebt, weil er hievon eine Verringerung seines eigenen Einflusses besorgte, während die Marquise von Pompadour nicht bloß aus persönlicher Vorliebe für Bernis, sondern von der Ueberzeugung durchdrungen, seine Einwirkung werde auf die Leitung der inneren wie der äußeren Angelegenheiten von den heilsamsten Folgen sein, diese Berufung durchzusetzen sich bemühte.

Daß d'Argenson und Machault von der Marquise von Pompadour nicht gleichmäßig zu ihren Gegnern gezählt wurden, an denen sie Rache zu nehmen dürstete, geht wohl auch aus dem Unterschiede in der Form hervor, in der diese Entlassung erfolgte. Das Schreiben des Königs an d'Argenson war in den härtesten, das an Machault in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt [181]). Der Erstere wurde auf ein Landgut verbannt, welches er sechzig Meilen von Paris in der Touraine besaß; dem Letzteren, welchen der König seines Schutzes und seiner Freundschaft versicherte, wurde bloß angedeutet, es sei zweckmäßig, wenn er einige Zeit zu Arnouville, unfern von Paris verweile [182]).

Der Marquis von Paulmy, ein Neffe d'Argensons, wurde zum Kriegsminister ernannt. Es war dieß eine Folge des thörichten Gebrauches, der in Frankreich herrschte, die Anwartschaft auf Aemter, dieselben mochten wichtig oder unwichtig sein, schon lange Zeit vor deren Erledigung als Gunstbezeugung an Personen zu vergeben, welche meistens eine nur sehr geringe Befähigung für dieselben besaßen. Wie Paulmy war auch der neue Marineminister Moras ein wenig bedeutender Mann. Nur so viel war durch ihre Berufung gewonnen, daß sie Beide der Partei der Marquise von Pompadour angehörten und daher, Rouillé allein ausgenommen, nur mehr Anhänger des neuen politischen Systems sich in dem obersten Rathe des Königs von Frankreich befanden. Man durfte somit auf größere Einheit und Entschiedenheit in den Schritten und Maßregeln der französischen Regie-

rung hoffen und hatte geringere Besorgnisse zu hegen, daß wie bisher durch d'Argenson, auch künftighin von einem Theile des Ministeriums selbst den Beschlüssen der eigenen Regierung insgeheim entgegengewirkt und daher Alles gehemmt werde und ins Stocken gerathe.

Der Hauptgewinn der Veränderung im Ministerium bestand jedoch darin, daß dadurch die Stellung des Abbé von Bernis eine immer mächtigere und maßgebendere wurde [183]). Auf ihn und den Marschall Belleisle glaubte Starhemberg unbedingt zählen zu dürfen, sie Beide aber drängten unabläßig auf den baldigsten Abschluß des geheimen Tractates [184]).

Eines der größten Hindernisse, welches der wechselseitigen Vereinbarung bisher im Wege stand, wurde eigenthümlicher Weise von den Gegnern selbst hinweggeräumt. Jene Botschaft des Königs von England [185]), in der er von den höchst ungerechten und rachsüchtigen Absichten Frankreichs und seiner Alliirten so wie von der Nothwendigkeit der Erfüllung seiner Bundespflichten gegen Preußen sprach, brachte so wie in Frankreich, so auch am Wiener Hofe den tiefsten Eindruck hervor. Fast wie eine Schwäche mußte es dem Letzteren erscheinen, fürder noch Rücksichten für einen Monarchen zu haben, der dieselben von seiner Seite so sehr außer Acht ließ. Vor Gott und der Welt sehe sie sich, schrieb Maria Theresia an Starhemberg, jetzt in volles Recht versetzt, England Gleiches mit Gleichem zu vergelten und auf die Vorschläge Frankreichs, insofern es nur um die Frage der Berechtigung sich handle, ohne Bedenklichkeit einzugehen.

Ließ man somit in Wien den Widerspruch fallen, den man bisher in so unerschütterlicher Weise gegen das Begehren der französischen Regierung erhoben hatte, Oesterreich möge auch England gegenüber die Rolle einer kriegführenden Macht übernehmen, so blieb eigentlich nur noch ein einziger wichtiger Punkt zur Entscheidung. Er wurde in die Frage zusammengefaßt, ob es räthlich erscheine, gegen die Wiedereroberung von ganz Schlesien und Glatz und die Abtretung der drei italienischen Herzogthümer sich der gesammten Niederlande zu entäußern, auch wenn der König von Preußen nicht weiter als durch den Verlust der beiden zuerst erwähnten Länder geschwächt würde?

In der Besorgniß, daß wenn Oesterreich hierin den Begehren Frankreichs nicht willfahre, die Verhandlungen sich völlig zerschlagen und die an d'Affry gebrachten englischen Friedensvorschläge bei Frankreich günstige Aufnahme finden könnten, entschloß man sich in Wien auch hinsichtlich dieses zweiten Punktes zur Nachgiebigkeit. Sie werde sich, erklärte die Kaiserin dem Grafen Starhemberg, im äußersten Falle auch nur mit Schlesien und Glatz begnügen [186]).

Man kann sich wohl denken, wie mächtig diese Entschlüsse der Kaiserin, durch welche sie hinsichtlich der wichtigsten Punkte von ihren früheren Begehren zurücktrat, die Verhandlungen förderten. Schon am 4. April konnte Starhemberg die Anzeige erstatten, daß nach einer allerdings noch „sehr mühsamen und höchst beschwerlichen Discussion" nunmehr alle Hauptanstände, die den Abschluß der Verhandlung gehemmt hatten, aus dem Wege geräumt seien. Ueber alle einzelnen Bestimmungen habe man sich geeinigt, und sei nur noch mit der Redaction der verschiedenen Artikel beschäftigt. Doch hoffe man auch mit dieser Arbeit baldigst zum Ziele zu gelangen [187]).

Dennoch geschah dieß nicht früher als am 1. Mai 1757, dem Jahrestage der Unterzeichnung des Defensivtractates von Versailles [188]). Zwei Tage später, am 3. Mai, sandte Starhemberg den neuen Vertrag nach Wien. In der Depesche, mit welcher er ihn begleitete, durfte er mit Recht die Behauptung aussprechen, daß das Resultat der Verhandlungen ein günstigeres sei als man sich jemals habe versprechen können. Ganz besondere Ursache zur Zufriedenheit gewähre, daß Frankreich den Unterschied zwischen den wesentlichen und den bloß zweckmäßigen Bedingungen vollständig fallen gelassen, daß es hinsichtlich des Zeitpunktes, von welchem angefangen seine Verpflichtungen in Geltung treten sollten, sehr weitgehende Zugeständnisse gemacht habe, und daß endlich der ganze Vertrag derart eingerichtet sei, daß nunmehr Frankreich selbst wünschen und verlangen müsse, die Kaiserin möge zu allen in dem Tractate für sie ausbedungenen Vortheilen ausnahmslos gelangen. Außerdem seien auch alle übrigen Absichten des Wiener Hofes erreicht, die in dem französischen Gegenproject enthaltenen

bedenklichen Clauseln weggelassen und endlich verschiedene ursprünglich gar nicht begehrte Vortheile zugestanden worden.

Schon bei der Durchlesung der Eingangsworte zu dem Vertrage mußte es klar werden, in welch hohem Maße es Starhemberg gelungen war, die französische Regierung auf die von ihm vertretenen Wünsche eingehen zu machen. Allerdings wurde auch jetzt wieder gegen das Verfahren Englands die Anklage erhoben, daß es, statt sich dem Friedensbruche des Königs von Preußen zu widersetzen und der Kaiserin die Hülfe zu leisten, die es nach seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen ihr schuldete, seine alten Allianzen einem neuen Bündnisse geopfert und dem ungerechten Angreifer seinen Beistand gewährt habe. Aber es wurde doch nicht mehr, wie es in dem französischen Entwurfe geschehen war, die Behauptung ausgesprochen, ohne Vorwissen und Zustimmung Englands hätte der König von Preußen jenen Angriff gar nicht zu unternehmen gewagt, so daß England als eine der Hauptursachen des Krieges angesehen werden müsse, welcher sich jetzt im deutschen Reiche entzünde. Endlich wurde, und darin bestand wohl die Hauptsache, die Schwächung des Königs von Preußen und nicht auch diejenige seiner Verbündeten, somit nicht auch Englands, als der Endzweck hingestellt, zu dessen Erreichung der vorliegende Vertrag abgeschlossen worden sei.

Der erste Artikel bestimmte, daß nachdem die in dem Defensivtractate von Versailles versprochene Absendung eines französischen Hülfscorps von 24.000 Mann unzureichend sein würde, Frankreich ein Corps von 6000 Württembergern und 4000 Baiern zu den Streitkräften der Kaiserin stoßen lassen werde. Außerdem wolle es 105.000 Mann französischer oder in Frankreichs Solde stehender Truppen im gegenwärtigen Kriege verwenden. Die Zahlung von zwölf Millionen Gulden jährlicher Subsidien während der ganzen Dauer des Krieges wurde im zweiten Artikel versprochen. Vom 1. März 1757 sollte die Berechnung beginnen, die Zahlung der ersten zwei Millionen gleich nach Auswechslung der Ratificationen erfolgen, diejenige der noch übrig bleibenden zehn Millionen aber monatlich in möglichst gleichen Raten geschehen. Da sich vorhersehen ließ, daß die Auswechslung der Rati-

In der Besorgniß, daß wenn Oesterreich hierin den Begehren Frankreichs nicht willfahre, die Verhandlungen sich völlig zerschlagen und die an d'Affry gebrachten englischen Friedensvorschläge bei Frankreich günstige Aufnahme finden könnten, entschloß man sich in Wien auch hinsichtlich dieses zweiten Punktes zur Nachgiebigkeit. Sie werde sich, erklärte die Kaiserin dem Grafen Starhemberg, im äußersten Falle auch nur mit Schlesien und Glatz begnügen [186]).

Man kann sich wohl denken, wie mächtig diese Entschlüsse der Kaiserin, durch welche sie hinsichtlich der wichtigsten Punkte von ihren früheren Begehren zurücktrat, die Verhandlungen förderten. Schon am 4. April konnte Starhemberg die Anzeige erstatten, daß nach einer allerdings noch „sehr mühsamen und höchst beschwerlichen Discussion" nunmehr alle Hauptanstände, die den Abschluß der Verhandlung gehemmt hatten, aus dem Wege geräumt seien. Ueber alle einzelnen Bestimmungen habe man sich geeinigt, und sei nur noch mit der Redaction der verschiedenen Artikel beschäftigt. Doch hoffe man auch mit dieser Arbeit baldigst zum Ziele zu gelangen [187]).

Dennoch geschah dieß nicht früher als am 1. Mai 1757, dem Jahrestage der Unterzeichnung des Defensivtractates von Versailles [188]). Zwei Tage später, am 3. Mai, sandte Starhemberg den neuen Vertrag nach Wien. In der Depesche, mit welcher er ihn begleitete, durfte er mit Recht die Behauptung aussprechen, daß das Resultat der Verhandlungen ein günstigeres sei als man sich jemals habe versprechen können. Ganz besondere Ursache zur Zufriedenheit gewähre, daß Frankreich den Unterschied zwischen den wesentlichen und den bloß zweckmäßigen Bedingungen vollständig fallen gelassen, daß es hinsichtlich des Zeitpunktes, von welchem angefangen seine Verpflichtungen in Geltung treten sollten, sehr weitgehende Zugeständnisse gemacht habe, und daß endlich der ganze Vertrag derart eingerichtet sei, daß nunmehr Frankreich selbst wünschen und verlangen müsse, die Kaiserin möge zu allen in dem Tractate für sie ausbedungenen Vortheilen ausnahmslos gelangen. Außerdem seien auch alle übrigen Absichten des Wiener Hofes erreicht, die in dem französischen Gegenproject enthaltenen

bedenklichen Clauseln weggelassen und endlich verschiedene ursprünglich gar nicht begehrte Vortheile zugestanden worden.

Schon bei der Durchlesung der Eingangsworte zu dem Vertrage mußte es klar werden, in welch hohem Maße es Starhemberg gelungen war, die französische Regierung auf die von ihm vertretenen Wünsche eingehen zu machen. Allerdings wurde auch jetzt wieder gegen das Verfahren Englands die Anklage erhoben, daß es, statt sich dem Friedensbruche des Königs von Preußen zu widersetzen und der Kaiserin die Hülfe zu leisten, die es nach seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen ihr schuldete, seine alten Allianzen einem neuen Bündnisse geopfert und dem ungerechten Angreifer seinen Beistand gewährt habe. Aber es wurde doch nicht mehr, wie es in dem französischen Entwurfe geschehen war, die Behauptung ausgesprochen, ohne Vorwissen und Zustimmung Englands hätte der König von Preußen jenen Angriff gar nicht zu unternehmen gewagt, so daß England als eine der Hauptursachen des Krieges angesehen werden müsse, welcher sich jetzt im deutschen Reiche entzünde. Endlich wurde, und darin bestand wohl die Hauptsache, die Schwächung des Königs von Preußen und nicht auch diejenige seiner Verbündeten, somit nicht auch Englands, als der Endzweck hingestellt, zu dessen Erreichung der vorliegende Vertrag abgeschlossen worden sei.

Der erste Artikel bestimmte, daß nachdem die in dem Defensivtractate von Versailles versprochene Absendung eines französischen Hülfscorps von 24.000 Mann unzureichend sein würde, Frankreich ein Corps von 6000 Württembergern und 4000 Baiern zu den Streitkräften der Kaiserin stoßen lassen werde. Außerdem wolle es 105.000 Mann französischer oder in Frankreichs Solde stehender Truppen im gegenwärtigen Kriege verwenden. Die Zahlung von zwölf Millionen Gulden jährlicher Subsidien während der ganzen Dauer des Krieges wurde im zweiten Artikel versprochen. Vom 1. März 1757 sollte die Berechnung beginnen, die Zahlung der ersten zwei Millionen gleich nach Auswechslung der Ratificationen erfolgen, diejenige der noch übrig bleibenden zehn Millionen aber monatlich in möglichst gleichen Raten geschehen. Da sich vorhersehen ließ, daß die Auswechslung der Rati-

fications des Vertrages vor Ende Mai unmöglich ſtattfinden könne, hatte Starhemberg, wie er frohlockend meldete, drei Millionen über das urſprüngliche Anerbieten Frankreichs gewonnen. Von einer bloß auf vier Jahre geltenden Verpflichtung Frankreichs zur Zahlung der Subſidien, oder davon, ſie von der ruſſiſchen Hülfeleiſtung abhängig zu machen, war in dem Vertrage nicht mehr die Rede [189]).

Der dritte Artikel verſicherte die Kaiſerin der ununterbrochenen Fortſetzung der Hülfeleiſtung Frankreichs an Geld und an Truppen, bis ſie durch einen mit Preußen geſchloſſenen und von Frankreich gewährleiſteten Vertrag in den ruhigen und unbeſtrittenen Beſitz des ganzen Herzogthums Schleſien und der Grafſchaft Glatz gelangt ſei. Außerdem ſollte ſie das Fürſtenthum Croſſen und eine ihr angemeſſen ſcheinende Gebietsvergrößerung im Zuſammenhange mit ihren Erbſtaaten erhalten. Die gegenwärtigen Beſitzer dieſer Gebietstheile werde man auf Koſten des Königs von Preußen entſchädigen und die Waffen nicht nieder legen, ehe er nicht gezwungen ſei, außer auf Schleſien, Croſſen und Glatz auch noch auf das Herzogthum Magdeburg, das Fürſtenthum Halberſtadt, das Gebiet von Halle, das ehemals ſchwediſche Vorpommern, endlich auf das was er von der Erbſchaft der früheren Herzoge von Cleve beſitze, und auf das Quartier von Obergeldern unwiderruflich zu verzichten. Sollte hierin eine Aenderung nöthig werden, ſo wolle man ſich über die hiezu erforderlichen Maßregeln, jedoch nur in der Art verſtändigen, daß der König von Preußen *mindeſtens* durch den Verluſt der erwähnten Provinzen oder eines angemeſſenen Aequivalentes für dieſelben geſchwächt werde.

Ueber die Zuweiſung von Gebietsvergrößerungen an Schweden, Kurpfalz, Sachſen und die übrigen Verbündeten, welche ſich etwa noch gewinnen ließen, hinausgehend, ſei hier nur erwähnt, daß Oeſterreich und Frankreich ſich bereit erklärten, die an Schweden und an Sachſen zu zahlenden Subſidien, inſofern ſolche nicht in ſchon beſtehenden Verträgen begründet wären, zu gleichen Theilen zu tragen. Die Kaiſerin verpflichtete ſich, achtzigtauſend Mann zum Kriege gegen Preußen zu verwenden. Nachdem ſie in den friedlichen und ungeſtörten Beſitz von ganz Schleſien und Glatz ſo wie der ihr noch außerdem zuerkannten

Gebietserwerbungen gelangt und jede Bestimmung des vorliegenden Vertrages, insbesondere der Artikel über die fernere Schwächung des Königs von Preußen in Erfüllung gegangen und durch einen mit ihm abgeschlossenen Vertrag gewährleistet worden sei, werde die Kaiserin die Souveränetät über Chimay und Beaumont, die Städte und Häfen Ostende und Nieuport, die Städte Ypern, Furnes und Mons, endlich das Fort de Knoque sammt einer Meile Gebietes im Umkreise dieser Städte und Forts an Frankreich abtreten.

Dieser und der siebzehnte Artikel, durch welchen sich Oesterreich anheischig machte, nach Erfüllung der gleichen Vorbedingungen die übrigen Theile der Niederlande dem Infanten Don Philipp als deren zukünftigem Beherrscher gegen Ueberlassung seiner italienischen Herzogthümer an Oesterreich abzutreten, hatten zu denjenigen gehört, deren Zustandebringung dem Grafen Starhemberg die meiste Mühe verursachte. Denn in Frankreich kannte man den König von Preußen genug, um mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen, er werde es eher auf das Aeußerste ankommen lassen als sich zu einem für ihn demüthigenden Frieden zu verstehen [190]). Daß nun Frankreich erst dann in den Besitz des ihm bestimmten niederländischen Gebietes gelangen solle, um das es ihm so sehr zu thun war, wenn der König von Preußen sich selbst zur Abtretung so ansehnlicher Theile seines bisherigen Länderbesitzes verstanden haben würde, darauf wollte man am Hofe von Versailles sehr lang nicht eingehen. Aber auch Starhemberg blieb standhaft, und so wie in den übrigen Punkten, so gelang es ihm endlich auch in diesem seinen Willen zur Geltung zu bringen.

In welch hohem Maße dieß überhaupt geschah, wird ein rascher Blick auf die wichtigeren der noch übrigen Artikel beweisen. Laut des zwölften derselben sollte die Kaiserin unmittelbar nach der ersten Subsidienzahlung die Städte Ostende und Nieuport den französischen Truppen einräumen. Sei man zum Friedensschlusse genöthigt, ohne den Endzweck des Vertrages erreicht zu haben, so werde Frankreich seine Streitkräfte ohne weiteres aus Ostende und Nieuport zurückziehen und Maria Theresia in den vollen Besitz dieser Plätze wieder eintreten. Von der Bewilligung einer zehnjährigen Frist zu dieser Zurückstellung war nicht

mehr die Rede. Und die Aufnahme des vierzehnten Artikels, durch welchen der König von Frankreich sich bereit erklärte dazu mitzuwirken, daß die Wahl eines Römischen Königs vorgenommen und auf den ältesten Sohn der Kaiserin, den Erzherzog Joseph gelenkt werde, wollte König Ludwig als ein Zeichen seiner besonderen Freundschaft für Maria Theresia angesehen wissen. Auch der schwierige Punkt wegen Uebernahme der niederländischen Schulden durch den Infanten wurde ganz zu Gunsten Oesterreichs geregelt. Das Gleiche geschah in Bezug auf den Rückfall der Niederlande an Oesterreich nach dem Absterben des Infanten und seiner legitimen Nachkommenschaft; nur Tournay mit seinem Gebiete hatte dann bleibend an Frankreich übergehen [191]). Und endlich war es sogar gelungen, die Frist, binnen welcher Frankreich und der Infant in den Besitz der Niederlande gelangen sollten, nicht auf sechs Wochen oder zwei Monate, wie die französische Regierung verlangt hatte, sondern auf fünf Monate nach dem Zeitpunkte festzusetzen, in welchem Maria Theresia in den unbestrittenen Wiederbesitz von ganz Schlesien und Glatz getreten sei.

Durch den dreiundzwanzigsten Artikel wurde noch die Abtretung von Luxemburg, dessen Festungswerke auf französische Kosten rasirt werden sollten, an den Infanten Don Philipp der Kaiserin auferlegt. Und es war Starhemberg trotz eifrigster Bemühung nicht gelungen, die Franzosen von dem Begehren einer Beseitigung dieser Fortificationen für den Fall abstehen zu machen, wenn der Herzog von Parma dem Vertrage nicht beitreten und den Besitz seiner italienischen Länder vorziehen sollte [192]). Dann würden die an ihn abzutretenden Theile der Niederlande, mit Ausnahme der Stadt Tournay und ihres Gebietes, unter dem Scepter des Hauses Oesterreich verbleiben.

Die Redaction des fünfundzwanzigsten Artikels wird von Starhemberg als eine der schwierigsten Aufgaben bezeichnet, deren Erfüllung ihm oblag. Es wurde darin festgesetzt, daß wenn der Herzog von Parma auf die ihn betreffenden Artikel des vorliegenden Vertrages eingehe, sein Nachfolgerecht auf das Königreich beider Sicilien zu Gunsten der Nachkommenschaft des gegenwärtigen Königs erlösche, der Letztere aber den Stato degli Presidii an den Kaiser als Großherzog von Toscana

abtrete und allen Ansprüchen auf die Allodialgüter der Häuser Medici und Farneſe zu Gunſten des Kaiſers und der Kaiſerin entſage.

In dem ſechsundzwanzigſten Artikel verſprach der König von Frankreich ganz ſo wie Maria Thereſia es gewünſcht hatte, ſeine Mitwirkung, daß dem Erzherzoge Leopold als dem zukünftigen Gemal der einzigen Tochter des Erbprinzen von Modena die Nachfolge in dieſem Herzogthume zu Theil werde. Der ſiebenundzwanzigſte Artikel beſtimmte, daß wenn die durch den gegenwärtigen Vertrag getroffenen Verabredungen ſich nicht vollſtändig verwirklichen laſſen ſollten und die Kaiſerin ſich mit geringerem Gewinne begnügen würde, ſie ſich mit Frankreich über die Vortheile, welche demſelben und dem Herzog von Parma zu Theil werden ſollten, freundſchaftlich verſtändigen werde. Und nach dem neunundzwanzigſten Artikel, deſſen Wortlaut von Starhemberg als ein beſonders günſtiger hervorgehoben wurde, trat ihre Verpflichtung, bei dem allgemeinen Frieden dahin zu wirken, daß Frankreich Minorca erhalte und die auf Dünkirchen bezügliche Beſtimmung des Utrechter Friedens hinwegfalle, erſt dann ein, wenn ſie ſelbſt in den Beſitz aller durch den gegenwärtigen Vertrag für ſie in Ausſicht geſtellten Vortheile gelangt ſei. Von einer Erwerbung der Inſeln Jerſey, Guernſey und Origny durch Frankreich, Gibraltars durch Spanien, endlich von einer Abtrennung Bremens und Verdens von Hannover und deren Zurückſtellung an ihre früheren Beſitzer war in dem Tractate ebenſo wie von der Ausſchließung der engliſchen Schiffe aus Trieſt und Fiume nicht mehr die Rede.

Von den Separatartikeln ſollen hier nur zwei, und zwar zuerſt derjenige hervorgehoben werden, durch welchen die Kaiſerin ihrem früheren Bündniſſe mit England, Frankreich aber demjenigen mit Preußen förmlich entſagten. Nach Starhembergs Verſicherung war dieſer Artikel der einzige, der aus der Feder des Abbé von Bernis hervorging; die Redaction aller übrigen hatte er Stahremberg überlaſſen. Der vorletzte Artikel aber ſetzte mit einem Betrage von vierzig Millionen Gulden die höchſte Ziffer feſt, bis zu welcher der König von Frankreich und der Herzog von Parma zur Uebernahme der niederländiſchen Schulden verpflichtet ſein ſollten.

Diese Verabredungen bildeten jenes bedeutungsvolle Werk, welches nach endlosen Mühen zuletzt doch noch zu Stande kam. Dazu bestimmt, eine vollständige Umwälzung in dem europäischen Staatensysteme hervorzubringen, sollte es durch die Wiedereroberung Schlesiens dem Hause Oesterreich nicht nur einen Theil seiner früheren Macht sondern auch jene Stellung in Deutschland zurückgeben, die es in Anspruch nehmen mußte, wenn die Kaiserwürde nicht völlig zu einem leeren Schatten erbleichen und das Reich nicht entweder in zwei Hauptbestandtheile zerspalten oder zu völliger Auflösung gebracht werden sollte. Aber nicht Oesterreich allein, auch Frankreich wurden sehr erhebliche Vortheile geboten, und ganz Europa sollte der unermeßliche Gewinn zu Theil werden, der aus einer Umwandlung der Jahrhunderte alten Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich in ein inniges Freundschaftsbündniß nothwendiger Weise von selbst hervorgehen mußte. Wenn also auch der Geschicklichkeit des Leiters der österreichischen Politik, des Grafen Kaunitz, und des Unterhändlers Starhemberg das höchste Lob nicht vorenthalten werden darf, so verdient sie dasselbe doch hauptsächlich darum, weil sie zur Erreichung des großen Zieles Hindernisse der schwierigsten Art zu überwinden verstand. In tief eingewurzelten, fast unausrottbaren Vorurtheilen bestanden sie zumeist, und keineswegs in der richtigen Erkenntniß der wahren Interessen des französischen Staates. Nicht ein Sieg der österreichischen über die französische Politik, wie wohl gesagt worden ist, kann der Vertrag von Versailles daher genannt werden, sondern eine glückliche und den damaligen Umständen völlig entsprechende Vereinigung beider zur Erreichung von Zielen, welche in dem Interesse des einen wie des anderen Staates gleichmäßig lagen.

Nichts ist begreiflicher, als daß in diese objective Anschauung von der Sache diejenigen sich nicht zu finden vermochten, gegen welche die Spitze des neuen Vertrages von Versailles sich eigentlich richtete. Daß nun einmal das Schwert auch gegen Preußen gezückt werden sollte, welches es seiner Zeit ungestraft wider Oesterreich erhob, daß nun auch Preußen mit ähnlichen Verlusten bedroht wurde als es im Jahre 1741 Oesterreich theilweise zufügte und in noch viel höherem Maße

zufügen wollte, daß Maria Thereſia zur Erreichung dieſes Zweckes gerade ſo die franzöſiſche Hülfe in Anſpruch nahm, wie König Friedrich durch ſeinen Vertrag vom 5. Juni 1741 es gethan hatte, das wurde und wird von denjenigen ſchärfſtens verdammt, welchen die frühere gleiche Handlungsweiſe Friedrichs kein Wort des Tadels entlockt. Die gleiche Handlungsweiſe Friedrichs, wurde ſo eben geſagt, und doch muß ſogar dieſe Bezeichnung als eine ungerechte erkannt werden. Denn nicht ein gleiches, ſondern ein völlig verſchiedenes und ein weit berechtigteres Verfahren iſt es zu nennen, wenn Maria Thereſia jetzt darauf ausging, ein von ihren Voreltern Jahrhunderte hindurch rechtmäßig beſeſſenes und ihr ſelbſt nur mit der Gewalt der Waffen abgerungenes Land wieder zu erobern, als wenn Friedrich einen plötzlichen Angriff auf einen Nachbarſtaat ausführte, den er in ſeiner Geſammtheit zu ſchützen und zu erhalten tractatmäßig verpflichtet war. Und ebenſo kann es kein gleiches, ſondern es muß ein völlig verſchiedenes und ein weit gerechtfertigteres Verfahren genannt werden, wenn Maria Thereſia eine die Wiedereroberung von Schleſien und Glatz noch beträchtlich überbietende Schwächung des Königs von Preußen herbeizuführen und einen Mann, der ihr ſchon ſo viel Böſes zugefügt hatte und von dem ſie wohl noch auf Aergeres gefaßt ſein mußte, außer Stand zu ſetzen ſuchte, ihr noch mehr zu ſchaden, als wenn Friedrich, bloß von Ehrgeiz und Beuteluſt getrieben, eine Fürſtin angriff, der damals nichts ferner lag als irgendwelche feindſelige Geſinnung gegen ihn zu hegen.

Wenn endlich der Kaiſerin zum Vorwurfe gemacht werden will, daß ſie die Niederlande aufzugeben dachte, um Schleſien wieder zu erlangen, ſo kann ein ſolcher Tadel auf ernſte Widerlegung kaum Anſpruch erheben. Denn die weite Entfernung der Niederlande von der öſterreichiſchen Monarchie und die Schwierigkeit jeder Verbindung mit denſelben ließ ſie trotz der reichen Einkünfte, die man von dort zog, faſt eher als eine Laſt denn als einen Zuwachs für Oeſterreich erſcheinen. In Folge der Nähe Frankreichs war durch jeden neuen Krieg der Fortbeſitz der Niederlande immer wieder und aufs Aergſte gefährdet. Jederzeit wurden ſie faſt widerſtandslos von den

französischen Streitkräften überschwemmt und auch jetzt hätte sie Maria Theresia ohne das Bündniß mit Frankreich gegen diesen Staat unmöglich zu vertheidigen vermocht.

Dem gegenüber wurde der Kaiserin durch die Hoffnung auf die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz die begründete Aussicht eröffnet, statt eines weit entlegenen und schwer zu erhaltenden Landes eine ebenfalls große und reiche Provinz wieder zu erlangen, welche im Zusammenhange stand mit ihren übrigen Erbstaaten, und daher auch in Zukunft weit leichter als die Niederlande zu vertheidigen war. Schon die Lage Schlesiens ließ diese Provinz für die Stärke und die Macht Oesterreichs unendlich bedeutsamer als die Niederlande erscheinen. Hiezu kam noch, worauf Maria Theresia das Hauptgewicht legte, die Wirkung, welche der Wiedergewinn Schlesiens auf die Stellung Oesterreichs in Deutschland so wie auf den Charakter der österreichischen Monarchie als eines vorzugsweise deutschen Staates ausüben mußte. Und endlich waren es nicht nur politische Motive von der größten Bedeutung, sondern auch persönliche Beweggründe, welche diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund drängten. So wie König Friedrich französische Bildung und französisches Wesen über Alles erhob, so war Maria Theresia mit deutschem Sinn, mit deutschem Denken und Fühlen innigst verwachsen. Auch darum trachtete sie darnach, ihrem Hause die Machtstellung in Deutschland, ihrem Staate aber den deutschen Charakter nicht nur zu erhalten, sondern fortwährend zu mehren und zu stärken. Und darum kann ihr gerade vom deutschen Standpunkte aus dasjenige, was sie durch den Tractat von Versailles gethan, gewiß nicht zu gerechtem Vorwurfe gemacht werden.

In Wien war man selbstverständlich ungemein erfreut über den erzielten Erfolg. „Euer Hochgeboren haben", schrieb Kaunitz gleich nach der ersten und bloß flüchtigen Durchsicht des Vertrages, „ein „Meisterstück von einer geschickten Negociation abgelegt und in ver„schiedenen Stücken mehr ausgewirkt als zu hoffen gestanden" [193]). Und als sie am 14. Juni die Ratification des neuen Tractates nach Frankreich abgehen ließ, spendete Maria Theresia selbst dem Grafen

Starhemberg die wärmſten Lobeserhebungen [194]). Auch von Kaunitz wurden ſie bei dieſem Anlaſſe wieder erneuert [195]). Gleichzeitig beauftragte er Starhemberg, dem Marſchall Belleisle und dem Abbé von Bernis den Dank Ihrer kaiſerlichen Majeſtäten für ihre Mitwirkung zur Zuſtandebringung des Tractates zu erkennen zu geben [196]). Als ſichtbares Zeichen desſelben wurde dem Letzteren, der bald darauf an Rouillé's Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, eine goldene Doſe, mit Edelſteinen beſetzt und mit dem Bildniſſe der Kaiſerin geſchmückt, und außerdem noch ein koſtbarer Ring zu Theil. Auch Rouillé wurde mit einer werthvollen Doſe mit dem Porträte der Kaiſerin bedacht. Und Starhemberg erhielt den Auftrag, die Anzeige zu erſtatten, mit welchem Geſchenke man der Marquiſe von Pompadour Freude bereiten könne, ob es in Geld, in einer Doſe mit Maria Thereſia's Bildniß, in Schmuck oder in ſonſt werthvollen Gegenſtänden beſtehen ſolle [197]).

Starhemberg entſchied ſich natürlicher Weiſe für das Bildniß der Kaiſerin, doch ſollte es nach ſeiner Meinung nicht auf einer Doſe, ſondern auf irgend einem anderen koſtbar auszuſtattenden Geräthe angebracht werden. Als ſolches ſchlug er eine Schreibtaſche vor, wie elegante Damen ſich deren damals mit Vorliebe bedienten. Den Preis der Gabe glaubte er auf wenigſtens viertauſend Ducaten veranſchlagen zu ſollen.

In Wien billigte man Starhembergs Antrag, fand jedoch die Summe, welche nach deſſen Vorſchlag zu dem Geſchenke für Frau von Pompadour verwendet werden ſollte, allzu geringfügig. Starhemberg wurde ermächtigt, für die Faſſung des Bildniſſes der Kaiſerin, das der Pompadour beſtimmt wurde, bis zu ſechstauſend Ducaten, ja wenn nöthig, auch noch mehr zu verausgaben [198]). Und um den Werth des Geſchenkes noch zu erhöhen, wählte Maria Thereſia ſelbſt aus den koſtbaren Seltenheiten, die ſie beſaß, eine Anzahl lakirter Käſtchen aus. Auf einem derſelben ſollte ihr Bildniß angebracht und es der Pompadour angeboten werden. Die übrigen Stücke hatte Starhemberg entweder dieſem Hauptgeſchenke beizufügen, oder ſie, wenn ihm dieß nicht paſſend erſchiene, wieder zurückzuſenden [199]).

Es läßt sich nicht läugnen, daß man in Wien sich eifrig bemühte, die Marquise von Pompadour durch das glänzende Geschenk, das man ihr anzubieten dachte, und durch die ihr hiedurch zu Theil werdende Auszeichnung nicht nur für das Geschehene zu belohnen, sondern sie auch für die Zukunft bei guter Stimmung zu erhalten. Wer jedoch den Werth der Gabe, die ihr zuletzt wirklich zu Theil wurde, mit dem Anerbieten König Friedrichs vergleicht, der Marquise von Pompadour, wenn sie seine Versöhnung mit Frankreich zu Stande brächte, das Fürstenthum Neuenburg abzutreten, der wird ihre Parteinahme für den Wiener Hof wenigstens nicht einer Bestechung von Seite des Letzteren zuschreiben.

Wo es beabsichtigt wurde, die Ansammlung der Macht zu schildern, welche in dem Kriege wider Preußen zur Verwendung kommen sollte, mußten in erster Linie die Verhandlungen und Verabredungen der großen Staaten Oesterreich, Rußland und Frankreich zur Darstellung gebracht werden. Zur Vervollständigung des Bildes ist es jedoch ganz unerläßlich, wenigstens einen raschen Blick auf die übrigen Staaten zu werfen, die man zur gemeinschaftlichen Kriegführung gegen Preußen gleichfalls heranzuziehen suchte. Hiebei ist natürlich das deutsche Reich in erster Linie zu nennen. Freilich waren die Formen, welche in dieser Beziehung beobachtet werden mußten, althergebracht und schwerfällig, die Wirkungen dagegen, sowohl was die Anzahl als die Beschaffenheit der aufzustellenden Kriegsmacht betraf, keineswegs vielversprechend. Aber es war dem Wiener Hofe weit mehr um den moralischen Eindruck eines möglichst einmüthigen Zusammenstehens der Mitglieder des deutschen Reiches wider Preußen, als um die von ihnen zu erwartende materielle Hülfe zu thun.

Vor Allem trachtete er, es zu verhindern, daß der mit Preußen auszufechtende Kampf nicht den Charakter eines Religionskrieges annehme. Je eifriger König Friedrich, in argem Widerspruche mit seiner sonstigen Gleichgültigkeit in confessionellen Dingen, die Sache Preußens mit derjenigen des Protestantismus für identisch erklärte, je mehr er von der Bedrohung des Letzteren durch Oesterreich und Frankreich sprach, desto überzeugender glaubte der Wiener Hof die völlige Grund-

losigkeit dieser Behauptung darthun zu müssen. Einen einleuchtenderen Beweis hiefür konnte es jedoch nicht geben, als wenn neben den katholischen auch möglichst viele protestantische Reichsstände der Sache Oesterreichs sich zuwandten. Die hierauf gerichteten Bemühungen des Wiener Hofes blieben denn auch keineswegs ohne Erfolg. Wohl war es mehr die Beobachtung einer vorgeschriebenen Form als eine Handlung, von der man sich irgend einen Nutzen versprach, wenn schon im September 1756 Kaiser Franz über Bericht des Reichshofrathes ein Abmahnungsschreiben an den König von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg erließ, in welchem er ihm befahl, von dem Friedensbruche abzustehen und den hiedurch verursachten Schaden zu ersetzen. Auch von dem kaiserlichen Rescripte, durch welches die preußischen Officiere und Soldaten ihres Fahneneides entbunden wurden, war keine große Wirkung zu erwarten. Natürlich blieb Preußen die Antwort nicht schuldig; ein erbitterter Federkrieg entspann sich und jeder Theil behauptete, daß seine Erklärungen den meisten Eindruck hervorbrächten.

Am 10. Jänner 1757 schritt endlich der Regensburger Reichstag zur Beschlußfassung über die kaiserlichen Propositionen, welche sich auf die Reichsbewaffnung gegen Preußen bezogen. Allerdings protestirte Preußen, während Hannover seine Stimme für einen Antrag abgab, demzufolge von Reichswegen der Versuch gemacht werden sollte, eine Pacification zu vermitteln. Aber von namhaften protestantischen Reichsständen stimmten doch nur Braunschweig, Württemberg, Hessen-Cassel, die nassauischen Fürsten, Mecklenburg-Strelitz und einige Andere für diesen Vorschlag. Den kaiserlichen Propositionen fielen außer sämmtlichen katholischen auch die protestantischen Reichsstände Pfalz-Zweibrücken, Mecklenburg-Schwerin, Hessen-Darmstadt, ja sogar der Anspachische Zweig des Hauses Brandenburg bei. In allen drei Collegien des Reichstages erhielten sie die Majorität. Am 17. Jänner 1757 wurde der Beschluß des Reichstages gefaßt, demzufolge der Kaiser als oberster Richter im Reiche einzuschreiten hatte, um nicht nur dem Könige von Polen zum Besitze seiner Erblande und zum Ersatze des erlittenen Schadens, sondern auch sich selbst und der Kaiserin als Königin und

Kurfürstin von Böhmen zu hinreichender Genugthuung zu verhelfen. Die gesammten Stände und Kreise des Reiches sollten die vorgeschriebene bewaffnete Macht unverzüglich aufstellen. Durch die am 29. Jänner erfolgende kaiserliche Ratification dieses Beschlusses wurde der Reichskrieg gegen Preußen erklärt.

Aber in Wien kannte man die Langsamkeit und Unzuverlässigkeit der Reichsstände aus oftmaliger bitterer Erfahrung. Den unzureichenden Wirkungen des Beschlusses des Reichstages suchte man daher durch Soldverträge mit einzelnen Reichsständen nachzuhelfen. Zuerst kam ein solcher zwischen der Kaiserin und dem Bischofe von Würzburg zu Stande, welcher sechstausend Mann stellen zu wollen erklärte. Frankreich aber nahm von den Kurfürsten von Köln und der Pfalz die Truppen in Anspruch, welche sie nach den bestehenden Subsidienverträgen aufzustellen hatten; Ersterer achtzehnhundert, Letzterer sechstausend Mann. Und Ende März schloß Frankreich mit Baiern und Württemberg Subsidienverträge über vier- und sechstausend Mann ab.

Womöglich noch größeres Gewicht wurde von dem Wiener Hofe darauf gelegt, Schweden für das Bündniß gegen Preußen zu gewinnen. So wie es bei Frankreich geschehen war, so nahm auch Schweden gegenüber der Kaiser die Garantie des westphälischen Friedens in Anspruch, indem man hoffte, es dadurch am leichtesten zur Theilnahme an dem Kriege wider Preußen zu bewegen. Auch in St. Petersburg und in Versailles kamen die kaiserlichen Gesandten im Auftrage ihrer Regierung immer wieder hierauf zurück. Wenn beide Höfe ihre Bemühungen bei Schweden vereinigten, so könnte von dieser Seite, schrieb einmal Kaunitz an Esterházy, dem Könige von Preußen der empfindlichste Schlag beigebracht werden [200]). Denn Schweden wäre nicht nur im Stande, heißt es in einem Rescripte der Kaiserin an Starhemberg, mit einer eigenen ansehnlichen Kriegsmacht von dreißig- bis vierzigtausend Mann im Felde zu erscheinen, sondern seine Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen würde die Behauptung, daß derselbe gegen den Protestantismus gerichtet sei, völlig entkräften [201]).

Die Hoffnung des Grafen Kaunitz ging wenigstens insofern in Erfüllung, als es nicht allzuviel Anstrengung kostete, um Schweden für die Vorschläge, die man ihm machte, günstig zu stimmen. Denn wie fast überall, so war man auch dort dem Könige von Preußen nur wenig geneigt. Zwar schufen die Bemühungen seiner Schwester, der Königin von Schweden, ihm eine nicht unansehnliche Partei, aber die Majorität der Reichsvertretung konnten sie ihm doch nicht gewinnen. Denn man hatte die Königin im Verdacht, Schweden von Preußen abhängig machen zu wollen, ja man behauptete sogar, auf die Spur einer geheimen Correspondenz gekommen zu sein, welche das Ziel verfolgte, das schwedische Pommern in die Hände Preußens zu spielen [202]). Man betrachtete es daher keineswegs als einen Verrath an den eigenen Landesinteressen, wie es wohl genannt worden ist, sondern man erkannte die mächtige Förderung, welche denselben zu Theil würde, wenn die Aussicht auf Wiedergewinnung lang schon verlorenen, aber immer noch schmerzlich entbehrten Gebietes sich verwirklichen ließe. Am 21. März 1757 wurde in Stockholm eine Convention unterzeichnet [203]), durch welche Schweden seine Bereitwilligkeit erklärte, mit Frankreich zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens und der dadurch verbürgten Freiheit der drei Religionsbekenntnisse im deutschen Reiche mitzuwirken. Wenn Schweden von Preußen nicht angegriffen werde, garantire ihm Frankreich den Besitz des Theiles von Pommern, den es nach dem Stockholmer Vertrage vom Jahre 1720 inne habe. Da jedoch dieser Tractat in verschiedenen Punkten von Preußen zum Nachtheile Schwedens bisher nicht erfüllt worden sei, verspreche Frankreich, erst nach geschehener vollständiger Genugthuung für Schweden sich mit Preußen in eine Vereinbarung einlassen zu wollen. Werde jedoch Schweden von Preußen angegriffen, so solle es Pommern in der Ausdehnung zurückerhalten, wie es dasselbe einst nach dem Vertrage von Saint-Germain en Laye vom Jahre 1679 besaß.

Das sind die Hauptpunkte der Convention, welche auch der kaiserliche Gesandte in Schweden, Graf Goeß, im Auftrage seines Hofes unterschrieb. Ueber das bewaffnete Eintreten Schwedens in den Krieg gegen Preußen war freilich noch nichts Näheres bestimmt, und die

Verhandlung darüber dauerte noch fort. Aber daß ein ſolches wirklich ſtattfinden werde, daran glaubte man doch keinen Augenblick mehr zweifeln zu dürfen.

Auch in anderen Staaten, wie in Dänemark und in Holland, ja ſogar in Spanien und in Neapel waren die Bevollmächtigten der Kaiſerin thätig, um ſie wo möglich in das Bündniß wider Preußen zu ziehen, oder doch abzuhalten von jeder Unterſtützung des Gegners. „Mit Gottes Hülfe werden wir", ſchrieb ſchon bald nach Friedrichs Einmarſch in Sachſen Graf Kaunitz an Eſterházy, „dem hochmüthigen „König in Preußen ſo viele Feinde auf den Hals ziehen, daß er dar„unter erliegen muß, und es ihme wie vormahlen dem in der Hiſtorie „berühmten Henrico Leoni ergehe" [204]).

Ein Löwe war es in der That, mit dem man jetzt es zu thun hatte, ein Löwe an Muth und an Stärke, aber auch an Liſt und Verſchlagenheit.

Siebentes Capitel.

Die Prager Schlacht.

Den größten Theil des Winters verweilte der König von Preußen in Dresden, mit raſtloſer Thätigkeit ſich vorbereitend zur Fortführung des Krieges. Obwohl mit den hiezu nöthigen Geldmitteln bereits verſehen, ſuchte er doch, um die eigenen Finanzen und die eigenen Länder möglichſt zu ſchonen, aus dem unglücklichen Sachſen, das er gleich Anfangs ſeiner Staatscaſſen beraubt hatte, neben den gewöhnlichen Steuern durch außerordentliche Contributionen und umfaſſende Lieferungen ſo viel zu erpreſſen, als das Land nur immer aufzubringen vermochte. Niemals wähleriſch in ſeinen Mitteln, wo es um den eigenen Vortheil ſich handelte, ſchuf er durch Fälſchung der Goldmünzen und ihre Ausprägung mit geringerem Feingehalte ſich eine Geldquelle, zu deren Eröffnung wohl nur die äußerſte Noth einen ausreichenden Rechtfertigungsgrund dargeboten hätte.

Sein vorzüglichſtes Augenmerk richtete der König jedoch natürlicher Weiſe auf ſeine Streitkräfte ſelbſt, und ſein erfinderiſcher Geiſt war unerſchöpflich in Maßregeln, ſein Heer zu verſtärken, deſſen Ausrüſtung zu ergänzen und zu verbeſſern, die Truppen ſo raſch als nur immer möglich in den Waffendienſt einzuüben. Bald ſtieg die Zahl derſelben auf mehr als zweimalhunderttauſend Mann [205]), worunter ein Viertheil Garniſonen in den vielen und wohlverwahrten Feſtungen.

An der Spitze einer für jene Zeit ſo außerordentlich zahlreichen Streitmacht, welche noch überdieß an Kriegstüchtigkeit damals den

ersten Rang einnahm, konnte Friedrich den Ereignissen des kommenden Feldzuges immerhin mit einiger Beruhigung entgegenschauen. Aeußerungen sind von ihm verzeichnet, welche Zeugniß geben von dem Selbstvertrauen, das ihn durchdrang, und es läßt sich recht wohl begreifen, daß er die zuversichtliche Erwartung aussprach, er werde mit den Oesterreichern schon noch fertig werden. Aber daß er es nicht mit diesen allein, sondern auch noch mit den Franzosen und den Russen zu thun haben werde, mochte doch manchmal gar ernste Bedenken in seiner Seele erregen. Und je weniger es ihm gelang, mit seinem einzigen namhaften Verbündeten, dem Könige von England, ein zufriedenstellendes Einvernehmen zu einmüthigem Zusammenwirken in dem bevorstehenden Kriege zu erzielen, desto größer mag das Gewicht jener Bedenken geworden und mit desto mehr Lebhaftigkeit der Wunsch in ihm erwacht sein, vielleicht der Fortführung des Krieges überhaupt noch vorbeugen zu können. Nur in solchen Betrachtungen konnten die Friedensvorschläge wurzeln, mit welchen, wenn der dießmal etwas verdächtigen Quelle, aus der wir schöpfen müssen, zu trauen ist, Friedrich in der zweiten Hälfte des Monates März, allerdings noch in sehr geheimnißvoller und verschleierter Weise hervortrat.

Durch den preußischen General Kyau wurden dem sächsischen General-Bergcommissär von Gartenberg im Namen des Königs Friedrich Vergleichsvorschläge mitgetheilt, welche Gartenberg wieder an den sächsischen Conferenzminister Grafen Wackerbart brachte. Ihnen zufolge verlangte der König von Preußen, in dem bisherigen Besitze Schlesiens zu bleiben. Dagegen erbot er sich, dem Könige von Polen seine sächsischen Länder, seine Truppen, sein Geschütz, überhaupt alles Kriegsgeräth zurückzustellen, das er ihm weggenommen habe. Außerdem wolle er, um ihn vollständig schadlos zu halten, ihm zu dem Besitze der Stadt Erfurt und ihres Gebietes verhelfen, den Kurfürsten von Mainz aber dafür anderweitig entschädigen. Außer der Einräumung sonstiger Vortheile für Sachsen wolle er einige Millionen bezahlen, um ihm Ersatz für die Nachtheile zu gewähren, welche die Besetzung dieses Landes durch die preußischen Truppen ihm zugefügt habe. Der König von Preußen werde sich wegen Gewährleistung dieser Abmachungen

an Frankreich wenden, mit dem er sich ohnedieß auszugleichen gedenke. Denn er trachte, sich von England zu trennen, mit welchem Staate er nur wider Willen ein Bündniß abgeschlossen habe [206]).

So lauteten wenigstens nach der Versicherung des sächsischen Hofes die Vorschläge, mit denen König Friedrich an denselben herangetreten war. In einer eiligst zusammenberufenen Conferenz theilte Graf Brühl sie den in Warschau anwesenden Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands, den Herren von Sternberg, Durand und Groß mit. Graf Brühl fügte hinzu, Wackerbart habe geantwortet, schon seit zwanzig Jahren nehme er nicht mehr an den Staatsgeschäften Theil, er wisse daher nichts von Unterhandlungen, welche etwa gepflogen, und von Verpflichtungen, die vielleicht eingegangen worden seien. Wer jedoch die Denkungsart des Königs August kenne, der dürfe im voraus versichert sein, er werde ohne Zustimmung seiner Alliirten auf keinerlei abgesonderte Vorschläge sich einlassen.

Graf Brühl endigte seine Mittheilung mit der Versicherung, selbst wenn die Treulosigkeit des Königs von Preußen nicht allbekannt und man von seiner Unaufrichtigkeit und Arglist nicht überzeugt wäre, würde der sächsische Hof ohne Vorwissen seiner Verbündeten auf Verhandlungen mit ihm nicht eingehen. Schon der Umstand, daß er seine Vorschläge durch Kyau und Gartenberg eingebracht habe, von denen keiner in auswärtigen Geschäften gebraucht werde, die er daher jederzeit desavouiren könne, zeige wie sehr man vor ihm auf der Hut sein müsse, und daß es ihm wohl hauptsächlich nur darum zu thun sei, die Verbündeten gegenseitig mit Mißtrauen zu erfüllen und ihr gutes Einvernehmen zu stören. König August sei daher entschlossen, den Grafen Wackerbart zu beauftragen, bei seiner ersten Antwort zu beharren und sich das Ansehen zu geben, als habe er über die Sache gar nicht nach Warschau berichtet [207]).

Wenn man sich auch des Verdachtes nicht völlig zu entschlagen vermag, die Mittheilung des Grafen Brühl könnte nur erdichtet gewesen sein, um die Standhaftigkeit und die Bundestreue des Königs August in glänzendstem Lichte erscheinen zu lassen, so ist doch aus den

Reſcripten, welche von Wien an die kaiſerlichen Geſandten in Paris, St. Petersburg und Warſchau ergingen, zu erſehen, daß Oeſterreich es ernſt nahm mit dieſer Eröffnung. Dem ſächſiſchen Hofe ſprach die kaiſerliche Regierung ihren wärmſten Dank aus für ſeinen Entſchluß und ſie verſicherte ihn neuerdings ihres kräftigen Beiſtandes, wenn er nur unerſchütterlich ausharren wolle in dem Widerſtande gegen Preußen. Und die Höfe von Verſailles und St. Petersburg wurden gewarnt vor den Fallſtricken, welche König Friedrich der Einigkeit der Verbündeten zu legen verſuche. Daß er ſogar den ganz beſonderen Haß, welchen er wider den ſächſiſchen Hof hege, überwunden und ſich ihm mit Vergleichsvorſchlägen genähert habe, ſei ein Beweis, wie deutlich er nunmehr die Gefahr zu erkennen beginne, in der er ſich befinde, und wie er nach Auswegen ſuche, um ihr zu entrinnen [205]).

Dieſe Gefahr immer mehr zu ſteigern und ſie zuletzt zu einer unausweichlichen und verderbenbringenden zu geſtalten, auf dieſes Ziel waren Maria Thereſia's eifrigſte Bemühungen unabläſſig gerichtet. So wie keine Stunde verſäumt wurde, um in lebhafter Verhandlung mit einer thunlichſt großen Anzahl fremder Regierungen dem Könige von Preußen ſo viele Feinde als nur immer möglich zu erwecken, ſo trat auch kein Augenblick der Raſt ein in dem unausgeſetzten Streben, die öſterreichiſche Streitmacht auf einen Grad der Stärke und der Ausrüſtung zu bringen, welcher geeignet war, die Hoffnung auf eine erfolgreiche Kriegführung als eine wohlbegründete erſcheinen zu laſſen. Noch während des Winters zog ein ſtarkes Armeecorps unter den Befehlen des Herzogs von Arenberg aus den öſterreichiſchen Niederlanden nach Böhmen, denn das Bündniß mit Frankreich ließ es thunlich erſcheinen, die Niederlande von Truppen zu entblößen. Auch aus dem öſterreichiſchen Italien, den ungariſchen Ländern und der Militärgrenze begaben ſich fort und fort neue Heeresabtheilungen nach Böhmen. Und den ganzen Winter hindurch fungirte die Commiſſion, welche die Leitung der Anſtalten zur energiſchen Fortſetzung des Kampfes anvertraut war. Kaunitz, Neipperg, Haugwitz, Salburg, die Brüder Chotek waren auch jetzt ihre bleibenden Mitglieder; von Zeit zu Zeit traten Andere hinzu, deren Mitwirkung eben erfordert wurde, wie der

Chef des Artillerieweſens, Fürſt Wenzel Liechtenſtein, der Oberſte Kriegscommiſſär Graf Joſeph Wilczek, oder vorübergehend in Wien anweſende Generale, wie Browne und Kolowrat.

Wenn auch Maria Thereſia bei den Sitzungen dieſer Commiſſion nicht perſönlich anweſend war, ſo that ſie doch ſelbſt alles Mögliche, um deren Arbeiten zu beſchleunigen und ihre Erfolge zu ſichern. Aus den zahlreichen Aufſchreibungen, die aus jener Zeit von der Kaiſerin exiſtiren, erſieht man die raſtloſe Thätigkeit, die ſie entwickelte, und aus jedem ihrer Worte leuchtet die Ungeduld hervor, welche ſie beſeelte und der alle Vorkehrungen zum Kriege allzu langſam von Statten gingen[209]). Auch die ſchwere Entbindung[210]), in der ſie am 8. December 1756 ihr letztes Kind, den Erzherzog Maximilian zur Welt brachte, ſo wie ein nicht ganz bedeutungsloſes Unwohlſein, das ſie darauf befiel[211]), verurſachten hierin nur wenig Unterbrechung. Faſt in jeder Sitzung der Commiſſion kamen eigenhändige Aufzeichnungen der Kaiſerin zur Verleſung, in denen ſie Fragen beſprach, die in den Geſchäftskreis der Commiſſion gehörten[212]). Insbeſondere war es die Sorge, ihr Heer auf einen möglichſt hohen Stand zu bringen, welche der Kaiſerin am Herzen lag, und mit dem höchſten Nachdrucke drang ſie auf ſtrengſte Durchführung der Maßregeln, welche ſie zu dieſem Ende nothwendig fand. So legte ſie den böhmiſchen Ständen, welche bei der Recrutenſtellung die vorgeſchriebene Zahl nicht vorgeführt hatten, die Strafe auf, das Doppelte des Abganges aufzubringen. Und als die Militärcommiſſion ihr einſtimmig vorſchlug, in Anbetracht des guten Zeugniſſes, welches ſowohl von dem Feldmarſchall Grafen Browne als von anderen Seiten her der Treue, dem Eifer und dem beſten Willen der böhmiſchen Stände ertheilt werde, die Erfüllung der ihnen auferlegten Strafe wenigſtens bis auf den nächſten Winter zu verſchieben, da ſchrieb die Kaiſerin eigenhändig auf den Vortrag des Grafen Kaunitz:[213])

„dise wäre nicht nachzuſehen, weillen die nachläſſigen nicht ge„ſtrafft und gleich denen eyffrigen gehalten würden. dise wären alſo „dazu anzuhalten, das in anfangs junij geſtelt werden."

So wie die Ergänzung der Regimenter [214]), so wird auch die Bekleidung [215]) und Bewaffnung der Truppen, die rasche Absendung derselben an die ihnen zugewiesenen Sammelplätze, das Geschützwesen [216]) und die Bespannung, die Herbeischaffung der Pferde für die Cavallerie [217]) von der Kaiserin in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen, und kein Detail war so geringfügig, daß sie es nicht einer ernsten Aufmerksamkeit werth gehalten hätte [218]). Und so günstig waren die Erfolge dieser allseitigen und gemeinschaftlichen Arbeit, daß man dem bevorstehenden Feldzuge mit immer größerer Beruhigung, oder richtiger gesagt mit immer höher gespannter Erwartung entgegensah.

Was den Winter hindurch vorging, war gleichfalls nur geeignet, dieser Hoffnung Nahrung zu geben. Wie der König von Preußen selbst erzählt, waren die Truppen in ihren Quartieren nicht weniger thätig als die Unterhändler an den verschiedenen Höfen. Insbesondere sahen die preußischen Corps in der Lausitz sich vielfach beunruhigt durch die Unternehmungen ihrer Gegner. Auf dem benachbarten böhmischen Gebiete, in Friedland, Gabel und Rumburg sammelten die Oesterreicher beträchtliche Detachements. Von jungen Officieren befehligt, welche durchdrungen waren von der Begierde sich auszuzeichnen, beunruhigten sie fortwährend die Preußen. Die Generalmajore Fürst Löwenstein und Graf Lacy thaten sich besonders hervor. Der Letztere überfiel in der Neujahrsnacht die Preußen zu Marienthal, Ostritz und an zwei anderen Posten. Oberstlieutenant von Laudon machte sich bei dem Angriffe durch Tapferkeit vor Allen bemerkbar. Der preußische Commandant von Ostritz, Major von Blumenthal, blieb todt auf dem Platze.

Sieben Wochen später vollführte Fürst Löwenstein einen ähnlichen, nur noch bedeutenderen Streich. Am frühesten Morgen des 20. Februar überfiel er das Städtchen Hirschfeld in der Lausitz, das von einem Bataillon des preußischen Regimentes Prinz Heinrich besetzt war. An drei Orten zugleich geschah der Angriff, und zwar zunächst gegen die Redoute, welche die Stadt bedeckte, und in der zwei Kanonen sich befanden. Auf diesen gefährlichsten Punkt warf sich Oberstlieutenant Laudon mit Liccanern, Croaten und Ungarn von den Regimentern

Giulay und Forgach; Oberst Baron Mittrowsky unterstützte ihn mit den Carlstädter Husaren. Oberstlieutenant Fürst Karl Liechtenstein richtete seinen Angriff gegen die vor der Stadt liegende große Brücke, Major von Noyan aber gegen die Stadt selbst. Trotz tapferster Gegenwehr gelang auf allen Punkten der Angriff vollkommen; das preußische Bataillon wurde fast gänzlich vernichtet, Laudon eroberte beide Kanonen.

Zu derselben Zeit, als dieß geschah, ließ Feldmarschall-Lieutenant Graf Maquire, zu dessen Corps die Abtheilung des Fürsten Löwenstein gehörte, durch Croaten und Husaren Hersdorf angreifen, wo die Preußen ein durch sie errichtetes Blockhaus stark besetzt hielten. Sie wurden daraus vertrieben und unter schweren Verlusten bis Zittau verfolgt, das Blockhaus aber in Asche gelegt. Sieben preußische Officiere, unter ihnen Oberstlieutenant Graf Schwerin und Major Knobelsdorf, wurden in Hirschfeld und Hersdorf gefangen.

Diese Schlappe zu rächen, ging ein ansehnliches preußisches Corps unter Führung des Generals von Lestwitz über die böhmische Grenze. Es wandte sich gegen Friedland, Graf Lacy befahl jedoch der Besatzung, den vielfach überlegenen Feind nicht abzuwarten, sondern sich vorsichtig zurückzuziehen. Solches geschah auch ohne jeglichen Verlust. Nachdem sie in Friedland große Gewaltthätigkeiten verübt, zogen die Preußen sich nach der Lausitz zurück. Friedland wurde wieder von den Oesterreichern besetzt.

Allerdings war dieser kleine Krieg von keiner entscheidenden Bedeutung, aber er trug doch auch nicht wenig dazu bei, die österreichischen Truppen an die Kampfweise ihrer wohlgeschulten Gegner zu gewöhnen und in ihnen die Ueberzeugung zu erwecken, daß dieselben keineswegs so unbesiegbar seien als so Mancher nach dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1745 geglaubt haben mochte. Freilich wurde gleichzeitig wieder eine andere Erinnerung an jenes Unglücksjahr wachgerufen, ganz geeignet, den militärischen Geist der Soldaten zu lähmen und ihnen dasjenige einzuflößen, was noch in jedem Feldzuge von der allerverderblichsten Wirkung war, Mißtrauen gegen die eigene Führung.

Die Geschichte aller Länder und aller Zeiten wiederholt uns hundertfach die Wahrnehmung, daß Mitglieder der herrschenden Fa-

milien zur Leitung kriegerischer Unternehmungen berufen werden, denen sie nach der ihnen innewohnenden militärischen Begabung nur in seltenen Fällen gewachsen sind. Um ihrer Sehnsucht nach kriegerischem Ruhme, der ihrer Ansicht nach wohl jeden anderen weit überflügelt, zu genügen, wird nicht nur das Leben vieler tausend wackerer Soldaten, sondern auch der Erfolg der Kriegführung überhaupt, die Größe und Macht der Staaten rücksichtslos in die Schanze geschlagen. Fast nirgends und zu keiner Zeit haben die Herrscher von so gefährlichem Vorgange sich frei zu erhalten gewußt; auch in den Tagen des langdauernden Krieges, dessen Anfänge hier geschildert werden sollen, war dieß nicht der Fall. König Georg von England vertraute seinem Sohne, dem Herzoge von Cumberland den Oberbefehl. König Friedrich gab seinem eigenen Bruder, dem Prinzen von Preußen ein Commando, welches derselbe nicht in befriedigender Weise zu führen verstand. Maria Theresia aber stellte ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen an die Spitze ihrer Heere.

Wenn hier der Vorgang der Kaiserin neben demjenigen Friedrichs genannt wird, so soll nicht behauptet werden, daß ihr Verfahren nicht noch ungleich schärferen Tadel verdient als das des Königs von Preußen. Denn Friedrich gab seinem Bruder nicht die erste Stelle im Heere, und eben so wenig übertrug er ihm, nachdem er erkannt hatte, daß die hiezu nöthigen Eigenschaften ihm fehlten, von Neuem ein Commando. Daß Maria Theresia einen solchen Entschluß zum zweiten Male, und daß sie ihn faßte, nachdem Karl von Lothringen in dem Feldzuge des Jahres 1745 nicht nur unglücklich gefochten, sondern sich durchaus unzureichend bewiesen hatte, einem Heerführer wie Friedrich gegenübergestellt zu werden, ist einer der schwersten Vorwürfe, die mit Recht wider die Kaiserin erhoben werden können. Ihre einzige Entschuldigung kann darin liegen, daß sie hiezu nicht allein durch ihre eigene Vorliebe für ihren Schwager, sondern wohl auch durch ihren Gemal, der seinen einzigen Bruder aufs innigste liebte, und durch den Feldmarschall Grafen Neipperg, welcher dem lothringischen Hause sehr ergeben war, verleitet worden sein mag. Außerdem hielt wohl sie selbst den Prinzen für einen ausgezeichneten Feldherrn. Ueber den

Ereigniſſen des Jahres 1745 hatte ſie ſeinen glänzenden Feldzug des vorhergegangenen Jahres nicht vergeſſen und mochte darum der Meinung ſein, er habe in demſelben ſeine Befähigung ausreichend bethätigt. Nur Unglücksfälle, nicht aber eigenes Verſchulden ſeien Urſache geweſen, daß er dem Könige von Preußen gegenüber ſo ſchmählich unterlag. Man müſſe ihm Gelegenheit geben, durch Ueberwindung des Königs das früher Geſchehene wieder vergeſſen zu machen.

Es fehlt an einer völlig glaubwürdigen Aufzeichnung über die einzelnen Phaſen, welche die Uebertragung des Oberbefehls an den Prinzen von Lothringen durchlief. Auch über die Rolle, welche Kaunitz in dieſer wichtigen Frage geſpielt, ſind wir keineswegs im Klaren. Nur das wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß nicht am Wiener Hofe ſelbſt, ſondern von einem deutſchen Kirchenfürſten, dem Biſchofe Franz Chriſtoph von Speyer zuerſt ein Warnungsruf erhoben wurde gegen die Uebertragung des Obercommando's auf den Prinzen von Lothringen. Man wolle deſſen vorzügliche Eigenſchaften nicht beſtreiten, dürfe aber nicht verkennen, daß Graf Browne ſich bisher ausgezeichnet bewährte und das Vertrauen der Armee in hohem Grade beſitze. Es ſei zu beſorgen, daß Browne, tief gekränkt durch Entziehung des Oberbefehles, dann nicht mehr mit dem bisherigen Eifer fortfahren werde, dem allgemeinen Beſten ſeine Dienſte zu widmen. Die Kaiſerin möge Browne in der oberſten Stellung bei ihrem Heere belaſſen und dem Prinzen von Lothringen das Commando über die neu zu bildende Reichsarmee übertragen [219]).

So wohlbegründet dieſe Rathſchläge auch waren, ſo fanden ſie am Wiener Hofe doch leider nicht Eingang. Man hielt dort feſt an dem einmal gefaßten Beſchluſſe, einer ſchädlichen Wirkung desſelben aber glaubte man dadurch vorbeugen zu können, daß man Browne dem Prinzen von Lothringen beigab. Browne ſelbſt erklärte jedoch eine ſolche Beiordnung für ſchädlich, weil durch ſie die nothwendige Einheit im Obercommando nur allzu leicht geſtört werde. Er bot ſich freiwillig an, ſich unter die Befehle des Prinzen zu ſtellen. Freudig ging die Kaiſerin auf dieſes Anerbieten des Feldmarſchalls ein, und überhäuft mit Beweiſen ihres Wohlwollens verfügte ſich Browne in

den letzten Tagen des März zu den Truppen in Böhmen [220]). Karl von Lothringen aber blieb, durch ein Fußleiden zurückgehalten, einstweilen noch in Wien; nur seine zahlreiche und mit manch' überflüssigem Luxus ausgestattete Feldequipage verfügte sich nach Prag, wo der Palast des vor kurzem verstorbenen Feldzeugmeisters Fürsten Piccolomini zu ihrer Aufnahme bereit stand [221]).

Wie sehr war doch diese lange Zögerung der Oesterreicher verschieden von ihrem ursprünglichen Plane, den Feldzug frühzeitig zu eröffnen und gegen den König von Preußen eine energische Offensive zu ergreifen. Aber ganz abgesehen davon, daß selbst die rastlose Thätigkeit der Kaiserin die so tief eingewurzelte Schwerfälligkeit nicht völlig zu bannen vermochte, gab man sich auch in Wien noch einem verhängnißvollen Irrthume hin. Man war der Meinung, König Friedrich werde sich bloß vertheidigungsweise verhalten, und mochte daher glauben, zu einem Angriffe auf ihn sei es immer noch Zeit. Der Erfolg desselben werde um so weniger zu bezweifeln sein, wenn gleichzeitig mit den österreichischen Streitkräften auch die Heere Frankreichs und Rußlands sich gegen Preußen in Bewegung setzen würden.

Mit großer Schlauheit hatte Friedrich den Wiener Hof in dieser Ansicht bestärkt. Ueberall waren von seiner Seite nur Vertheidigungsanstalten getroffen worden, so daß die Meinung sich verbreitete und auch von Browne getheilt wurde, es sei dem Könige um nichts zu thun, als sich in den Positionen zu behaupten, die er besetzt hielt [222]). Und als schon Anfangs April in Prag das Gerücht sich verbreitete, der König werde am 6. mit fünf Armeecorps in Böhmen einbrechen, behauptete Browne, dasselbe sei nur von den Preußen ausgesprengt, um ihre wahren Absichten zu verdecken [223]).

In Wien war man jedoch in der früheren Ansicht schon etwas wankend geworden. Am 7. April theilte Kaunitz dem Grafen Browne über ausdrücklichen Auftrag der Kaiserin eine von guter Hand kommende Anzeige mit, der zufolge der König mit äußerst zahlreicher Heeresmacht einen Einfall in Böhmen beabsichtige, um durch einen raschen und entscheidenden Schlag die ganze Sachlage zu seinen Gunsten

zu gestalten. Browne möge daher vor Allem auf eine zweckmäßige Vertheidigung bedacht sein.

Noch immer war der Feldmarschall der Meinung, daß diese Mittheilungen falsch und die Gerüchte, welche jetzt den baldigsten Einmarsch der Preußen mit noch viel größerer Bestimmtheit verkündeten, nur von ihnen selbst ausgebreitet seien [224]). In ganz unbeschreiblicher Weise würden die preußischen Truppen von dem Könige durch nutzlose Hin- und Hermärsche ermattet [225]).

In dem Augenblicke, in welchem Browne diese Worte schrieb, war jedoch der Entschluß, an den er so lange Zeit hindurch nicht hatte glauben wollen, schon in vollster Ausführung begriffen. Fast ganz so wie es vorhergesagt worden, brachen die Preußen auf vier verschiedenen Straßen in Böhmen ein. Zuerst war dieß von Schlesien her der Fall, von wo aus der Feldmarschall Graf Schwerin am 18. April die Grenze überschritt und noch denselben Tag Trautenau besetzte, ohne von dem General der Cavallerie Grafen Serbelloni, welcher die österreichischen Truppen in jener Gegend befehligte, hieran irgendwie gehindert zu werden. Am folgenden Tage verließ der Prinz August Wilhelm von Braunschweig-Bevern sein Hauptquartier Zittau und stieß am 21. bei Reichenberg auf ein österreichisches Corps, welches der Feldzeugmeister Graf Königsegg befehligte. Nachdem längere Zeit hindurch auf beiden Seiten tapfer gekämpft worden, trat Königsegg, nicht ohne empfindliche Verluste erlitten zu haben, den Rückzug auf Liebenau an. Von dort zog er unangefochten nach Prag, wo er seine Vereinigung mit dem Hauptheere bewerkstelligte. Denn auch dieses wich aus dem Lager bei Budin, in welchem Graf Browne so viele Truppen, als er nur immer zusammenzuraffen vermochte, vereinigt hatte, vor dem Könige von Preußen, der über Peterswalde, und dem Prinzen Moriz von Anhalt, welcher über Kommotau in Böhmen eingerückt war, auf Prag zurück. Bei dieser Räumung der böhmischen Grenzbezirke gingen die großen Magazine verloren, welche dort angehäuft waren, um aus ihnen die kaiserlichen Truppen, die in die Lausitz und nach Sachsen vordringen sollten, mit Lebensmitteln zu versehen.

den letzten Tagen des März zu den Truppen in Böhmen [220]). Karl von Lothringen aber blieb, durch ein Fußleiden zurückgehalten, einstweilen noch in Wien; nur seine zahlreiche und mit manch' überflüssigem Luxus ausgestattete Feldequipage verfügte sich nach Prag, wo der Palast des vor kurzem verstorbenen Feldzeugmeisters Fürsten Piccolomini zu ihrer Aufnahme bereit stand [221]).

Wie sehr war doch diese lange Zögerung der Oesterreicher verschieden von ihrem ursprünglichen Plane, den Feldzug frühzeitig zu eröffnen und gegen den König von Preußen eine energische Offensive zu ergreifen. Aber ganz abgesehen davon, daß selbst die rastlose Thätigkeit der Kaiserin die so tief eingewurzelte Schwerfälligkeit nicht völlig zu bannen vermochte, gab man sich auch in Wien noch einem verhängnißvollen Irrthume hin. Man war der Meinung, König Friedrich werde sich bloß vertheidigungsweise verhalten, und mochte daher glauben, zu einem Angriffe auf ihn sei es immer noch Zeit. Der Erfolg desselben werde um so weniger zu bezweifeln sein, wenn gleichzeitig mit den österreichischen Streitkräften auch die Heere Frankreichs und Rußlands sich gegen Preußen in Bewegung setzen würden.

Mit großer Schlauheit hatte Friedrich den Wiener Hof in dieser Ansicht bestärkt. Ueberall waren von seiner Seite nur Vertheidigungsanstalten getroffen worden, so daß die Meinung sich verbreitete und auch von Browne getheilt wurde, es sei dem Könige um nichts zu thun, als sich in den Positionen zu behaupten, die er besetzt hielt [222]). Und als schon Anfangs April in Prag das Gerücht sich verbreitete, der König werde am 6. mit fünf Armeecorps in Böhmen einbrechen, behauptete Browne, dasselbe sei nur von den Preußen ausgesprengt, um ihre wahren Absichten zu verdecken [223]).

In Wien war man jedoch in der früheren Ansicht schon etwas wankend geworden. Am 7. April theilte Kaunitz dem Grafen Browne über ausdrücklichen Auftrag der Kaiserin eine von guter Hand kommende Anzeige mit, der zufolge der König mit äußerst zahlreicher Heeresmacht einen Einfall in Böhmen beabsichtige, um durch einen raschen und entscheidenden Schlag die ganze Sachlage zu seinen Gunsten

zu gestalten. Browne möge daher vor Allem auf eine zweckmäßige Vertheidigung bedacht sein.

Noch immer war der Feldmarschall der Meinung, daß diese Mittheilungen falsch und die Gerüchte, welche jetzt den baldigsten Einmarsch der Preußen mit noch viel größerer Bestimmtheit verkündeten, nur von ihnen selbst ausgebreitet seien [224]). In ganz unbeschreiblicher Weise würden die preußischen Truppen von dem Könige durch nutzlose Hin- und Hermärsche ermattet [225]).

In dem Augenblicke, in welchem Browne diese Worte schrieb, war jedoch der Entschluß, an den er so lange Zeit hindurch nicht hatte glauben wollen, schon in vollster Ausführung begriffen. Fast ganz so wie es vorhergesagt worden, brachen die Preußen auf vier verschiedenen Straßen in Böhmen ein. Zuerst war dieß von Schlesien her der Fall, von wo aus der Feldmarschall Graf Schwerin am 18. April die Grenze überschritt und noch denselben Tag Trautenau besetzte, ohne von dem General der Cavallerie Grafen Serbelloni, welcher die österreichischen Truppen in jener Gegend befehligte, hieran irgendwie gehindert zu werden. Am folgenden Tage verließ der Prinz August Wilhelm von Braunschweig-Bevern sein Hauptquartier Zittau und stieß am 21. bei Reichenberg auf ein österreichisches Corps, welches der Feldzeugmeister Graf [illegible]egg befehligte. Nachdem längere Zeit hindurch auf beiden Seiten [illegible] gekämpft worden, trat Königsegg, nicht ohne empfindliche [illegible] erlitten zu haben, den Rückzug auf Liebenau an. Von dort [illegible] angefochten nach Prag, wo er seine Vereinigung mit dem H[illegible] bewerkstelligte. Denn auch dieses wich aus dem Lager bei B[illegible], welchem Graf Browne so viele Truppen, als er nur immer [illegible]zuraffen vermochte, vereinigt hatte, vor dem Könige von [illegible], der über Peterswalde, und dem Prinzen Moriz von Anhalt, welcher über Kommotau in Böhmen eingerückt war, auf Prag zurück. [illegible] dieser Räumung der böhmischen Grenzbezirke gingen die gro[illegible] verloren, welche dort angehäuft waren, um aus ihn[illegible] den [illegible]schen Truppen, die in [illegible] und nach Sachs[illegible] [illegible] mit Lebensmitte[illegible]

Groß und peinlich war der Eindruck, welchen diese unvermutheten Nachrichten auf Maria Theresia hervorbrachten. Nicht mit Unrecht befürchtete sie die üble Wirkung eines so ungünstigen Beginnes des Feldzuges auf den Geist und die Kriegslust ihrer Truppen. Und mit Schmerz vernahm sie, daß ein Theil derselben sich bei Reichenberg schlecht gehalten, bei dem Rückzuge gegen Brandeis und Prag aber sogar verschiedene Ortschaften geplündert habe. Persönlich erließ sie den Befehl zu strenger Untersuchung, und erklärte sich zur Bestrafung der Schuldigen entschlossen [226]).

Maria Theresia besorgte noch überdieß, daß diese Ereignisse auch auf die mit Oesterreich verbündeten Regierungen einen ungünstigen Rückschlag ausüben könnten [227]). Darum eilten Staffetten nach Paris und St. Petersburg, und man bemühte sich, die Vorfälle in Böhmen mit so wenig düsteren Farben als nur immer möglich zu schildern. Bereitwillig gab man den Fehler zu, der durch die lange Zögerung, die Truppen aus den Cantonirungen in die für sie bestimmten Lager zu ziehen, begangen worden war. Gelänge es jedoch, dem Feinde das weitere Vordringen über die Elbe zu verwehren, so sei wenig verloren und ein günstiger Ausgang noch immer zu erwarten [228]).

Jetzt erst, und zwar am 28. April begab sich der Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen auf den Schauplatz des Krieges. Vor seiner Abreise händigte ihm sein Bruder, der Kaiser, einige Denkschriften ein, die er mit eigener Hand zu Papier gebracht hatte und deren Inhalt er ihm zur Beachtung dringend empfahl. Die eine enthielt seine Betrachtungen über die vorzunehmenden Operationen. Der Grundsatz, den er an die Spitze derselben stellte und der darin bestand, daß der König von Preußen sich dorthin werde wenden müssen, wo die Oesterreicher ihre Hauptmacht versammelten, daß daher die Wahl des Kriegsschauplatzes von den Letzteren abhängen werde, sollte sich freilich, wenigstens in Bezug auf diese Schlußfolgerung, gar bald als irrig erweisen [229]).

Von größerem Interesse als diese Gedanken des Kaisers über die bevorstehenden Kriegsunternehmungen, welche durch den Gang der

Ereigniſſe bald werthlos gemacht wurden, ſind ſeine Ideen über die preußiſchen Streitkräfte und das ihnen gegenüber zu beobachtende Verfahren. Dieſelben ſeien, ſo läßt ſich der Kaiſer vernehmen, aus drei verſchiedenen Gattungen von Soldaten zuſammengeſetzt: aus den eigenen Unterthanen des Königs, die den Kern und die wahre Stärke ſeiner Armee bildeten, aus geworbenen Leuten, welche in das preußiſche Heer getreten ſeien, um dort Gelegenheit zum Plündern oder zu ähnlichen Dingen zu finden, endlich aus Männern, die in Sachſen und anderen deutſchen Ländern mit Gewalt weggenommen worden ſeien. Dieſe Letzteren bildeten die größte Zahl; ſie wünſchten nichts ſehnlicher als aus dem verhaßten preußiſchen Kriegsdienſte wieder zu entweichen. Ihnen hiezu fortwährend Gelegenheit zu geben, dazu ſeien ſtete Scharmützel und fortwährende Beunruhigungen das allerbeſte Mittel. Insbeſondere zur Nachtzeit möge es angewendet werden; die ſtrenge Disciplin und Ordnung, die im preußiſchen Heere herrſche, und deſſen ausgezeichnete Artillerie könnten da am wenigſten leiſten.

Eine andere Beobachtung, welche der Kaiſer ſeinem Bruder mittheilte, beſtand darin, daß die Preußen aus einem erfochtenen Siege nur ſelten bedeutſame Vortheile zu ziehen verſtänden. Die Urſache davon ſah er darin, daß ſie nichts ſo ſehr fürchteten, als ihre Reihen in Unordnung zu bringen, weßhalb ſie raſches Nachdrängen meiſtens vermieden. Der König ſei jederzeit ſo froh, das Schlachtfeld behauptet zu haben, daß er an dieſem Tage nichts mehr von ſeinen Truppen verlange. Und da es endlich zu ſeinen Gewohnheiten gehöre, vor einem beabſichtigten Zuſammentreffen mit dem Feinde denſelben über ſeine eigentlichen Zielpunkte durch zahlreiche und ſich widerſprechende Bewegungen zu täuſchen, ſo ſeien ſeine Truppen am Tage der Schlacht, möge dieſelbe auch nur wenige Stunden dauern, durch die vorhergegangenen Märſche meiſtens ſo abgemattet, daß ſie zu nichts mehr gebraucht werden könnten. Dieſer wichtige Umſtand, gehörig beachtet, könnte leicht zu entſcheidenden Ergebniſſen führen. Vor Allem aber möge man ſich ſtets vor Augen halten, daß dieſem Feinde gegenüber nichts ſo ſehr nothwendig ſei als Standhaftigkeit. Am Tage der Schlacht müſſe man daher ſo lang als nur immer möglich das Terrain

behaupten, selbst wenn man den Feind nicht mehr zurückzudrängen vermöchte. Denn die Erschöpfung seiner Truppen biete vielleicht noch gegen Ende des Kampfes Gelegenheit dar, sie durch einen letzten, energischen Angriff über den Haufen zu werfen.

Das Manöver, durch welches der König bisher fast immer gesiegt habe, bestehe darin, daß er auf einem seiner beiden Flügel eine große Anzahl seiner besten Truppen vereinige und mit ihnen den ihm gegenüber stehenden Feind erdrücke, während sein anderer oft sehr geschwächter Flügel sich bloß vertheidigungsweise verhalte. Jetzt kenne man diesen Kunstgriff; dessen Anwendung zu vereiteln, möge man, bevor noch der König seine Offensivbewegung ausführen könne, rechtzeitig und rasch den geschwächten Flügel angreifen und schlagen. Dann werde Friedrichs eigene List ihm zu entscheidendem Nachtheil gereichen [230]).

Ueber den Inhalt der dritten Denkschrift [231]), welche mehr persönlicher Natur war und dem Prinzen vornehmlich empfahl, bei Allem, was er unternehme, Gott um seinen Beistand zu bitten, dürfen wir hier wohl füglich hinweggehen. Auch über die Form und Einrichtung seiner Correspondenz nach Wien waren darin Andeutungen enthalten. Nachdem der Kaiser in solcher Weise den Prinzen mit so heilsamen Rathschlägen ausgerüstet hatte, als er sie nur immer zu geben vermochte, wohnten beide Brüder vor der Abreise Karls noch einer Messe in Mariahilf bei [232]); unmittelbar darauf schlug der Prinz den Weg über Iglau nach Prag ein. Ihm folgte am 2. Mai Feldmarschall Graf Leopold Daun und, was das größte Aufsehen erregte, drei Tage später kein Geringerer als der Staatskanzler selbst. Von dem ersten Beamten seines Ministeriums, Hofrath von Binder, dem Generalagenten von Kettler, einem Secretär, seinem Leibarzte und drei Courieren begleitet, trat Kaunitz am Abende des 5. Mai in eilfertigster Weise die Reise nach Prag an.

Dieser plötzliche und völlig unvorhergesehene Entschluß brachte in Wien und überall, wo man von demselben Kunde erhielt, den tiefsten Eindruck hervor. Alles müsse auf dem Spiele stehen, folgerte man nicht mit Unrecht, wenn der Träger der wichtigsten und geheimsten

Staatsangelegenheiten sich in einem solchen Augenblicke zu einer Reise entschließe. Die Einen behaupteten, die Kaiserin wolle einen wahrheitsgetreuen Bericht haben über den Zustand ihrer Armeen und die Stellung derselben, denn die gänzlich von einander verschiedenen Mittheilungen des Prinzen Karl und des Feldmarschalls Browne hätten sie in die höchste Unruhe versetzt. Andere sagten, Kaunitz sei von der Kaiserin mit der Vollmacht versehen worden, mit dem Prinzen von Lothringen und mit Browne die militärischen Unternehmungen zu verabreden, welche die völlig veränderte Sachlage nothwendig mache. Viele hielten die Schlichtung der Zwistigkeiten, die man zwischen den commandirenden Generalen vorhersah, für seine Aufgabe. Und die sich wohl für die scharfsichtigsten hielten, flüsterten von einer geheimen Mittheilung, welche von dem Könige von Preußen an Kaunitz gelangt sei. Ihr zufolge erkläre Friedrich sich bereit zu einem Vergleiche mit Maria Theresia. Um sich darüber mit dem Könige von Preußen persönlich zu besprechen, sei Kaunitz zu ihm nach Böhmen geeilt. Da man sich aber ohne Vorwissen Frankreichs und Rußlands in Friedensverhandlungen mit Preußen nicht einlassen dürfe, habe Kaunitz drei Couriere mit sich genommen, um sie gleich nach der ersten Besprechung mit Friedrich nach Wien, nach Paris und St. Petersburg abgehen zu lassen.

Der Berichterstatter[233]), welchem wir die Aufzeichnung dieser verschiedenen, damals in Wien auftauchenden Meinungen verdanken, schließt sich der zuerst erwähnten Anschauung an. Er geht damit wenigstens insofern irre, als Kaunitz selbst die mündliche Ueberbringung der Entschlüsse des Kaisers und der Kaiserin über die zu ergreifenden Maßregeln an den Prinzen von Lothringen, und die nähere Verabredung der zu bewerkstelligenden Unternehmungen als den eigentlichen Zweck seiner Sendung bezeichnet[234]).

Aber es war dem Grafen Kaunitz nicht mehr möglich, bis an den Ort seiner Bestimmung, bis Prag vorzudringen. Denn in der Zwischenzeit waren die Ereignisse, welche dort sich vorbereiteten, schon zu einer entscheidenden Wendung gelangt.

Nach seiner Ankunft in Prag hatte Prinz Karl nur sehr kurze Zeit daselbst zugebracht und sich baldigst zur Hauptarmee begeben, die er auf ihrem Rückzuge vor den Preußen am 30. April zu Tuchomierschitz traf, das nur wenige Wegstunden von Prag entfernt ist. Aeußerst ungern hatte Browne zu diesem Rückzuge sich entschlossen. Schon zu Budin wollte er Stand halten in den Positionen, deren Vortheile ihm noch von dem vergangenen Feldzuge her wohlbekannt waren. Wenn ihn die Preußen dort angreifen sollten, hatte er dem Prinzen Karl geschrieben, so würden sie kein so leichtes Spiel finden als es zu Reichenberg geschehen war [235]).

Aber die Kampfbegierde des Feldmarschalls wurde von seinen Generalen durchaus nicht getheilt. Als er erklärte, er werde einer offenen Feldschlacht gegen die Preußen gewiß nicht ausweichen, wenn er sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit einen glücklichen Erfolg versprechen könne [236]), meinten die Generale, daß eben diese Vorbedingung in keiner Weise vorhanden sei. Sie drängten zum Rückzuge gegen Prag, welcher zwar ohne erwähnenswerthen Verlust, aber doch gewiß nicht ohne ungünstige Wirkung auf den kriegerischen Geist der Truppen bewerkstelligt wurde.

Als Prinz Karl in Tuchomierschitz eintraf, fand er den Feldmarschall vor der Front seines Heeres, und war nicht wenig betroffen von seinem traurigen und verstörten Aussehen. Unverhüllt gab Browne seinem Schmerze, aber auch seinem sehnsüchtigen Wunsche Ausdruck, mit dem Feinde handgemein zu werden [237]). In dem Kriegsrathe, welchen der Prinz hierauf abhielt, war Browne der gleichen Meinung. Man solle den Feind nur unerschrocken angreifen; das Terrain sei den Oesterreichern günstig und ihr Heer auch der Zahl nach den Preußen so ziemlich gewachsen.

Diese Behauptung wurde jedoch von den übrigen Generalen lebhaft bestritten. Ihrer Versicherung nach zählte die österreichische Armee kaum halb so viele dienstbare Streiter als diejenige des Königs von Preußen. Man müsse nach Prag sich zurückziehen, indem sonst der Feind dort zuvorkommen und die Verbindung mit den Magazinen

so wie mit den Armeecorps der Grafen Königsegg und Serbelloni abschneiden würde. Und als Browne in einem Anfalle von Verzweiflung den Prinzen um viertausend Mann bat, um mit ihnen den Feind anzugreifen[238]), wurde ihm dieses Begehren natürlich verweigert. Am 1. Mai kam das österreichische Heer nach Prag; der linke Flügel zog durch die Stadt und lagerte sich bei Nusle am rechten Ufer der Moldau; hier nahm auch Prinz Karl sein Hauptquartier. Der rechte Flügel stellte sich unterhalb der Stadt bei Maleschitz auf.

Am 2. Mai, an demselben Tage, an welchem die Vorhut der Preußen auf dem weißen Berge erschien, hielt Prinz Karl von Lothringen neuerdings Kriegsrath. Nachdem das Armeecorps des Grafen Serbelloni, der längere Zeit unthätig bei Königgrätz gestanden, noch nicht zu Prag eingetroffen war, schlug der Prinz vor, sich zur Bewerkstelligung dieser Vereinigung noch etwas weiter zurückzuziehen. Browne widersprach jedoch mit Nachdruck. Wenn man Prag verlasse, erklärte er, sei die Monarchie verloren; der Kaiserin bleibe nichts übrig als aus Wien zu fliehen. So große Schätze, so ungeheure Magazine und Vorräthe befänden sich in Prag, daß man zur Rettung dieser Stadt selbst eine Armee aufopfern müsse. Er biete sich an, Prag mit achttausend Mann zu vertheidigen[239]).

Prinz Karl war jedoch nicht so leicht wankend zu machen in seiner Meinung. Es scheine ihm wichtiger, entgegnete er, die Armee, als Prag zu erhalten. Die erstere befinde sich in einer sehr ungünstigen Stellung, Prag habe er schon dreimal fallen und wieder nehmen gesehen. Um Geld könne man sich wohl wieder Lebensmittel, aber keine Armee mehr verschaffen.

Dießmal stand jedoch die Mehrzahl der Generale auf der Seite des Grafen Browne. Ihn unterstützte auch der General-Landeskriegscommissär Baron Netolitzky, ein hochangesehener Mann, dem die Sorge für die Verpflegung des Heeres oblag. Es wurde beschlossen, bei Prag zu bleiben, jedoch ein anderes Lager zu beziehen[240]). Und am folgenden Tage erhielt Serbelloni den Befehl, sich dem Hauptheere

baldigſt zu nähern, um erforderlichen Falles zu demſelben ſtoßen zu können [241]).

Die Wichtigkeit dieſer Vereinigung wurde jedoch nicht bloß in dem öſterreichiſchen Hauptquartier, ſondern auch von dem Könige von Preußen erkannt. Sie zu vereiteln, bot der Letztere Alles auf. Gleichzeitig wollte er jenen Hauptſchlag führen, der ihm vollends das Uebergewicht verſchaffen und die Abſichten ſeiner Gegner durchkreuzen, ja vielleicht ſogar ſie ſelbſt vernichten ſollte. Entſchloſſener in ſeinem Auftreten und der pünktlichen Befolgung ſeiner Anordnungen gewiſſer als der öſterreichiſche Feldherr, befahl der König dem Feldmarſchall Schwerin ſeine Vereinigung mit der Hauptarmee zu bewerkſtelligen. Am früheſten Morgen des 6. Mai war dieß geſchehen, und nun ſchritt Friedrich unverzüglich zum Angriff. Er ſelbſt befehligte den rechten, Schwerin aber den linken Flügel. Um zehn Uhr begann der Letztere, die ſanften Anhöhen zu erſteigen, welche öſtlich von Prag ſich gegen Sterboholy hinziehen und die der rechte Flügel der Oeſterreicher beſetzt hielt. Denn hier war die Stellung derſelben am ſchwächſten.

Trotzdem ſie ſich hierüber keiner Täuſchung hingeben konnten, hatten die Oeſterreicher doch die gewöhnlichſten Vorſichtsmaßregeln verſäumt, ſo ſicher glaubten ſie ſich vor einem Angriffe der Preußen. Keine Dispoſitionen für einen ſolchen Fall waren gegeben, keine Vorpoſten ausgeſtellt, ſo daß man die Bewegungen der Preußen immer erſt erfuhr, als man ihrer ſchon gewahr wurde. Auch die Hinderniſſe, welche das ſumpfige Terrain den anmarſchirenden Feinden darbot, ließ man ſie ungeſtört überwinden, und unbeweglich harrte man ihrer Annäherung. Nachdem endlich dieſelbe bis auf vierhundert Schritte vollzogen war, begann das öſterreichiſche Geſchütz die Reihen der Preußen zu beſtreichen. Immer mörderiſcher wurde das Feuer und als dadurch der Vormarſch der Preußen ins Stocken gerieth, führte der Feldmarſchall Graf Browne ſeine Grenadiere gegen den Feind. Mit einer Todesverachtung ohne Gleichen ſprengte er vor ihre Reihen, um ſie zum Bajonnetangriff zu leiten. Aber nun ſpie auch das preußiſche Geſchütz Tod und Verderben gegen die unerſchrocken vordringenden Grenadiere. Eine Kanonenkugel zerſchmettert dem Feld-

marschall das Bein; er stürzt vom Pferd und wird bewußtlos hinter die Schlachtlinie getragen.

Der Fall des hervorragenden Führers brachte die österreichischen Grenadiere nicht zum Wanken; nur noch unaufhaltsamer drangen sie vor, den Verlust des geliebten Feldherrn zu rächen. Die preußischen Grenadierbataillone, durch das Feuer der Oesterreicher schon erschüttert, hielten ihrem wüthenden Angriffe keineswegs Stand. Sie flohen, rissen ihr ganzes erstes Treffen mit sich fort und wurden von den österreichischen Grenadieren lebhaft verfolgt. Mehrere Fahnen und vierzehn Kanonen fielen hier den letzteren in die Hände.

Der übergroße Eifer ihrer Grenadiere ward jedoch für die Oesterreicher zum Schaden. In die Lücke, welche durch ihr rasches Vorrücken entstand, warf der König von Preußen einen Theil seiner Reiterei. Graf Lucchesi, statt dem Vormarsch der preußischen Cavallerie zu begegnen, ließ ihn ruhig geschehen. Und als dieselbe endlich zum Angriffe schritt, wurde der Kampf gegen sie zwar tapfer, aber mit solcher Regellosigkeit geführt, daß er zu Ungunsten der Oesterreicher endigte. Nur der Umstand, daß die preußischen Reiter bei der Verfolgung ihrer Gegner in das Lager des österreichischen Reservecorps geriethen und sich plündernd und trinkend in demselben zerstreuten, rettete die österreichische Cavallerie vor gänzlicher Aufreibung.

Inzwischen hatte auch der Feldmarschall Graf Schwerin sein fliehendes Fußvolk wieder gesammelt. Es zu ermuthigen, stellte er sich, die Fahne in der Hand, selbst an die Spitze seines Regimentes, aber er fiel, von fünf Kugeln durchbohrt. Ein wüthender Kampf begann nun zwischen den neuerdings vordringenden Preußen, deren zweites Treffen der König selbst zum Angriffe befehligte, und den österreichischen Grenadieren, welche die so blutig erkauften Vortheile nicht aufgeben wollten. Unter ihrem tapferen Obersten Guasco hielten sie hartnäckig Stand, aber ihre Anzahl schmolz immer mehr und von Niemand wurden sie unterstützt; nur die braven Regimenter Los Rios und Harrach kämpften an ihrer Seite. Fechtend traten sie endlich den Rückzug an; mehrere preußische Fahnen und

fünf eroberte Kanonen schleppten sie mit sich, die übrigen mußten aus Mangel an Bespannung auf dem Schlachtfelde bleiben.

Unglücklicher noch als auf ihrem rechten Flügel hatten die Oesterreicher in dem Centrum und auf dem linken Flügel gestritten. Nach der Behauptung des Königs hatte er gar nicht beabsichtigt, es auch dort zum Kampfe kommen zu lassen, indem die Stellung der Oesterreicher auf ziemlich steilen Anhöhen allzu wohl geschützt schien. Aber auf eigene Faust unternahm es General Manstein, die vier Grenzbataillone, welche die beherrschende Höhe bei Hrtlorzes besetzt hielten, von dort zu vertreiben. Einmal im Besitze dieses Schlüssels der österreichischen Stellung, griffen nun die Preußen die Heeresabtheilungen an, welche bei Keyge aufgestellt waren, jedoch dieses Dörfchen nicht besetzt hatten. Trotz des mörderischen Geschützfeuers der Preußen und ihrer wüthenden Angriffe hielt das österreichische Fußvolk unerschütterlich Stand; alle Bemühungen der Preußen blieben vergeblich, und ihre ungeheueren Verluste schienen nur fruchtlos dar gebrachte Opfer zu sein. Da verbreitet sich plötzlich die Nachricht der Niederlage der österreichischen Reiterei in den Reihen des Fußvolkes. Sichtlich schwindet der bisher bewiesene Muth. Alles geräth ins Schwanken, und Feldzeugmeister Graf Königsegg, welcher hier befehligt, muß sich zurückziehen.

Auf allen Punkten begannen nun die Preußen die Verfolgung ihrer Gegner. Die Mehrzahl der österreichischen Truppen warf sich nach Prag, ein geringer Theil trat den Rückzug auf der südwärts führenden Straße gegen Beneschau an. Die Schlacht war verloren: nicht durch die Schuld der Truppen, deren größter Theil heldenmüthig gekämpft, sondern durch diejenige der Führer, die sich ihrem kriegs gewandten Gegner in keiner Weise ebenbürtig gezeigt hatten.

Nach dem Sturze des Grafen Browne, auf den wohl das Wort des Dichters: „Man sagt, er wollte sterben", Anwendung finden darf, hatte in der Leitung der Schlacht auf österreichischer Seite die heillosesste Unordnung geherrscht. Prinz Karl von Lothringen, der sich während des entscheidenden Reitergefechtes bei den Grenadieren auf

dem rechten Flügel befand, war von dort herbeigeeilt, um die fliehende Cavallerie zum Stehen zu bringen. Aber Bitten, Zureden und Drohungen blieben gleichmäßig fruchtlos; der Schwarm der Flüchtlinge riß ihn selbst mit sich fort. In Folge der übergroßen körperlichen Anstrengung und wohl auch der heftigen Gemüthsbewegung wurde er plötzlich von einem Brustkrampf befallen. Bewußtlos und dem Ersticken nahe brachte man ihn nach Nusle und öffnete ihm dort eine Ader. Da preußische Husaren in das Dorf sprengten, rettete man den noch immer bewußtlosen Prinzen auf den Wissehrad, wo erst ein zweiter Aderlaß ihm die Besinnung wiedergab. Trotz dieser Schwächung setzte der Prinz sich doch neuerdings zu Pferde, um sich wieder auf das Schlachtfeld zu begeben. Aber schon strömten die Fliehenden in wildem Gedräng ihm entgegen. Dennoch gelang es ihm noch, durch das Kornthor zu kommen. Aber das Andringen der Flüchtlinge und die grenzenlose Verwirrung, die überall herrschte, überzeugten ihn bald, daß nichts mehr zu thun sei. Nur mit höchster Mühe und nicht ohne Lebensgefahr gelangte der Prinz wieder in die Stadt. Das Fußvolk wurde auf die Wälle beordert, das gerettete Geschütz auf dieselben vertheilt, die Stadtthore wurden geschlossen. Einem preußischen Parlamentär, welcher um halb neun Uhr Abends erschien und die Stadt mit der Drohung zur Uebergabe aufforderte, der König werde sie sonst am nächsten Morgen mit Feuer und Schwert verheeren, wurde erwiedert, man hoffe sich durch tapfere Vertheidigung derselben die Achtung des Königs zu erwerben [242]).

Ungeheuer war die Einbuße, welche beide Armeen während des mörderischen Kampfes erlitten; für jede betrug sie mehr als dreizehntausend Mann. Aber die Gleichmäßigkeit des Verlustes war durchaus nicht maßgebend für den Ausschlag der Schlacht; den König von Preußen umgab sie mit allem Glanze des Sieges, von den Oesterreichern aber wurde sie als eine schwere Niederlage bitter empfunden. Gar bald sollten jedoch sowohl die Erwartungen als die Befürchtungen, die an diesen Sieg geknüpft wurden, sich als überspannte erweisen. Der König zweifelte nicht, daß Prag und mit ihm vielleicht ganz Böhmen baldigst in seinem Besitze sein würden. Und noch

mehrere Wochen später sprach er die zuversichtliche Hoffnung aus, Oesterreich werde vor ihm nun unbedingt die Waffen strecken müssen[243]. Sein Bruder, Prinz Heinrich aber, der zur Erkämpfung des Sieges in rühmlichster Weise mitgewirkt hatte, gab sich der Erwartung hin, der Ausgang der Schlacht werde Preußen für viele Jahre den ungestörten Frieden verbürgen.

Diesen Aeußerungen nicht unberechtigten Siegesjubels müssen wir diejenigen tiefster Niedergeschlagenheit gegenüberstellen, welche auf österreichischer Seite sich vernehmbar machten. Und da gibt es wohl nicht leicht eine gewichtigere Stimme als die des Grafen Kaunitz, der am Nachmittage des 7. Mai bei dem Armeecorps des Grafen Serbelloni angelangt war, über welches drei Tage zuvor Feldmarschall Graf Daun das Commando übernommen hatte.

In Befolgung der Anordnungen des Prinzen von Lothringen hatte Daun, und es war dieß der erste Befehl, den er erließ, den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Puebla, der mit neuntausend Mann zu Podiebrad stand[244]), zu unverweilter Vereinigung mit dem Hauptheere angewiesen. Er selbst brach in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai von Schischelitz, wo er das Armeecorps angetroffen hatte, gegen Podiebrad auf, um von dort nach Prag weiter zu marschiren.

Unverantwortlich zögerte Puebla mit der Ausführung des ihm übersendeten Befehls, und den ganzen Tag hindurch stand er unbeweglich in nächster Nähe des Schlachtfeldes, ohne an dem Kampfe, in den er in entscheidender Weise hätte eingreifen können, sich irgendwie zu betheiligen. Daun aber war am 6. Mai, dem Schlachttage, nach Sadska, am folgenden Tage aber bis Böhmisch-Brod gerückt. Hier traf noch an demselben Tage Graf Kaunitz, von Wien kommend, in dem österreichischen Feldlager ein. Während der Reise dorthin, und zwar schon in Kolin, hatte der Staatskanzler von verschiedenen Personen und besonders von preußischen Deserteuren, die in ungemein großer Menge des Weges kamen, die Nachricht von einem Zusammenstoße der Preußen und Oesterreicher erhalten, bei welchem die Letzteren den Sieg davongetragen hätten. Offenbar waren es preußische Soldaten,

welche nach den ersten Erfolgen der Oesterreicher sich aus dem Staube gemacht hatten und von den späteren Ereignissen nichts wußten. Aber schon während er die Fahrt nach Böhmisch-Brod fortsetzte, erfuhr Kaunitz zuerst von einem Italiener, den er begegnete, daß nicht die Preußen, sondern die Oesterreicher geschlagen worden seien.

Als Kaunitz in Böhmisch-Brod ankam, war Daun noch ohne irgend welche Nachricht. Das lange Ausbleiben einer solchen und die Mittheilung, welche dem Staatskanzler unterwegs geworden war, erweckten in Beiden die Besorgniß, Prinz Karl könnte von Prag abgeschnitten oder mit seiner Armee vom Feinde umrungen worden sein. Kaunitz schlug dem Feldmarschall vor, derselbe möge entweder auf Umwegen sich mit dem Prinzen Karl vereinigen, oder durch einen herzhaften Angriff auf die Preußen sie von der Hauptarmee abziehen. Ja schon durch eine bloße Vorrückung werde er ihr ohne Zweifel eine gewisse Erleichterung verschaffen [245]).

Noch war der bedächtige Daun zu keinem Entschlusse gelangt, als kurz vor Mitternacht der Oberstlieutenant und Generaladjutant Schultz in Böhmisch-Brod eintraf und die positive Nachricht von den Ereignissen bei Prag überbrachte. Der General der Cavallerie Freiherr von Pretlack, welcher bei Beneschau die Truppen sammelte, die sich nicht nach Prag geworfen hatten, sandte ihn um Verhaltungsbefehle an Daun. Gleichzeitig sollte er melden, daß sich ungefähr dreizehntausend Mann, zumeist in erbärmlichem Zustande, in Beneschau befänden.

Die Nachrichten von den Ereignissen bei Prag fand Kaunitz selbst der niederschmetterndsten Art. Er würde zittern, schreibt er am 8. Mai, durch deren Mittheilung das Leben des Kaisers und seiner Gemalin zu gefährden, wenn er nicht durch so vielfache Erfahrung ihre Seelenstärke kennen gelernt hätte [246]).

Obwohl tief erschüttert durch die unvorhergesehene Niederlage, wußten doch Kaunitz und Daun sich ihre Besonnenheit zu wahren und sie brachten einen Theil der Nacht mit Berathung der zu ergreifenden Maßregeln zu. Der Eifer und die Klugheit Dauns werden

von dem Staatskanzler mit Wärme gelobt[247]). Er ſtimmte dem Beſchluſſe des Feldmarſchalls zu, am 10. Mai mit ſeiner Armee von Böhmiſch-Brod aufzubrechen, ſich von da langſam nach Planian, dann aber nach Kolin zurückzuziehen, um die dortigen Vorräthe zu decken und ſein Heer zu verſtärken.

Achtes Capitel.

Die Schlacht bei Kolin.

Voll fieberhafter Aufregung hatte man in Wien den ferneren Nachrichten aus Böhmen entgegengesehen. War schon die Kunde von dem Einbruche der Preußen in dieses Land, von dem allseitigen Rückzuge der österreichischen Truppen ganz geeignet, überall Entmuthigung zu verbreiten, so brachten die zahlreichen Ankömmlinge aus Prag neue Beunruhigung hervor. Wer sich Pferde verschaffen konnte, war aus Prag geflohen, und bis Brünn, ja bis Wien eilten die Angsterfüllten, um sich selbst und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Mit ihrer Ankunft in Wien stieg aber die Niedergeschlagenheit und der Unmuth noch höher, und der letztere machte in den heftigsten Aeußerungen gegen die Generalität sich Luft. Serbelloni's schlaffe Unthätigkeit wurde bitter getadelt und auch Browne nicht geschont, dem man zur Last legte, die Truppen allzu weit zerstreut und sie nicht rechtzeitig in wenige günstig situirte Lager zusammengezogen zu haben. Am leidenschaftlichsten aber verurtheilte man Neipperg, und seine Entlassung, von den Meisten gewünscht, wurde von Vielen schon als nahe bevorstehend verkündet [248]).

Die Nachricht von der Schlacht bei Prag wurde am Morgen des 10. Mai durch den Generalmajor Baron Gemmingen, der am Tage zuvor um drei Uhr früh Böhmisch-Brod verlassen hatte, nach Wien überbracht. Unbeschreiblich war, nach dem Berichte eines Augenzeugen, die Trauer, welche nicht allein am Hofe, sondern in allen

Kreiſen der Bevölkerung zu Tage trat[249]). Die Kaiſerin aber hielt allſogleich mit ihren in Wien anweſenden Miniſtern eine Berathung, zu der auch der Feldmarſchall Fürſt Wenzel Liechtenſtein gezogen wurde. Noch an demſelben Abende eilte Gemmingen zu Daun zurück und überbrachte ihm ein Handbillet der Kaiſerin, worin ſie ihn verſicherte, in ſeinem Eifer, in ſeiner Treue und Kriegserfahrenheit erblicke ſie die beſte Bürgſchaft, daß er nichts unternehmen werde, was nicht ihrer Sache förderlich ſei. Sie empfahl ihm, vor dem Feinde ſorgfältigſt auf der Hut zu ſein, und wo möglich eine Stellung zu nehmen, durch welche die rückwärts gelegenen Erbländer gedeckt würden. Am 13. Mai aber, dem Geburtstage der Kaiſerin, der ſonſt immer glänzend gefeiert wurde, fand keine Feſtlichkeit ſtatt. Nicht wie ſonſt in Schönbrunn, ſondern in Laxenburg brachten Maria Thereſia und ihr Gemal dieſen Tag, und zwar dießmal in tiefſter Zurückgezogenheit zu[250]).

Schon zwei Tage zuvor, am 11. Mai, war auch Kaunitz wieder in Wien eingetroffen. Am folgenden Tage verſammelte ſich in Gegenwart des Kaiſers und der Kaiſerin das ganze Miniſterium zu einer Berathung. Außer den eigentlichen Conferenzminiſtern Ulfeld, Colloredo, Khevenhüller, Batthyany und Kaunitz nahmen noch Neipperg, Haugwitz, Salburg und die beiden Brüder Chotek an derſelben Theil. Vom Hofkriegsrathe waren die Hofräthe Kannegießer und Gröller, von der Staatskanzlei aber die Hofräthe Binder und Collenbach anweſend.

Kaunitz nahm zuerſt, und man kann wohl ſagen, faſt allein das Wort. Ausführlich berichtete er über ſeine Reiſe nach Böhmen, über die Vorfälle bei Prag und die Entſchlüſſe, welche in Folge derſelben Graf Daun gefaßt hatte. Von dem Prinzen von Lothringen und ſeiner Armee habe man noch immer keine Nachricht und zweifle nicht daran, daß ſie in Prag eingeſchloſſen und von der Verbindung mit der umliegenden Gegend abgeſchnitten ſeien. Wie dem aber auch ſein möge, gegenwärtig handle es ſich, fuhr Kaunitz fort, um die noch übrig bleibenden Mittel zur Rettung. Dieſelben ſeien zweifacher Art und zwar ſolche, die innerhalb der öſterreichiſchen Monarchie, und andere, die von Außen her in Anwendung zu kommen hätten. Die erſteren beſtänden hauptſächlich in der raſcheſten und ausgiebigſten

Verstärkung der Armee des Grafen Daun und in der Versorgung des bei Beneschau befindlichen Corps mit Waffen, Montur und den Geräthen, welche erforderlich seien, um es so bald als möglich wieder zum Kriegsdienste tauglich zu machen. Die hierauf abzielenden Detailvorschläge, achtzehn Punkte umfassend, wurden von dem Staatskanzler aufgezählt, näher begründet und von den Anwesenden gebilligt. Punkt für Punkt gab sodann die Kaiserin schriftlich ihre Zustimmung zu erkennen. Zwei Tage später, am 14. Mai, wurde in der gleichen Versammlung Bericht abgestattet über den schleunigen Vollzug der beschlossenen Maßregeln.

Was aber die Schritte betraf, welche gegen Außen hin zu unternehmen waren, so gehörten sie nicht in den Geschäftsbereich der Militärconferenz. Kaunitz begnügte sich daher, in derselben nur zu erwähnen, sowohl bei Frankreich als Rußland und Schweden werde das Geeignete ungesäumt veranlaßt werden müssen.

Schon am 13. Mai ergingen die betreffenden Rescripte an die kaiserlichen Gesandten in Paris, St. Petersburg und Stockholm. Ohne Beschönigung wurde ihnen das Geschehene mitgetheilt und das Verfahren der eigenen Generalität, insbesondere dasjenige Serbelloni's keineswegs entschuldigt, sondern ausdrücklich und mit Schärfe getadelt. „Das Uebel ist in der That groß", schrieb Kaunitz an Starhemberg. „Wir haben es mit einem sehr gefährlichen und raschen Feinde zu thun, „welcher seine ganze Absicht dahin gerichtet hat, uns völlig über den „Haufen zu werfen und wohl gar bis vor Wien vorzudringen. Das „allergrößte Uebel aber bestünde darin, wenn wir oder unsere Bundes„genossen den Muth verlieren und bei anwachsender Gefahr nicht mit „verdoppeltem Eifer zu Werke gehen sollten."

Was auf den ersten Anblick das Verderblichste zu sein scheine, die Einschließung des größten Theiles der österreichischen Armee in Prag, dürfte doch, fuhr Kaunitz fort, zugleich auch das beste Rettungsmittel an die Hand geben. Denn der Mehlvorrath in Prag reiche für vierzigtausend Mann auf mehrere Monate aus, und auch für die Versorgung mit frischem Fleische dürfte Rath zu schaffen sein. Eine Stadt, die von dreißig- bis vierzigtausend Mann der besten Truppen

beſetzt ſei, laſſe ſich nicht ſo bald einnehmen. Auch der Feind habe ſehr große Verluſte erlitten. Wolle er Prag fortan eingeſperrt halten, ſo gewinne man Zeit, eine Armee von achtzigtauſend Mann zuſammenzubringen und den Belagerten Luft zu machen. Wolle er aber dem Grafen Daun zu Leibe gehen, dann könne er wohl nicht gleichzeitig auch Prag umzingeln und die dort befindlichen Truppen hinter ſich zurücklaſſen. Dennoch wäre dieſer letztere Entſchluß viel gefährlicher für die Sache der Kaiſerin als wenn der Feind noch länger vor Prag verweilte.

Starhemberg und Eſterházy erhielten den Auftrag, aufs bündigſte zu verſichern, daß man in Wien weit davon entfernt ſei, den Muth ſinken zu laſſen. Man ſei vielmehr mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte bemüht, dem Umſichgreifen des Uebels zu ſteuern und die Maßregeln zu verwirklichen, welche geeignet wären, das einmal Geſchehene ſo raſch als möglich wieder gut zu machen.

Ein eigenthümliches Zuſammentreffen war es, daß Starhembergs Bericht vom 3. Mai mit dem zwei Tage zuvor unterzeichneten geheimen Vertrage zwiſchen Oeſterreich und Frankreich während der Abweſenheit des Grafen Kaunitz in Wien angekommen war. Der König von Frankreich und ſeine Regierung fanden nun die beſte Gelegenheit, durch die That zu beweiſen, ob es ihnen Ernſt ſei mit der Erfüllung der eben erſt eingegangenen Verpflichtungen. Und da kann denn in der That nicht geſagt werden, ihre Bundestreue hätte die erſte und gewiß ſchwere Probe, welche ihr auferlegt wurde, nicht rühmlich beſtanden. Allerdings war man auch am franzöſiſchen Hofe über die Nachricht von der Niederlage der öſterreichiſchen Waffen bei Prag ungemein betroffen. Das Verfahren der kaiſerlichen Generale erfuhr den lebhafteſten Tadel, und insbeſondere war es Belleisle, der ſich an alle Einzelnheiten der Situation von Prag aufs genaueſte erinnerte und gegen die öſterreichiſchen Heerführer die bitterſten Vorwürfe erhob. Aber darum machte doch Niemand Miene, ſich der gewiſſenhaften Erfüllung der einmal gemachten Zuſagen zu entziehen. Der beſte Wille, verſicherte Starhemberg, ſei ohne Zweifel vorhanden: ob aber auch die Kraft, müſſe erſt die Zukunft lehren [251]).

Interessant ist die Schilderung, welche Starhemberg bei diesem Anlasse von den inneren Zuständen Frankreichs entwirft. Daß der Geldmangel ungemein groß sei, habe man bei der Verhandlung über den geheimen Tractat wahrnehmen können. Um die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, werde der französische Hof zu den äußersten Mitteln schreiten müssen, und selbst da sei es noch zweifelhaft, ob sie zureichen würden. Auch an kriegstüchtiger Mannschaft mangle es sehr, denn viele Truppen seien nach Amerika, nach Corsica, nach Minorca abgesendet worden, und ein Heer von mehr als hunderttausend Mann nach Deutschland aufgebrochen. Die Küste des Oceans müßte bewacht und England von dorther in steter Unruhe gehalten werden. Endlich bedürfe man wenigstens einiger Truppen in Languedoc und der Provence, theils um den König von Sardinien, dessen Absichten verdächtig, theils um die Protestanten, welche rebellisch gesinnt und zahlreich seien, im Zaume zu halten. Neue Truppen anzuwerben würde nicht nur eine sehr weitwendige, sondern aus vielen Ursachen sogar gefährliche Maßregel sein. Die Fabriken hätten seit einigen Jahren so stark zugenommen, daß es an Leuten, die zu Soldaten gemacht werden könnten, ungemein fehle. Hiezu kämen noch die so sehr verderblichen Zwistigkeiten mit den Parlamenten. Paris könne von Truppen nicht völlig entblößt werden, denn ungemein stark sei das Mißvergnügen, welches dort herrsche. Anfangs sei Alles entzückt gewesen über Frankreichs neues politisches System. Seitdem es aber dadurch in den gegenwärtigen Krieg gezogen worden, habe sich die Stimmung gewaltig verändert. Fast Jedermann mißbillige die Maßregeln der Regierung, und die Absendung noch größerer Truppenmassen nach Deutschland würde erbittertem Widerspruche begegnen.

Obwohl er dieß einsah, glaubte doch Starhemberg nur seine Pflicht zu thun, wenn er, ohne erst die Befehle seines Hofes zu erwarten, an die französische Regierung das Ansuchen stellte, eine Anzahl Truppen entweder gerade nach Böhmen oder an irgend einen anderen passenden Ort der kaiserlichen Armee zu Hülfe zu schicken.

Am 25. Mai fand die Berathung statt, in welcher das französische Ministerium sich einmüthig zu Gunsten des von Starhemberg

vorgebrachten Begehrens aussprach. Der Beschluß wurde gefaßt, binnen kürzester Frist ein ansehnliches Armeecorps bei Straßburg zu versammeln und es entweder direct nach Böhmen zu schicken oder es in einer Weise zu verwenden, daß dadurch dem Könige von Preußen eine ausgiebige Diversion gemacht werde.

Indem Starhemberg dieses günstige Ergebniß seiner Bemühungen zur Kenntniß seiner Regierung bringt, fügt er hinzu, daß er dasselbe zum großen Theile der Marquise von Pompadour und Bernis verdanke. Aber vor Allem sei es doch der König selbst, der den Ausschlag gegeben habe. Von lebhafter Sympathie für die Sache der Kaiserin durchdrungen, sehe es Ludwig XV. als seine Aufgabe an, ihr Beistand zu leisten. Diese Absicht lege er bei jeder Gelegenheit mit großer Entschiedenheit an den Tag. Als die Pompadour ihn aufmerksam machte auf den Widerspruch, welcher hiegegen von Seite des Ministeriums erhoben werden könnte, habe er gefragt, wer es denn wagen solle, seinem feststehenden Entschlusse, der Kaiserin zu helfen, Widerstand zu leisten? Und um einen solchen gleich von vornherein zu beseitigen, habe er die Berathung des Conseils mit den Worten eröffnet, er glaube nicht, daß irgend ein Mitglied des Ministeriums seine Absicht mißbilligen werde, der Kaiserin neue Hülfstruppen zu senden. Jede Einsprache, welche sonst vielleicht von Rouillé gewagt worden wäre, sei hiedurch abgeschnitten worden [252]).

Den sprechendsten Beweis seiner Gesinnung gab jedoch der König von Frankreich der Kaiserin durch ein eigenhändiges Schreiben, welches er am 27. Mai an sie richtete. Seiner lebhaften Theilnahme versichert er sie und er erklärt, eine standhafte Vertheidigung von Prag werde das beste Mittel sein, den Fortschritten des Königs von Preußen Einhalt zu thun und den Verbündeten der Kaiserin Zeit zu gewähren, ihr zu Hülfe zu eilen. Sie möge überzeugt sein, daß die Beständigkeit seiner Freundschaft für sie und seine Bundestreue durch gar kein Ereigniß erschüttert werden könnten. Er habe schon Befehl ertheilt zur Ansammlung eines beträchtlichen Armeecorps. Keine Schranke werde es für seine Anstrengungen geben als die Unmöglichkeit, dieselben noch weiter auszudehnen. Die Kaiserin möge bauen auf seinen Wunsch,

das Bündniß mit ihr zu einem unauflöslichen zu machen, so wie er selbst ihrem Muthe, ihrer Weisheit und ihrer Treue vollständig vertraue [253]).

Diese freiwillige, durch kein Schreiben von ihrer Seite hervorgerufene Kundgebung des Königs von Frankreich besaß natürlich für Maria Thersia den höchsten Werth. In den wärmsten Ausdrücken sprach sie dem Könige ihren Dank so wie die Versicherung aus, daß er auf ihre Standhaftigkeit zählen könne [254]).

Derselbe Eilbote, der diesen Brief der Kaiserin an den König von Frankreich überbrachte, war auch der Träger eines Schreibens des Grafen Kaunitz an Frau von Pompadour. Starhemberg hatte dringend gebeten, der Staatskanzler möge ihr ein solches Zeichen seiner Dankbarkeit geben [255]). Bereitwillig erfüllte Kaunitz diesen Wunsch, und da gleichzeitig die Ratification des geheimen Vertrages nach Frankreich abging, dankte er der Marquise auch für den Antheil, den sie an dessen Zustandebringung genommen hatte [256]). Starhemberg aber erhielt zur Mittheilung an die französische Regierung ausführliche Nachricht von den Maßregeln, welche zur Rettung der in Prag eingeschlossenen Armee getroffen worden waren.

Die Hülfeleistung mußte, wie Jedermann einsah, von dem zu Kolin stehenden Feldmarschall Grafen Daun bewerkstelligt werden. Darum entsandte auch der König von Preußen ein Observationscorps von nicht ganz zwanzigtausend Mann unter den Befehlen des Prinzen von Braunschweig-Bevern gegen Daun. Vor ihm wich der Feldmarschall aus Kolin, dann aber auch aus Kuttenberg bis Goltsch-Jenikau, eine Poststation südlich von Czaslau zurück. Freilich gingen dadurch große Magazine verloren, aber Daun gewann Zeit zur Verstärkung und besseren Ausrüstung seiner Truppen. Nachdem der General der Cavallerie Graf Nadasdy mit beträchtlicher Hülfe aus Mähren herbeigezogen war, nachdem ferner die nach Beneschau geflohenen Abtheilungen des Heeres des Prinzen von Lothringen und vier sächsische Reiterregimenter, welche bisher in Polen gewesen, mit

den Streitkräften des Grafen Daun sich vereinigt hatten, stieg deren Zahl bis über fünfzigtausend Mann.

Ein anderer Gewinn des Rückzuges des Grafen Daun lag ohne Zweifel darin, daß der Zwischenraum zwischen dem Heere des Königs von Preußen, welches vor Prag stand und den Prinzen von Lothringen dort eingeschlossen hielt, und dem Armeecorps des Prinzen von Braunschweig-Bevern, welcher Daun auf seinem Rückzuge folgte, immer beträchtlicher wurde. Zusehends entfernte sich Bevern dadurch von seinem eigentlichen Stützpunkte, und er konnte im Falle eines Kampfes gegen die immer stärker werdenden Oesterreicher auf keine Hülfe mehr rechnen.

Das Verfahren des Grafen Daun wurde von der Kaiserin durchaus gebilligt. Auch mit den Maßregeln, die er ergriff, um die Disciplin, welche durch die Ereignisse vor Prag gar sehr erschüttert worden, wieder zu befestigen, erklärte sich Maria Theresia einverstanden. Wiederholt ermächtigte sie ihn, Alles aus eigenem Antriebe und ohne frühere Anfrage zu verfügen, was er für gut halte. Die Generale möge er, ohne auf ihren Rang irgendwie Rücksicht zu nehmen, zu den Aufgaben verwenden, zu denen er ihnen die erforderliche Fähigkeit zutraue. Diejenigen aber, die er als untauglich ansehe zu befriedigender Dienstleistung, solle er ohne Umschweife von der Armee gänzlich entfernen [257]).

Von besonderer Wichtigkeit schien es der Kaiserin, Dauns Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß von Seite der leichten Truppen und vor Allem der Husaren, welche in dem Erbfolgekriege so nützliche Dienste geleistet hatten, dieß jetzt seit dem Einmarsche der Preußen in Böhmen in keiner Weise mehr geschah. Ungehindert streiften kleinere feindliche Abtheilungen durch das Land, überall erpreßten sie nicht allein Lebensmittel und Fourage, sondern auch Contributionen und Recruten. Es gewinne fast den Anschein, schrieb Maria Theresia am 28. Mai an Daun, als ob der Feind allein sich seiner leichten Truppen zu bedienen verstehe, die österreichische Armee aber mit ihnen nicht ausreichend versehen sei. Nicht nur die einheimische Bevölkerung,

sogar die auswärtigen Höfe begännen hierüber ihre Verwunderung, ja ihren Argwohn zu äußern. „Was mich aber nicht nur wegen meines „Dienstes", sagt die Kaiserin wörtlich, „sondern wegen der Ehre meiner „Waffen und besonders meiner Husaren am meisten schmerzt, ist der „empfindliche Umstand, daß in der dießjährigen Campagne, und zumal „seit der eingetroffenen Verstärkung noch kein einziges Unternehmen „von Wichtigkeit und Eclat durch meine Husaren bewerkstelligt, mithin „mir sogar die Gelegenheit benommen worden, ihnen bei Auswärtigen „und Einheimischen das Wort zu reden."

Sie wolle jedoch auch in dieser Beziehung, schließt die Kaiserin ihr Schreiben an Daun, ihm keine positiven Verhaltungsbefehle ertheilen, sondern von ihm nur verlangen, daß auch der kleine Krieg mit Eifer und Nachdruck geführt werde. Denn es wäre ganz unverantwortlich, wenn sich mehr als sechzehntausend Mann der besten leichten Truppen beim Heere befänden, die sich mit nichts Anderem beschäftigten, als Vorposten abzugeben, den Feind aus der Ferne zu betrachten, manchmal, aber nicht allzuoft mit ihm zu plänkeln und einige versprengte Gefangene einzubringen.

Für so wichtig hielt Maria Theresia diesen Punkt, daß sie hinsichtlich desselben wenige Tage später noch ein eigenes Handschreiben an den unmittelbaren Führer der leichten Truppen, den Grafen Nadasdy erließ. Auf seinen Diensteifer und seine Kriegserfahrung setze sie, schrieb ihm Maria Theresia am 6. Juni, das vollste Vertrauen. Auf daß jedoch auch von Seite der Truppen Alles geschehe, was ihre Pflicht ihnen vorschreibe, möge er sie auf alle mögliche Weise dazu aneifern. Es sei ihnen mitzutheilen, die Kaiserin erwarte von ihnen, daß sie ihrer eigenen Ehre und des Besten des Vaterlandes eingedenk sein würden. Sie sei fest entschlossen, ihr Wohlverhalten zu belohnen, hingegen aber auch diejenigen nach der Schärfe der Kriegsartikel zu bestrafen, welche ihrer Pflicht überhaupt nicht nachkämen oder die allzu früh auf das Beutemachen bedacht wären und sich dadurch den sonst gewissen Sieg wieder entreißen ließen. Unter Verpfändung ihres kaiserlichen Wortes möge Nadasdy den leichten Truppen erklären, daß für jede feindliche Fahne oder Standarte, welche sie erobern würden,

ihnen hundert Dukaten zu Theil werden sollten. Und wenn sie auch einer solchen sich nicht zu bemächtigen, sondern nur zu beweisen vermöchten, daß sie mit dem Säbel in der Faust in ein feindliches Bataillon oder in eine feindliche Schwadron eingehauen und die Gegner in Unordnung gebracht hätten, so werde jeder dabei betheiligte Soldat zwei Dukaten erhalten. Die Officiere aber möge Nadasdy namhaft machen und gleichzeitig anführen, ob sie sich wacker oder übel gehalten hätten, um sie nach Verdienst belohnen oder bestrafen zu können. Nadasdy selbst könne auf ganz besondere Gnadenbezeigungen mit Bestimmtheit zählen, wenn er in einem Augenblicke, in welchem ein glücklicher Ausgang hauptsächlich von seiner Anführung abhänge, mit verdoppeltem Eifer, mit verdoppelter Sorgfalt zu Werk gehe. „Ihr „wißt", fügte Maria Theresia am Schlusse eigenhändig hinzu, „wie „ich denke, macht daß ich mein Wort halten kann."

In Wien hatte man den Gedanken des Prinzen Karl, den Durchbruch durch das preußische Heer zu versuchen, vollständig verworfen. Man wünschte vielmehr, daß er mit seiner Armee noch länger in Prag bleibe [258]). Denn König Friedrich könne trotz der beträchtlichen Anzahl seiner Streitkräfte nicht leicht an eine förmliche Belagerung denken. Unternähme er sie dennoch, so würde er hiezu seiner gesammten Heeresmacht bedürfen und um so weniger dem Grafen Daun auf den Leib rücken können. Vor der Hand habe nicht Daun um die Rettung Prags sich zu kümmern, sondern die in Prag befindliche Armee Alles zu thun, um den Feind von einem Angriff auf Daun abzuhalten. Darum wäre es von großem Vortheil, wenn Prinz Karl mit seiner zahlreichen Streitmacht wenigstens eines der preußischen Belagerungscorps angriffe und schlüge. Die Truppen, die er hiezu verwenden würde, solle er jedoch nach vollbrachter That nur wieder nach Prag ziehen. Denn das längere Verweilen des kaiserlichen Heeres in dieser Stadt lege der preußischen Armee große Hindernisse in den Weg. Es unterbreche die Raschheit ihrer Operationen, gewähre Zeit zur eigenen Verstärkung und erleichtere den Armeen Frankreichs und Rußlands das Vorrücken gegen die feindliche Grenze. Wollte jedoch die in Prag befindliche Kriegsmacht nach Pilsen oder Eger sich durch-

schlagen, so würde sie, von den Preußen verfolgt und des nöthigen Feldgeräthes entbehrend, ungemein leiden, der Feind aber mit ganzer Macht vordringen und wenigstens die Vereinigung beider Armeen beträchtlich erschweren können.

Durch einen Officier, der nach Prag sich durchschlich, wurde Prinz Karl von diesem Entschlusse der Kaiserin verständigt. Er möge dem Gedanken, Prag zu verlassen, völlig entsagen und sich einzig und allein mit den Mitteln beschäftigen, sich darin so lang als möglich zu halten. Den Generalen und den Truppen aber solle er zu Gemüth führen, daß das Heil der Monarchie die Behauptung Prags nothwendig erfordere. Eine unauslöschliche Schmach wäre es für die ganze Armee und die Ehre des deutschen Namens, wenn man nicht dasjenige zu thun gedächte oder zu vollbringen im Stande wäre, was die Franzosen in der gleichen Lage und mit einer viel geringeren Truppenzahl gethan hätten [259]).

In dem Augenblicke, in welchem die Kundmachung dieser Befehle der Kaiserin in Prag geschah, konnte man sich dort überzeugen, daß es dem Könige von Preußen mit der Belagerung Ernst war. Am 28. Mai wurde das schwere Geschütz in die Batterien gebracht, welche von den Höhen rings um die Stadt dieselbe beherrschten. Bald darauf begann das Bombardement; Feuersbrünste entstanden und die Domkirche, gegen welche die feindlichen Kugeln mit Vorliebe gerichtet wurden, litt schwere Beschädigung. Der Feind scheine es darauf abgesehen zu haben, schrieb Prinz Karl am 2. Juni mittelst eines Zettels, welchen der Grenadierhauptmann Ubelli dem Grafen Daun überbrachte, die Stadt zu vernichten und seine Kriegführung mehr gegen die armen Einwohner als gegen die Besatzung zu richten [260]). Nach zweiwochentlicher Beschießung waren fünfhundert Häuser entweder ganz verbrannt oder doch zum Theile zerstört; die Wälle hatten wenig gelitten.

Nun stieg auch in Wien die Besorgniß um das Schicksal von Prag und man begann die Nothwendigkeit zu fühlen, bald etwas zur Rettung der Hauptstadt Böhmens und der in derselben befindlichen

Armee zu unternehmen. An den Berathungen, welche hierüber gepflogen wurden, betheiligte sich der französische General-Lieutenant Graf Broglie, der im Begriffe stand, sich als Botschafter Frankreichs bei dem Könige von Polen auf seinen Posten nach Warschau zu begeben, in hervorragendem Maße. Darum entschloß man sich auch, einen im französischen Militärdienste stehenden und in Broglie's Gefolge befindlichen Officier, der seiner Tüchtigkeit wegen besondere gerühmt wurde, den Freiherrn von Glaubitz, zu Daun zu senden. Er sollte nicht nur dem Feldmarschall die Ansichten und den Willen des Wiener Hofes mündlich erläutern, sondern sich auch noch an Ort und Stelle durch eigenen Augenschein von der Lage der Dinge persönlich unterrichten [261]).

Der Operationsplan, welchen Glaubitz an Daun überbrachte, verfolgte das zweifache Ziel, den Feldmarschall vor einem Angriffe der Preußen sicher zu stellen und die Vorkehrungen zu Prags Befreiung mit Raschheit und mit Aussicht auf günstigen Erfolg zu treffen. Daun aber war, und wohl mit Recht der Meinung, daß er vor einem feindlichen Angriffe nicht nur nicht zurückschrecken, sondern selbst die Initiative zur Herbeiführung eines Zusammenstoßes ergreifen und trachten solle, das ihm gegenüber stehende Corps des Prinzen von Bevern zu schlagen. Doch wagte er es nicht, einen Schritt, der von entscheidenden Folgen sein konnte, auf seine eigene Verantwortung zu thun. Auf seine Anfrage in Wien empfing er die erforderliche Ermächtigung [262]). Kaum aber war dieses Rescript an Daun abgegangen, so traf die Nachricht aus Prag ein, der Mundvorrath gehe zur Neige und man werde sich nicht länger als bis zum 20. Juni zu halten im Stande sein. Nun wurde bei der Berathung, welche am 7. Juni in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin stattfand, einstimmig erklärt, der Zeitpunkt sei erschienen, in welchem man, um Prag zu befreien, sich, wenn es nothwendig sein sollte, nicht davor scheuen dürfe, das Schicksal des Krieges von dem Erfolge einer Schlacht abhängig zu machen. Daun wurde jetzt ausdrücklich zu einem solchen Wagniß ermächtigt. Maria Theresia aber verpfändete dem Feldmarschall ihr kaiserliches Wort, daß sie im Falle eines glücklichen Ausganges

seine großen Verdienste dankbarst anerkennen, einen ungünstigen Erfolg ihm jedoch nimmermehr zur Last legen werde. Und wie sehr ihr vor einem solchen bangte, zeigte sie dadurch, daß sie in einer Nachschrift zwar die Autorisation, eine Schlacht zu liefern, wiederholte, jedoch hinzufügte, daß es noch weit besser wäre, wenn sich auch ohne eine solche das Ziel, die Befreiung Prags, bewerkstelligen ließe [263]).

Am 12. Juni setzte sich Daun mit einer Streitmacht von ungefähr vierundfünfzigtausend Mann gegen Prag in Bewegung. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Annäherung an Prag durch einen offenen Kampf mit dem Feinde werde erkaufen müssen, aber er war gefaßt auf einen solchen, ja er suchte ihn sogar und traf in dieser Absicht auch alle nöthigen Vorkehrungen dazu. Der General der Cavallerie Graf Nadasdy befehligte die Vorhut, die Reiterei des rechten Flügels wurde von Serbelloni, die des linken aber von dem General der Cavallerie Grafen Stampa commandirt. Das Fußvolk führten der Feldzeugmeister Baron Marschall auf dem rechten, und der Feldzeugmeister Graf Anton Colloredo auf dem linken Flügel. Die Infanterie der Reserve stand unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wied, ihre Cavallerie aber unter dem Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Lützow.

Als am 13. Juni die österreichische Armee gegen Kuttenberg vorrückte, wurde ihre Vorhut von dem Prinzen von Bevern lebhaft attakirt. Aber die Oesterreicher behaupteten sich standhaft und die Preußen wichen vor ihnen nach Kolin zurück. Kuttenberg wurde noch denselben Abend von den Oesterreichern besetzt.

Auf die Nachricht von der Annäherung der österreichischen Armee brach König Friedrich mit einem kleinen Theile des vor Prag lagernden Heeres auf und vereinigte sich bei Kaurzim mit dem Prinzen von Bevern. Die Streitkräfte, über die er hier verfügte, betrugen kaum vierzigtausend Mann. Er hielt jedoch diese Zahl für genügend, um die Oesterreicher, die er für schwächer ansah als sie wirklich waren, anzugreifen und zu schlagen. Die geringe Meinung des Königs von

der militärischen Begabung des Feldmarschalls Grafen Daun mochte ihn in dieser Zuversicht bestärken.

Daun ging mit der Absicht um, eine sehr gute Stellung einzunehmen, um in derselben den Angriff des Königs zu erwarten. Sollte sich jedoch eine günstige Gelegenheit darbieten, um zur Offensive über zugehen, so war Daun auch dazu entschlossen.

Am 16. Juni bezog der Feldmarschall ein vortheilhaftes Lager bei Krichnow, wo er selbst sein Hauptquartier nahm. Am folgenden Tage aber besetzte er die Höhen, welche südlich der Heerstraße sich hinziehen, die von Kolin über Planian nach Prag führt.

Am frühesten Morgen des 18. Juni rückten die Preußen, von Planian kommend, auf dieser Heerstraße gegen die Aufstellungen der Oesterreicher heran. In dem hart an der Straße gelegenen Gasthofe „zur goldenen Sonne", ungefähr halbwegs zwischen Planian und Kolin, gab der König den versammelten Generalen die Dispositionen zur Schlacht. Die starke Stellung des linken Flügels der Oesterreicher ließ denselben als schwer angreifbar erscheinen. Darum sollte er vorläufig unangetastet bleiben und der Hauptangriff gegen den rechten Flügel der Oesterreicher geschehen.

Von dem Berge bei Kamhajek, dessen Abdachungen unmittelbar hinter dem Gasthofe „zur goldenen Sonne" sich erheben, beobachtete Daun jede Bewegung seines Gegners. Er begriff wohl, daß es dem Könige vor Allem darum zu thun sei, ihn aus seiner günstigen Stellung zu locken, und er blieb daher unbeweglich in derselben stehen. Erst als er gewahr wurde, daß es vornehmlich auf seine rechte Flanke abgesehen sei, verstärkte er nicht nur dieselbe, sondern nahm endlich eine neue Aufstellung, durch welche er seine Fronte dem zunächst bedrohten Punkte zuwandte.

Es war dieß das Dörfchen Kretschor, westlich von Kolin und eine kurze Wegstrecke südlich von der Heerstraße gelegen. Nördlich von derselben, auf einem Berge, der noch heute seinen Namen führt, stand König Friedrich selbst, um von dort aus seine Truppen zu lenken.

Der Anfang der Schlacht verlief günstig für die Preußen. Die Oesterreicher wurden aus Kretschor vertrieben und General Zieten warf einen Theil ihrer Reiterei von Kutlirz auf Radowesnitz zurück. Aber die Oesterreicher setzten in dem Wäldchen hinter Kretschor und auf den westlich von dort sich hinziehenden Anhöhen um Brezan sich fest. Mit großer Entschlossenheit drang das preußische Fußvolk gegen diese Aufstellungen vor, aber furchtbar wüthete das österreichische Geschütz in seinen Reihen. Dennoch rückten die Preußen unerschrocken vor, da empfing sie die österreichische Infanterie mit wohlgezieltem Feuer, und nachdem die Preußen dadurch etwas wankend geworden, warfen die Oesterreicher sie mit aufgepflanztem Bajonnet die Anhöhen herab.

Lange Zeit wurde in solcher Weise von beiden Seiten mit Hartnäckigkeit gestritten. Immer und immer wieder erneuerten die Preußen ihren Angriff; jederzeit hielten ihnen die Oesterreicher unerschütterlich Stand. Als der König kein frisches Fußvolk mehr zu verwenden hatte, sandte er Reiterbrigaden gegen die feuerspeienden Batterien seiner Gegner. Aber seine Cavallerie wandte sich zur Flucht, regellos stürmte sie zurück bis über die Straße. Und wenn auch der Oberst von Seydlitz noch einen glänzenden Angriff vollführte, die Entscheidung des Tages vermochte er doch nicht mehr zu Gunsten der Preußen zu wenden. Den sächsischen Reiterregimentern, welche im kaiserlichen Lager sich befanden, und dem österreichischen Dragonerregimente de Ligne gebührt der Ruhm, den Ausschlag zu Gunsten der Oesterreicher herbeigeführt zu haben. Hinter dem Wäldchen bei Kretschor aufgestellt, überfielen sie in stürmischem Anlauf die schon hart mitgenommene preußische Infanterie. Ihnen folgte Graf Starhemberg mit tausend Reitern, dann Serbelloni mit dem Dragonerregimente Eugen von Savoyen. Noch andere Reiterregimenter warfen sich auf das preußische Fußvolk und furchtbar war das Gemetzel, welches dort angerichtet wurde. Erst als er sah, daß Alles verloren sei, gab der König den Befehl zum Rückzug. In nördlicher Richtung, gegen Nimburg führte Prinz Moriz von Anhalt die preußische Armee; der König selbst eilte gegen Prag. Mit tiefer Niedergeschlagenheit wurde er in seinem Heerlager empfangen, ja es fehlte nicht an Anklagen, sogar von Seite der

ihm zunächst stehenden Personen, die ihn beschuldigten, seine besten Truppen nutzlos geopfert, seine eigene Person aber vorschnell in Sicherheit gebracht zu haben. In einem Briefe, welchen der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, an seine Schwester, die Prinzessin Amalie richtete, und der von den leichten Truppen der Oesterreicher aufgefangen wurde, sprach derselbe von der Niederlage des Königs in einem Tone, in welchem der Ausdruck der Trauer über das Unglück, von dem Preußen betroffen worden, in widerlicher Weise mit einem Anflug von Schadenfreude über das Mißgeschick seines Bruders sich vermengt[264]).

Aber der Verlust der Preußen war in der That auch außerordentlich groß. Auf 14.000 Mann wurde er, auf 8000 derjenige der Oesterreicher veranschlagt; zweiundzwanzig Fahnen und fünfundvierzig Kanonen bildeten die Beute der Sieger. Daun selbst war zweimal, glücklicher Weise nur leicht verwundet, ein Zeichen, wie sehr er sich persönlich der Gefahr ausgesetzt hatte. Auch Serbelloni und der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Wöllwarth, dann die Generale Wolf und Schreger waren verwundet, Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Lützow blieb todt auf dem Platze.

Schon für den 17. Juni hatte man in Wien den Zusammenstoß Dauns mit den Preußen erwartet. Unbeschreiblich war, wie ein Augenzeuge versichert, die Spannung, die Furcht und die Ungeduld[265]), mit denen man den Nachrichten aus Böhmen entgegensah. Betstunden wurden von der Kaiserin angeordnet, um ihren Waffen den Sieg zu erflehen. Am 20. Juni um sieben Uhr Morgens empfing sie die freudige Botschaft von der glänzenden Erfüllung ihrer sehnlichen Wünsche. Mit Blitzesschnelle durchflog die Nachricht die ganze Stadt, überall lauten Jubel verbreitend[266]). Dauns Name war in Jedermanns Munde; begeisterte Lobpreisung wurde ihm gespendet. War er doch der Erste, der den fast schon für unbesiegbar geltenden Preußenkönig überwand.

Wenige Stunden nach Ankunft der ersten Nachricht von dem erfochtenen Siege durchritt der Ueberbringer derselben, Oberstlieutenant

Freiherr von Vettes, einem uralten Gebrauche folgend, mit mehr als zwanzig blasenden Postillonen die Stadt und begab sich zur Kaiserin nach Schönbrunn. Jauchzend drängte das Volk sich ihm nach, und der Freudentaumel erneuerte sich, als zwei Tage später der Feldmarschall-Lieutenant Graf Benedict Daun die eroberten preußischen Fahnen und Standarten überbrachte. Auch sie wurden, von ungeheuren Volksmengen mit dem Rufe: Vivat, vivat Maria Theresia begrüßt[267]), durch die Hauptstraßen der Stadt und dann nach Schönbrunn geführt.

Niemand aber unter all den freudebewegten Menschen empfand wohl das Glück des errungenen Sieges tiefer als die Kaiserin selbst. Der Vorsehung brachte sie ihren Dank in dem feierlichen Te Deum dar, welches am 21. Juni in ihrer Gegenwart so wie in derjenigen des Kaisers und des ganzen Hofes in der Metropolitankirche zu St. Stephan abgehalten wurde. An demselben Tage richtete sie an Daun ein Schreiben, in welchem sie ihn mit den wärmsten Lobsprüchen überhäufte. Alle seine Maßregeln und auch die, daß er den weichenden Feind von den in Reih und Glied stehenden Truppen nicht verfolgen ließ, wurden von der Kaiserin lebhaft gepriesen. Nur einen einzigen, und zwar einen Hauptfehler habe er sich zu Schulden kommen lassen. Er habe sich allzusehr der Gefahr ausgesetzt und nicht dabei bedacht, wie viel ihr selbst und ihren Ländern an seiner Erhaltung gelegen sei[268]).

Daun wurde beauftragt, auch dem siegreichen Heere die volle Anerkennung der Kaiserin auszusprechen. Den Truppen bewies sie ihre Dankbarkeit durch reichliche Geldspenden, den Officieren noch überdieß durch zahlreiche Beförderungen. Und am 22. Juni stiftete sie, einen schon früher gefaßten Vorsatz ausführend, den Militärorden, der ihren Namen führt. Der Tag der Schlacht von Kolin wurde zum Stiftungstage bestimmt, Graf Daun aber erhielt das erste Großkreuz des Ordens. Dem Cabinetsschreiben, welches sie hierüber an den Feldmarschall erließ, fügte Maria Theresia eigenhändig die Worte hinzu: „Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der „ganzen Armee schon abgelegt, Ihr seit also als der erste „Großkreuz aufgenommen[269])."

ihm zunächst stehenden Personen, die ihn beschuldigten, seine besten Truppen nutzlos geopfert, seine eigene Person aber vorschnell in Sicherheit gebracht zu haben. In einem Briefe, welchen der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, an seine Schwester, die Prinzessin Amalie richtete, und der von den leichten Truppen der Oesterreicher aufgefangen wurde, sprach derselbe von der Niederlage des Königs in einem Tone, in welchem der Ausdruck der Trauer über das Unglück, von dem Preußen betroffen worden, in widerlicher Weise mit einem Anflug von Schadenfreude über das Mißgeschick seines Bruders sich vermengt[264]).

Aber der Verlust der Preußen war in der That auch außerordentlich groß. Auf 14.000 Mann wurde er, auf 8000 derjenige der Oesterreicher veranschlagt; zweiundzwanzig Fahnen und fünfundvierzig Kanonen bildeten die Beute der Sieger. Daun selbst war zweimal, glücklicher Weise nur leicht verwundet, ein Zeichen, wie sehr er sich persönlich der Gefahr ausgesetzt hatte. Auch Serbelloni und der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Wöllwarth, dann die Generale Wolf und Schreger waren verwundet, Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Lützow blieb todt auf dem Platze.

Schon für den 17. Juni hatte man in Wien den Zusammenstoß Dauns mit den Preußen erwartet. Unbeschreiblich war, wie ein Augenzeuge versichert, die Spannung, die Furcht und die Ungeduld[265]), mit denen man den Nachrichten aus Böhmen entgegensah. Betstunden wurden von der Kaiserin angeordnet, um ihren Waffen den Sieg zu erflehen. Am 20. Juni um sieben Uhr Morgens empfing sie die freudige Botschaft von der glänzenden Erfüllung ihrer sehnlichen Wünsche. Mit Blitzesschnelle durchflog die Nachricht die ganze Stadt, überall lauten Jubel verbreitend[266]). Dauns Name war in Jedermanns Munde; begeisterte Lobpreisung wurde ihm gespendet. War er doch der Erste, der den fast schon für unbesiegbar geltenden Preußenkönig überwand.

Wenige Stunden nach Ankunft der ersten Nachricht von dem erfochtenen Siege durchritt der Ueberbringer derselben, Oberstlieutenant

Freiherr von Vettes, einem uralten Gebrauche folgend, mit mehr als zwanzig blaſenden Poſtillonen die Stadt und begab ſich zur Kaiſerin nach Schönbrunn. Jauchzend drängte das Volk ſich ihm nach, und der Freudentaumel erneuerte ſich, als zwei Tage ſpäter der Feldmarſchall-Lieutenant Graf Benedict Daun die eroberten preußiſchen Fahnen und Standarten überbrachte. Auch ſie wurden, von ungeheuren Volksmengen mit dem Rufe: Vivat, vivat Maria Thereſia begrüßt[267]), durch die Hauptſtraßen der Stadt und dann nach Schönbrunn geführt.

Niemand aber unter all den freudebewegten Menſchen empfand wohl das Glück des errungenen Sieges tiefer als die Kaiſerin ſelbſt. Der Vorſehung brachte ſie ihren Dank in dem feierlichen Te Deum dar, welches am 21. Juni in ihrer Gegenwart ſo wie in derjenigen des Kaiſers und des ganzen Hofes in der Metropolitankirche zu St. Stephan abgehalten wurde. An demſelben Tage richtete ſie an Daun ein Schreiben, in welchem ſie ihn mit den wärmſten Lobſprüchen überhäufte. Alle ſeine Maßregeln und auch die, daß er den weichenden Feind von den in Reih und Glied ſtehenden Truppen nicht verfolgen ließ, wurden von der Kaiſerin lebhaft geprieſen. Nur einen einzigen, und zwar einen Hauptfehler habe er ſich zu Schulden kommen laſſen. Er habe ſich allzuſehr der Gefahr ausgeſetzt und nicht dabei bedacht, wie viel ihr ſelbſt und ihren Ländern an ſeiner Erhaltung gelegen ſei[268]).

Daun wurde beauftragt, auch dem ſiegreichen Heere die volle Anerkennung der Kaiſerin auszuſprechen. Den Truppen bewies ſie ihre Dankbarkeit durch reichliche Geldſpenden, den Officieren noch überdieß durch zahlreiche Beförderungen. Und am 22. Juni ſtiftete ſie, einen ſchon früher gefaßten Vorſatz ausführend, den Militärorden, der ihren Namen führt. Der Tag der Schlacht von Kolin wurde zum Stiftungstage beſtimmt, Graf Daun aber erhielt das erſte Großkreuz des Ordens. Dem Cabinetsſchreiben, welches ſie hierüber an den Feldmarſchall erließ, fügte Maria Thereſia eigenhändig die Worte hinzu: „Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der „ganzen Armee ſchon abgelegt, Ihr ſeit alſo als der erſte „Großkreuz aufgenommen[269])."

Wie sehr die Kaiserin auch in späterer Zeit noch eingedenk war des unermeßlichen Dienstes, welchen ihr und der österreichischen Monarchie Graf Daun durch den Sieg bei Kolin erwiesen, zeigte sie durch einen ganz eigenhändigen Brief, den sie an einem der späteren Jahrestage der Schlacht an Daun schrieb. Derselbe lautet wörtlich:

„Den 18. (Juni)."

„Geburtstag der Monarchie."

„Lieber Graf Daun! Unmöglich könnte ich den heutigen großen „Tag vorbeygehen lassen, ohne ihme meinen gewiß herzlichsten und „erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihm ihre „Erhaltung schuldig, und ich meine Existence und meine schöne und „liebe armée und meinen einzigen und liebsten Schwagern. Dieß wird „mir gewiß so lang ich lebe niemalen aus meinem Herzen und Gedächt „niß kommen; au contraire mir scheinet, daß es jährlich mir frischer „und sensibler ist, und daß niemahlens selbes genug an ihm und „den Seinigen werde erkennen können. Dieß ist der Tag auch, wo „mein Namen auch für das Militaire sollte verewiget werden, auch „seiner Hände Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, „mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange „Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person „als meinen besten wahresten guten Freund. Ich bin gewiß so lang „ich lebe seine gnädigste Frau"

„Maria Theresia." [270])

Nicht geringer als in Wien, ja wo möglich noch größer war in Prag die Spannung, mit der man dem Erfolge der Unternehmungen des Grafen Daun entgegensah.

Nach einem Einverständnisse, in welches sich Daun mit dem Prinzen von Lothringen gesetzt hatte, erwartete man in Prag, der Feldmarschall werde am 20. Juni zu Jesenitz, zwei Meilen von Prag auf der Straße nach Beneschau erscheinen. Signale von dorther sollten seine Ankunft verkündigen. Statt derselben sah man jedoch in Prag schon am 19. Juni große Bewegung im feindlichen Lager auf dem

rechten Ufer der Moldau. An den Stellen, an denen die stärksten preußischen Batterien sich befanden, wurden die schweren Geschütze und die Mörser hinweggeführt, die Batterien theils in Brand gesteckt, theils sonst verwüstet, und es schien als ob die Mannschaft daselbst sich gleichfalls verringere. Zelte wurden abgebrochen und man sah mit ziemlicher Bestimmtheit, wie sowohl Bagage als Geschütz in nordöstlicher Richtung auf der Straße nach Brandeis hinweggeführt wurden.

Eine Marketenderin vom Regimente Pretlack war die erste, welche spät Abends den Prinzen von Lothringen versicherte, am vergangenen Tage sei unweit von Kaurzim eine große Schlacht geschlagen worden. Die Oesterreicher hätten gesiegt, die Preußen aber zögen sich in Unordnung gegen die Elbe zurück.

Am Morgen des 20. Juni zeigte es sich, daß der Feind sein Lager auf dem rechten Ufer der Elbe aufgehoben habe und in drei Colonnen nach Brandeis marschire. Das preußische Lager auf dem weißen Berge unter dem Commando des Feldmarschalls Keith lag jedoch noch immer unbeweglich still. Prinz Karl beschloß daher, dieses Armeecorps, dessen Stärke er auf achtzehn- bis zwanzigtausend Mann schätzte, in seinen Verschanzungen anzugreifen.

Um drei Uhr Nachmittags wurde der Angriff vollzogen. Die Generalmajore Graf Lacy und Baron Wolferstorff waren die Ersten welche mit ihren Grenadieren gegen die preußischen Verschanzungen vordrangen. Von der Artillerie aufs Beste unterstützt, überstiegen sie fast ohne einen Schuß zu thun, die Redouten und Linien. Einige Zeit hindurch leisteten die Preußen muthvollen Widerstand, bald aber wurden sie zum Rückzuge gezwungen, der an einigen Stellen fast einer Flucht glich. Freiherr von Laudon, für seine seit Beginn des Feldzuges bewährte Haltung schon zum Obersten befördert, folgte ihnen mit mehreren Grenadiercompagnien, sechshundert Husaren und den Croaten nach; fünf Kanonen und vieles Kriegsgeräth wurden erbeutet. Bei Welwarn griff Laudon die Preußen neuerdings an und brachte ihnen nicht unansehnlichen Verlust bei. Keith aber wandte sich nach Lobositz, um sich in diesem Theile Böhmens noch so lang als möglich zu halten.

Am Morgen des 21. Juni trafen der General der Cavallerie Graf Nadasdy und der Feldmarschall-Lieutenant Graf Wied in Prag ein, um im Namen Dauns mit dem Prinzen von Lothringen die ferneren Unternehmungen zu besprechen. Zwei Tage später kam Daun selbst nach Prag, und bereitwillig fügte er sich darein, daß das Commando über die nunmehr vereinigte Armee an den Prinzen Karl von Lothringen überging [271]).

Nicht ohne lebhaften Widerstand von Seite der einflußreichsten Staatsmänner am Wiener Hofe geschah dieß. Einmüthig und mit pflichtgetreuer Unerschrockenheit stellten die Minister dem Kaiser und der Kaiserin das Wagniß einer solchen Maßregel dar. Und um sie leichter zur Nachgiebigkeit zu bewegen, suchten sie ihnen begreiflich zu machen, daß der militärische Ruf des Prinzen, an dessen Wiederherstellung dem Kaiserpaare so sehr gelegen war, durch den Erfolg des Feldzuges, derselbe möge wie immer ausfallen, kaum gewinnen dürfte. Ein günstiges Resultat werde man den Rathschlägen des Grafen Daun, ein ungünstiges aber der Einwirkung des Prinzen von Lothringen zuschreiben. Unter dem Vorwande seines Fußübels möge daher der Prinz von dem Obercommando zurücktreten [272]).

Nicht allein von Seite der österreichischen Minister wurde in diesem Sinne dem Kaiser und der Kaiserin gesprochen; auch die Gesandten der Könige von Frankreich und von Polen erhoben gleiche Vorstellungen am Wiener Hofe [273]), aber Alles blieb fruchtlos. Die Kaiserin wäre zwar, wie es scheint, nicht völlig abgeneigt gewesen, diesen Wünschen zu entsprechen, und eine geheime Sendung, mit der sie persönlich den Grafen Haugwitz nach dem Feldlager in Böhmen zu betrauen gedachte, deutet gleichfalls auf ihre Absicht hin, eine Veränderung in dem dortigen Obercommando eintreten zu lassen. Doch kam es dazu nicht, denn ernstlich widerstrebte der Kaiser, und wie so oft schon, so wurde auch jetzt wieder dem persönlichen Wunsche der Herrschenden das Interesse des Staates hintangesetzt.

Während diese wichtige Frage den Wiener Hof beschäftigte, starb in Prag der Mann, auf welchen beim Beginne des Feldzuges alle

Augen voll Hoffnung und Vertrauen gerichtet waren, und der nun, vom Mißgeschick heimgesucht, in den letzten Wochen seines Lebens zur Zielscheibe des erbittertsten Tadels geworden war. Am 26. Juni verschied der Feldmarschall Graf Browne, und ein gleichzeitiger Berichterstatter versichert, nicht so sehr die Gefährlichkeit seiner Wunde, nicht so sehr sein körperliches Leiden als der tiefe Kummer seiner Seele habe seinen Tod herbeigeführt. Sein Schicksal nennt er ein laut redendes Beispiel des raschen Wechsels der irdischen Dinge, und er behauptet, Browne habe in den letzten Stunden seines Lebens nach langer Unterredung mit dem Grafen Daun demselben eine Denkschrift eingehändigt, welche sein Benehmen in der Schlacht bei Prag rechtfertigen sollte[274]). Daun selbst macht jedoch keine Erwähnung von einer solchen Schrift[275]) und sie ist auch bisher nirgends aufgefunden worden.

Auch die Nachricht von der Befreiung Prags und den über Keith errungenen Vortheilen wurde in Wien durch die hier üblichen Postillone dem Volke verkündigt. Neuerdings gab es dem ausgelassensten Jubel, zugleich aber auch den kühnsten Hoffnungen auf völlige Vernichtung der preußischen Streitkräfte sich hin. Die abenteuerlichsten Gerüchte durchflogen die Stadt. Es wurde behauptet, in dem Palaste Piccolomini zu Prag werde eine vornehme Persönlichkeit streng bewacht. Es sei wohl möglich, meinten Viele, daß kein Geringerer als der König von Preußen dort gefangen gehalten werde[276]).

Statt sich zu Prag in Haft zu befinden, war jedoch König Friedrich inmitten seiner Truppen unausgesetzt thätig, den verderblichen Folgen der erlittenen Niederlagen so viel als möglich vorzubeugen. Und es muß zugestanden werden, daß von österreichischer Seite nicht Alles geschah, was nöthig gewesen wäre, um wahrhaft glänzende Früchte aus den erfochtenen Siegen zu ernten. Wohl ist es nicht richtig, daß die commandirenden Generale, bevor sie sich zu irgend einem entscheidenden Schritte entschlossen, jederzeit erst die Befehle des Wiener Hofkriegsrathes einholen mußten. In allen Rescripten, welche an sie ergingen, wurden die zu ergreifenden Maßregeln ihrer eigenen Beurtheilung anheimgestellt, denn immer und immer wurde es von Wien aus betont, daß nur an Ort und Stelle Zeit und Umstände

richtig genug beurtheilt werden könnten, um eine wichtige Unternehmung mit Aussicht auf Erfolg ins Werk zu setzen. Aber die Generale selbst schracken zumeist vor der Verantwortlichkeit zurück. Unter einander uneins, legten sie ihre abweichenden Meinungen nur allzu gern dem Hofe zur Entscheidung vor.

So geschah es auch jetzt wieder. Prinz Karl von Lothringen, persönlich durchaus nicht ohne alle militärische Begabung, war doch keineswegs ein starker, in sich abgeschlossener Charakter. Nicht ohne Mißtrauen gegen sich selbst, hörte er auf Jeden, der sich ihm nahen konnte; die verschiedensten Meinungen fanden Eingang bei ihm, und er gerieth dadurch in ein Labyrinth sich widersprechender Anschauungen, aus welchem er selbst keinen anderen Ausweg wußte als die Einholung von Verhaltungsbefehlen aus Wien. So sandte er nun den General der Cavallerie Grafen Lucchesi um solche dorthin. In Wien aber war man natürlich der Ansicht, daß man aus den erkämpften Vortheilen thunlichst viel Nutzen ziehen und sich bemühen solle, dem Feinde keine Zeit zur Erholung zu lassen, sondern ihn immer mehr und mehr in die Enge zu treiben[277]). Zwei Möglichkeiten seien hiebei vor Allem ins Auge zu fassen. Trachte der König von Preußen, sich noch länger in Böhmen zu erhalten, so möge man zwar mit der Hauptarmee ihm entgegengehen, jedoch so viel es sich thun lasse, und wenn nicht ein besonderer Vortheil mit Wahrscheinlichkeit vorherzusehen sei, eine abermalige entscheidende Schlacht vermeiden. Man solle vielmehr darauf bedacht sein, den Feind von allen Seiten zu beunruhigen, ihm die Subsistenz abzuschneiden und ihn durch gewandte Manöver aus Böhmen zu verdrängen, dann aber mit Vortheil zu verfolgen.

Sollte jedoch der König dieß nicht abwarten, sondern sich freiwillig aus Böhmen zurückziehen, dann müsse man rechtzeitig an Offensivoperationen denken. Dabei komme es hauptsächlich darauf an, ob der Feind seine ganze Macht beisammen behalte oder sie theils nach Sachsen, theils nach der Lausitz und nach Schlesien hinter das Gebirg zurückziehe, und ob ihm nicht auf dem einen oder dem anderen Punkte, vor Allem aber in Schlesien zuvorzukommen sei. Denn dort habe er nicht nur das Land, sondern auch die Festungen von Truppen ziemlich

entblößt. Daher wäre auch der Zeitpunkt geeigneter als sonst, festen Fuß daselbst zu fassen.

Prinz Karl und Daun waren gleichfalls der Meinung des Wiener Hofes. Auch sie dachten vor der Hand nur daran, den Feind beständig zu beunruhigen, ihm überall Abbruch zu thun und ihn in solcher Weise, ohne neuerdings eine Schlacht zu wagen, Schritt für Schritt aus Böhmen zu verdrängen[278]). Von dieser Anschauung ausgehend, hatte Daun schon gleich nach der Schlacht bei Kolin seine leichten Truppen, sowohl Reiterei als Fußvolk den Preußen nachgesandt, um sie so viel als möglich zu schwächen, ihnen Geschütz und Heergeräth abzunehmen und sie fortwährend zu belästigen und zu bedrohen. Das Gleiche geschah jetzt auch dem Armeecorps des Feldmarschalls Keith gegenüber, welches nach Lobositz zurückgegangen war und dort in günstiger Stellung sich festsetzte.

Unweit davon und fast nur durch die Elbe getrennt befand sich das Armeecorps, welches König Friedrich persönlich befehligte. Seine gesammten Streitkräfte hatte er in zwei Theile getheilt; mit dem einen wollte er das Vordringen der Oesterreicher nach Sachsen verhindern; der andere, dessen Commando er seinem Bruder August Wilhelm übergab, sollte die Lausitz und wo möglich auch Schlesien decken. Aber der Prinz entsprach den Erwartungen seines Bruders nicht. Schritt vor Schritt ging er vor den ihn fortwährend bedrängenden Oesterreichern zurück. Am 15. Juli capitulirte der preußische General Puttkammer in Gabel; sieben Tage später, am 22. Juli überschritten die Preußen nach großen Verlusten an Gepäck und an Kriegsgeräth die Grenze von Böhmen.

Aber auch damit war die zurückweichende Bewegung der Preußen noch nicht an ihr Ende gelangt. Vergeblich trachteten sie sich bei Zittau zu halten. Als der preußische Commandant die Aufforderung zur Uebergabe zurückwies, wurde die Stadt beschossen und durch Feuer zerstört. Den Preußen gelang es jedoch, ohne viel Einbuße nordwärts zurückzugehen; nur ein sehr geringer Theil der früheren Besatzung wurde von den Oesterreichern bei der Einnahme von Zittau gefangen.

Es kann nicht gesagt werden, daß man in Wien durch dieses Verfahren des Prinzen von Lothringen befriedigt gewesen wäre. „Wir haben Zittau", schrieb Maria Theresia eigenhändig an den Grafen Tarouca, „aber ganz verbrannt und ohne die Besatzung, welche sich „mit allen Kanonen, mit Proviant, mit Wagen und Lebensmitteln auf „vier Tage für die ganze Armee vollständig zurückzog. Daß dieß vor „unserer Nase geschah, ist weder sehr angenehm noch ehrenvoll. Der „Feind ist mit vierundzwanzigtausend Mann vor unserer Nase, und „wir mit achtzigtausend vermögen nicht an ihn zu kommen. Den Rest „muß man abwarten[279])." Und daß Maria Theresia die Mißhandlung der unglücklichen Bewohner von Zittau nicht billigte, zeigte sie wohl auch dadurch, daß sie, von Mitleid ergriffen, ihnen fünfzigtausend Gulden zum Geschenke machte[280]).

Auch Kaiser Franz, sonst jederzeit der eifrigste Anwalt seines Bruders, war jetzt nicht völlig zufrieden mit den Maßregeln desselben. So ziemlich den gleichen Tadel wie Maria Theresia sprach er aus und er machte es ihm zum Vorwurfe, daß nicht einmal die zahlreiche Garnison von Zittau gefangen worden sei[281]). Mit drängenden Worten legte er seinem Bruder es nahe, sein Hauptaugenmerk für jetzt nicht so sehr auf Eroberungen als auf die Vernichtung der feindlichen Armee zu richten[282]). Mit sechzigtausend gegen vierundzwanzigtausend Mann könne das gewiß nicht unmöglich sein.

Trotz dieser eifrigen Mahnrufe brachte es der Prinz nicht zu Stande, dem Wunsche der Kaiserin und seines Bruders zu genügen und die sich langsam vor ihm zurückziehenden Preußen zum Schlagen zu nöthigen. Aber ein großer Erfolg war es doch immerhin für die Oesterreicher zu nennen, daß die feindliche Armee, durch die immer mehr überhandnehmende Desertion aufs Aeußerste geschwächt[283]), durch die ausgestandenen Strapatzen erschöpft, durch den steten Rückzug entmuthigt wurde. In diesem Zustande traf sie, noch überdieß ihres Gepäckes und Kriegsgeräthes größtentheils beraubt, am 27. Juli in Bautzen ein.

Die fortwährende rückgängige Bewegung seines Bruders ließ bald auch die Stellung Friedrichs in Böhmen nicht mehr haltbar

erscheinen. Am 21. Juli brach er von Leitmeritz auf und kurz darauf überschritt auch er die sächsische Grenze. Den Prinzen Moriz von Anhalt mit einem Armeecorps zur Deckung der Elbe zurücklassend, führte er selbst die Mehrzahl seiner Truppen nach Bautzen und vereinigte sie dort mit dem Reste der Armee seines Bruders.

So war nun dasjenige geschehen, was man in Wien am meisten befürchtete. Denn nachdem Prinz Karl es einmal versäumt oder nicht gewagt hatte, das ihm gegenüber stehende Heer des Prinzen von Preußen, so lang es in beträchtlicher Minderzahl sich befand, härter zu bedrängen und es schließlich aufzureiben, war jetzt noch viel weniger zu erwarten, daß er gegen den ungleich zahlreicher gewordenen Feind Entscheidendes ausrichten werde. Mehr als zwei Wochen standen sich nun die beiden Heere beobachtend gegenüber. König Friedrich war unablässig beschäftigt, seine Armee neuerdings in kampftüchtigen Zustand zu versetzen. Bald war er so weit mit ihrer Reorganisirung gekommen, daß er trotz der noch immer vorhandenen Minderzahl seiner Streitmacht jetzt eifrig eine Schlacht suchte. Aber gerade aus diesem Grunde glaubte man nun von österreichischer Seite eine solche mit Sorgfalt vermeiden zu müssen. Als daher am 16. August das preußische Heer gegen die Stellung heranrückte, welche die Oesterreicher unfern von Zittau längs der Neisse besetzt hielten, beharrten die Letzteren unerschütterlich in der Defensive. Sie mochten wohl auf eine Erneuerung des Koliner Schlachttages hoffen, aber die damalige Erfahrung hielt nun den König von einem ähnlichen Wagnisse zurück. Als er sah, daß die österreichische Armee allzu gut aufgestellt sei, um sich von einem Angriffe auf dieselbe eine günstige Wirkung versprechen zu dürfen, gab er sein Vorhaben auf und führte das Heer am 19. August nach Ostritz zurück[284]).

Es wird nöthig sein, hier zweier Erfolge zu gedenken, welche um dieselbe Zeit österreichische Anführer den Preußen gegenüber erfochten. Der Oberst Franz Freiherr von Jahnus, der mit einem Corps von sieben- bis achttausend Mann über die Grenze nach Landshut in Preußisch-Schlesien gerückt war, wurde dort von dem Befehlshaber von Schweidnitz, General Kreutz, mit überlegener Streitmacht angegriffen.

Aber die Bemühungen der Preußen, die Oesterreicher aus ihrer günstigen Stellung zu verdrängen, mißlangen. In der Nacht vom 13. auf den 14. August ließ Jahnus durch Grenzsoldaten das preußische Lager alarmiren; am folgenden Tage kam es zum Treffen. Fünf croatische Bataillone warfen sich mit wildem Geschrei auf den Feind. Nachdem derselbe eine Zeit lang Widerstand geleistet, gerieth er am Ende doch in Verwirrung. In Unordnung zogen die Preußen sich zurück und wurden von den Husaren mit Nachdruck verfolgt. Vierzehnhundert Kriegsgefangene, worunter vierhundert Verwundete, dann sechs Kanonen fielen in die Hände der Oesterreicher; der Gesammtverlust der Preußen belief sich auf dreitausend Mann[285]).

Während dieß in östlicher Richtung von der Aufstellung der österreichischen Hauptarmee vorging, errang im Westen derselben Oberst Laudon[286]) einen ähnlichen, jedoch weniger bedeutenden Erfolg. Rastlos thätig in unaufhörlicher Beunruhigung der Preußen, griff er am 8. August den General Itzenplitz an, der sich bei dem Städtchen Gottleuben verschanzt hatte. Die Preußen wurden mit großem Verluste aus ihrer Stellung vertrieben. Ansehnlich verstärkt, kehrten sie wieder dorthin zurück, Laudon aber brachte seine beträchtliche Beute rechtzeitig in Sicherheit[287]). Und Karl von Lothringen benützte diesen Anlaß, um der Kaiserin gegenüber Laudons unermüdliche Thätigkeit und seine militärische Tüchtigkeit besonders zu loben. Täglich liefere er neue Beweise seiner Befähigung, größere Commando's zu führen[288]).

So wie Jahnus, welchen der Prinz zu allsogleicher Ernennung zum General-Feldwachtmeister empfohlen hatte, wurde diese Beförderung jetzt auch Laudon zu Theil[289]). Beide erhielten auch bei der ersten Promotion den Theresienorden[290]). Sie verdankten diese Auszeichnung ohne Zweifel in erster Linie sich selbst, in zweiter aber den braven Grenztruppen, die sie befehligten.

Die Letzteren traten überhaupt bei der ganzen Kriegführung jener Zeit, die freilich von der jetzigen durchaus verschieden ist, sehr in den Vordergrund. In offener Feldschlacht nur von geringem Werthe, und in dieser Beziehung den Truppen deutscher Nationalität im

österreichischen Heere sehr weit nachstehend, leisteten sie dagegen in dem kleinen Kriege ganz unvergleichliche Dienste. Die Raschheit ihrer Bewegungen, ihr ebenso ungeahntes Erscheinen als plötzliches Verschwinden, ihre fremdartige Kampfweise beunruhigten den Gegner aufs Höchste, brachten ihn leicht in Verwirrung und errangen daher manch schönen Erfolg. Auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin warf man sie nicht gern allein, sondern meist im Verein mit Grenadieren auf den Feind. Dadurch erlangten sie dort, wo es zu ernsterem Kampfe kam, größere Festigkeit, und es wurde auch noch der Vortheil erreicht, sie leichter von den Excessen abhalten zu können, denen sie sich in Freundes- wie in Feindesland allzu gern überließen. Daß dem überall und zwar nicht bloß in ihren eigenen Provinzen, sondern hauptsächlich auch in Sachsen und in Schlesien wirksam gesteuert werde, wurde von Maria Theresia strengstens befohlen[291]).

Neuntes Capitel.

Hadik in Berlin.

Den Feind aus Böhmen zu verdrängen und ihm in der Lausitz und in Schlesien zuvorzukommen, oder ihn wenigstens aus diesen Provinzen gleichfalls zu vertreiben, auf diese beiden Zielpunkte sollten nach der Absicht des Wiener Hofes die Unternehmungen des Prinzen Karl und Dauns hauptsächlich gerichtet sein. Den ersteren Endzweck hatten die beiden Feldherrn glücklich und unter sehr beträchtlichen Verlusten des Feindes erreicht, den zweiten aber durch allzu große Langsamkeit und Bedächtigkeit der Bewegungen verfehlt. Daran war aber auch der Wunsch der Kaiserin gescheitert, daß der Kriegsschauplatz so bald als möglich aus der Lausitz hinweg auf altpreußisches Gebiet verlegt werden möge [292]).

So wenig als Karl von Lothringen und Daun den König von Preußen aus der Lausitz wegzumanövriren vermochten, eben so wenig hatten sie gemeint, sich ohne ganz bestimmte Aussicht auf Erfolg auf eine offene Feldschlacht einlassen zu sollen. Die Annäherung der Alliirten werde den König, so mochten sie glauben, ohnedieß in nicht allzu langer Frist dazu bestimmen, seine Stellung zu räumen. Dann aber werde man auch, durch die Verbündeten ansehnlich verstärkt, um so eher im Stande sein, das preußische Heer durch große Uebermacht zu erdrücken.

Es wird zweckdienlich sein, hier wenigstens einen raschen Blick auf dasjenige zu werfen, was diese Verbündeten in der Zwischenzeit

gethan hatten. Man wird hienach beurtheilen können, ob sie ihrem Versprechen einer energischen Kriegführung gegen Preußen treu geblieben waren, und inwiefern die Hoffnungen gerechtfertigt erschienen, die man in Wien auf ihre Unterstützung gebaut hatte.

Die beste Charakteristik der Anschauungen der Kaiserin über das Verfahren ihrer Alliirten ist wohl der Schilderung eines langen Gespräches zu entnehmen, welches am 17. Juli zwischen ihr und dem venetianischen Botschafter Ruzzini stattfand. Die Glückwünsche der Republik zu den errungenen Vortheilen hatte er ihr überbracht, und mit gewohnter Lebhaftigkeit erging sich Maria Theresia nun in Erörterungen ihrer eigenen Lage. Indem sie der Vorsehung danke für das Glück ihrer Waffen, ließ die Kaiserin sich vernehmen, könne sie versichern, daß sie keinerlei böse Absichten hege und auf Niemandens Schädigung ausgehe. Sie wolle nichts als den König von Preußen erniedrigen, nicht um sich an ihm zu rächen, sondern nur um sich selbst Ruhe zu verschaffen und sich vor der Gefahr neuer Beschädigung sicher zu stellen [293]). Auf England übergehend, beklagte sie sich lebhaft über diese Macht. Spät, aber doch noch rechtzeitig habe sie, fügte Maria Theresia hinzu, die Last und den Schaden eines solchen Bündnisses erkannt, glücklich preise sie sich, es zerrissen zu haben [294]). Die Aufrichtigkeit und die freundschaftliche Gesinnung, mit denen Frankreich ihr gegenüber zu Werke ging, wurden von der Kaiserin mit Wärme gepriesen; nicht in gleichem Maße war dasselbe in Bezug auf Rußland der Fall. Wohl seien die Absichten der Zarin über jeden Zweifel erhaben, aber die Nichtswürdigkeit und Käuflichkeit ihrer Generale überschreite alle Grenzen. Nur in dem Golde der Engländer könne man eine erklärende Ursache finden für die sonst unbegreifliche Unthätigkeit der russischen Armee.

Von ihren eigenen Streitkräften sprechend, spendete Maria Theresia vor Allem dem Grafen Daun das höchste Lob. Sie beklagte das Schicksal ihrer Unterthanen in Böhmen, insbesondere der Bewohner des Leitmeritzer Kreises, welche schrecklich gelitten hätten unter den Excessen der Preußen. Doch legte sie die letzteren nicht dem Willen des Königs zur Last, sondern der erbitterten Stimmung, in

welcher geschlagene, entmuthigte und auf fluchtähnlichem Rückzuge be griffene Truppen sich immer befänden[295]).

Es ist bereits der übergroßen Langsamkeit Erwähnung geschehen, mit welcher in der russischen Armee die Vorbereitungen zum Kriege betrieben wurden. Die gleiche Verzögerung fand statt, als es sich darum handelte, dieselbe endlich in Bewegung zu setzen. Das drängende Verlangen des Wiener Hofes, das noch vor der Schlacht bei Kolin gestellt wurde, die russische Armee möge ohne Zeitverlust nach Schlesien vordringen, welches von preußischen Truppen völlig entblößt sei[296]), fand nicht die geringste Beachtung. Auch das Begehren um Absendung eines namhaften Hülfscorps zu dem österreichischen Heere[297]) blieb, obgleich auf dem Papiere bewilligt, doch in der Wirklichkeit erfolglos; jede Vorstellung, jede Beschwörung war umsonst. Erst in der Mitte des Juni befand das russische Hauptquartier sich zu Kowno an der preußischen Grenze. General Fermor aber rückte, dem Operationsplane getreu, mit einem Armeecorps gegen Memel, um mit der Eroberung dieser Festung den Feldzug zu eröffnen. Nach kurzer Belagerung fiel sie. Ihre rasche Wegnahme machte nicht nur dem Könige von Preußen, der auf eine längere Vertheidigung mit ziemlicher Bestimmtheit gezählt hatte, einen argen Strich durch die Rechnung, sondern sie schadete auch in gewissem Sinne dem guten Rufe des preußischen Heeres. Denn man behauptete nun, der Fall von Memel habe deutlich gezeigt, daß die Preußen es nicht verstünden, eine Festung zu vertheidigen[298]).

Nun endlich, aber auch jetzt wieder in langsamen und schwerfälligen Märschen ging das russische Hauptheer über die preußische Grenze. Bei Großjägerndorf traf es auf die kleine Armee, welche ihm König Friedrich entgegen zu stellen vermochte. Nicht viel mehr als dreißigtausend Mann zählte sie; ein großer Theil desselben bestand, wie wenigstens der Kaiser einmal behauptete, aus österreichischen Unterthanen, welche König Friedrich mit Gewalt zu seinem Kriegsdienste gepreßt hatte[299]). Der hochbetagte Feldmarschall von Lehwaldt war ihr Commandant. Am 30. August kam es zur Schlacht; trotz ruhm-

würdiger Tapferkeit seiner Truppen wurde Lehwaldt geschlagen und erlitt beträchtlichen Verlust [300]).

Je größer der Erfolg, um so unbegreiflicher war das Benehmen, welches die Russen nach Erringung desselben beobachteten. Statt weiter in Feindesland vorzudringen, ging Apraxin unter dem Vorwande, daß es seiner Armee an Lebensmitteln fehle, auf Tilsit und später auf Memel zurück. Die Eroberung dieser Festung blieb der einzige und gewiß nur sehr geringe Vortheil, den die Russen aus ihren kostspieligen Rüstungen, ihrer großen Uebermacht und dem blutigen Siege bei Großjägerndorf zogen.

Man irrt nicht, wenn man dieses Verfahren nicht allein der Bestechung Bestuschews und Apraxins mit preußischem und englischem Gelde, sondern auch den Rücksichten zuschreibt, welche beide auf die für Preußen so günstige Gesinnung des Großfürsten Thronfolgers und seiner Gemalin nahmen. Hierin erblickte der Wiener Hof mit Recht die Wurzel alles Uebels, und darum war er eifrig bemüht, Peter und Katharina auf andere Gedanken zu bringen. Eine Convention, durch welche die holsteinischen Truppen des Großfürsten in österreichischen Sold genommen würden, sollte das Mittel dazu bieten. Ausdrücklich heißt es in dem Rescripte, welches in dieser Sache an Esterházy erging, nicht um diese Truppen, welche nur neunhundert Mann zählten [301]), sondern um Gewinnung des Großfürsten und seiner Gemalin sei es dem Wiener Hofe zu thun [302]).

Die Convention mit dem Großfürsten kam in der That zu Stande, aber der Endzweck, welchen man hiebei verfolgte, wurde darum doch nicht erreicht. Peter und seine Gemalin nahmen eben das Geld, wo sie es fanden, und gar wenig kümmerten sie sich um die Voraussetzungen, unter denen man es ihnen zu Theil werden ließ. Fast in derselben Stunde, in welcher England der Großfürstin Katharina die von ihr verlangten zwanzigtausend Dukaten bewilligte [303]), schloß ihr Gemal mit dem Wiener Hofe, der mit England in offenem Kriege sich befand, die Convention ab [304]), durch welche seine holsteinischen Truppen in österreichischen Sold traten. Aber darum blieb doch

Alles beim Alten, und wohl nicht mit Unrecht schrieb man den unmotivirten Rückzug Apraxins nach Tilsit und Memel nicht seiner Besorgniß vor den Preußen, sondern einer Erkrankung der Zarin zu, durch welche die Möglichkeit eines baldigen Thronwechsels neuerdings in den Vordergrund trat.

Maria Theresia war hocherzürnt über das Benehmen der Russen. Bei der Lebhaftigkeit ihres Wesens war es ihr unmöglich, ihre Entrüstung über dasselbe nicht laut werden zu lassen. So sprach sie dem Botschafter Venedigs gegenüber ganz unverholen ihre Bestürzung und ihren Schmerz aus. In dem Augenblicke, sagte sie ihm, in welchem sie die Nachricht von der Eroberung Königsbergs zu erhalten glaubte, seien hunderttausend Mann russischer Truppen wie von der Erde verschwunden, und nicht die geringste Kunde komme ihr zu, wo sie geblieben seien [305]).

So viele Beweggründe für die Kaiserin obwalteten zur Unzufriedenheit mit dem Verfahren der Russen, so sehr war ihr wenigstens im Anfange des Feldzuges Ursache geboten zur Befriedigung über die Haltung Frankreichs. Schon in der zweiten Hälfte des Monates März hatte die französische Armee, die erste von allen, den Feldzug eröffnet und war in einer Stärke von hundertzehntausend Mann über die Grenze Deutschlands gerückt. Ungehindert ging sie über den Rhein, und am 8. April wurde Wesel, das die Preußen freiwillig geräumt hatten, von den Franzosen besetzt.

Ihnen gegenüber bildete sich in Hannover die sogenannte Observationsarmee, über welche der Herzog von Cumberland den Oberbefehl übernahm.

Noch wußte man nicht mit Bestimmtheit, ob es nicht vielleicht doch zur Neutralität Hannovers kommen werde. Aber gerade zu jener Zeit wurde der letzte hierauf bezügliche Antrag von König Georg abgelehnt. Dennoch schrieb der französische Obercommandant Marschall d'Estrées noch einmal an den Herzog von Cumberland. Wolle man ihm freien Durchzug durch Hannover gewähren, so werde das Land in jeder Weise geschont werden. Nur durch die Gewalt der

Waffen, so lautete Cumberlands Antwort, könnten die Franzosen sich den Durchzug erzwingen.

So tapfere Worte hätten ohne Zweifel auch von gleich tapferen Thaten gefolgt sein sollen. Dem war jedoch durchaus nicht so; als d'Estrées sich der befestigten Stellung des Herzogs von Cumberland näherte, gab derselbe sie freiwillig auf und wich in eilfertigen Märschen über die Weser zurück.

Auch dorthin folgte d'Estrées ihm nach; am 26. Juli schlug er den Herzog von Cumberland bei Hastenbeck aufs Haupt. Wie früher das hessische Land, so gab Cumberland jetzt Hannover und Braunschweig den Franzosen vollständig Preis. Und am 8. September schloß er unter dänischer Vermittlung mit dem Nachfolger des Marschalls d'Estrées, dem Herzoge von Richelieu, zu Kloster Zeven eine Convention ab, durch welche ein Waffenstillstand festgesetzt und die französische Armee in dem ungestörten Besitze all der Stellungen bestätigt wurde, welche sie einnahm.

Durch diese glänzenden Erfolge war jedoch das Maß der Leistungen Frankreichs für die gemeinsame Sache noch keineswegs erschöpft. Es ist des Beschlusses bereits Erwähnung geschehen, welchen Ludwig XV. gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Prager Schlacht faßte, bei Straßburg ein ansehnliches Armeecorps zu versammeln und es zu directer Bekämpfung des Königs von Preußen zu verwenden. Ob es zur Verstärkung der österreichischen Armee nach Böhmen marschiren, oder sich mit dem Reichsheere, zu dessen Bildung freilich bisher noch wenig geschehen war, zu gemeinschaftlicher Kriegführung vereinigen werde, blieb einen Augenblick unentschieden, bald aber wendete man sich immer mehr diesem letzteren Vorschlage zu. Er wurde definitiv angenommen, als die Nachricht von dem Siege bei Kolin, von der Befreiung Prags in Frankreich eintraf und die Verstärkung der österreichischen Truppen in Böhmen nun nicht mehr nothwendig erschien.

Groß war der Jubel, mit welchem diese freudigen Botschaften am Hofe von Versailles aufgenommen wurden. Am 27. Juni um sechs Uhr Abends erhielt Starhemberg durch einen Courier des Grafen

Kaunitz die Kunde von dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Kolin. Allsogleich eilte er nach Versailles, um noch denselben Abend dem Könige das Schreiben der Kaiserin einzuhändigen, in welchem sie dieses Ereigniß ihm mittheilte [306]). Bei der Marquise von Pompadour wurde es während des Abendessens mit jubelnden Trinksprüchen auf Maria Theresia gefeiert [307]). „Es macht mir den Eindruck", schrieb Starhemberg an Kaunitz, „als ob ich mich mitten unter meinen „Landsleuten befände. Die Freude, welche Jedermann mir bezeigt, „ist so aufrichtig, daß ich nicht daran glauben kann, hier in einem „fremden Lande zu sein" [308]).

Angeeifert durch die Erfolge der österreichischen Waffen in Böhmen, wollte die französische Regierung nun auch in unmittelbarem Kampfe gegen den König von Preußen gleiche Lorbeern erringen. Sie erklärte sich bereit, das in Elsaß sich ansammelnde Armeecorps, das sie den Befehlen des Prinzen von Soubise unterstellte, zur Reichsarmee stoßen und mit derselben nach Sachsen vorrücken zu lassen [309]).

Was zunächst die letztere, die Reichsarmee betraf, so war es mit ihrer Zusammenziehung nur sehr langsam von Statten gegangen, denn die Mehrzahl der Stände, die sie zu stellen hatten, wäre dem Kriege am liebsten ganz ausgewichen. Den deutschen Fürsten, vor Allem den mächtigeren aus ihnen, welche beträchtliche Streitkräfte besaßen, war es ja nicht um den Sieg Oesterreichs oder Preußens, und noch weniger um das Beste des Reiches zu thun. Fast ausnahmslos dachten sie an nichts Anderes, als sich durch Vermiethung ihrer Truppen reiche Einkünfte zu verschaffen, die sie entweder im Wohlleben verpraßten, oder zur Ansammlung eines großen Hausvermögens benutzten. Die einzige edlere Triebfeder, die sich noch manchmal in ihnen regte, wurzelte in der Confession, zu der sie sich bekannten. Wie die protestantischen Stände zu dem Könige von Preußen, so fühlten die katholischen zu Oesterreich sich hingezogen, und nur wenige Protestanten, unter ihnen vor Allen der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, hielten aus deutschpatriotischem Gefühle unerschütterlich zu Kaiser und Reich.

Bei dieſer ſchwankenden, zur Unthätigkeit geneigten Stimmung in Deutſchland war es von König Friedrich ein Meiſterſtreich, daß er unmittelbar nach ſeinem Siege bei Prag den Oberſtlieutenant von Meyer mit einem Streifcorps von zweitauſend Mann nach Franken abgehen ließ. Die Stadt Nürnberg verſchloß ihm zwar ihre Thore, und er war zu ſchwach, ſich den Eingang zu erzwingen. Aber überall im Lande ſchrieb er Geldforderungen aus. Die Raſchheit ſeiner Bewegungen, im Verein mit der Nachricht von der Prager Schlacht, verbreitete ringsum Schrecken vor dem preußiſchen Namen, und ſogar ein ſo mächtiger Reichsſtand wie der Kurfürſt von Baiern ließ ſich einſchüchtern und machte eilfertig Schritte zur Verſtändigung mit Preußen.

Die Schlacht von Kolin brachte jedoch auch in dieſen Verhältniſſen eine vollſtändige Aenderung hervor. Raſcher ging nun die Anſammlung der Reichsarmee von ſtatten, und die Erbitterung über einzelne Gewaltthaten des Königs von Preußen, wie z. B. die Brandſchatzung der kurmainziſchen Stadt Erfurt, trug gleichfalls das ihrige dazu bei. Der öſterreichiſche Feldmarſchall und Reichsfeldzeugmeiſter Prinz Joſeph von Sachſen-Hildburghauſen erhielt den Oberbefehl über das Reichsheer, welches in ſeiner buntſcheckigen Zuſammenſetzung ein treues, aber keineswegs Vertrauen erweckendes Ebenbild des Reiches darbot.

Zu dieſer Verſchiedenartigkeit der einzelnen Truppenabtheilungen, zu ihrem gänzlichen Mangel an Einübung, an Beweglichkeit in größeren Maſſen kam noch die Unluſt, mit welcher ein Theil derſelben ins Feld zog. Insbeſondere dort war dieß der Fall, wo die Truppen vorzugsweiſe proteſtantiſchen Gegenden entſtammten. Ungeſcheut trugen ſie ihre Vorliebe für den König von Preußen zur Schau; die württembergiſchen Regimenter rebellirten ſogar wider ihren Landesherrn, als es zum Ausmarſche kam.

Der Prinz von Sachſen-Hildburghauſen war der ungemein ſchwierigen Aufgabe, aus ſo ungeregelten Maſſen ein kampftüchtiges Heer zu formiren, kaum gewachſen. Nicht daß etwa die Wahl der

Kaiserin schon von vornherein eine durchaus verfehlte genannt werden könnte. Allerdings war der Prinz noch unter Kaiser Karl VI., der ihm besonders wohlwollte, in dem Feldzuge gegen die Türken recht unglücklich gewesen. Aber jetzt mochte man das auf seine damalige Unerfahrenheit schieben; während der zwanzig Jahre, die seither verflossen waren, hatte er wohl nicht mehr im Felde, jedoch im Innern, und zwar hauptsächlich durch Organisation der Militärgrenze nützliche Dienste geleistet. Und eine vorzugsweise organisatorische Aufgabe schien es auch jetzt zu sein, die seiner harrte. Aus bunt durch einander gewürfelten Bestandtheilen sollte er ein einheitliches Heer bilden und dasselbe mit dem Gefühle der Gemeinschaftlichkeit und Zusammengehörigkeit durchdringen. Seine Stellung als katholischer Reichsfürst, der einem protestantischen Hause entstammte, mochte ihn geeignet erscheinen lassen, allen Parteien im Reiche Zutrauen einzuflößen. Endlich war er sowohl an Dienstalter wie an militärischem Range und Vornehmheit der Geburt dem Manne überlegen, welchen der König von Frankreich an die Spitze des Armeecorps gestellt hatte, das gemeinschaftlich mit dem Reichsheere agiren sollte. Und daß das Commando über dieses vereinigte Heer in deutschen Händen sich befinde, schien gerade im Interesse des Reiches erwünscht.

Die Gedanken, welche man damals in Wien über die Operationen der Reichsarmee und des zur Vereinigung mit derselben bestimmten französischen Armeecorps hegte, sind am besten einer Denkschrift zu entnehmen, welche von Kaunitz herrührt und in den ersten Tagen des August zur Mittheilung an die französische Regierung nach Paris abgesandt wurde. Schon darum ist es von Werth, sie kennen zu lernen, weil man daraus die Art und Weise, in welcher die Kriegführung des Königs von Preußen beurtheilt wurde, und die Vermuthungen ersieht, denen man sich in Bezug auf seine nächsten Unternehmungen hingab.

Der König von Preußen muß, so läßt sich Kaunitz vernehmen, in Folge des Systems, welches er seit Beginn dieses Krieges annahm und befolgte, und nach den Verlusten, die er erlitt, jetzt mehr als jemals an dem Entschlusse festhalten, den größten Theil seiner Streit-

kräfte gegen das Haus Oesterreich zu vereinigen, weil nur die Besiegung dieses Feindes ihm helfen kann.

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, muß er alle ihm noch übrig bleibenden Mittel anwenden, um sich zu verstärken. Er muß wo möglich vierzig oder fünfzigtausend Mann, die er noch in Preußen und in Pommern stehen hat, so wie Alles, was er in Schlesien und anderen Provinzen schon zu Soldaten gemacht hat oder zu solchen noch machen kann, an sich ziehen. Mit der Uebermacht, welche diese Verstärkungen ihm verleihen, muß er sich bemühen, die österreichische Armee, ehe die Heere Frankreichs und Rußlands ihr die Hand zu bieten vermögen, zu einer allgemeinen und entscheidenden Feldschlacht zu zwingen.

Je mehr der König von Preußen in Bedrängniß geräth, um so unwahrscheinlicher wird es, daß man ihn zu dem Fehler zu verleiten vermag, seine Streitkräfte zu theilen. Denn er besitzt allzu viel Scharfblick, um nicht zu begreifen, daß er hiedurch seinen Untergang beschleunigen, daß er in dem Bestreben, Alles zu schützen, gar nichts vertheidigen, und daß er sich durch einen solchen Vorgang der Gefahr aussetzen würde, stückweise zu Grunde gerichtet zu werden, während die Vereinigung seiner Streitkräfte ihn vielleicht noch auf ein günstiges Ereigniß hoffen lassen kann, das ihn zu retten vermag.

Wenn also der König von Preußen sich wahrscheinlicher Weise bemühen werde, die kaiserliche Armee, bevor sie ihn an Stärke allzu sehr übertreffe, zu einer Schlacht zu nöthigen, so sei natürlicher Weise nichts mehr zu wünschen, als ihre Ueberlegenheit baldigst herbeizuführen. Denn nur durch sie werde man in den Stand gesetzt werden, den König endlich doch zu besiegen. Nicht in seinen Hülfsquellen bestehe seine Kraft, sondern nur in seinem Heere. Die Vernichtung dieses Letzteren werde auch die Zertrümmerung seiner Macht herbeiführen, deren Fortbestand unvereinbar sei mit dem Wohle der Menschheit[310]).

Aus diesen Betrachtungen hätte ohne Zweifel die Folgerung gezogen werden sollen, daß nichts ersprießlicher wäre für die Erreichung

des gemeinschaftlichen Zweckes als die Verstärkung des österreichischen Hauptheeres durch das französische Armeecorps unter Soubise. Aber man erinnerte sich in Wien noch deutlich der Anstände, welche der Verwirklichung eines ähnlichen Planes, ja der bloßen Vollziehung der Bestimmungen des Vertrages von Versailles vom Jahre 1756 noch vor ganz kurzer Zeit von der französischen Regierung entgegengesetzt worden waren. Um das gute Einvernehmen mit derselben nicht neuerdings zu gefährden, verzichtete man von vorneherein auf einen solchen Antrag. Man begnügte sich mit einem Vorschlage, durch dessen Annahme wenigstens das französische Armeecorps und die Reichstruppen so bald als möglich zur unmittelbaren Bekämpfung des Königs von Preußen herangezogen werden sollten. Von dem Vereinigungspunkte Würzburg aus hätten sie mit größter Raschheit nach Erfurt vorwärts zu gehen. Von da möge diese combinirte Armee je nach den Umständen nach der Gegend zwischen Halle und Leipzig, oder auf Dresden, oder nach dem Grenzlande südlich von Dresden sich wenden, in jedem Falle aber nach der Hauptarmee unter Karl von Lothringen sich richten. Nur im innigsten Zusammenwirken mit ihr sei das gemeinsame Ziel zu erreichen.

Die französische Regierung ging schon deßhalb bereitwillig auf diese Anträge ein, weil sie durch deren Ausführung die Vereinigung ihres Armeecorps mit dem österreichischen Hauptheere vermied. Darum behauptete sie auch jetzt wieder, durch eine Diversion mit dem Armeecorps des Prinzen Soubise werde die Kriegführung gegen Preußen weit mächtiger gefördert als durch eine übergroße Verstärkung der österreichischen Armee. Denn ein so zahlreiches Heer sei durch seine eigene Menge so wie durch die Sorge für seine Subsistenz nur allzu leicht in den Operationen gehindert [311]).

So viel man nun auch vielleicht gegen diese etwas seltsame militärische Theorie hätte einwenden können, so ließ man sich doch zu Wien in keiner Weise auf eine Kritik derselben ein. Man war es viel mehr zufrieden, daß der Prinz von Hildburghausen und Soubise sich in der Richtung auf Erfurt in Marsch setzten und in den letzten Augusttagen daselbst vereinigten. Aber man ließ es dabei nicht be-

wenden, sondern sah ein, daß auch von dem österreichischen Heere ein anderes System angenommen werden müsse als das bisher befolgte, wenn nicht die Früchte des Sieges bei Kolin und der Vertreibung der Preußen aus Böhmen nach und nach wieder verloren gehen sollten.

Schon seit längerer Zeit war man in Wien mit dem Gange der Kriegsereignisse nicht mehr zufrieden. Die stolzen Hoffnungen, denen man nach den letzten glücklichen Ereignissen in Böhmen sich hingegeben hatte, waren durch die lange Unthätigkeit des österreichischen Heeres in der Lausitz wesentlich herabgestimmt worden. Man wußte, daß das anfänglich so gute Einvernehmen zwischen Karl von Lothringen und Daun nur kurze Zeit vorgehalten hatte; allgemein wünschte man, daß der Erstere entfernt und dem Letzteren der Oberbefehl anvertraut werden möge. Endlich erschrack man vor den ungeheuren Ausgaben, welche die bisherige Art der Kriegführung erforderte. Denn bei dem strengen Befehle, den die Kaiserin gegeben hatte, das sächsische Gebiet sorgfältig zu schonen, konnte man aus der Lausitz fast gar keine Lebensmittel ziehen, sondern aller Proviant für das Heer mußte demselben aus den österreichischen Erbländern nachgeführt werden. „Alles will „Geld", schreibt Haugwitz in einem verzweiflungsvollen Briefe an Daun [312]), „und ich weiß nicht woher ich es nehmen soll, nachdem „das Königreich Böhmen sich mit mehr als einer Million im Rück„stande befindet." Netolitzky sei dafür verantwortlich, fährt er fort, wenn die Armee Mangel leide an Heu und an Hafer. Denn ihm allein sei es zuzuschreiben, wenn von Mähren und von Oesterreich hiefür ungleich mehr geleistet werde als von Böhmen [313]).

„Gerechter Gott!" so schließt Haugwitz sein Schreiben, „die Zeit „verfließt und die Hälfte des Feldzuges ist vorüber. Wo aber werden „die 150.000 französischen und Reichstruppen, und fast eben so viele „unserer eigenen Soldaten ihre Winterquartiere finden, wenn man sich „nicht einer Festung bemächtigt, um daraus einen Waffenplatz zu „schaffen und dort die Truppen während des Winters zu erhalten. Ich „begreife nicht, wie unser Minister, der hier Alles allein regiert, so „sehr der Vorausficht ermangeln kann, und das einzig und allein „darum, weil er in Folge seiner allzu großen Selbstüberhebung sich

„über nichts unterrichten läßt[314]). Nur das Vertrauen auf Gott kann „mich trösten, denn ich kenne noch kein Mittel, wie wir binnen zwei „Monaten die Truppen ernähren können, wenn wir nicht Schlesien „besetzen."

Dieser Schmerzensschrei des Grafen Haugwitz, der auch schon darum nicht unmerkwürdig ist, weil er einen neuen Beweis dafür liefert, wie wenig doch eigentlich Kaunitz bei den österreichischen Staatsmännern beliebt war, gibt zum ersten Male dem Gedanken Ausdruck, der sich von nun an immer tiefer einwurzelte, es sei unerläßlich, sich Schlesiens zu bemächtigen. Auch im österreichischen Feldlager brach derselbe nach und nach sich Bahn. Er lag einer Anfrage zu Grunde, mit welcher Karl von Lothringen am 9. August sich nach Wien wandte und um Verhaltungsbefehle bat[315]). Die Denkschrift, die er vorlegte, bildete den Gegenstand einer Berathung, welche am 17. August in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin, dann der Grafen Ulfeld, Colloredo, Khevenhüller, Batthyany, Kaunitz und Neipperg stattfand.

Auch jetzt wieder führte, obwohl es doch zunächst um vorwiegend militärische Dinge sich handelte, Kaunitz das Wort. Auch jetzt wieder betonte er die „fast zuverlässige Wahrheit", wie er es nannte, daß der König von Preußen seine Kriegsmacht so wenig als möglich theilen, seine größte Stärke fortan gegen die österreichische Armee verwenden und sich so lang als nur immer möglich in seiner gegenwärtigen Stellung zwischen der Elbe und der Oder zu behaupten suchen werde. Allzusehr in die Enge getrieben, werde er jedoch eher die Elbe und ganz Sachsen, als die Oder verlassen, und sich mit dem größeren Theile seiner Streitkräfte nach Schlesien werfen, um sich zwischen den dortigen Festungen leichter vertheidigen zu können.

Von den Verbündeten lasse sich keine so ausgiebige Diversion erwarten, daß der König von Preußen durch sie gezwungen würde, seine jetzige Stellung zu räumen. Die österreichische Armee könne ihn nicht leicht aus derselben verdrängen; gleichwohl müsse dasjenige, was man während des gegenwärtigen Feldzuges überhaupt noch durchführen wolle, baldigst geschehen. Außerdem habe man an die Winterquartiere

zu denken und sich aufs Aeußerste zu bemühen, daß man nicht die ganze österreichische Kriegsmacht trotz ihrer Ueberlegenheit und trotz der errungenen großen Vortheile wieder nach Böhmen zurückziehen müsse. Denn dadurch würde dem Feinde Gelegenheit geboten, sich den Winter hindurch weiter auszubreiten, zu erholen und zu verstärken.

Nothwendig sei es, den Prinzen von Lothringen über den eigentlichen Sinn des Befehles aufzuklären, demzufolge nur dann irgend ein Wagniß unternommen werden dürfe, wenn mehr als bloße Wahrscheinlichkeit zur Erringung eines Erfolges vorhanden sei. Dergleichen allgemein lautende Vorschriften müßten ja ohnedem nach der Zeit und den Umständen eingerichtet und abgeändert werden; ähnliches sei auch Daun gegenüber vor der Schlacht bei Kolin geschehen. Nur müsse man wie damals, so auch jetzt in reifliche Erwägung ziehen, ob ein Wagniß mehr Schaden oder mehr Nutzen bringen könne.

Der Vortheil, den man aus dem günstigen Ausgange einer Schlacht ziehen könnte, läge ohne Zweifel darin, daß man vielleicht noch in dem gegenwärtigen Feldzuge dem ganzen Kriege ein Ende zu machen vermöchte. Jedenfalls aber würde man im Stande sein, die Winterquartiere außerhalb der österreichischen Erblande zu nehmen, woraus der Kaiserin großer Gewinn, dem Feinde aber empfindlicher Nachtheil erwüchse. Ließe man dagegen den Feldzug vorübergehen, ohne etwas zu wagen, so dürfe man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf zählen, daß im künftigen Jahre eine oder sogar mehrere Schlachten geliefert werden müßten. Denn darüber möge man nur ja keiner Täuschung sich hingeben, daß sich der König von Preußen bis auf den letzten Mann wehren und gewiß nicht zu einem für ihn nachtheiligen Frieden verstehen werde, so lang er nur überhaupt im Besitze einer feldtüchtigen Armee sich befinde.

Selbst in dem übelsten Falle, bei dem Verluste einer Schlacht würde der König von Preußen, wenn nicht mehr, so doch gewiß nicht weniger Mannschaft als die Kaiserin verlieren, dadurch aber einen weit empfindlicheren Schaden als sie selbst erleiden, indem er den Abgang ungleich schwerer ersetzen könne. Hiezu komme noch, daß die

österreichische Armee in ihrer gegenwärtigen Stellung ohnedieß nicht verbleiben könne, und wenn ihr nicht in der einen oder der anderen Weise Luft gemacht würde, an und für sich schon nach Böhmen zurück gehen und in den österreichischen Erbländern die Winterquartiere beziehen müßte. Wenn also in Folge des Verlustes einer Schlacht eben dasselbe, nur etwas früher geschehen sollte, so wäre das im Hinblick auf den Hauptzweck des Krieges noch nicht als ein übergroßer Nachtheil anzusehen. Denn auch nach den glücklichsten Ereignissen würde der Feind sich wahrscheinlich hüten, bei so weit vorgeschrittener Jahreszeit noch in Böhmen einzudringen.

Aus all dem gehe die Folgerung hervor, daß wenn noch in dem gegenwärtigen Feldzuge auf österreichischer Seite ein Wagniß unternommen werde, davon ungleich größerer Nutzen als Schaden erwartet werden könne. Allerdings sei damit nicht gemeint, daß man den Feind auch in einer für ihn sehr günstigen Stellung angreifen und Alles auf Spiel setzen dürfe. Man wolle nur sagen, daß der Prinz von Lothringen alle ihm überhaupt vortheilhaft scheinenden Bewegungen, selbst wenn sie zu einer Schlacht führen könnten, unternehmen und den Feind, wenn derselbe den Vortheil der Stellung nicht für sich allein hätte, sondern wenn solcher auf beiden Seiten gleich wäre, mit Zustimmung des Grafen Daun unbedenklich angreifen könnte.

Wie es fast immer der Fall war, so stimmten auch jetzt wieder alle Anwesenden der Meinung des Grafen Kaunitz bei. Doch wissen wir, daß dieß von einem Mitgliede der Versammlung, dem Grafen Neipperg, nur mit größtem Widerwillen geschah. „Er ist ein Mann", schreibt Haugwitz über ihn an Daun, „welcher der Monarchie schon viel „Unglück bereitet hat. Sein Eigensinn übersteigt alle Grenzen" [316]).

Mit größerer Bereitwilligkeit als Neipperg scheint der sonst unter seinem Einflusse stehende Kaiser [317]) auf das neue Project, zu welchem wohl Daun den ersten Anstoß gegeben haben mag, eingegangen zu sein. Aengstlicher als er war dießmal die Kaiserin; sie erschrack vor dem neuen Blutvergießen, das nun durch sie selbst veranlaßt werden sollte [318]).

Aber zuletzt fügte sie sich gleichfalls, und sie bemerkte nur, man möge den Prinzen von Lothringen beruhigen über die Folgen, welche ein Wagniß etwa nach sich ziehen könnte.

Nachdem man sich über diesen Grundsatz vollständig geeinigt hatte, wurden die verschiedenen Vorschläge über die Bewegungen, welche die Armee unternehmen konnte, in Erwägung gezogen. Am vortheilhaftesten sei es, wurde erklärt, ein Armeecorps von etwas mehr als dreißigtausend Mann von dem Hauptheere abzulösen und es nach Schlesien zu senden. Einen der beiden Zwecke werde man dadurch sicher erreichen, entweder den Feind zur Veränderung seiner gegenwärtigen Stellung zu vermögen, oder festen Fuß in Schlesien zu fassen, dort die Winterquartiere zu behaupten, sie dadurch dem Feinde zu entziehen und ihn der Möglichkeit zu berauben, Rekruten, Pferde und Steuern diesem Lande zu entnehmen.

Dreierlei Entschlüsse wären es, welche dem gegenüber der Feind zu fassen vermöchte. Entweder bleibe er mit seinem Heere in dessen bisheriger Stellung; dann aber könnte man um so ungehinderter durch Eroberung einer Festung in Schlesien sich daselbst festsetzen und immer weiter ausbreiten. Oder er sende gleichfalls ein Armeecorps nach Schlesien; dadurch werde er das Hauptheer in einer Weise schwächen, die es sehr erleichtern würde, Entscheidendes gegen dasselbe zu unternehmen. Oder die ganze preußische Armee rücke nach Schlesien; dann würde sie wenigstens ganz Sachsen und die Lausitz räumen und den Oesterreichern den Weg freigeben nach dem Innern von Brandenburg. Der Feldzug wäre dadurch in eben so ruhmvoller als vortheilhafter Weise geendigt [319]).

Als das Rescript der Kaiserin, welches in Gemäßheit dieser Beschlüsse an den Prinzen von Lothringen erging, bei dem Letzteren eintraf [320]), wurde es zum Gegenstande einer eingehenden Berathung gemacht, zu welcher der Prinz außer Daun auch noch den Grafen Lucchesi, den französischen Brigadier Montazet und Netolitzky beizog. Prinz Karl und Daun waren über die Nützlichkeit einer Unternehmung gegen Schlesien der gleichen Meinung; nur wünschte der Prinz, daß

der Zug dorthin bloß von einem Armeecorps von etwa dreißigtausend Mann unternommen werde, zu welchem die Hauptarmee nicht mehr als ungefähr zwei Dritttheile zu entsenden hätte. Daun hingegen war der Ansicht, der Zug nach Schlesien solle von dem größten Theile des Heeres ausgeführt werden. Bloß fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann wollte er zur Deckung Böhmens in der gegenwärtigen Stellung zurücklassen.

Der Vortheil, welchen Daun sich davon versprach, bestand darin, daß ein größeres Heer weit leichter beträchtliche Fortschritte in Schlesien zu machen vermöchte als ein einzelnes Armeecorps, das zu gleichzeitiger Bekämpfung der preußischen Truppen und zur Belagerung einer Festung offenbar zu schwach wäre.

Als Prinz Karl, an seiner Anschauung festhaltend, die Kaiserin bat, eine Entscheidung zwischen derselben und derjenigen Dauns zu treffen[321]), wußte er noch gar nichts von der Veränderung, welche inzwischen in dem feindlichen Lager vorgegangen war. Das Gegentheil von der mit so großer Bestimmtheit vorgebrachten Vorhersagung des Grafen Kaunitz war geschehen. Nachdem König Friedrich sich fruchtlos bemüht hatte, die österreichische Armee entweder zu einer Schlacht zu drängen oder sie doch wenigstens aus ihrer Stellung zu vertreiben, theilte er, nach seinem Lager zurückgekehrt, sein Heer. Die größere Anzahl ließ er unter den Befehlen des Herzogs von Bevern den Oesterreichern gegenüber in der Lausitz. Mit dem kleineren Theile begab er selbst sich nach Thüringen, den Franzosen und Reichstruppen entgegen.

Als Prinz Karl und Daun dieß erfuhren, waren sie einstimmig der Meinung, es sei nothwendig, sich mit der Armee dem jetzt ziemlich geschwächten Feinde zu nähern und ihn entweder in seinem Lager anzugreifen oder sonst zum Rückzuge zu zwingen. Wie dieß am besten geschehen könne, darüber hatten alle im österreichischen Lager anwesenden kaiserlichen Generale ihre Meinung schriftlich zu eröffnen.

In welcher Weise sie dieß thaten, ist jetzt nicht mehr ersichtlich. Nur das wissen wir, daß Karl von Lothringen nicht mehr in dem früheren, so lange Zeit hindurch festgehaltenen Lager zu Kleinschönau blieb, sondern der rückgängigen Bewegung der Preußen folgte. Aber wie er aus Ostritz berichtete, standen die Feinde so sehr auf ihrer Hut, und die gebirgige und waldige Gegend bot ihnen so viele günstige Stellungen dar, daß er es für ungemein schwer hielt, ihnen beizukommen [322]). Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß dieß doch noch gelingen werde. Und in Wien, von wo aus der Kaiser seinen Bruder unablässig dazu drängte [323]), nicht jede Gelegenheit unbenützt zu lassen und einen Handstreich gegen die Preußen zu versuchen, sah man mit hochgespannter Erwartung den Ereignissen entgegen.

Binnen kürzester Frist ging sie, jedoch freilich nur in geringem Maße in Erfüllung Am 5. September überfiel der Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik die Stadt Bautzen und nahm die Besatzung von vierhundert Mann gefangen. Und zwei Tage später ließ Karl von Lothringen, zuerst durch seinen Bruder [324]) und dann auch von Montazet dazu angeregt, durch den General der Cavallerie Grafen Nadasdy und den Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Arenberg das preußische Armeecorps angreifen, welches in einer Stärke von ungefähr zehntausend Mann unter dem Befehle des Generals von Winterfeldt gut verschanzt in der Nähe von Moys stand. Die Preußen wurden nach tapferem Widerstande geworfen; Winterfeldt selbst fiel tödtlich verwundet und starb am folgenden Tage. Die Preußen steckten ihr Lager in Brand und zogen sich, sieben Fahnen und acht Kanonen in den Händen ihrer Gegner zurücklassend, mit starkem Verluste gegen die Neisse zurück. Zwei Tage später hob auch das Hauptheer unter dem Herzog von Bevern sein Lager bei Görlitz auf und rückte in nordöstlicher Richtung nach Bunzlau in Schlesien. Nun war der Grund der früheren Meinungsverschiedenheit zwischen dem Prinzen und Daun von selbst aus dem Wege geräumt. Von der Befugniß Gebrauch machend, welche ihnen aus Wien ertheilt worden war, an Ort und Stelle den ihnen passend erscheinenden Entschluß zu fassen und sogleich an dessen Ausführung zu schreiten, traten jetzt

auch Prinz Karl und Daun, den Feldzeugmeister Freiherrn von Marschall mit etwas mehr als fünfzehntausend Mann, worunter die leichten Truppen unter Hadik, zur Deckung Böhmens in der Lausitz zurück lassend, den Marsch nach Schlesien an.

Nicht ganz mit Unrecht besorgte man in Wien, daß die Ermächtigung des Prinzen von Lothringen, nöthigenfalls dem Könige von Preußen eine Schlacht zu liefern und nicht Sachsen, sondern Schlesien zu dem eigentlichen Objecte der Operationen zu machen, in Frankreich Anstoß erregen könnte. Denn dort hatte man es immer für das Klügste gehalten, König Friedrich gegenüber auf kein Wagniß sich einzulassen, welches die bisher errungenen Erfolge mit einem Male wieder zu nichte machen könnte. Und die Unternehmung gegen Schlesien mochte man an dem Hofe von Versailles aus dem Grunde mit ungünstigem Auge betrachten, weil man in Frankreich zunächst die Vertreibung der Preußen vom sächsischen Boden verwirklicht sehen wollte. Außerdem lag die Besorgniß nahe, daß durch den Abzug des österreichischen Heeres nach Schlesien die Reichsarmee und das Armeecorps des Prinzen Soubise einem plötzlichen Angriffe der Preußen bloßgestellt werden könnten.

Kaunitz sah es daher für dringend nothwendig an, den französischen Hof über die Instructionen zu beruhigen, die man dem Prinzen von Lothringen ertheilte. Dem Grafen Starhemberg wurde eine Abschrift des Protokolles über die Sitzung der Staatsconferenz übersendet, in welcher jene Beschlüsse gefaßt worden waren. Er möge daraus, fügte Kaunitz hinzu, die Gründe entnehmen, durch welche man in Wien zu diesem Verfahren bewogen worden sei. Hier habe man mehr als anderswo Ursache, es nicht auf einen zweifelhaften Ausgang ankommen zu lassen, sondern Schlachten zu vermeiden, welche Menschen und Geld im Uebermaße kosten. Wer jedoch im unrechten Augenblicke sparen wolle, sei ein übler Wirth und bringe sich in Gefahr, zu anderer Zeit das Doppelte aufwenden zu müssen und doch seinen Endzweck zu verfehlen. Dieser Satz finde in dem gegebenen Falle um so mehr seine Anwendung, da der König von Preußen einzig und allein durch Vernichtung seiner Armee gedemüthigt werden könne. Mit

ihm sei ja der Krieg weit gefährlicher als mit den Türken und Tartaren. Denn die Letzteren begnügten sich damit, die Unterthanen ihres Gegners in die Sclaverei zu schleppen, niemals zwängen sie jedoch dieselben, wie dieß von Seite Friedrichs geschehe, wider ihre eigenen Landesherren zu kämpfen. Ueberall, wohin der König auch komme, wisse er sich ansehnlich zu verstärken, und er allein besitze die Kunst, binnen vierzehn Tagen aus einem zum Kriegsdienste gepreßten Manne einen nützlichen Soldaten zu machen [325]).

In Frankreich war aber der Widerspruch gegen die beabsichtigte Unternehmung auf Schlesien geringer als man am Wiener Hofe besorgt hatte. War ja doch schon von dem Marschall Belleisle und dem Kriegsminister Paulmy, noch ehe sie von dem Plane der österreichischen Regierung Kenntniß erlangt hatten, die Nothwendigkeit hervorgehoben worden, in Schlesien sich festzusetzen und zu diesem Ende Schweidnitz zu belagern [326]). An diesem Gedanken hielt man auch noch später fest, und als man in Frankreich die Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Moys empfing, verstummte nach und nach auch die Klage, welche immer vernehmbarer geworden war, daß das österreichische Heer so lange unthätig in der Lausitz gestanden und die mehrfache günstige Gelegenheit, ohne jede eigene Gefahr die viel geringere preußische Kriegsmacht zu schlagen, niemals benützt habe. Auch jetzt noch drängte man zur Führung eines entscheidenden Schlages. An einem günstigen Ergebnisse sei bei der Uebermacht der Oesterreicher fast nicht zu zweifeln, und das Heer des Herzogs von Bevern könne durch einen einzigen glücklichen Streich völlig zu Grunde gerichtet werden [327]).

Je kühner man jetzt in Frankreich war, wenn es darum sich handelte, dem Wiener Hofe entscheidende Unternehmungen zuzumuthen, desto vorsichtiger ging man zu Werke, wo die eigenen Truppen ins Spiel kamen. Nicht ohne Besorgniß betrachtete man die vorgeschobene Stellung des Prinzen Soubise, und ängstlich überdachte man die Gefahren, denen er ausgesetzt schien. Sie zu beseitigen, verfiel man auf allerlei Vorschläge, unter welchen wohl der eigenthümlichste in dem Begehren lag, nicht die ganze Reichsarmee, wie es früher in Frankreich

verlangt worden war, sondern nur ihren besten und verläßlichsten Theil, der aus den baierischen, pfälzischen, würzburgischen, mainzischen und darmstädtischen Truppen bestand und etwa acht- bis zehntausend Mann zählte, mit Soubise zu vereinigen [328]). Und als man die Nachricht von dem Anmarsche König Friedrichs gegen Erfurt erfuhr, da wurde Soubise eiligst beauftragt, sich vor ihm bis Gotha und Eisenach, ja wenn nöthig noch weiter zurückzuziehen [329]).

Soubise hatte diesen Befehl seines Hofes nicht erst abgewartet, um in dem gleichen Sinne zu handeln. Auf die erste Nachricht von der Annäherung des Königs von Preußen drang er bei dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen auf schleunigen Rückzug. Lebhaft widersprach der Prinz, und er schilderte den üblen Eindruck, den es hervorbringen müsse, wenn die Operationen mit einen Rückzuge begännen [330]). Da aber Soubise auf seiner Meinung beharrte und von sämmtlichen französischen Generalen in derselben noch bestärkt wurde, mußte Hildburghausen sich endlich zur Nachgiebigkeit bequemen. Ueber Gotha wichen die Reichstruppen und die Franzosen bis Eisenach, wo sie an den Gebirgen eine feste Stellung bezogen. Sie wurden in derselben von den Preußen nicht weiter behelligt; König Friedrich ging sogar von Erfurt auf Weimar zurück. Dort blieb er stehen bis die Nachrichten aus seiner Hauptstadt ihn veranlaßten, mit einem Theile seiner Streitkräfte die Richtung gegen Berlin einzuschlagen.

Ueber Lauban und Löwenberg war das österreichische Heer nach Schlesien gerückt. Dringend empfahl der Kaiser seinem Bruder, dieses Land, welches man jetzt Gott sei Dank wieder als ein österreichisches ansehen könne, so viel als nur immer möglich zu schonen und allen Excessen daselbst mit Strenge vorzubeugen [331]). Außerdem trug er ihm auf, die Protestanten in der freien Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses in keiner Weise zu stören. Schon zur Zeit Karls VI. sei sie ihnen gestattet gewesen; sorgfältig möge man sich hüten, hierin irgend etwas zu deren Ungunsten zu ändern [332]). Endlich wiederholte er ihm stets von Neuem den Satz, auf die Zertrümmerung der preußischen Armee möge er sein Hauptaugenmerk richten. Der Wiederbesitz Schlesiens sei der Kaiserin durch ihre Verbündeten garantirt und

somit kaum mehr in Zweifel zu ziehen. Nicht so sehr auf die Eroberung Schlesiens als auf die Vernichtung der preußischen Armee müsse man daher ausgehen, denn nur in solcher Weise vermöge man den König für alle Zukunft des Mittels zu berauben, die Ruhe Europa's neuerdings zu stören [333]).

Das Verfahren des Prinzen von Lothringen entsprach jedoch nur wenig den Wünschen seines Bruders. Während der Letztere unablässig auf die ungeheure Ueberzahl der kaiserlichen Armee und auf die Leichtigkeit hinwies, mit ihr den ungleich schwächeren Gegner zu zermalmen, wenn man demselben nur kräftig auf den Leib rücke, setzte das österreichische Heer, von dem Feinde sich eher entfernend als sich ihm nähernd, in schwerfälligen Märschen seinen Weg fort. Nicht mit Unrecht klagten die Heerführer über das üble Wetter und den schlechten Zustand der Straßen, aber die gleichen Hindernisse bestanden ja auch für die Gegner, welche ihrer doch mit Leichtigkeit Herr wurden. Allmälig stieg die Unzufriedenheit des Wiener Hofes mit dem Prinzen von Lothringen immer höher und höher, und selbst dessen eifrigster Fürsprecher, der Kaiser, vermochte dieselbe zuletzt nicht mehr zu bemeistern. Als Tag um Tag verging und die aus Schlesien eintreffenden Staffetten niemals Nachrichten von einem erfochtenen Siege oder selbst nur von einem kleineren Erfolge, sondern immer nur Schilderungen der Hindernisse überbrachten, welche energischerem Handeln sich entgegenstellten, da riß endlich auch ihm die Geduld. „Ich zittere für „Deine Ehre," schrieb er am 25. September seinem Bruder, „und Du „kannst selbst die Wirkung beurtheilen, welche es auf alle Welt macht, „wenn diese kleine preußische Armee immer wieder Mittel findet, Dir „zu entwischen, nachdem sie sich so oft und durch so lange Zeit in „Deiner Nähe befand, ohne daß Du sie zu schlagen vermochtest."

Noch war das in so scharfen Ausdrücken abgefaßte Schreiben des Kaisers nicht an den Prinzen gelangt, als derselbe endlich einen Versuch machte, die Wünsche des Wiener Hofes in Ausführung zu bringen. Nachdem er ein abgesondertes Corps gegen Schweidnitz detachirt hatte, wandte sich Karl von Lothringen mit dem Hauptheere gegen Liegnitz, wo der Herzog von Bevern in vortheilhafter Stellung sich befand.

Aber auch jetzt wußte der Letztere einer Schlacht vorsichtig auszuweichen; doch gelang es dem Prinzen von Lothringen wenigstens, den Feind durch Wegnahme der vor seiner Fronte befindlichen Dörfer so wie durch wirksame Beschießung seines Lagers zu zwingen, dasselbe zu verlassen. In Eilmärschen zog nun der Herzog von Bevern auf Breslau zu, um diese Stadt, die wichtigste Schlesiens zu decken. Karl von Lothringen und Daun wandten sich gleichfalls dorthin.

Lebhaft hatte man am Wiener Hofe gewünscht, daß die österreichischen Heerführer den Preußen bei dem Zuge auf Breslau zuvor kämen. Auch jetzt wieder war es der Kaiser, welcher seinem Bruder in den eindringlichsten Worten empfahl, von nun an alle seine Gedanken nur auf Breslau zu richten und um keinen Preis den Feind eher dorthin zu lassen[334]). Aber auch jetzt wieder wurden seine Hoffnungen getäuscht, auch jetzt wieder kam Karl von Lothringen zu spät, und als er am 3. October mit seinem Heere gegen Breslau heranrückte, fand er den Herzog von Bevern schon vor der Stadt gelagert.

In seinem jetzigen Hauptquartiere zu Lissa erhielt Prinz Karl eine erneuerte Aufforderung der Kaiserin, Alles anzuwenden, um dem Feinde, dem er an Truppenzahl so sehr überlegen sei, einen entscheidenden Schlag beizubringen und sich dann Breslau's zu bemächtigen. Der Besitz dieser großen, an der Oder gelegenen Stadt würde zur Ausdehnung und Sicherstellung der Winterquartiere, zur Erleichterung der Subsistenz des Heeres, zur Anlegung eines Waffenplatzes, zur Aufrechthaltung der Verbindung mit Schweidnitz, das man baldigst zu erobern hoffte, zur Umschließung von Neisse und zu noch größerer Zurückdrängung des Feindes von den heilsamsten Folgen sein[335]).

Nachdem er dieses Schreiben der Kaiserin empfangen, forderte Karl von Lothringen seine Generale auf, ihre Meinungen über dasjenige kundzugeben, was von seiner Seite geschehen solle. Die Ansichten hierüber waren getheilt. Feldmarschall Graf Daun, nach dem obersten Heerführer der höchste im Range, war der Ansicht, daß man der vortheilhaften Stellung des Feindes nirgends als vielleicht auf dem linken

Flügel beizukommen vermöchte. Sollten die Preußen jedoch diese Absicht gewahr werden, so würden sie ihre besten Kräfte dorthin ziehen und daselbst energischen Widerstand leisten. Und wenn es dennoch gelänge, sie zum Weichen zu bringen, so brauchten sie nichts anderes zu thun als sich unter die Kanonen von Breslau oder in die Stadt selbst zurückzuziehen, um dadurch die mit großen Opfern erreichten Vortheile wieder zu nichte zu machen. An die Eroberung Breslau's aber könne ohne hinlängliche Artillerie, an welcher es fehle, durchaus nicht gedacht werden. Man würde vor Breslau nur nutzlos die Zeit verlieren und vielleicht sogar die Wegnahme von Schweidnitz verabsäumen, ohne welche man keinen einzigen Waffenplatz in Schlesien besäße und daselbst die Winterquartiere kaum zu behaupten vermöchte. Die Armee solle sich daher Schweidnitz nähern und Alles thun, um möglichst bald diese Festung zu erobern.

Kühner als die Vorschläge des Grafen Daun waren diejenigen, welchen der General der Cavallerie Graf Lucchesi Ausdruck verlieh. Er trug darauf an, ein leichtes Corps zu formiren und mit demselben über die Oder zu setzen. Wahrscheinlich sei es, daß der König von Preußen sich bemühen werde, sich mit dem Herzog von Bevern wieder zu vereinigen. Diese Absicht müsse um jeden Preis vereitelt und das Aeußerste aufgeboten werden, den Feind zu schlagen und in solcher Weise den Krieg vielleicht mit einem einzigen Streiche zu Ende zu bringen.

Aehnlich wie Lucchesi sprachen auch der General der Cavallerie Fürst Esterházy und der Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Arenberg sich aus. Noch entschlossener lautete der Antrag des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Trauttmansdorff. Nicht auf die Belagerung von Schweidnitz oder auf eine ähnliche Unternehmung müsse man, behauptete er, sein Augenmerk richten, sondern nur darauf, wie man den Feind am besten anzugreifen und zu schlagen vermöge. Alle Streitkräfte solle man zusammenziehen und ihm mit dieser vereinigten und überlegenen Kriegsmacht direct zu Leibe gehen. Selbst wenn er wider Vermuthen nicht geschlagen werden sollte, so sei dabei nicht allzuviel gewagt, denn bei seiner großen Minderzahl wäre er niemals

im Stande, das österreichische Heer, selbst wenn es zurückweichen müßte, mit Nachdruck zu verfolgen.

Diese Meinung war es jedoch nicht, für welche die Mehrheit der Stimmen sich entschied. Sie fiel der Anschauung des Feldmarschall Lieutenants Freiherrn von Buccow bei, daß man zwar vor Allem die Belagerung von Schweidnitz decken, jedoch dem Feinde nahe bleiben müsse, um jede Gelegenheit zum Angriffe auf denselben benützen zu können [336]).

Noch waren diese Gutachten der Generale nicht zur Kenntniß der Kaiserin gelangt, als sie dem Prinzen von Lothringen ihre Ansicht mittheilte über das von ihm zu beobachtende Verfahren. Wenn er selbst und mit ihm der größere Theil der Generalität den Angriff auf das feindliche Lager für unthunlich oder doch zu gefährlich ansehen sollte, möge derselbe unterbleiben. Denn sie sei weit davon entfernt, ihrem Heere irgend etwas unausführbares oder allzu verderbliches zumuthen und dasselbe gleichsam auf die Schlachtbank senden zu wollen. In diesem Falle der Unthunlichkeit eines Angriffes auf das feindliche Lager möge dagegen die Belagerung von Schweidnitz unverzüglich begonnen und rasch zu Ende gebracht werden.

Sollten jedoch der Prinz und mit ihm ein namhafter Theil der Generalität die Wahrscheinlichkeit vor sich sehen, den Feind aus dessen Lager vertreiben und ihm einen empfindlichen Streich beibringen zu können, so möge er in Gottes Namen den Angriff wagen und keine Besorgnisse hegen, daß ein ungünstiger Erfolg ihm zur Last gelegt würde. Die Kaiserin wisse ja, daß im Kriege das Ergebniß einer Unternehmung oft von geringfügigen Umständen abhänge und sich keineswegs mit Bestimmtheit vorhersehen lasse. In einem Kampfe, wie der gegenwärtige, müsse auch irgend etwas aufs Spiel gesetzt werden. Zu wiederholten Malen seien dem Prinzen die wichtigen Ursachen mitgetheilt worden, welche es nothwendig machten, mit allem Nachdrucke zu Werke zu gehen. In den Fällen, in denen die Möglichkeit eines günstigen oder ungünstigen Ausganges sich die Wagschale halte, müsse man es eben auf das Glück ankommen lassen, um einem so

aufreibenden Kriege ein rasches Ende zu machen. Unabänderlich werde die Kaiserin bei dieser Anschauung beharren, und da von Wien aus unmöglich bestimmt werden könne, ob der eine oder der andere Fall wirklich eingetreten sei, so stelle sie dasjenige, was geschehen solle, des Prinzen eigener Beurtheilung anheim. Nur darauf glaube sie ihn aufmerksam machen zu sollen, daß allerdings die Belagerung von Schweidnitz nicht mehr verschoben werden dürfe, daß aber auch die Vorbereitungen zu einem Angriffe auf das Lager des Feindes keinen langen Zeitraum in Anspruch nehmen könnten. Würde es dagegen verabsäumt, ihn aus seiner gegenwärtigen Stellung zu vertreiben, so werde derselbe dem Prinzen gar bald große Verlegenheit bereiten [337]).

Diese Anschauung der Kaiserin wurde durch die Gutachten der Generale nur wenig modificirt. Nachdem Maria Theresia dieselben erhalten, billigte sie die Meinung der Mehrzahl, welcher schließlich auch Daun und Karl von Lothringen beigestimmt hatten, daß man die feindliche Armee nicht aus den Augen verlieren dürfe, sondern trachten müsse, ihr bei günstiger Gelegenheit einen empfindlichen Streich beizubringen. Auch jetzt wiederholte sie ihre Ueberzeugung, daß von Wien aus die kriegerischen Operationen keineswegs im Detail geleitet, sondern daß höchstens die allgemeinen Grundsätze aufgestellt werden könnten, welche ihnen als Richtschnur dienen sollten. Halte die Mehrzahl der Generale den Angriff auf die feindlichen Linien für unausführbar, dann müsse derselbe unterbleiben, dafür aber die Belagerung von Schweidnitz um so rascher zu Ende gebracht werden. Nach Eroberung dieser Festung und nach Vereinigung des Belagerungscorps mit der Hauptarmee werde es vielleicht doch noch möglich sein, eine Unternehmung gegen Breslau ins Werk zu setzen [338]).

In einem eigenhändigen Schreiben an Karl von Lothringen bestätigte und verstärkte die Kaiserin diese Aufträge. Um jeden Preis müsse er Schweidnitz und dann „dieses garstige Breslau" erobern, denn es handle sich ebenso um ruhige Winterquartiere als um eine günstige Basis für die künftigen Friedensverhandlungen. „Das Herz „blutet mir," fügte Maria Theresia hinzu, „wenn ich an das denke, „was unsere Leute erdulden müssen. Man muß ihnen aus meinem

„eigenen Beutel jede nur immer denkbare Hülfe gewähren, aber keiner„lei Excesse gestatten [339])."

Nachdem die Befehle der Kaiserin an Karl von Lothringen gelangt waren, berief er den Feldmarschall Grafen Daun, die Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie zu einem Kriegsrathe. Um ihre Meinung über die Räthlichkeit eines Angriffes auf die feindlichen Linien befragt, erklärten fast alle einen solchen für vergeblich; nur nutzloses Blutvergießen würde herbeigeführt werden. Lucchesi allein war für den Angriff; seiner Meinung stimmte auch Karl von Lothringen bei [340]). Da indessen in dem Handschreiben der Kaiserin ausdrücklich gesagt war, nur wenn eine größere Anzahl von Generalen für den Angriff sei, möge derselbe auch wirklich erfolgen, so wagte der Prinz es nicht, auf sich allein eine so große Verantwortung zu nehmen. Neuerdings berichtete er nach Wien, aber auch von dort wurde ihm nicht der positive Befehl zum Angriffe gegeben. Obwohl derselbe, antwortete Maria Theresia, mehr nach ihren Wünschen gewesen wäre, so verdenke sie es doch ihren Generalen durchaus nicht, daß sie nach eigener Ueberzeugung geurtheilt und mehr die militärischen als die politischen Rücksichten in Betracht gezogen hätten. Inzwischen seien jedoch die letzteren noch dadurch verstärkt worden, daß man von französischer Seite aus der bisherigen Unthätigkeit schon die Schlußfolgerung ziehe, in Schlesien würde außer der Eroberung von Schweidnitz nichts Erwähnenswerthes mehr geschehen. Man knüpfe hieran das Verlangen, zwölftausend Mann von der dortigen Armee nach Sachsen abzusenden, um wenigstens dieses Land von den Preußen zu befreien.

Auch die militärischen Rücksichten, in deren Anbetracht ein Angriff auf die feindliche Stellung unthunlich befunden worden war, hatten kein ausreichendes Gewicht in den Augen der Kaiserin. Sie gebe wohl zu, schrieb sie an Karl von Lothringen, daß nicht gerade eine Erstürmung des feindlichen Lagers ins Werk zu setzen sei. Aber eine Beschießung der befestigten Dörfer, welche vor demselben sich befanden, so wie der Redouten könnte wohl ohne alle Gefahr bewerkstelligt und der Feind gerade so, wie es bei Liegnitz geschehen, zum Weichen gezwungen werden. Sollte die Beschießung sich wirksam erweisen, so

dürfte auch eine Schlacht ohne allzu großes Wagniß geliefert, durch einen Sieg aber dem Kriege ein rasches und glückliches Ende gemacht werden.

So weit hatte Maria Theresia geschrieben, als die Meldung eintraf, Prinz Karl habe sich entschlossen, zu rascherer Durchführung der Belagerung von Schweidnitz eine ziemlich beträchtliche Heeresabtheilung dorthin zu entsenden. Nach dieser Schwächung der Hauptarmee glaubte nun die Kaiserin selbst, den offenen Angriff auf den Feind nicht mehr anordnen zu können. Aber sie stellte es dem Prinzen und Daun anheim, ob nicht durch eine Beschießung der feindlichen Stellungen noch ein günstiges Resultat erzielt werden könnte[341]).

Im kaiserlichen Heerlager glaubte man jedoch auf jede nachdrücklichere Unternehmung verzichten zu müssen, bis Schweidnitz gefallen und die zur Wegnahme dieser Festung verwendete Streitmacht wieder verfügbar sein würde. Darum standen nun beide Armeen mehrere Wochen hindurch ohne eine andere Thätigkeit sich gegenüber, als daß sie sich gleichmäßig bemühten, ihre Stellung so viel als möglich zu verstärken.

Während dieß in der unmittelbaren Umgebung von Breslau geschah, schritt nicht nur die Belagerung von Schweidnitz allmälig vorwärts, sondern es wurde von österreichischer Seite noch eine zweite Unternehmung ins Werk gesetzt, welche allenthalben das größte Aufsehen erregte.

Schon seit er die Nachricht von dem Siege der Russen bei Großjägerndorf erhalten, war in dem Prinzen von Lothringen der Gedanke erwacht, der peinliche Eindruck dieser Niederlage in den preußischen Ländern sollte durch einen kühnen Streifzug in das Herz derselben wo möglich noch verstärkt werden. Die Verwirrung und die Bestürzung, welche die unausbleibliche Folge einer solchen Unternehmung sein müßten, könnten auf die Kriegführung des Königs von Preußen nur eine sehr ungünstige Wirkung hervorbringen. Zur Vollführung eines solchen Auftrages hielt Karl von Lothringen den Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik für den geeigneten Mann. Kühnen Unternehmungs-

geist, persönliche Unerschrockenheit mußte derselbe mit kaltblütiger Besonnenheit, mit Vorsicht und Schlauheit gleichmäßig vereinigen. Alle diese Eigenschaften glaubte der Prinz in Hadik gefunden zu haben.

Im Jahre 1710 auf der ungarischen Insel Schütt geboren, trat Hadik frühzeitig in den Kriegsdienst. Noch unter dem Prinzen Eugen kämpfte er am Rheine, dann später gegen die Türken. Als kühner Husarenführer that er sich überall, insbesondere während des Erbfolgekrieges hervor. Jetzt befehligte er die leichten Truppen, welche bei dem Armeecorps sich befanden, das unter dem Feldzeugmeister von Marschall zur Deckung Böhmens in der Lausitz zurückgeblieben war.

Am 15. September richtete Karl von Lothringen zuerst die Aufforderung an Hadik, über die Ausführbarkeit und den Nutzen eines raschen Zuges nach der brandenburgischen Mark seine Gedanken zu eröffnen [342]). Unverzüglich befolgte Hadik diesen Auftrag. Er erklärte den gegenwärtigen Zeitpunkt für ungemein günstig zu einer solchen Unternehmung. Im ganzen Lande herrsche Besorgniß und Schrecken: die eiligst zusammengeraffte Miliz sei noch nicht in den Waffen geübt, der König selbst lege durch seine nutzlosen Märsche große Unentschlossenheit an den Tag. Dennoch dürfe man nicht leichtsinnig, sondern müsse mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen. Zu Elsterwerda, an der Poststraße von Dresden nach Berlin, gedenke er vorerst Stellung zu nehmen, dann aber, wenn alle Vorbereitungen zu dem Zuge beendigt wären, auf dem geradesten Wege nach der preußischen Hauptstadt vorzugehen [343]). Sechstausend Mann nahm er zu der ganzen Unternehmung in Anspruch. Nur zwölfhundert Mann deutsches Fußvolk und tausend deutsche Reiter hätten sich darunter zu befinden. Sechzehnhundert Husaren und zweitausend dreihundert Croaten sollten seine Schaar, acht Geschütze ihre Ausrüstung vervollständigen.

Sowohl von dem Prinzen von Lothringen [344]) als dem Wiener Hofe wurde dieser Plan in allen wesentlichen Punkten gebilligt. Gern wäre Hadik unverzüglich an dessen Ausführung geschritten, aber eine plötzliche Erkrankung hielt ihn davon ab [345]). Kaum halbwegs genesen, sammelte Hadik seine Truppen, jedoch in etwas geringerer Anzahl als

Anfangs beabsichtigt worden war. Aus etwa fünftausendzweihundertsiebzig Mann mit sechs Geschützen bestand seine gesammte Streitmacht. Die Generale von Babocsay, Baron Mittrowsky und von Kleefeld standen unter ihm. Den letzteren ließ er mit achtzehnhundert Mann und zwei Kanonen zu Elsterwerda zurück[346]), um als Verbindungspunkt mit dem Armeecorps Marschalls und zur Deckung des Rückzuges zu dienen. Mit dem Reste, nicht ganz dreitausendfünfhundert Mann[347]) und vier Geschützen setzte sich Hadik selbst am 11. October zu Elsterwerda in Bewegung. In streng nördlicher Richtung vorgehend, erreichte er noch an demselben Tage Dobrilugk und am 12. October Luckau. Ueberall ließ er kleine Husarencommando's zur Aufrechthaltung seiner Verbindung mit Elsterwerda und dem zu Bautzen stehenden Feldzeugmeister von Marschall zurück.

In Luckau trennte Hadik seine Streitmacht. Mit dem größten Theile derselben wandte er sich in östlicher Richtung gegen Lübben, dreihundert Husaren unter dem Obersten Ujházy ließ er einen Tag in Luckau verweilen. Dann sollten sie nördlich auf Mittenwalde marschiren und in solcher Weise seine linke Flanke bedecken. Die Eintreibung beträchtlicher Kriegscontributionen war dem Obersten Ujházy besonders empfohlen[348]).

In Lübben angelangt, gab Hadik, um seine wahre Absicht zu verdecken, sich das Ansehen, als ob er die Spree entlang gegen Frankfurt an der Oder einen Cordon ziehen wollte. Aber plötzlich wandte er sich wieder nordwärts, kam am 14. October nach Buchholz und sandte von da eine Abtheilung nach Neu-Schadow, durch die er die dortigen Eisenwerke, welche zur Anfertigung von Munition dienten, zerstören ließ. Ein Theil der vorgefundenen Munition wurde nach Lübben gebracht.

Wie Hadik selbst sagt, war in dem ganzen Lande, das er durchzog, weit und breit nichts von preußischen Truppen zu sehen[349]). Ganz ungehindert rückte er daher am 15. October bis Wusterhausen, jenem Schlosse des Königs von Preußen, in welchem derselbe, da es der

Lieblingsaufenthalt seines Vaters gewesen, einen großen Theil seiner nicht eben freudvollen Jugendzeit zugebracht hatte.

Um seine Annäherung in Berlin nicht vor der Zeit ruchbar werden zu lassen, verließ Hadik in Wusterhausen die Heerstraße. Rechts ab wandte er sich in den sogenannten Königswald, und am Abende des 16. October, nach einem sehr angestrengten Marsche stand er vor dem Köpeniker Thore der Stadt Berlin. Ujházy aber näherte sich ihr, um die Bestürzung zu vergrößern, von der Westseite her, und rückte vor das Potsdamer Thor.

Es kann nicht gesagt werden, daß man in Berlin ohne jede Ahnung der Annäherung feindlicher Truppen gewesen wäre. Ein dunkles, schwer zu erklärendes Gerücht von dem Anmarsche eines österreichischen Reitercorps war dem Stadtcommandanten Generallieutenant von Rochow zu Ohren gekommen; er beschränkte sich jedoch darauf, die Thorwachen zu verdoppeln. Hadik aber brauchte, als er aus dem Walde hervorbrach, die Vorsicht, Truppen aller Waffengattungen zu zeigen und sie so aufzustellen, daß die Anzahl derer, die noch in dem Walde zurückblieben, nicht wahrgenommen werden konnte.

Gleich nach seiner Ankunft vor Berlin sandte Hadik an den Stadtmagistrat einen Trompeter mit der Aufforderung zur Entrichtung einer Brandschatzung von dreimalhunderttausend Thalern. Nach Ablauf einer einstündigen Frist werde er die Stadt beschießen. Und als nach etwa anderthalb Stunden eine ausweichende Antwort des Magistrates eintraf, ordnete Hadik den Angriff. Oberst Freiherr von Ried führte die Vorhut, welche aus hundertfünfzig Freiwilligen und den Grenzsoldaten bestand. Ihnen folgte Oberst Fürst Sulkowski mit zwei Bataillonen deutscher Infanterie und zwei Geschützen, hierauf kamen die Husaren unter den Generalen Babocsay und Mittrowsky. Die deutschen Reiter, welche an dem Angriffe theilnahmen, befehligte der Oberst Graf Gourcy von dem Dragonerregimente Savoyen.

Der Commandant der Berliner Besatzung, welche aus fünf Bataillonen bestand, setzte diesem entschlossenen Angriffe keine ebenso

unerschrockene Vertheidigung entgegen. Wohl mag er sich Anfangs über die Stärke des Feindes getäuscht haben, aber eine etwas größere Anstrengung zum Schutze der ihm anvertrauten Stadt wäre doch wohl zu erwarten gewesen. Auch die Bürgerschaft machte keine Miene, zu ihrem eigenen Schutze und dem ihrer Häuser und Familien zu den Waffen zu greifen. Nicht viel Anderes geschah, als daß die Brücke über die Spree aufgezogen und der Theil, welcher auf der Stadtseite sich befand, mit dreihundert Mann besetzt wurde. Außerdem sperrte man das Köpeniker Thor und stellte hinter dasselbe ein ziemlich starkes Piket. Hadik aber ließ vor Allem die Brücke beschießen und vorerst die Geschütze hauptsächlich gegen die Fallketten richten. Auf den dritten Schuß rissen dieselben entzwei; die Brücke sank herab und nun warfen sich die österreichischen Grenadiere mit gefälltem Bajonett auf die Preußen, welche in großer Verwirrung die Brücke verließen und in die Stadt flohen. Inzwischen wurde auch das Thor gesprengt; mit siebenhundert Croaten und eben so viel Reitern drang Hadik durch dasselbe in die Stadt. Er schlug nun die Richtung gegen das Cottbuser Thor ein, um sich desselben gleichfalls zu bemächtigen. Zwei schwache Bataillone rückten den Oesterreichern entgegen, doch wurden sie gleich beim ersten Anpralle der kaiserlichen Reiter fast gänzlich vernichtet. Eine Abtheilung von etwa drei- bis vierhundert Mann, welche beim Cottbuser Thor aufgestellt war, ergriff hierauf gleichfalls die Flucht, wurde jedoch von der Reiterei eingeholt. Fast Niemand entkam; die meisten wurden entweder gefangen oder niedergehauen, von österreichischer Seite blieb General Babocsay todt auf dem Platze. Im Ganzen wurden sechs Fahnen erobert und ungefähr vierhundert Gefangene gemacht.

Nicht nur menschlich, sondern auch klug handelte Hadik, als er den errungenen Vortheil nicht weiter benützte und der Lockung widerstand, in das Innere von Berlin vorzudringen. Leicht hätten seine Truppen sich zu Excessen, ja wohl zur Plünderung hinreißen lassen; über die Bewohner der Hauptstadt wäre damit nicht nur großes Unheil hereingebrochen, sondern vielleicht unter den Truppen selbst verhängnißvolle Unordnung eingerissen. Hadik begnügte sich daher, durch den

Rittmeister Freiherrn von Walterskirchen das Begehren um eine Contribution zu erneuern; doch erhöhte er es jetzt auf 600.000 Thaler. An den Prinzen von Lothringen aber sandte er einen kurzen Bericht aus „denen Mauern von Berlin“ [350]), wie er ihn mit gewiß berechtigtem Stolze zu überschreiben vermochte.

Während solches auf der Süd- und Ostseite von Berlin sich ereignete, herrschte in der Stadt selbst die gräulichste Verwirrung. Statt sich, von der Bevölkerung unterstützt, dem Feinde entschlossen entgegen zu werfen, verwendete der Commandant den Rest der Garnison, die Königin nach Spandau zu geleiten. Dem Feldmarschall Lieutenant von Hadik ließ er sagen, er habe die Stadt geräumt und empfehle sie seiner Discretion. Der Magistrat aber sandte, wie wenigstens Hadik berichtet, Abgeordnete mit der demüthigen Erklärung, daß er sammt der ganzen Residenzstadt sich ihm zu Füßen lege, um Barmherzigkeit flehe und sich zur auferlegten Brandsteuer, so viel die gegenwärtigen mißlichen Umstände es nur immer gestatteten, gern herbeilassen wolle [351]).

Obgleich bis jetzt Alles ungemein glücklich von Statten gegangen war, so erkannte doch Hadik gar leicht die Gefahr, in welcher er mit seiner kleinen Heeresabtheilung sich befand. Schon mußte sein Zug auf Berlin dem Könige von Preußen bekannt geworden sein, und es ließ sich mit Bestimmtheit erwarten, Friedrich werde das Aeußerste aufbieten, um dem kühnen Unternehmen ein schmähliches Ende zu bereiten. Hadik ließ sich daher mit dem Berliner Magistrate in Unterhandlung ein. Binnen acht Stunden waren 150.000 Thaler in barem Gelde aufgebracht; hiezu kam noch ein Wechsel auf 50.000 Thaler, auf Hadiks Namen in Wien zahlbar ausgestellt. Die ganze Summe wurde dem österreichischen Heerführer durch den Bürgermeister selbst und zwei Deputirte überbracht. Um seine in hohem Grade erbitterten Truppen leichter von der Plünderung abhalten zu können, verlangte Hadik für dieselben noch einen Betrag von 25.000 Thalern, der ihm gleichfalls zu Theil wurde. So gelang es ihm, seine Leute in musterhafter Mannszucht zu erhalten. Von dem Eigenthume der königlichen Familie und des preußischen Staates wurde nicht das Geringste

hinweggenommen, der friedlichen Stadt aber, deren Bürger nicht den entferntesten Widerstand geleistet hatten, jede Schädigung erspart[352]).

Da Hadik die sichere Nachricht erhalten hatte, Prinz Moriz von Dessau sei schon am 14. October mit sieben Regimentern bei Torgau über die Elbe gegangen, um ihm in den Rücken zu fallen, konnte er in Berlin nicht länger verweilen. Noch am 17. October brach er von dort auf und legte, sich dießmal weiter östlich haltend, bis Storkow einen Marsch von sechs Meilen zurück. Von hier aus sandte er, mit den gewonnenen Resultaten sich noch nicht begnügend, eine Abtheilung über Fürstenwalde gegen Frankfurt an der Oder, um wo möglich diese Stadt und die ganze Umgegend in Contribution zu setzen. In Lieberose sollte sich dieses Commando wieder mit ihm vereinigen.

Solches geschah auch in der That; 30.000 Thaler waren die Beute dieser Detachirung. Am 23. October traf Hadik, der mit seiner kleinen Schaar allen gegen ihn heranziehenden preußischen Streitkräften mit größter Geschicklichkeit ausgewichen war, in Bautzen ein, wo Feldzeugmeister von Marschall ihn erwartete. Die Gefangenen, welche er mitbrachte, wurden in das Innere von Böhmen gesendet[353]).

Maria Theresia war hoch erfreut über den gelungenen Kriegszug, durch welchen der Schrecken vor den österreichischen Waffen bis in das Herz der feindlichen Lande getragen wurde[354]). Als Belohnung erhielt Hadik das Großkreuz des neu gestifteten Theresienordens. Auf den Bericht über die Vertheilung der 25.000 Thaler, welche Berlin für die österreichischen Truppen hatte erlegen müssen, schrieb Maria Theresia eigenhändig: „die austheilung ist sehr moderat gewesen und „sehr schön von ihm daß er nichts genommen, resolvire ihm also drei„tausend Dukaten."

Gewiß nahm Hadik mit größter Dankbarkeit diese Beweise der Huld seiner Monarchin entgegen. Aber sein Sinn stand eigentlich darnach, mit einem in Erledigung kommenden ungarischen Krongute betheilt zu werden[355]). Auch dieser Wunsch fand später Gehör; das weit ausgedehnte Gut Futak in Süd-Ungarn wurde ihm zu Theil und blieb lange Zeit hindurch in den Händen seiner Familie.

Auch Hadiks Waffengefährten erhielten Dank und Belohnung von Seite der Kaiserin. Einer der tüchtigsten aus ihnen, Major Bosfort, überbrachte die eroberten Fahnen nach Wien. Im folgenden Jahre errang er sich das Theresienkreuz.

Ohne die militärische Bedeutung dieser kühnen Unternehmung irgendwie überschätzen zu wollen, muß man doch zugestehen, daß sie wesentlich dazu beitrug, das in Preußen ohnedieß schon überhandnehmende Gefühl der Unsicherheit und des Mißtrauens in die eigene Kraft zu steigern und in immer weitere Kreise zu verbreiten. Daß sie dem Könige selbst eine empfindliche Demüthigung bereitete, geht aus den Worten hervor, welche er nach dem Empfange der Nachricht von dem Einmarsche Hadiks in Berlin an seinen Bruder Heinrich richtete. „Welche Zeiten, welches Jahr", schrieb er ihm am 18. October, „wie glücklich sind die Todten." Freilich setzte er allsogleich mit gewohnter Entschlossenheit hinzu: „Diese Leute müssen unser sein, lebendig oder todt[356])." Aber die Anschläge mißlangen, welche der König zur Verwirklichung dieser Absicht ins Werk setzte. Allerdings vergingen nur mehr wenige Tage und es wurde ihm Gelegenheit geboten, sich an seinen Gegnern furchtbar zu rächen.

Zehntes Capitel.

Roßbach, Breslau und Leuthen.

Man kennt die Troſtloſigkeit der Zuſtände, welche bei der vereinigten franzöſiſchen und Reichsarmee herrſchten. Der Prinz von Soubiſe befand ſich ſtets in ängſtlichſter Beſorgniß vor einem Zuſammenſtoße mit den Preußen, und auch von Paris aus wurde ihm immer der Befehl wiederholt, nur ja nichts aufs Spiel zu ſetzen. In directem Gegenſatze hiezu wollten der Prinz von Hildburghauſen und die deutſchen Generale den Preußen eine Schlacht liefern. Soubiſe aber erwiederte, ſolches dürfe um ſo weniger geſchehen, als gerade die Reichstruppen es ſeien, auf welche man ſich gar nicht verlaſſen könne. Hildburghauſen möge vor Allem der gemiſchten Kreisregimenter ſich entledigen; ſtatt Unterſtützung und Hülfe zu bieten, ſeien ſie nur ein Hinderniß auf dem Marſche und eine Gefahr am Tage der Schlacht [357]). Hiezu aber konnte ſich wieder der Reichsfeldmarſchall nicht entſchließen, und ſo verſtrich unbenutzt die Zeit, bis endlich die Nachricht eintraf, der Marſchall von Richelieu habe nach langer Säumniß ſich entſchloſſen, dem Prinzen von Soubiſe eine anſehnliche Verſtärkung zuzuſenden.

Durch dieſe Zuſage kam neues Leben in das Hauptquartier der vereinigten Armee. Daß nun irgend etwas geſchehen müſſe, um den Feldzug nicht ohne jedes Reſultat zu beſchließen, ſchien jetzt auch Soubiſe anerkennen zu wollen. Um ihn noch willfähriger zu ſtimmen, fügte ſich Hildburghauſen ſeinem Begehren, die Armee nach Langenſalza zu führen und dadurch den erwarteten Verſtärkungstruppen ſich zu nähern. Aber die Durchführung des Planes, welchen Hildburg-

hausen entworfen und zu dem er die Zustimmung des Kaiserhofes erhalten hatte, stieß bei Soubise auf erneuerte Schwierigkeiten. Hildburghausen dachte an die Elbe vorzudringen, und er hatte es erreicht, daß ihm hiezu die Mitwirkung des unter Marschall in Bautzen stehenden Armeecorps zugesagt wurde. Soubise aber wollte von einem Vormarsche an die Elbe nichts hören, und so weit kam es, daß auf die Nachricht von der Unternehmung Hadiks auf Berlin und der rückgängigen Bewegung, welche nun der König von Preußen vollzog, Hildburghausen am 16. October allein mit der Reichsarmee von Langensalza aufbrach. Erst zwei Tage später und nur mit sichtlichem Widerwillen folgte auch Soubise; beide Heerführer einigten sich nun, Leipzig zum Zielpunkte ihrer Operationen zu machen.

In Leipzig befand sich nur eine geringe preußische Streitmacht unter den Befehlen des Feldmarschalls Keith. Denn auf die Nachricht von dem Anmarsche Hadiks gegen Berlin hatte König Friedrich nicht nur den Prinzen Moriz von Dessau seiner Hauptstadt zu Hülfe gesandt, sondern er war demselben gleichfalls gefolgt. Nachdem für Berlin die Gefahr vorübergegangen, wandte sich Friedrich wieder gegen Leipzig, von woher Keith seinen Beistand dringend in Anspruch nahm.

Schon am 24. October hatte Hildburghausen von Pegau, wenige Stunden von Leipzig entfernt, eine Aufforderung zur Uebergabe dorthin gesendet, ihr folgte am nächsten Tage eine zweite; sie wurden ablehnend beantwortet. Keith erklärte sich entschlossen, die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen. Abgeordnete des Leipziger Stadtrathes eilten zu Hildburghausen mit der Bitte um Schonung. Der Prinz erklärte sich hiezu bereit, doch müsse die Besatzung sich kriegsgefangen ergeben.

Schon waren die Sachen so weit gediehen, als plötzlich Soubise aus Weißenfels schrieb, er sei nunmehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angriff auf Leipzig sich nicht ausführen lasse. Der König von Preußen sei im Begriffe, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen. Prinz Ferdinand von Braunschweig befinde sich mit einem anderen preußischen Armeecorps gleichfalls im Anmarsche. Das Heer der Ver-

bündeten möge hinter die Saale und die Unstrut zurückgehen und dort eine feste Stellung beziehen [358]).

Allsogleich antwortete Hildburghausen, daß es bei raschem Vorrücken recht wohl möglich sei, entweder den König von Preußen oder den Prinzen Ferdinand vor ihrer Vereinigung anzugreifen und zu schlagen. Hierauf möge man ausgehen und nicht auf einen Rückzug, den er nicht billigen könne. Rasch solle Soubise sich entscheiden, entweder dem mit nur geringer Streitmacht anrückenden Prinzen von Braunschweig den Weg zu verlegen, oder zu sofortigem Angriff auf Leipzig zur Reichsarmee zu stoßen. Der letzteren gab er selbst den Befehl, sich bereit zu halten zum Vormarsche nach dieser Stadt.

Soubise verweigerte jedoch seine Mithülfe zur Durchführung dieser Unternehmung. Da der Prinz von Hildburghausen gleichzeitig die Nachricht von dem Eintreffen des Königs von Preußen in Leipzig erhielt, sah er ein, daß die Reichsarmee allein, von der sich kaum die Hälfte in kampffähigem Zustande befand, es mit den Preußen nicht aufnehmen könne. Nothgedrungen mußte er daher auf das ursprüngliche Begehren des Prinzen von Soubise eingehen. Derselbe möge nun, schrieb er ihm jetzt, über die Saale und die Unstrut zurückweichen; er selbst werde auch die Reichsarmee eine rückgängige Bewegung antreten lassen [359]). Und wirklich geschah dieß; bei Weißenfels ging Hildburghausen über die Saale, und am 3. November waren die französische und die Reichsarmee bei Mücheln wieder vereinigt.

In Wien war man über das Verfahren des französischen Heerführers ungemein aufgebracht, und es begannen sich Stimmen zu erheben, welche die Verläßlichkeit der französischen Regierung überhaupt in Zweifel zogen [360]). Dringend schrieb Kaunitz nach Paris und bat um schleunigen Befehl an Soubise zur Vorrückung gegen die Preußen. In jedem der beiden zu gewärtigenden Fälle werde dieselbe von entscheidendem Nutzen sein. Verfüge der König sich mit seiner Hauptmacht nach Schlesien, so werde es der vereinigten Armee kaum schwer fallen, sich Dresdens zu bemächtigen. Verbleibe er jedoch an der

Elbe, dann werde man in Schlesien um so größere Fortschritte zu machen im Stande sein[361]).

Auch an den Prinzen von Hildburghausen erging von Wien aus die Aufforderung zu energischem Vorgehen wider die Preußen. In einem Berichte vom 3. November entgegnete jedoch der Prinz dem Kaiser, daß es keineswegs seine Schuld sei, wenn er nicht operire und die Thaten vollbringe, welche der Kaiser, so lang er nur die Quantität und nicht auch die Qualität der Armee in Betracht ziehe, von ihm zu verlangen vermöchte. „Hätte ich das Glück", fügte Hildburghausen wörtlich hinzu, „statt beinahe fünfzigtausend Reichs- und fran-„zösischer Hülfsvölker nur fünfundzwanzigtausend Mann kaiserlich „königlicher Truppen unter meinem Commando zu haben, ich wollte „nicht allein schon lang an der Elbe sein, sondern setze meinen Kopf „zum Pfande, daß wir Meister von Leipzig wären." Und nachdem er eine ausführliche Schilderung des in jeder Hinsicht unverantwortlichen Benehmens der Franzosen gegeben, sagte Hildburghausen: „Aus „allem diesem werden Eure kaiserliche Majestät in Gnaden erkennen, „wie schwer es für mich ist, auf solche Art eine Armee zu comman-„diren, ja wie fast nichts anderes vorherzusehen, als daß wir, sobald „uns der Feind in die Nähe kommt, wäre es auch der allerverächtlichste „Trupp, geschlagen werden müssen" [362]).

Ehe noch diese Depesche des Prinzen in Wien eintraf, waren schon seine Vorhersagungen in Erfüllung gegangen und die Würfel gefallen, durch welche sich das Schicksal des Feldzuges auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes entschied. Am 4. November 1757 war König Friedrich mit seiner ganzen Heeresmacht, welche ungefähr 22.000 Mann stark sein mochte, gegen die Stellung der combinirten Armee bei Mücheln herangezogen, sie wo möglich anzugreifen. Aber er fand sie zu stark, und statt zur Offensive zu schreiten, bezog er bei Roßbach, an der Straße von Naumburg nach Merseburg, ein Lager.

Daß Friedrich, der offenbar in der Absicht gekommen war, eine Schlacht zu liefern, dieselbe jetzt vermied, steigerte die Zuversicht bei der Armee der Verbündeten. Jetzt drang auch Hildburghausen, unein-

gedenk seiner trüben Vorhersagung, auf eine Schlacht, um dadurch, wie er wenigstens später behauptete, dem Willen des Wiener Hofes nachzukommen. Durch die Hinweisung auf die große Ueberlegenheit der eigenen Streitkräfte machte er jeden Widerspruch verstummen, denn 33.000 Franzosen und 10.000 Mann Reichstruppen betrugen fast das Doppelte der Stärke des Feindes. Auch die französischen Officiere drangen in Soubise, nicht länger unthätig zu bleiben, und so entschloß man sich für den folgenden Tag, den 5. November zur Schlacht. Als man jedoch zur Ausführung zu schreiten begann, erhob der französische Heerführer neue Bedenken. Endlich gelang es Hildburghausen, auch diese zu überwinden, und um elf Uhr setzte die Armee sich in Bewegung, den Plan zu verwirklichen, der darin bestand, das feindliche Lager in seiner linken Flanke zu umgehen und dann von Südosten her anzugreifen.

In voller Bewegung begriffen, um diesen Plan auszuführen, sah Hildburghausen sich plötzlich wieder durch neues Schwanken des Prinzen von Soubise gehemmt. Er wollte für diesen Tag von dem Angriffe abstehen; heftig widersprach ihm jedoch Hildburghausen, und ziemlich deutlich warf er ihm Muthlosigkeit vor. Während dieses Wortwechsels sah man einen Theil der preußischen Armee den Rückzug gegen Merseburg, und zwar, wie ein höchst glaubwürdiger Augenzeuge, der Generalfeldwachtmeister von Laudon versichert, mit solcher Raschheit antreten, daß er eher einer Flucht als einer gegen den Feind gerichteten Aufstellung glich [363]). Das entschied; ein völliger Umschwung trat ein, und man schien nur mehr die einzige Besorgniß zu hegen, daß die Preußen mit heiler Haut zu entwischen vermöchten. In ziemlicher Regellosigkeit drängte Alles gegen den Feind, dessen Führer jedoch, König Friedrich, auch in diesem entscheidenden Augenblicke seine volle Kaltblütigkeit bewahrte und sich rasch entschloß, den Angriff seiner Gegner sich nicht entwickeln zu lassen, sondern ihnen in demselben zuvorzukommen.

Anfangs gab der König sich den Anschein, als ob er mit seiner ganzen Armee den Rückzug gegen Merseburg ausführen wollte. Durch einen Hügel gedeckt, von dem aus sein Geschütz dem Gegner das weitere Vordringen wehrte, schwenkte er jedoch rechts ab von der

Straße, und nun stürzte sich plötzlich Seydlitz mit seinen Reitern hinter der Anhöhe hervor auf die Cavallerie der Verbündeten. Die beiden österreichischen Küraſſier-Regimenter Pretlack und Trauttmansdorff, welche sich daselbst befanden, widerstanden tapfer und warfen die Angriffe zurück. Wäre die Anzahl der braven kaiserlichen Reiter nicht allzu schwach gewesen, sie würden allein schon dem Gange der Schlacht eine günstige Wendung gegeben haben. Aber nun wurde der Angriff von Seite der Preußen mit großer Uebermacht erneuert, die österreichischen Küraſſiere mußten zurückweichen; die französische Cavallerie aber, welche sie hätte unterstützen sollen, und diejenige der Kreisregimenter wandten sich zur Flucht.

Dieses Ereigniß wirkte entmuthigend ein auf das französische Fußvolk. Erst noch voll feuriger Kampfbegier, widerstand es jetzt nur schwach dem energischen Angriffe der preußischen Infanterie. Wohl suchte Hildburghausen, der in dichtes Handgemenge gerieth und dabei durch einen Säbelhieb über die Schulter eine leichte Verletzung erhielt, die Franzosen neuerdings zum Kampfe zu bringen. Wohl führte er das Regiment Piemont, das sich muthiger zeigte als die anderen, persönlich gegen den Feind[364]); er wurde daselbst, wie der Prinz bezeichnend sich ausdrückt, „entsetzlich unhöflich empfangen". So furchtbar war das Feuer der Preußen aus grobem Geschütz und kleinem Gewehr, daß auch dieses brave Regiment in große Verwirrung gerieth und den Rückzug antrat, auf den sich die Reichsregimenter schon in dem Augenblicke begeben hatten, als sie die Flucht der Cavallerie bemerkten. Auf die eng zusammengedrängten Schaaren warf sich nun Seydlitz mit seinen Reitern; jetzt war nirgends ein Halt mehr; in wild durcheinander gewürfelten Massen floh Alles der Unstrut zu. Schrecklich wütheten die preußischen Reiter unter den Flüchtlingen; viele der letzteren wurden von den eigenen Kameraden zertreten. Mehr als zweitausend blieben todt oder wurden verwundet, fünftausend gefangen. Fast alles Geschütz, eine große Anzahl Fahnen und Standarten, eine Menge Gepäck bildeten die Beute der Sieger.

Aufs tiefste wurde Maria Theresia von der Nachricht der Schlacht bei Roßbach ergriffen. Sie war durchaus nicht auf die

schlimme Kunde gefaßt, welche ihr der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, durch einen vom Schlachtfelde abgesendeten Officier von dem unglücklichen Ereignisse unterrichtet, nach Schönbrunn überbrachte[365]). Wenn aber Hildburghausen und Soubise schon damals begannen, sich gegenseitig die Hauptschuld zur Last zu legen, so war die Kaiserin gleich von vornherein der Ansicht, daß die Franzosen es seien, welche den meisten Tadel verdienten. Ein Jahr war vergangen, als Hildburghausen, durch einige wohlwollende Aeußerungen der Kaiserin aufs tiefste gerührt, ihr neuerdings den Hergang der Schlacht in einer Weise schilderte, welche ihn selbst rechtfertigen sollte, Soubise aber der ärgsten Mißgriffe beschuldigte[366]).

„ich kan Sie versichern," schrieb Maria Theresia eigenhändig auf diesen Bericht, „das alles was Sie hier melden, niemahlens anders „eingesehen und anders gemeint, und was noch verwunderlicher ware, „daß mir*) niemanden, noch weniger aber der Kaiser anders geredet, „und wie sonsten alles wider dem chef schreyet, so kan Ihnen ver„sichern das ich selbsten verwundert ware und die nembliche satis„faction nicht bey meinen lieben schwagern gehabt, das man Ihnen „nichts zur schuld gelegt und alles nur denen frantzosen angeschuldet. „nichts anders habe wider Sie gehört als das Sie sich zu vill exponirt, „welches der streich, den Sie empfangen, confirmirt und Ihnen gleich „ihet. mein arm, der ein entsetzliches aas**) hat, will nicht länger „continuirn; bin gewis erkentlich Ihrer gedenkensarth."

Während man am Wiener Hofe die Tragweite der bei Roßbach erlittenen Niederlage recht wohl begriff, suchte man sich, obgleich Hildburghausen ehrlich berichtete, er sei „totaliter" geschlagen worden[367]), doch das Ansehen zu geben, als ob der ungünstige Ausgang der Schlacht nicht von entscheidender Bedeutung wäre[368]). Kaunitz aber erblickte, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, die Hauptursache des Geschehenen in der zweideutigen Haltung des Marschalls Richelieu[369]). In steter Verhandlung mit König Friedrich, der Richelieu's lächerlicher

*) „wir".
**) Geschwür.

Selbstvergötterung mit Schlauheit zu schmeicheln verstand, hatte er es vernachlässigt, Soubise kräftiger, zu unterstützen oder sich mit ihm und der Reichsarmee zu vereinigen zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des Feindes. Und in Frankreich, wo man erlittenes Mißgeschick niemals sich selbst und dem eigenen Verschulden, sondern immer nur Anderen zur Last legt, erschöpfte man sich wieder in Anklagen gegen die Reichstruppen [370]), als ob nicht Soubise allein mit den Franzosen schon stark genug gewesen wäre, den um ein Dritttheil schwächeren König von Preußen zu schlagen. Gerade dieses Mißverhältniß seiner Streitmacht aber war es, was dem Letzteren zu höchstem Ruhme angerechnet wurde. Je übermüthiger die Franzosen in den von ihnen besetzten Theilen Deutschlands aufgetreten waren, um so lebhafter wurde ihr Besieger auch in solchen deutschen Ländern gefeiert, deren Truppen wider ihn im Felde sich befanden.

Zu einigem Troste mußte es der Kaiserin gereichen, daß wenige Tage nach der Nachricht von der Schlacht bei Roßbach die Meldung eintraf, die Festung Schweidnitz habe sich am 12. November nach siebzehntägiger Belagerung an Nadasdy ergeben [371]). Hundertachtzig Geschütze fielen hiedurch den Oesterreichern in die Hände; die Besatzung, mehr als sechstausend Mann stark, wurde kriegsgefangen erklärt. Denn der Kaiser hatte seinem Bruder aufs strengste befohlen, sie nicht etwa gegen die Zusicherung, eine bestimmte Zeit hindurch nicht wider Oesterreich zu dienen, frei abziehen zu lassen. Gewiß würde sie einem solchen Versprechen nicht treu bleiben, sondern vielmehr das preußische Heer nicht unansehnlich verstärken [372]).

Noch war Schweidnitz nicht gefallen, als schon Maria Theresia dem Prinzen von Lothringen in ausführlicher Weise ihre Ansicht über die Unternehmungen mittheilte, welche nach der Eroberung dieser Festung ausgeführt werden sollten. Sie sei davon überzeugt, schrieb sie ihm am 11. November, daß von der glücklichen Beendigung des gegenwärtigen Feldzuges der künftige Friedensschluß, somit die Wohlfahrt und die Ruhe des Erzhauses abhänge. Wenn ihre Armee sich gezwungen sehen sollte, die Lausitz und Schlesien größtentheils wieder zu verlassen und sich hinter das Gebirg nach Böhmen zurückzuziehen,

so würde dadurch dem Feinde Gelegenheit geboten, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, neue Kräfte an Mannschaft und Subsistenzmitteln zu sammeln und Alles um sich her vollständig auszusaugen. Dann aber würde wohl der künftige Feldzug fast zur Hälfte verstreichen, ehe die zahlreichen Armeen der Verbündeten im Stande wären, dem Feinde recht zu Leibe zu gehen und die kriegerischen Unternehmungen mit Nachdruck fortzusetzen.

Obgleich sie nun, fährt Maria Theresia fort, an Frankreichs kräftigem Beistande nicht den mindesten Zweifel hege, so bescheide sie sich doch von selbst, daß sie in einem Kriege wider ihren ärgsten und gefährlichsten Feind sich der größten Last und Gefahr unterziehen, und nicht allein Frankreich, sondern auch den übrigen Alliirten mit werkthätigem Beispiele vorangehen müsse. Nur wenn dieß ihrerseits geschehe, könne sie sich von ihnen eifrige Nachfolge und die Durchführung des wichtigen Unternehmens, der Belagerung von Magdeburg versprechen.

Durch all diese Gründe seien sowohl der Kaiser als sie selbst nach reiflicher Ueberlegung zu dem Beschlusse gekommen, alles Mögliche sei anzuwenden und zu wagen, um nach der Eroberung von Schweidnitz zu ferneren Operationen zu schreiten und noch vor Ende des Feldzuges festen Fuß an der Oder zu fassen. Zur Erreichung dieses Zweckes würde nichts angemessener sein, als wenn der Prinz die feindliche Armee von Breslau zu verdrängen und dieser Stadt sich zu bemeistern vermöchte. Um ihn jeder Besorgniß vor einer etwaigen Verantwortlichkeit für das Gelingen dieses Unternehmens zu entledigen, ergehe hiemit an ihn der gemessene Befehl, nach dem Falle von Schweidnitz allsogleich an die Ausführung dieses Unternehmens zu schreiten. Nur wenn sich der Eroberung von Breslau ganz unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten, könne hievon abgestanden, dann aber müsse wenigstens die Belagerung von Brieg unverzüglich in Angriff genommen werden.

Einer so entschieden lautenden Anordnung der Kaiserin gegenüber konnten selbst die unentschlossenen Gemüther in dem österreichischen

Hauptquartiere sich nur zum Gehorsam bequemen, und es durfte nicht mehr von der Frage, ob der Feind angegriffen werden, sondern nur mehr von der Art und Weise die Rede sein, in der dieß geschehen solle. Wie ungern jedoch die kaiserlichen Generale an eine solche Unternehmung gingen, kann man aus dem Protokolle des Kriegsrathes ersehen, welcher am 18. November in dem Hauptquartier zu Lissa abgehalten wurde. Freilich hatte man inzwischen auch die Nachricht empfangen, daß der König von Preußen, nachdem er die französische und die Reichsarmee geschlagen, nach Leipzig zurückgekehrt und von dort nach Torgau marschirt sei. Man wußte nicht ob er einen Einfall in Böhmen versuchen oder sich zur Verstärkung des Heeres, welches unter Bevern vor Breslau stand, nach Schlesien begeben werde.

Außer dem Prinzen von Lothringen und Daun wohnten dem Kriegsrathe vom 18. November die Feldzeugmeister Kheul und Feuerstein, die Generale der Cavallerie Lucchesi, Serbelloni, Stampa und Fürst Esterházy, endlich der französische Brigadier Montazet bei. Sonderbarer Weise widerrieth dieß Mal Lucchesi, der sonst wegen der Kühnheit seiner Entwürfe bekannt war, jede entscheidende Unternehmung. Der König werde sicher nach Schlesien kommen, behauptete er; man möge ihn hier festen Fußes und in günstiger Stellung erwarten, zu einem Angriffe auf Breslau aber habe man nicht mehr ausreichend Zeit. Auch Feuerstein war der Meinung, der König werde sich nach Schlesien begeben, und es sei zu einem Angriffe auf Breslau schon zu spät. Serbelloni dagegen glaubte, der König werde sich nach Prag wenden, und man möge abwarten, bis man über seine Entschlüsse Gewisseres erfahre. Esterházy stimmte gleichfalls für das Abwarten, Kheul aber meinte, gerade weil man nicht wisse was der König thun werde, möge man hier mit dem Angriffe nicht säumen. Stampa wies darauf hin, daß man über ein Heer von achtzigtausend Mann gebiete und mit einer solchen Streitmacht in keinem Falle unthätig bleiben solle. Montazet war ebenfalls für den Angriff, und auch das entscheidende Votum, dasjenige Dauns wurde in diesem Sinne abgegeben. Auch er war der Ansicht, nicht nach Schlesien, sondern nach Prag werde der König sich begeben; in diesem Falle müsse der Feld

zeugmeister Marschall dorthin sich werfen. Da man aber von Schlesien aus dem Könige von Preußen in Böhmen doch nicht zuvorkommen könne, möge man trachten, den Herzog von Bevern anzugreifen, um wenigstens hier den Feldzug mit einem energischen Schlage zu endigen. Diese Meinung wurde denn auch zum Beschlusse erhoben und demgemäß gehandelt [373]).

Die lange Zeit hindurch, während deren der Herzog von Braunschweig-Bevern mit seinem Heere unbehelligt vor Breslau gestanden war, hatte er eifrig benützt um seine Stellung zu verstärken und sie nach und nach zu einer nur schwer einnehmbaren Festung zu gestalten [374]). Trotz der großen Ueberzahl der österreichischen Armee war daher der Angriff auf das preußische Lager keineswegs so gefahrlos, als dieß wohl behauptet worden ist. Angesichts des Feindes mußte man die Lohe überschreiten, ein zwar nicht breites, aber an beiden Ufern versumpftes Flüßchen, hinter welchem das preußische Lager sich befand. Dann galt es eine Reihe von Verschanzungen wegzunehmen, hinter denen wieder mehrere stark befestigte Dörfer lagen. Alle diese Aufgaben wurden von der österreichischen Armee mit großer Unerschrockenheit vollzogen. Am 22. November um neun Uhr Morgens begann der Angriff mit einer Kanonade, welche gegen die verschanzten Dörfer gerichtet wurde. Dann warfen die Oesterreicher unter dem heftigsten Feuer der Feinde sieben Brücken über die Lohe und überschritten dieselbe. Nun wurde eines der befestigten Dörfer nach dem anderen erobert, wobei es bei dem tapferen Widerstande der Preußen nicht ohne heftiges Blutvergießen abging. Auch ein starker Verhau auf dem rechten Flügel des Feindes konnte nur mit großen Opfern genommen werden. Erst die einbrechende Nacht setzte dem Gemetzel, bei welchem die Preußen überall den Kürzeren zogen, ein Ziel. Der Prinz von Bevern führte sein geschlagenes Heer durch Breslau auf das rechte Ufer der Oder. Neuntausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, somit ungefähr den dritten Theil seiner ganzen Streitmacht hatte er eingebüßt; die Oesterreicher verloren sechstausend Mann. Ungewöhnlich viele Generale, unter ihnen Feldzeugmeister Kheul, waren verwundet, Generalmajor Graf Wrbna aber blieb todt auf dem Kampf-

platze. Sechsunddreißig preußische Geschütze und fünf Fahnen fielen in die Hände der Sieger.

Noch in der Nacht ergriffen die Oesterreicher Besitz von dem preußischen Lager; am folgenden Morgen aber forderten sie den Commandanten von Breslau, General von Lestwitz zur Uebergabe auf; der aber wies sie an den Prinzen von Bevern. Letzterer hatte bei Protsch, nördlich von Breslau, Stellung genommen. Als er am Morgen des 24. November mit einer geringen Bedeckung ausgeritten war, um persönlich die Bewegungen seiner Gegner zu recognosciren, wurde er von österreichischen Grenzsoldaten überfallen und gefangen [375]). Karl von Lothringen sandte ihn nach Znaim; den Oberbefehl über das preußische Heer, welches durch die in ganz unglaublichem Maße überhandnehmende Desertion in einer Art von Auflösung begriffen war [376]), übernahm General Kyau. Lestwitz aber übergab Breslau mit der Bedingung, daß die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen dürfe. Nur etwa der zehnte Theil derselben machte hievon Gebrauch; fast viertausend Mann gingen zu den Oesterreichern über. Alles meinte, daß es mit der Herrschaft des Königs von Preußen in Schlesien zu Ende sei.

Auch am Wiener Hofe gab man der gleichen Hoffnung, der gleichen Erwartung sich hin. Die rasch aufeinander folgenden Nachrichten von der Eroberung der Festung Schweidnitz, der Schlacht bei Breslau, der Einnahme dieser Stadt und der Gefangennehmung des Herzogs von Bevern versetzten Alles in einen Taumel des Jubels und des Entzückens [377]), in welchem man trotz der Niederlage bei Roßbach, die jetzt völlig in den Hintergrund trat, das Ziel der ganzen Kriegführung fast schon erreicht glaubte. Die Kaiserin selbst aber, so erfüllt sie auch war von Freude über die glücklichen Kriegsereignisse, und von Dankbarkeit für ihre tapfere Armee [378]), gab sich doch keineswegs vorschnell dem Gefühle der Sicherheit hin. So eilig sie zugriff, um Besitz zu nehmen von ihrem früheren Eigenthume, und so eifrig sie sich zeigte, um diesen wieder erkämpften Besitz zu befestigen und für ihre Zwecke zu benützen, so wenig säumte sie auch, die Schritte zu thun, welche nothwendig schienen, um das neu Gewonnene noch zu erweitern und

es zu vertheidigen gegen den zu gewärtigenden feindlichen Angriff. Schon an dem Tage, an dem die Straßen Wiens ertönten von dem Geschmetter der Posthörner, welche die Einnahme von Breslau dem in zahllosen Schaaren zusammengeströmten Volke verkündeten [379]), erließ Maria Theresia neue Verhaltungsbefehle an Karl von Lothringen. Nachdem der glückliche Erfolg ihre Erwartungen übertroffen habe, schrieb sie dem Prinzen, verlange die Vorsicht, ohne allen Zeitverlust an dasjenige zu denken, was noch geschehen solle. Aber sie beabsichtige nicht, dem Prinzen und dem Grafen Daun von Wien aus irgend einen pünktlich zu befolgenden Auftrag zu ertheilen. Nur einige Vorschläge, wie solche überhaupt in der Entfernung gemacht werden könnten, wolle sie ihnen zu näherer Beurtheilung anheimgeben. Zur Sicherstellung der Winterquartiere und der Subsistenz der Truppen wäre nichts zweckmäßiger, als sich das Zurückweichen und die Bestürzung des Feindes recht zu Nutze zu machen und trotz der so weit vorgerückten Jahreszeit noch an die Belagerung von Brieg zu schreiten. Sollte jedoch diese Unternehmung unausführbar erscheinen, so möge wenigstens rechtzeitig Vorkehrung getroffen werden, um dem Vordringen preußischer Armeecorps nach Schlesien, wohin der König selbst sich auf dem Marsche befinde, ein Ziel zu setzen. Zu diesem Ende würde es wohl am besten sein, Liegnitz zu halten, da es sowohl gegen die Lausitz als gegen Glogau hin die Winterquartiere decken müsse [380]).

Gleichen Schritt mit diesen militärischen Vorkehrungen hielten die sonstigen Maßregeln zur Wiedereinsetzung der österreichischen Herrschaft in Schlesien. Schon am 12. Juli hatte der General-Landeskriegscommissär bei der österreichischen Armee, Freiherr von Netolitzky, aus dem damaligen Hauptquartier Münchengrätz ein Patent an die Einwohner von Schlesien erlassen, in welchem sie des Schutzes der Kaiserin versichert und angewiesen wurden, den Anordnungen des von ihr aufgestellten Landescommissärs Franz von Sadlo Folge zu leisten [381]). Am 21. September aber folgte ein zweites, dießmal von Maria Theresia selbst ausgehendes Patent [382]), in welchem die Kaiserin erklärte, der im verflossenen Jahre geschehene vierte widerrechtliche Angriff des Königs von Preußen auf ihre Staaten enthebe sie der gegen ihn ein-

gegangenen Verpflichtungen und verleihe ihr das Recht zur Wiedereroberung der an ihn abgetretenen Länder. Den Führern ihrer Truppen habe sie den ausdrücklichen Befehl ertheilt, Niemand zu stören oder zu beunruhigen, Jedermann ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses Schutz zu gewähren, nur die ordentlichen Steuern zu verlangen, über geleistete Lieferungen Empfangscheine auszustellen und strenge Mannszucht zu beobachten. Sie erwarte, daß die Stände und Einwohner von Schlesien und Glatz ihren Truppen hülfreiche Hand bieten und sich durch Zuneigung und Treue ihre Gnade verdienen würden. Jedermann ohne Unterschied der Religion solle dieselbe genießen; insbesondere werde sie denjenigen zu Theil werden, welche besondere Proben ihres patriotischen Eifers ablegen würden.

Nicht weniger als zweimal war in diesem Patente erwähnt, daß in den Augen der Kaiserin die Confession der unter ihr Scepter Zurückgekehrten gar keinen Unterschied für deren Behandlung herbeiführen werde. Dieß recht anschaulich zu machen, wurde zwar einem Katholiken, dem Oberst-Landeskriegscommissär Grafen Kolowrat die Verwaltung der Provinz übertragen, jedoch ein General reformirten Glaubensbekenntnisses, Feldmarschall-Lieutenant von Sprecher zum Gouverneur der Stadt Breslau, und ein Lutheraner, Generalmajor von Wulffersdorff zu ihrem Commandanten ernannt.

Die erste Regierungshandlung des Grafen Kolowrat bestand darin, diejenigen Beamten, welche ihre Stellen behalten wollten, in Eid und Pflicht zu nehmen. Und in der That zeigte sich keinerlei Symptom, als ob die jetzt mehr als sechzehnjährige Herrschaft des Königs von Preußen in Breslau sehr feste Wurzeln geschlagen hätte. Ein großer Theil der Einwohner, vor Allem die Katholiken, begrüßten mit Freude die Wiederherstellung des österreichischen Regimentes, aber auch die Protestanten verhielten sich keineswegs ablehnend gegen dasselbe. Ihre Geistlichen wenigstens entwickelten vielleicht noch größeren Eifer als die katholischen in der Lobpreisung der jetzigen Beherrscherin des Landes. Der evangelische Kirchen- und Schuleninspector Burg sprach in seiner Predigt von der Stadt, welche Gott wieder unter das Scepter geführt, unter dem ihre Vorfahren glücklich gewesen seien.

Ein anderer protestantischer Geistlicher, Namens Weinisch, ging noch ungleich weiter. Er verglich in seiner Hauptpredigt die Stadt Breslau mit einer verlaufenen Magd, zu welcher Gott wie ehemals zu Hagar gesagt habe: „Kehre um zu deiner Frau und demüthige dich unter „ihre Hand". Auf die österreichische Regierung aber wendete er die Worte des Evangeliums an: „Gelobt sei der da kommt im Namen „des Herrn" [383]).

Wo solche Kundgebungen von hervorragenden protestantischen Geistlichen ausgingen, darf man sich nicht wundern, daß katholische Priester nicht allzu weit hinter ihnen zurückbleiben wollten. Der vornehmste unter ihnen, der leichtsinnige und sittenlose Fürstbischof von Breslau, Graf Gotthard von Schaffgotsch, früher ein Günstling König Friedrichs, der ihn gegen das lebhafte Widerstreben des Domcapitels und der Katholiken auf den Bischofssitz erhoben hatte, hielt jetzt selbst in der Domkirche vor dem Prinzen von Lothringen und den österreichischen Generalen das Hochamt ab, das mit einem feierlichen Dankgebete für die Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft in Schlesien schloß.

Ohne Zweifel beabsichtigte Schaffgotsch durch diesen Schritt die Gunst der Kaiserin zu erwerben, welche seiner früheren Haltung wegen auf ihn gar übel zu sprechen war. Aber er erreichte doch in keiner Weise seinen Zweck. Schon in dem ersten Schreiben, welches nach der Einnahme von Breslau Graf Haugwitz im Auftrage der Kaiserin an den Prinzen von Lothringen richtete, wurde der Letztere angewiesen, dem Bischof Schaffgotsch zu bedeuten, daß er sich nach Johannisberg, in dem österreichischen Theile seines Sprengels begebe, sich dort ruhig verhalte und das Ende des Krieges erwarte, wonach die Kaiserin über ihn weiter verfügen werde. Zur Besorgung der bischöflichen Amtsgeschäfte habe er aus der Reihe der Geistlichen, deren Anhänglichkeit an Oesterreich bekannt sei, einen Generalvicar in Vorschlag zu bringen.

Noch zwei andere Anordnungen enthielt das eben erwähnte Rescript. Nach der einen sollte die von dem Könige von Preußen vollzogene Erhebung einzelner Personen in den Fürsten-, Grafen-,

Freiherrn- oder einfachen Adelstand vor der Hand nicht anerkannt, sondern es der Entscheidung der Kaiserin vorbehalten werden, welchem aus ihnen diese Standeserhöhung zu belassen und wem sie wieder zu entziehen sei. Und nach der anderen Anordnung sollten sowohl das Oberamt in Justizsachen als die Kriegs- und Domänenkammer in Breslau bis auf weiteren Befehl suspendirt, das dortige Archiv aber gesperrt werden [384]).

Diese Verordnungen der österreichischen Regierung verdienen nur aus dem Grunde hier angeführt zu werden, weil sie ein Streiflicht auf die Absicht werfen, welche man in Schlesien durchzuführen gedachte. Praktische Folgen zogen sie in keiner Weise nach sich, denn sie wurden von dem Gange der Ereignisse rasch überholt.

Man weiß daß sich das österreichische Hauptquartier, als Friedrich nach dem Siege bei Roßbach nach Torgau marschirt war, eine Zeit lang im Zweifel befand, ob der König nach Böhmen oder nach Schlesien zu gehen beabsichtige. Was ihn selbst und seine Hauptmacht anging, scheint Friedrich immer nur an Letzteres gedacht zu haben; doch wollte er auch das Erstere nicht völlig versäumen. Um seinem eigenen Heere den Marsch durch die Lausitz zu erleichtern und den österreichischen Feldzeugmeister von Marschall zur Rückkehr nach Böhmen zu veranlassen, sandte Friedrich den Feldmarschall Keith mit einem schwachen Armeecorps dorthin. Keith drang bis Leitmeritz vor, wo er beträchtliche Magazine erbeutete. Vor den wider ihn heranziehenden österreichischen Streitkräften, von welchen diejenige des Feldzeugmeisters von Marschall die zahlreichste war, wich Keith jedoch bald wieder auf sächsischen Boden zurück [385]).

Während solches an der Nordgrenze Böhmens geschah, hatte Friedrich selbst den Weg nach Schlesien genommen. Er hoffte darauf, durch rasches Erscheinen in diesem Lande die Festung Schweidnitz noch retten zu können. Aber schon in Görlitz empfing er die Nachricht, daß Schweidnitz gefallen sei. Nun dachte der König, sich mit dem Prinzen von Bevern zu vereinigen, aber zu Naumburg erfuhr er den Sieg der Oesterreicher bei Breslau, den Verlust dieser Stadt und die

Gefangennehmung des Prinzen von Bevern. Alle diese Hiobsposten, so entmuthigend sie auch an und für sich waren, vermochten jedoch nicht des Königs eiserne Willenskraft zu brechen. Er nahm dem General Kyau den Oberbefehl über das bei Breslau geschlagene und bis Glogau zurückgewichene Heer; der unternehmende Zieten wurde zu dessen Führer bestellt und beauftragt, sich so rasch als möglich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Am 1. December geschah das zu Parchwitz, wo König Friedrich drei Tage früher eingetroffen war. Trotz dieser Verstärkung zählte jedoch das Heer des Königs kaum halb so viele Streiter als das seiner Gegner. Dennoch dachte er an nichts Anderes mehr als daran, die Oesterreicher, wo er sie auch finde, anzugreifen und wo möglich zu schlagen. Er wußte daß er nur durch einen kühnen und energischen Streich sich in dem Besitze Schlesiens zu behaupten vermöge. Darum hätte er, wenn es nothwendig gewesen wäre, seine Soldaten wohl auch gegen die starken Verschanzungen vor Breslau geführt, welche der Prinz von Bevern errichtet und seither an die Oesterreicher verloren hatte. Sie leichter angreifen zu können, war von Glogau her eine große Anzahl schwerer Geschütze in das preußische Lager zu Parchwitz gebracht worden.

Aber die Oesterreicher waren weit davon entfernt den König in diesen Verschanzungen zu erwarten. Freilich sind die Behauptungen, man habe im kaiserlichen Hauptquartier nur mit geringschätziger Verachtung von dem Könige und seinen wenig zahlreichen Truppen gesprochen, eben so unbegründet als der Vorwurf, die einfachsten Vorsichtsmaßregeln seien vernachlässigt worden und man habe nicht im entferntesten getrachtet, Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Der Sieger von Roßbach war für jeden, auch einen der Zahl nach überlegenen Gegner ein furchtbarer Feind. Wie tief man davon im österreichischen Hauptquartier durchdrungen war, beweisen die Briefe des Prinzen von Lothringen an seinen Bruder, den Kaiser[386]); es zeigt dieß die unausgesetzte und umfangreiche Correspondenz des Oberbefehlshabers mit den Generalen, welche seine Vortruppen führten. Unablässig wird ihnen eingeschärft, die Bewegungen des Feindes mit gespanntester Aufmerksamkeit zu beobachten und von jeder, auch der

anscheinend geringfügigsten Veränderung dem Hauptquartier ungesäumt Nachricht zu geben [387]). Täglich, ja oft stündlich werden denn auch dorthin die geschehenen Wahrnehmungen gemeldet.

Auch die Angabe, Prinz Karl von Lothringen habe von Wien aus den Befehl erhalten, ehe er die Winterquartiere beziehe, dem Könige von Preußen noch eine Schlacht zu liefern, beruht auf einem Irrthum. Es existirt kein anderes Rescript der Kaiserin an den Prinzen als dasjenige vom 28. November; darin ist jedoch von einem Wunsche oder gar einem Befehle, dem Könige von Preußen eine Schlacht zu liefern, mit keinem Worte die Rede. Ausdrücklich wird erklärt, man sehe die Belagerung von Brieg für wünschenswerth an, um die Winterquartiere und die Subsistenz der Truppen zu sichern. Sollte diese Unternehmung unausführbar erscheinen, so möge doch gewiß Liegnitz behauptet und dem Vordringen des Königs in Schlesien ein Ziel gesetzt werden. Eine Annäherung an Liegnitz dürfte zu gleichzeitiger Erreichung dieser beiden Zielpunkte führen [388]).

Endlich stützt sich auch die Erzählung von den Vorgängen in dem Kriegsrathe, der am 2. December im österreichischen Hauptquartiere stattfand, auf eine mehr als zweifelhafte Autorität [389]); die amtliche Aufzeichnung, welche wir hierüber besitzen, constatirt nur daß alle Generale der Meinung waren, man müsse dem Feinde entgegengehen und dadurch dessen Anschlägen vorbeugen [390]). Und um der von Wien aus empfangenen Andeutung allsogleich nachzukommen, war Prinz Karl vor Allem bemüht, Liegnitz zu behaupten. Er sandte zu diesem Ende tausend Mann deutscher Infanterie nach diesem Platze, den sie auch, ohne von den Preußen beunruhigt zu werden, glücklich erreichten. Außerdem entschloß sich der Prinz, dem Ergebnisse des Kriegsrathes zufolge, den König nicht in den Verschanzungen vor Breslau zu erwarten, sondern ihm nach Neumarkt entgegenzuziehen und ihn aus den Stellungen zu vertreiben, in denen er sich, wenn man ihm Zeit dazu ließe, vielleicht allzu sehr zu befestigen vermöchte [391]).

An demselben Tage, an welchem, um diese Bewegung auszuführen, die österreichische Armee aus ihrem Lager von Breslau auf

brach, am 4. December hatte der König von Preußen seine bisherige Stellung gleichfalls verlassen. Wie das bei der Raschheit seiner Bewegungen fast immer geschah, so kam er auch jetzt wieder seinem Gegner in Neumarkt zuvor. Mit überlegener Macht warf er sich auf die kleine Besatzung des Ortes, die aus etwa sechshundert Croaten bestand [392]). Ungefähr die Hälfte derselben wurde getödtet oder gefangen genommen, die andere Hälfte versprengt. Auf diese Nachricht beschleunigte die österreichische Armee ihren Anmarsch, die Nacht aber brachten beide Heere in geringer Entfernung von einander in Schlachtordnung zu.

Es kann nicht gesagt werden, daß die Stellung der österreichischen Armee übel gewählt war. Alle drei Straßen beherrschte sie, auf denen der Feind herannahen konnte; die beiden Flanken lehnten sich an ein Terrain, das durch unwegsame Defileen ausreichend geschützt schien, und die mäßigen Anhöhen, welche von der trefflichen Artillerie besetzt waren, dienten gleichfalls als Stützpunkte. Aber an einem Hauptfehler, dessen verderbliche Wirkung nicht lang verborgen bleiben sollte, litt die Stellung der Oesterreicher. Viel zu weit, auf die Entfernung von mehr als einer Meile dehnte sie von dem Dorfe Sagschütz über Leuthen bis Nippern sich aus; ja über diese Ortschaften hinaus stand noch die österreichische Reiterei, auf dem rechten Flügel bei Nippern unter Lucchesi, auf dem linken bei Sagschütz unter Nadasdy. Im Centrum befand sich, in zwei Treffen geschieden, der größte Theil der Infanterie.

Prinz Karl behauptet, es sei verabredet worden, Nadasdy solle auf dem linken Flügel die österreichischen Regimenter in die erste Linie, diejenigen der Verbündeten, die Baiern und Württemberger, in die zweite Linie stellen; leider sei jedoch das Gegentheil geschehen [393]). Freilich spricht es nicht gerade für die Autorität eines Feldherrn bei seinem Heere, wenn da von Verabredungen statt von Befehlen die Rede ist. Wie dem aber auch sein mag, man ließ es bei der Aufstellung bewenden, welche der Obergeneral als fehlerhaft erkannt hatte, und man harrte in derselben des Feindes, der nicht lang auf sich warten ließ. Schon um fünf Uhr war der König von Preußen aus

seinem Lager von Neumarkt aufgebrochen; um acht Uhr griff er die österreichischen Vorposten an und warf sie auf ihr Hauptheer zurück. Die wackeren sächsischen Reiterregimenter, welche bei Kolin so wichtige Dienste geleistet hatten, litten furchtbar in ausdauerndem Widerstande gegen die weit überlegene preußische Reiterei. Ihr tapferer Führer, Generallieutenant Graf Nostitz, wurde schwer verwundet und starb nach wenigen Wochen.

Nach der Zurückwerfung der österreichischen Vorhut begann der König eine Reihe von Scheinbewegungen, darauf berechnet, den Feind über seine wahre Absicht zu täuschen. Anfangs schien er den rechten Flügel zu bedrohen, und als Lucchesi dringend Unterstützung verlangte, wurde sie ihm nach einigem Zögern endlich gewährt. Kaum war der rechte Flügel der Oesterreicher durch die Reserve des Centrums und einen Theil der Cavallerie des linken Flügels verstärkt, so warf sich Friedrich auf den äußersten linken Flügel seines Gegners. Mit bewunderungswürdiger Raschheit[394]) vollzog er diese Bewegung, und indem er seine Infanterie gegen den Feind führte, richtete er auch sein schweres Geschütz wider denselben. Nur kurze Zeit widerstanden die Württemberger dem energischen Angriffe[395]); sie wichen bald und verwickelten auch die Baiern und zwei bis drei österreichische Bataillone in ihren fluchtähnlichen Rückzug[396]).

Nun griffen die Preußen die Höhe bei Sagschütz an, die von österreichischer Artillerie besetzt war. Sie nahmen sie mit Sturm; die jetzt hereinbrechende preußische Cavallerie vollendete die Verwirrung in den Reihen ihrer Gegner. Wenn auch Nadasdy mit seinen Reitern Anfangs tapfer widerstand, so vermochte er doch das Geschick der Schlacht nicht mehr zu Gunsten der Oesterreicher zu wenden. Ihr linker Flügel war geschlagen; der Rest von Nadasdy's Fußvolk sammelte sich in Leuthen, auf welches Dorf nun die Preußen ihren Hauptangriff richteten. Heldenmüthig kämpfte hier vor Allen ein württembergisches Regiment, Haus um Haus mußte mit Sturm genommen werden, und am Ende blieb der Sieg auch hier in den Händen der Preußen.

Trotz all dieses Mißgeschickes waren die Oesterreicher noch in keiner Weise entmuthigt. In dicht gedrängten Reihen sammelten sie sich hinter Leuthen, und alle Angriffe der aus diesem Dorfe hervorbrechenden Preußen schlugen sie zurück. Da gerieth Lucchesi, welcher mit seiner Reiterei von dem rechten Flügel zur Hülfe herbeigeeilt war, mit der preußischen Cavallerie ins Gefecht. Er wurde geschlagen und verlor hier sein Leben; nun aber warfen sich die preußischen Reiter auf das hart bedrängte österreichische Fußvolk. Die Niederlage und die Flucht der Cavallerie brachte auf dasselbe den ungünstigsten Eindruck hervor. Seine Reihen, durch das Geschützfeuer arg gelichtet, begannen zu wanken; endlich blieb nichts mehr übrig, als den Rückzug anzutreten. Prinz Karl behauptet zwar, derselbe sei in ziemlicher Ordnung begonnen worden, aber er selbst muß zugeben, daß es nach dem großen Verluste an Officieren ungemein schwer fiel, die Truppen beisammen zu halten, und daß sie bald begannen sich mehr und mehr zu zerstreuen. Dennoch gelang es, mit drei Bataillonen die steinerne Brücke zu behaupten, welche zwischen Lissa und Breslau über die Weida führte. Die geschlagenen Feldherrn aber, Prinz Karl und Daun, welch Letzterer in dem Schlachtgetümmel eine Contusion erhalten hatte, brachten in Neukirch die Nacht zu. Dorthin beriefen sie auch die Generale, um zu berathen was nun zu geschehen habe.

Von der Stimmung, welche während dieser schrecklichen Nacht im österreichischen Hauptquartier herrschte, kann nichts einen richtigeren Begriff geben als die Versicherung des Prinzen von Lothringen, man habe vor dem Anbruche des Tages gezittert, indem man befürchtete, die Truppen nicht mehr in Ordnung bringen zu können und von der Rückzugslinie auf Schweidnitz abgeschnitten zu werden[397]). Schon um vier Uhr Morgens, während noch dichte Finsterniß die ganze Umgegend bedeckte, gingen Prinz Karl und Daun über die Lohe. Mit Anbruch des Tages sammelten sich die Truppen, was besser vor sich ging als man zu hoffen gewagt hatte. Eine Stunde später war Alles wenigstens so weit in Ordnung, daß man sich neuerdings in Schlachtordnung zu stellen vermochte. Nachdem der Feind einen ferneren Angriff vermied, traten die Oesterreicher um Mittag den Rückzug in

der Richtung gegen Schweidnitz an, nicht ohne durch die nachstürmenden preußischen Reiter neue und erhebliche Verluste zu erleiden.

Mehr als zwanzigtausend Mann verloren die Oesterreicher bei Leuthen, wovon etwa ein Drittheil auf Todte und Verwundete, zwei Drittheile auf Gefangene kamen [398]). Siebzehn Generale waren getödtet oder verwundet, und die Regimenter hatten nicht nur sehr viel Mannschaft, sondern fast alle Officiere verloren, so daß nur wenige mehr vorhanden waren, den Rest der Soldaten zu führen [399]). Hundert sechzehn Kanonen, einundfünfzig Fahnen blieben in den Händen der Preußen, welche auch ihrerseits nicht weniger als sechstausenddreihundert Mann an Todten und Verwundeten zählten.

Der so rasche und vollständige Wechsel des Glückes binnen der kurzen Reihe von Tagen, welche den Sieg bei Breslau und die Einnahme dieser Stadt von der Niederlage bei Leuthen trennte, mußte auf den Wiener Hof einen erschütternden Eindruck hervorbringen. Aber Kaunitz bemühte sich eifrig, hievon nicht viel in den Vordergrund treten zu lassen. In Paris versicherte er, daß obwohl man sich auch noch auf den Verlust von Breslau und von Liegnitz gefaßt machen müsse, man darum doch nicht entmuthigt sei. Man wisse wohl, daß man ja auch einmal geschlagen werden könne. Man wisse aber auch, daß selbst wenn dieß noch ein zweites Mal geschehe, der König von Preußen der gerechten Ahndung zuletzt doch nicht entgehen werde, sobald man nur standhaft bleibe und während des Winters Alles thue, um im künftigen Feldzuge den Krieg wider ihn mit überlegenen Kräften fortsetzen zu können [400]).

Ein Theil der Vorhersagung des Grafen Kaunitz ging in der That sehr rasch in Erfüllung. Prinz Karl von Lothringen hielt es bald für unmöglich, sich den Winter hindurch in Schlesien zu behaupten. Unkluger Weise eine äußerst zahlreiche Besatzung in Breslau zurücklassend, zog er mit dem Reste seines Heeres, das den größten Theil seines Gepäckes eingebüßt hatte, unter unsäglichen, von der ganz ungewöhnlichen Strenge des Winters verursachten Beschwerden nach Böhmen zurück. In dem beklagenswerthesten Zustande trafen die

Trümmer des kaiserlichen Heeres in der zweiten Hälfte des December dort ein.

Als er die zu Breslau zurückbleibende Garnison so ansehnlich verstärkte, gab Prinz Karl sich ohne Zweifel der Hoffnung hin, daß dieselbe die Stadt gegen den König von Preußen zu halten vermöge. In Wien war man keineswegs dieser Ansicht und man bedauerte lebhaft den Entschluß des Prinzen, indem durch denselben ein sehr ansehnlicher Truppentheil, dessen Erhaltung fast wichtiger schien als diejenige von Breslau selbst[401]), aufgeopfert wurde. Nachdem aber der Mißgriff einmal geschehen war, hoffte man entweder die Garnison durch baldige Uebergabe der Stadt doch noch zu retten, oder durch lange Vertheidigung derselben den König von Preußen zu großen Anstrengungen und Opfern zu nöthigen. Prinz Karl von Lothringen wurde angewiesen, dem Feldmarschall-Lieutenant von Sprecher den gemessenen Befehl zu ertheilen, die Stadt nur gegen freien Abzug der Besatzung zu übergeben, sie sonst aber aufs Aeußerste zu halten[402]). Durch einen des Landes kundigen und verläßlichen Officier, der von einigen Husaren begleitet sein sollte, möge der Prinz diesen Auftrag an Sprecher übersenden. Der Major Graf Taaffe erbot sich zu dem Wagestück, den Befehl nach Breslau zu überbringen[403]); er kam jedoch unverrichteter Dinge wieder zurück, denn bei der üblen Stimmung des schlesischen Landvolkes, welches sich gegen die österreichischen Soldaten feindseliger zeigte als selbst die preußischen Truppen, hielt er es für unmöglich, nach Breslau zu gelangen[404]). Aber selbst wenn er seinen Auftrag vollführt hätte, wäre er mit demselben zu spät gekommen.

Die Muthlosigkeit, welche sich nach der Schlacht bei Leuthen des ganzen österreichischen Heeres bemächtigt hatte, scheint auch der Garnison von Breslau nicht fern geblieben zu sein. Nur so läßt es sich erklären, daß als am 16. December eine feindliche Bombe in den Pulverthurm auf der Taschenbastei fiel und die Explosion einen Theil der Stadtmauer dermaßen zerstörte, daß man es als Bresche ansehen konnte, die gesammte Generalität mit Ausnahme des Generals Beck zu bedingungsloser Uebergabe rieth. Dieselbe wurde denn auch am

21. December vollzogen. Die Nachricht hievon brachte in Wien die tiefste Bestürzung hervor. Für unbegreiflich sah man es an, daß zwölf der tüchtigsten Generale sich so sehr entmuthigt zeigen und es nicht vorziehen konnten, durch einen energischen Ausfall sich selbst und den ihnen anvertrauten Platz zu vertheidigen. „Der Schmerz und „der panische Schrecken", schreibt der venetianische Botschafter Ruzzini, „ist auf jedem Gesichte zu lesen, und viel größer ist jetzt die allge„meine Verwirrung als sie im vergangenen Mai nach der Prager „Schlacht war" [405]).

Anders und pflichtgetreuer als General Sprecher in Breslau handelte Oberst von Bülow in Liegnitz. Erst als er diesen Platz nach tapferer Vertheidigung nicht mehr zu halten vermochte, übergab er ihn am 28. December auf die Bedingung, daß die Besatzung mit kriegerischen Ehren abziehen dürfe. So war, als das neue Jahr anbrach, wieder ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz, welches der General Graf Thürheim besetzt hielt, in den Händen des Königs von Preußen, der mit Härte gegen Alle, denen er mißtraute, verfuhr. Der Mann, von dem der Ausspruch, in seinen Landen könne Jeder nach seiner Façon selig werden, noch jetzt so oft bewundernd wiederholt wird, erließ den Befehl, daß kein Katholik in Schlesien eine Bedienstung erhalten dürfe, welche mehr als dreihundert Thaler eintrage. Und den katholischen Priester Faulhaber ließ er, obgleich derselbe von dem Untersuchungsrichter für unschuldig erklärt worden war, mit dem ausdrücklichen Befehle hinrichten, daß vor seinem Tode kein Beichtvater zu ihm gelassen werden dürfe [406]).

Nur um das hier freilich bloß in seinen Hauptumrissen skizzirte Bild der Kriegsereignisse des Jahres 1757 zu vervollständigen, soll zum Schlusse noch mit wenigen Worten der Kämpfe Erwähnung geschehen, welche König Friedrich gegen einen vierten Feind, die Schweden bestehen mußte. Erst Anfangs September waren sie in einer Gesammtstärke von etwas mehr als zwanzigtausend Mann von Stralsund aus ins Feld gerückt. Ohne viel Widerstand zu finden, überschritten sie die Perne, besetzten Demmin, Anclam und andere Städte und zwangen das Fort Peenemünde zur Uebergabe. Aber der größte

Theil dieſer Eroberungen blieb nur kurze Zeit in ihrem Beſitze. Als der preußiſche Feldmarſchall Lehwaldt von den Ruſſen nichts mehr zu beſorgen hatte, wandte er ſich gegen die Schweden. In den letzten Tagen des December nahm er ihnen Demmin wieder ab. Auch Anclam wurde von den Schweden geräumt, und außer Stralſund und Rügen wußten ſie nur mehr Peenemünde gegen die Preußen zu behaupten. Somit war auch auf dieſer Seite König Friedrich am Schluſſe des Feldzuges in entſchiedenem Vortheil wider ſeine Gegner.

Elftes Capitel.

Oeſterreichs Verbündete.

So wie in Wien, ſo brachte auch in Paris die ſo plötzliche und unerwartete Nachricht von der Niederlage der Oeſterreicher bei Leuthen einen tiefen Eindruck hervor. Aber man gab ſich wenigſtens den Anſchein, als ob man darum doch keinen Augenblick den Muth und den Glauben an den dereinſtigen Sieg der gemeinſamen Sache verliere. Faſt mit den gleichen Ausdrücken, deren Kaunitz ſich zur Schilderung der in Wien herrſchenden Stimmung bedient hatte, kennzeichnete Bernis jetzt diejenige des Königs von Frankreich. Derſelbe ſei betrübt aber nicht niedergeſchlagen, ſchrieb er an dem Tage nach der Ankunft der Unglücksnachricht an Starhemberg. Der König kenne die Tapferkeit der öſterreichiſchen Truppen und die Standhaftigkeit der Kaiſerin; er werde ſeine Verpflichtungen mit einer Beharrlichkeit erfüllen, welche der Freundſchaft gleichkomme, die ihn vermocht habe, dieſelben zu übernehmen. Seine Bundestreue und ſein Ehrgefühl würden ihm niemals geſtatten, auf eine Verhandlung zur Herbeiführung eines Separatfriedens ſich einzulaſſen. Der König erkenne die Gefahr, die darin läge, der Ueberfluthung nicht Einhalt zu thun, von welcher ganz Europa bedroht werde [407]).

Es ſcheint wirklich, daß durch dieſe Worte des Grafen Bernis die Geſinnung richtig gekennzeichnet wurde, von welcher der König von Frankreich beſeelt war. So große Mühe es Anfangs auch gekoſtet hatte, ihn zu dem Bündniſſe mit Oeſterreich und zur Kriegführung gegen Preußen zu vermögen, ſo viel Standhaftigkeit zeigte er nun, an dem Entſchluſſe feſtzuhalten, den er einmal gefaßt hatte.

Schon während des vergangenen Sommers war die Versuchung, seinem gegebenen Worte untreu zu werden, mehrfach an ihn herangetreten, aber jederzeit fruchtlos. Die Markgräfin von Baireuth war, so viel wir wissen, die Erste, welche durch Vermittlung des französischen Geschäftsträgers Folard Schritte that, um das frühere gute Einvernehmen ihres Bruders mit dem Hofe von Versailles wieder herzustellen. Nicht nur an Folard, auch an den Marschall Belleisle schrieb sie eigenhändig. Sie erinnerte ihn daran, daß sie einst in Lyon mit ihm zusammengetroffen sei und er sich damals in günstigster Weise über den König von Preußen ausgesprochen habe. Noch immer hege Friedrich seine frühere Gesinnung der Freundschaft für Frankreich; er sei bereit von dessen Ausspruch sein Schicksal abhängig zu machen. Da er glaube, daß Ludwig XV. die schöne Rolle eines Friedensstifters gern übernehmen werde, wolle er lieber an ihn sich wenden als den Vorschlägen zur Herbeiführung des Friedens Gehör geben, welche ihm von Wien aus schon zu wiederholten Malen gemacht worden seien.

Man kennt die Unwahrheit dieser letzteren Behauptung; auch damals schon wurde ihr am Hofe von Versailles kein Glauben geschenkt. Der Abbé von Bernis, welchem vor kurzem an Stelle Rouillé's die Leitung der auswärtigen Geschäfte übertragen worden war, theilte auf ausdrücklichen Befehl des Königs den Inhalt der Briefe der Markgräfin an Belleisle und Folard dem Grafen Starhemberg mit. Die Antwort sollte, so wurde zwischen ihnen verabredet, in den Worten bestehen, der König von Preußen möge sich, wenn er ernstliche Friedensgedanken hege, vor Allem an diejenigen Mächte wenden, die er in so ungerechter Weise angegriffen habe [408]).

Noch waren Friedrichs Vorschläge nicht an den französischen Hof gelangt, als er, um ihnen größeren Nachdruck zu verleihen, seine Schwester beauftragte, durch eine halbe Million Thaler, und wenn nöthig durch eine noch größere Summe die Marquise von Pompadour zu einer Parteinahme für seine Zwecke zu bewegen. Aber auch dieser Versuch blieb erfolglos. Und nicht günstiger war das Ergebniß der Schritte, welche Graf Alexander von Wied unternahm, um eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Preußen herbeizuführen.

Schon mehr als zwanzig Jahre vorher war Wied zur Anknüpfung einer geheimen Verhandlung zwischen den Höfen von Wien und Versailles gebraucht worden, und noch ein zweites Mal hatte er sich vorgedrängt, um in den Augenblicke, in welchem Maria Theresia kurz nach ihrer Thronbesteigung von ihren Widersachern am härtesten in die Enge getrieben wurde, sie zu bewegen, sich Frankreich völlig in die Arme zu werfen [409]). Von dem sehnsüchtigen Wunsche angespornt, sich neuerdings wichtig zu machen und vielleicht auch für sich selbst Vortheile zu erlangen, suchte sich Graf Wied jetzt dem Gegner der Kaiserin, dem Könige von Preußen nützlich zu erweisen und zwischen ihm und Frankreich eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Bereitwillig ging Friedrich auf diesen Gedanken ein, ja er ließ sich auf Wieds Vorschlag [410]) sogar herbei, der Pompadour das Fürstenthum Neuenburg anzubieten, wenn sie ihm zu einem günstigen oder wenigstens nicht nachtheiligen Frieden mit Frankreich verhelfe. Im äußersten Falle möge Alles wieder auf den früheren Stand, in welchem es sich vor Ausbruch des Krieges befunden habe, zurückgeführt werden [411]).

Schon als der Emissär des Grafen Wied, der Anspach'sche Kammerherr Barbut de Maussac zum ersten Male in Versailles eingetroffen war, hatte Bernis den Grafen Starhemberg von dessen Ankunft und dem Gegenstande seiner Sendung unterrichtet. Genauere Kenntniß von dieser Verhandlung erhielt der Wiener Hof dadurch, daß der preußische Courier, welcher seinem Könige die Depeschen des Grafen Wied überbringen sollte, bei Lukau im Herzogthum Sachsen-Gotha von Laudons Husaren aufgefangen wurde [412]). Kaunitz sandte die Depeschen an Starhemberg und überließ es ihm, ob und in wie weit er von ihnen Gebrauch machen wolle [413]). An demselben Tage, an welchem Starhemberg dem Grafen Bernis die Depeschen mittheilte, traf Barbut zum zweiten Male in Versailles ein, ja sogar in dem Vorzimmer des Minister Bernis mit Starhemberg zusammen. In des Letzteren Gegenwart erbrach Bernis das Einführungsschreiben des Grafen Wied, welches Barbut mitgebracht hatte. Und als Bernis am folgenden Tage mit Barbut eine längere Unterredung pflog, erklärte dieser, nach seinem Ermessen könnte der Friede jetzt leicht zu Stande

gebracht werden, wenn der Kaiserin Schlesien, dem Könige von Polen eine andere Entschädigung auf Kosten des Königs von Preußen, dem Letzteren aber Hannover zu Theil würde [414]).

Diese Aeußerungen Barbuts fanden am französischen Hofe keine günstige Aufnahme. Die Schleichwege, die von ihm eingeschlagen wurden, seine Hindeutungen auf eine Bestechung der Marquise von Pompadour, auf ein Einverständniß mit französischen Generalen und Officieren mißfielen aufs höchste. Man erblickte in ihm einen äußerst verdächtigen Mann, dessen gefährlichen Umtrieben man ein Ziel setzen müsse. Er wurde verhaftet und in die Bastille gebracht [415]). Erst ein Jahr später erhielt er die Freiheit wieder.

Mit den Anträgen, welche im Namen des Königs von Preußen durch den Grafen Wied gestellt wurden, waren jedoch die Schritte Friedrichs zur Herbeiführung des Friedens mit Frankreich noch keineswegs erschöpft. Er wandte sich zu demselben Zwecke an den Oberbefehlshaber der französischen Hauptarmee, den Marschall von Richelieu. Er wußte, daß Letzterer gegen den Wiener Hof, bei dem er noch unter Karl VI. einige Zeit hindurch als Botschafter beglaubigt gewesen, und gegen dessen Truppen er später Genua vertheidigt hatte, feindselig gesinnt war. Auch auf Kaunitz, von dem er sich persönlich verletzt glaubte, so wie auf Starhemberg hatte Richelieu diese Mißstimmung übertragen. Endlich kannte Friedrich Richelieu's maßlose Eitelkeit. Er hoffte darauf, daß nachdem der französische Marschall die von seiner Armee besetzten deutschen Gebiete in schamlosester Weise ausgeplündert hatte, und nachdem ihm der Ruhm eines Schlachtengewinners versagt geblieben war, er wenigstens mit dem eines Friedensstifters nach Frankreich werde zurückkehren wollen.

In einem Briefe, von welchem Starhemberg behauptet, er sei so mit Schmeicheleien überfüllt, daß er von Friedrichs Freunde Voltaire herzurühren scheine, wandte sich der König an Richelieu. „Eine einzige Stelle," fährt Starhemberg fort, „ist sehr schwach, und „meines Ermessens vermöge des Gegenstandes beinahe unschicklich zu „nennen. Gleich im zweiten oder dritten Satze sagt der König ungefähr

„Folgendes: „Es handelt sich um eine Kleinigkeit; ich schlage Ihnen „„vor, Herr Marschall, daß wir Beide zusammen den allgemeinen „„Frieden zu Stande bringen““. Vermuthlich habe der König, meint Starhemberg weiter, durch diesen scherzhaften Ton darthun wollen, daß seine Verlegenheit nicht so groß sei als man überall glaube, aber im Grunde könne man seinem Briefe gerade das Gegentheil entnehmen [416]).

Wenn man das Schreiben des Königs der schmeichlerischen Phrasen entkleidet, welche nur darauf berechnet waren, Richelieu zu ködern, so beschränkt sich dessen Inhalt auf die Erklärung seiner Bereitwilligkeit, mit Frankreich in Friedensverhandlungen zu treten; auf welche Bedingungen solches geschehen solle, wird mit keinem Worte erwähnt. Richelieu legte die Mittheilung des Königs seiner Regierung vor; gleichzeitig pries er die Vortheile und den Ruhm, welche die Herbeiführung des allgemeinen Friedens für Frankreich und insbesondere für Bernis nach sich ziehen würde. Er trug darauf an, daß man die Vorschläge Preußens hören und ihn zur Anknüpfung einer förmlichen Verhandlung ermächtigen möge.

Anders als Richelieu beurtheilte man jedoch die Sache in Versailles. Nur im Verein mit seinen Verbündeten könne der König von Frankreich, so lautete die Antwort an Richelieu, auf Friedensverhandlungen eingehen. Die verdeckten und zugleich sehr verdächtigen Wege, auf denen der König von Preußen mit seinen Anträgen herantrete, könnten das Mißtrauen gegen einen Monarchen, der stets in dem Augenblicke, in welchem er seine Nachbarn feindlich überfalle, Friedensanträge stelle, eher vermehren als vermindern. Ohne Zweifel sei der Friede höchst erwünscht, jedoch nur ein solcher, durch welchen der König von Preußen für die Zukunft außer Stand gesetzt würde, je nach seinem Gutdünken die allgemeine Ruhe zu stören. Ein solcher Friede aber, das werde Richelieu einsehen, lasse sich leichter durch die raschen und nachdrücklichen Kriegsunternehmungen, welche man von ihm erwarte, als durch unzeitige Verhandlungen erreichen. Er möge sich daher durch solche nicht von seiner eigentlichen Aufgabe

abwendig machen, und am allerwenigsten durch die ihm gespendeten Lobpreisungen, so verdient sie auch seien, verblenden lassen[417]).

Man weiß daß Richelieu dieser Aufforderung in keiner der beiden Richtungen entsprach, auf welche sie hinwies. Die anfängliche Energie seiner kriegerischen Unternehmungen schien vollständig erlahmt. Nicht nur er selbst that nichts mehr, um Erfolge über den gemeinschaftlichen Gegner zu erringen, sondern er kam auch dem Befehl, Soubise zu unterstützen, so spät und so unvollständig nach, daß ihn ein großer Theil der Schuld an dem Unglücksereignisse von Roßbach trifft. Und andererseits blieb er mit Friedrich in fortdauerndem geheimem Verkehre. Der Verdacht, der damals schon laut wurde, er sei von dem Könige von Preußen bestochen, scheint keineswegs grundlos gewesen zu sein.

Der Argwohn, mit dem man Richelieu's Verfahren am Wiener Hofe betrachtete, wurde dadurch noch genährt, daß Friedrich im November 1757 einem hervorragenden französischen Officier, dem Grafen Mailly, der bei Roßbach in preußische Gefangenschaft gerathen war, die Erlaubniß ertheilte, sich auf zwei Monate nach Paris zu begeben. Starhemberg meldete nach Wien, daß dieser Vorfall und des Königs von Preußen zuvorkommendes Benehmen gegen die französischen Kriegsgefangenen der Eitelkeit der Franzosen ungemein schmeichle und einen für Friedrich sehr günstigen Eindruck auf sie hervorbringe[418]). Bernis aber fühlte das Auffallende der dem Grafen Mailly ertheilten Erlaubniß gleichfalls. Er würde sich nicht wundern, schrieb er an Starhemberg, wenn der König von Preußen diesen Schritt nur gethan hätte, um mit neuen Anträgen hervorzutreten, oder wenigstens glauben zu machen, daß er durch Mailly mit dem Hofe von Versailles Verhandlungen pflege. Man werde jedoch Starhemberg von Allem, was etwa geschehen würde, genau unterrichten. Auf Frankreichs Beständigkeit wie auf seinen Muth und seine Bundestreue möge man in Wien gleichmäßig zählen[419]).

In diesem Sinne lautete auch die Erklärung, welche der seit kurzem am Kaiserhofe beglaubigte Botschafter Frankreichs, Graf Stainville, nicht nur dem Grafen Kaunitz, sondern allen in Wien accre-

ditirten fremden Ministern übergab. Trotz der von dem Könige von Preußen gemachten Vorschläge werde der Hof von Versailles, so hieß es darin, ohne Vorwissen und ausdrückliche Zustimmung seiner Verbündeten niemals einen Vergleich eingehen noch einem hierauf gerichteten Antrage Gehör geben. Um jedes Mißtrauen zu beseitigen, wurde diese Staatsschrift, ein damals sehr ungewöhnlicher Vorgang, durch die officielle Wiener Zeitung veröffentlicht [420]).

Es sollte gar bald sich erweisen, daß Bernis die Ursachen der Freigebung des Grafen Mailly richtig beurtheilte. Kaum war derselbe in Paris, so trat er mit den Aufträgen hervor, mit welchen ihn Prinz Heinrich von Preußen im Namen seines Bruders, des Königs betraut hatte. Ein Schreiben Friedrichs legte er vor, durch welches Mailly angegangen wurde, in Frankreich die Erklärungen mitzutheilen, welche ihm Prinz Heinrich mündlich eröffnen werde. Sie bestanden darin, daß sowohl der König als Prinz Heinrich aufs lebhafteste wünschten, dem Kriege rasch ein Ende zu machen. Da leicht vorherzusehen sei, daß, um dieß Ziel zu erreichen, man sich preußischer Seits wohl zu einigen Opfern werde bequemen müssen, so sei man hiezu auch allenfalls bereit. Welcher Art jedoch diese Opfer seien, wurde von dem Prinzen Heinrich dem Grafen Mailly einstweilen noch nicht näher bezeichnet, sondern die Mittheilung hierüber dem Zeitpunkte vorbehalten, in welchem ihm die Antwort Frankreichs auf diese vorläufige Eröffnung zugekommen sein würde.

Die Antwort der französischen Regierung bestand in dem Befehle an Mailly, dem Prinzen Heinrich zu schreiben, er habe von dem ihm ertheilten Auftrage, weil derselbe zu allgemein gehalten sei, keinen Gebrauch machen können. Erst nach Empfang einer bestimmter lautenden Weisung werde er solches zu thun im Stande sein [421]).

Man sieht wohl, daß König Friedrich den Gedanken, den Frieden durch gewisse Opfer zu erkaufen, nicht immer mit solchem Abscheu von sich wies, als man dieß jetzt glauben zu machen sich bemüht. Solches war übrigens auch nur in der Natur der Sache gelegen. So wie Friedrich dereinst als Sieger Schlesien für sich in Anspruch nahm und

es Niemand in den Sinn kam, über Maria Thereſia ein verdammendes Urtheil zu fällen, weil ſie als Beſiegte zuletzt doch in den Verluſt dieſer Provinz ſich ergab, ſo hätte jetzt ein ähnliches Verhältniß eintreten müſſen, wenn Friedrich wirklich der Beſiegte geweſen wäre. Noch die neueſte Zeit hat die ganze Verkehrtheit der entgegengeſetzten Anſicht durch ein ungemein draſtiſches Beiſpiel bewieſen. Aber freilich brachte die Schlacht bei Leuthen einen völligen Umſchwung in der ganzen Sachlage hervor. Nun war Friedrich nicht mehr der Ueberwundene, ſondern der Ueberwinder, und wenn gleich die Verhandlung durch Mailly noch eine Weile fortgeſetzt, ja ſogar eine neue durch die Markgräfin von Baireuth und dem Cardinal Tencin angeſponnen wurde, ſo findet ſich doch keine Spur mehr von einer näheren Bezeichnung jener Opfer, zu denen Friedrich ſich noch kurz vorher bereit erklärt hatte.

Auch am Hofe von Verſailles trat, wenigſtens inſoweit es die dort maßgebenden Perſönlichkeiten anging, für den Augenblick noch keine Geneigtheit zu einer friedlichen Verſtändigung mit Preußen hervor. So wie der König erklärte, unerſchütterlich feſthalten zu wollen an dem Bündniſſe mit Oeſterreich, ſo ſchrieb ſeine Vertraute, die Marquiſe von Pompadour, in dem gleichen Sinne an Kaunitz und Starhemberg. Dem Erſteren gegenüber betheuerte ſie, in keiner Weiſe entmuthigt zu ſein; man möge ſich fortan nur mit den Mitteln beſchäftigen, das erlittene Unglück wieder unſchädlich zu machen[422]). In dem Briefe an Starhemberg aber trat ihr ganzer Ingrimm gegen Friedrich unverhüllt hervor. „Ich haſſe den Sieger", ſo ſchrieb ſie ihm, „mehr als je. Ergreifen wir zweckmäßige Maßregeln, zermalmen „wir zu Staub dieſen Attila des Nordens, und Sie werden mich eben „ſo zufrieden ſehen als ich jetzt der übelſten Laune bin[423])."

Bernis ſtimmte der Aeußerung der Marquiſe von Pompadour wenigſtens inſofern bei, als er gleichfalls von der Nothwendigkeit energiſchen Auftretens ſprach. „Die Kraft unſeres Gegners", ſchrieb er an Starhemberg, „beruht hauptſächlich auf ſeiner Thätigkeit und „der Richtigkeit ſeiner Combinationen; er handelt während wir berathen. „Verſtändigen wir uns raſch über einen allgemeinen Plan und handeln „wir in gemeinſamem Einverſtändniß, ohne daß darum unſere Armee-

„corps vereinigt zu sein brauchen. Begehen wir keine großen Fehler „mehr und ich zweifle nicht an dem günstigen Ausgange des Krieges[424])."

Auch Starhemberg wußte nur von der günstigen Gesinnung des Hofes von Versailles zu berichten. Ueber dessen Standhaftigkeit möge man, schrieb er an Kaunitz, ganz außer Sorge sein. Aber freilich wäre zu wünschen, daß dem guten Willen auch die Thaten entsprächen. In den meisten Dingen seien jedoch die Vorkehrungen, welche man treffe, überaus schlecht, und die Unordnung, die in den Finanzen wie im Kriegswesen herrsche, sei ungemein groß[425]).

Das war überhaupt die Klippe, an welcher trotz der eifrigen Bestrebung der beiderseitigen Regierungen, das gute Einvernehmen aufrecht zu erhalten und nachdrücklich zusammen zu wirken zur Erreichung des gemeinsamen Zieles, die Eintracht zwischen beiden doch manchmal zu scheitern drohte. In Frankreich schob man die Hauptschuld an den unglücklichen Kriegsereignissen den Oesterreichern zu, während diese sie wieder auf die Franzosen wälzten. Von letzterer Seite waren es gerade die Personen, deren Aufgabe es gewesen wäre, auf Befestigung der Allianz zwischen beiden Staaten hinzuarbeiten, welche dieselbe durch ihre Berichte am meisten gefährdeten. Freilich beabsichtigten sie zunächst nur sich selbst weiß zu waschen, wenn sowohl Frankreichs Botschafter in Wien, Graf Stainville, als der französische Bevollmächtigte beim Heere, Brigadegeneral Graf Montazet, wie sie die früher erreichten Erfolge jeder Zeit nur der Beobachtung ihrer Rathschläge zugeschrieben hatten, jetzt behaupteten, die Ursache des geschehenen Unglückes liege nur darin, daß man von denselben abgegangen sei. Er habe, versicherte Montazet, in dem Kriegsrathe, welcher der Schlacht vom 5. December vorherging, sowohl dieselbe als die hiezu gemachten Verfügungen entschieden widerrathen, jedoch mit seiner Ansicht nicht durchdringen können. Ueberhaupt rühre alles Mißgeschick nur daher, daß man den Krieg nach Schlesien gespielt und ihn nicht in Sachsen und der Lausitz fortgeführt habe[426]).

Auch auf österreichischer Seite wußte man sich der Versuchung nicht genug zu erwehren, diejenigen Anklagen, deren theilweise Berech-

tigung man nicht abläugnen konnte, durch gleiche Beschuldigungen gegen die französische Kriegführung wett machen zu wollen. Aber man fühlte doch, daß derlei Rückblicke auf eine unglückliche Vergangenheit zu nichts Anderem als dazu dienen sollten, die geschehenen Fehler künftighin zu vermeiden und durch verdoppelte Anstrengung gut zu machen. Darum trat man sogleich mit greifbaren Vorschlägen zu nachdrücklicher Weiterführung des Krieges an die Bundesgenossen heran. Dasjenige, was in Schlesien geschehen war, wurde wenigstens insofern nicht beschönigt, als man den ganzen Umfang der erlittenen Verluste, so weit man ihn selbst schon übersah, bereitwillig eingestand. Aber man theilte auch die Maßregeln mit, die man in der Eile ergriffen hatte, um im nächsten Frühjahre wieder eine Armee von wenigstens hunderttausend Mann ins Feld stellen zu können. Da jedoch das Gleiche auch von Seite des Feindes der Fall sein und derselbe gewiß wieder gegen das österreichische Heer den Hauptangriff richten werde, so möge Frankreich das letztere durch ein Hülfscorps von fünfundzwanzigtausend Mann seiner besten Truppen verstärken. Und nach Rußland richtete Maria Theresia das Verlangen, dreißigtausend Mann zu ihrer Armee in Böhmen stoßen zu lassen.

Von vielem Interesse sind die Betrachtungen, mit welchen die Kaiserin dieses Begehren bei dem russischen Hofe unterstützen zu sollen glaubte. Auf die immer zunehmende Gefährlichkeit Preußens und auf die Pflicht der Selbsterhaltung der übrigen Staaten, dieser fortwährenden Bedrohung ein für alle Mal ein Ende zu machen, waren sie vornehmlich gegründet. Alle europäischen Mächte suchten, heißt es in einem ostensiblen Rescripte der Kaiserin an Esterházy vom 23. December 1757[427]), in Friedenszeiten für sich und ihre Unterthanen der Ruhe zu genießen, die Wunden des Krieges zu heilen und ihre Nachbarn außer Sorge zu setzen. Der König von Preußen jedoch thue das gerade Gegentheil hievon. Von Jahr zu Jahr vermehre er die Zahl seiner Streitkräfte, so daß sie seit der Eroberung Schlesiens die doppelte Höhe erreicht habe. Auch alles Uebrige sei von ihm in solcher Weise auf militärischen Fuß eingerichtet worden, daß er sich jeder vortheilhaften Gelegenheit bedienen könne, seinen Nachbarn, noch ehe sie

sich in Vertheidigungszustand befänden, einen tödtlichen Streich zu versetzen. Wie wenig er auf feierliche Tractate, auf Recht und Billigkeit Rücksicht zu nehmen, sondern Alles durchzuführen pflege, was nur immer seinem Vortheil entspreche, hätten die österreichischen wie die sächsischen Lande genugsam erfahren. Preußens ganze Regierungsform sei auf diesen Fuß eingerichtet, man dürfe daher auch nicht hoffen, daß selbst bei einem künftigen Wechsel in der Person des Regenten eine Aenderung der Staatsmaximen eintreten werde.

„Der größte Theil seiner Armee", fährt die Kaiserin fort, „muß „sich in Friedenszeiten auf das Menschenstehlen verlegen; es ist daher „fast jeder seiner vertrauten Soldaten darauf abgerichtet, sich aller zu „diesem Endzweck dienlichen Ueberredungsmittel zu bedienen und das „Volk in solche Absichten hineinzuziehen. Man hat also preußischer „Seits schon von geraumer Zeit her nicht unterlassen, sich sogar der „Religion zum Deckmantel zu bedienen, Uns die weit aussehendsten „und gefährlichsten Absichten anzudichten und ihren König als die „einzige Stütze der protestantischen Glaubenslehre darzustellen. Bei „einsichtsvollen und billig denkenden Gemüthern kann zwar dergleichen „Blendwerk keinen Eindruck machen. Da aber die geringste Zahl der „Menschen in diese Classe zu rechnen ist und eine verkehrte Politik sich „gemeiniglich unter dem Religionshaß zu verbergen sucht, so läßt sich „auch bei dessen genauerer Erwägung gar wohl begreifen, woher die „verblendete und ganz außerordentliche Vorliebe für den König in „Preußen nicht nur bei dem protestantischen gemeinen Volke, sondern „auch bei vernünftigen Leuten entstanden sei. Daß aber diese Vorliebe „zur Vergrößerung des Königs sehr viel beitragen und endlich eine „allgemeine Unterwürfigkeit unter ihn verursachen könne, fällt um so „mehr in die Augen, wenn man nur einiger Maßen erwägt, wie seine „härtesten Gewaltthaten und Bedrückungen seiner Reichsmitstände auf „öffentlichem Reichstage theils entschuldigt und theils gerechtfertigt „werden wollen. Zum Glücke haben noch verschiedene protestantische „Reichsstände die wahren preußischen Absichten und die ihrer Freiheit „drohende Gefahr bei Zeiten eingesehen und hiedurch eine öffentliche

„Probe abgelegt, welch große Gefahr unter den Religionsvorspiege-
„lungen verborgen liege."

„Sind des Königs in Preußen politische Maßnehmungen außer-
„ordentlich und gefährlich, so müssen seine Kriegsanstalten nicht weniger
„dafür angesehen werden."

„Unter den gesitteten Völkern haben seit jeher die Einwohner auch
„im Krieg bei Haus und Hof bleiben können. Türken und Tartaren
„führen zwar dieselben in die Sclaverei, der König in Preußen aber
„macht es noch ärger, denn er raubt fremde Unterthanen und zwingt
„sie, Eid und Pflicht zu brechen, Soldaten zu werden und gegen ihre
„eigenen Landesherren zu streiten. Sein ganzes Militär ist eine solche
„künstliche Maschine, welche jeden gemeinen Soldaten auch wider Willen
„nützlich und fechten macht. Alle anderen Mächte werden durch den
„Krieg und durch öftere Schlachten von Volk entblößt; der König
„allein hat das Mittel erfunden, durch den Krieg seine Truppen zu
„ergänzen. Sollte es aber einem solchen Störer der allgemeinen Ruhe
„endlich gelingen, die größten Gewaltthaten straflos ausgeübt zu haben,
„ohne weiteren Verlust aus dem Kriege zu scheiden, ja wohl gar noch
„einigen Vortheil daraus zu ziehen, so wäre das nicht nur für die
„verbündeten drei ansehnlichsten europäischen Mächte eine unauslösch-
„liche Schande und den beleidigten Theilen ein Verlust der ihnen
„gebührenden Genugthuung, sondern der König in Preußen würde
„sowohl für Uns als für die russische Monarchie ein desto gefähr-
„licherer Feind verbleiben, je mehr er durch die Erfahrung gelernt hat,
„zwar seine angenommenen Grundsätze unabänderlich beizubehalten,
„jedoch solche bis zu gelegener Zeit zu verbergen und mit Nutzen ins
„Werk zu setzen."

Nachdem sie in solcher Weise die ganze Gefährlichkeit Preußens und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, es noch nachdrücklicher als bisher zu bekriegen, mit drastischen Farben geschildert hatte, suchte die Kaiserin aus den Ereignissen des soeben zu Ende gegangenen Feldzuges den Beweis zu liefern, daß auch noch so beträchtliche Vorkehrungen, wenn sie nicht im rechten Zusammenhange, zu rechter Zeit

und am rechten Orte getroffen werden, die ersehnte Wirkung kaum herbeiführen würden. Es sei anzunehmen, daß der König auch bei Beginn des nächsten Feldzuges wieder den größten Theil seiner Streitmacht gegen Oesterreich concentrire, und wenn er dasselbe besiegt haben werde, dann auch die Unternehmungen seiner übrigen Gegner vereitle. Hieran etwas zu ändern, sei die russische Hülfe allzu weit entfernt; darum müßte es auch für Rußland am gerathensten erscheinen, noch während des Winters ein Hülfscorps von ungefähr dreißigtausend Mann Fußvolk nach den österreichischen Erbländern zu senden. Hier sollte es mit der nöthigen Cavallerie, dann mit einem österreichischen Infanteriecorps, endlich mit leichten Truppen verstärkt werden und in solcher Weise eine ansehnliche Armee bilden, welche dem Feinde mit Ehren und mit der Hoffnung auf günstigen Erfolg vor die Augen treten könne.

In geheimen Rescripten von dem gleichen Tage wurde dem Grafen Esterházy bemerkt, man wisse wohl, daß Apraxin den Sieg bei Großjägerndorf nicht seiner Geschicklichkeit sondern bloß einem Zufalle verdanke. Allerdings sei Apraxin jetzt durch Fermor ersetzt worden, aber Esterházy selbst berichte ja, der neue Oberbefehlshaber gleiche seiner geringen Kriegserfahrung und sonstigen üblen Eigenschaften wegen so ziemlich seinem Vorgänger, wenn er ihm darin nicht noch nachstehe. Darum wolle denn auch der beste unter den russischen Generalen, Browne, nicht unter ihm dienen, sondern um seine Entlassung bitten[128]. Der Krieg gegen die europäischen Mächte und insbesondere gegen Preußen könne nun einmal nicht in derselben Weise wie gegen die Türken und in den Steppen geführt werden. Daher wäre es vor Allem für Rußland selbst ungemein nützlich, wenn ein ansehnliches russisches Corps im Verein mit der österreichischen Armee gegen Preußen ins Feld ziehen und dadurch ein tüchtiger Nachwuchs einheimischer russischer Officiere herangebildet würde. Das Commando über jenes Corps wäre dem General Browne anzuvertrauen, unter dem Czernitscheff, der sich während des Feldzuges als russischer Bevollmächtigter bei dem österreichischen Heere mehrfach hervorgethan[129]), und der jetzt bei der österreichischen Armee befindliche General Springer dienen könnten.

Man durfte sich in Wien keiner Täuschung darüber hingeben, daß das Verlangen, welches man nun an das Cabinet von St. Petersburg richtete, dort kaum einer günstigen Aufnahme begegnen werde, so lang sich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten noch in den Händen des offenbar von England bestochenen Großkanzlers Bestuschew befand. Auf's tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur in seiner verrätherischen Haltung die Hauptursache der durchaus ungenügenden Leistungen des russischen Heeres während des vergangenen Feldzuges und des ganz unmotivirten Rückzuges auf russisches Gebiet zu suchen sei, hatte der französische Botschafter Stainville schon im November im Namen seiner Regierung den Vorschlag gemacht, die Kaiserin Maria Theresia und Ludwig XV. sollten gleichzeitig an die Zarin schreiben und sie dringend um Bestuschews Entlassung ersuchen. Kaunitz war jedoch von Esterházy versichert worden, daß Bestuschew wenigstens ein Verschulden an dem Rückzuge mit Unrecht zur Last gelegt werde[430]). Er wandte daher gegen das Verlangen des französischen Botschafters ein, Bestuschew besitze doch eine gute Eigenschaft, welche darin bestehe, daß er ein abgesagter Feind des Königs von Preußen sei. Außerdem würde ein Schritt, um seine Entfernung herbeizuführen, voraussichtlich erfolglos bleiben und dann nur die erbittertste Feindschaft Bestuschews gegen die verbündeten Mächte nach sich ziehen. Endlich sei man in keiner Weise sicher, ob nicht sein Nachfolger ein geheimer Anhänger des Königs von Preußen sein werde[431]).

Dieser Anschauung huldigte Kaunitz auch noch jetzt. Da die bisherige Erfahrung gelehrt habe, schrieb er an Esterházy[432]), daß sich Bestuschew trotz all seiner Fehler im Amte zu erhalten und seine Absichten durchzusetzen wisse, bleibe nichts übrig als ihm volles Vertrauen zu bezeigen und ihn dadurch bei gutem Willen zu erhalten. Und wenige Wochen später fügte Kaunitz hinzu, man dürfe niemals vergessen, daß Bestuschew der eigentliche Urheber der engen Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich sei. Er verfolge den König von Preußen mit unversöhnlichem Hasse, habe nach der Prager Schlacht die größte Ausdauer bewiesen, Apraxin unablässig zu energischem Handeln gedrängt und am meisten zu dessen Absetzung beigetragen. Er wolle

in die Beweggründe nicht eingehen, durch welche Beſtuſchew hiezu vermocht worden ſei. Das aber könne man nicht beſtreiten, daß Niemand am ruſſiſchen Hofe mehr oder auch nur ſo viel als er für die gemeinſame Sache gethan habe. Hieraus folge, daß man ſich in ſein Verbleiben in der bisherigen Stellung ſo gut als möglich zu fügen genöthigt ſei[433]).

So wenig ſich Kaunitz als wohl unterrichtet erwies, als er von Beſtuſchews Parteinahme wider Apraxin ſprach, ſo wenig bewährte ſich ſeine Meinung, Beſtuſchew werde ſich allen Anfeindungen zum Trotze im Beſitze ſeines Poſtens behaupten.

Schon vor einiger Zeit hatte die Zarin gegen Eſterházy lebhafte Klage geführt über Beſtuſchews üble Geſinnung, ſeine Intriguen, ſeine eigennützigen Abſichten; ſie wiſſe nicht was ſie mit ihm anfangen ſolle. Lächelnd entgegnete ihr Eſterházy, eine Penſion, die ſie ihm zu ſeiner lebenslänglichen Verſorgung auswerfen würde, werde ſich ihr und ihrem Reiche hundertfältig verzinſen[434]). Freilich hatte bald darauf die Zarin wieder einen jener epileptiſchen Krankheitsanfälle zu beſtehen[435]), welche die Beſorgniß neuerdings wachriefen, ſie werde nicht lang mehr am Leben bleiben und mit der Thronbeſteigung des Großfürſten Peter die ruſſiſche Politik eine völlig neue Bahn einſchlagen. Unbeſchreiblich ſei es, berichtete Eſterházy, wie die hervorragendſten Perſonen am Hofe, der Großkanzler Beſtuſchew, die Brüder Schuwalow, die Gemalin des erkrankten Vicekanzlers Woronzow in erſter Reihe, an den Thronfolger und deſſen Günſtling, den General von Brockdorff zu drängen ſich bemühten[436]). Aber für dießmal ging die Gefahr noch vorüber. Die Kaiſerin erholte ſich raſch und einſtimmig erklärten nun dieſelben Menſchen, welche ſoeben Miene gemacht hatten, zu der für Preußen ſo günſtigen Geſinnung des Großfürſten ſich zu bekehren, daß ſie das vom Wiener Hofe geſtellte Begehren um Abſendung eines Hülfscorps von dreißigtauſend Mann nach den öſterreichiſchen Erbländern nachdrücklich zu unterſtützen gedächten[437]). Die Kaiſerin Eliſabeth ſelbſt, welcher die energiſchere Kriegführung gegen Preußen wahrhaft am Herzen lag, entſchloß ſich leicht, dem Verlangen ihrer Alliirten zu willfahren, und ſchon am 20. Jänner 1758 konnte

Esterházy berichten, daß die dreißigtausend Mann demnächst nach Oesterreich aufbrechen würden. General Graf Soltikoff erhielt den Oberbefehl über dieselben, Czernitscheff sollte den Marsch des Armeecorps leiten und Fürst Dolgoruki ihn dabei unterstützen [438]).

An diese erfreuliche Nachricht aus Rußland knüpfte sich bald eine zweite, welche darin bestand, daß General Fermor dem Befehle, seine Armee allsogleich wieder auf preußisches Gebiet zu führen, rasch Folge geleistet hatte. Am 16. Jänner 1758 brach Fermor von Memel auf, und schon sechs Tage später besetzte er Königsberg. Ohne an Widerstand zu denken, leistete man dort den Huldigungseid. Ja man ging über das unvermeidlich Nothwendige noch hinaus. Am 14. und 21. Februar war Königsberg aus Anlaß von Namens- und Geburtsfesten in der russischen Herrscherfamilie glänzend erleuchtet [439]).

Wenige Tage nach dieser letzteren Begebenheit trat in St. Petersburg selbst ein Ereigniß ein, welches Manchem für die Sache der Verbündeten günstiger schien als sogar ein auf dem Kriegsschauplatze errungener Vortheil. Es zeigte sich deutlich, wie sehr die Zarin Recht gehabt hatte, als sie über Bestuschews ränkevolle Umtriebe sich beklagte. Die Untersuchung, welche zu Narwa gegen Apraxin gepflogen wurde, und die Ursachen seines räthselvollen Rückzuges ergründen sollte, brachte zu Tage, daß er sich mit der Großfürstin Katharina und Bestuschew in ein Complott eingelassen hatte, welches darauf abzielte, den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen und dessen Gemalin Katharina als Vormünderin ihres Sohnes Paul die Regierungsgewalt in die Hände zu spielen. Natürlicher Weise war der Großfürst Peter hierüber aufs höchste erbittert: Er näherte sich jetzt dem früher von ihm sichtlich gemiedenen österreichischen Botschafter, und Esterházy bemühte sich mit Erfolg, den Großfürsten in bessere Beziehungen zur Kaiserin zu bringen [440]). Das Resultat davon war, daß Elisabeth, welche schon längst den Großkanzler los werden wollte, auf Peters Andringen sich jetzt rasch dazu entschloß. Am Abende des 25. Februar wurde unter Vorsitz der Kaiserin selbst eine Berathung gehalten. Als Bestuschew zu derselben erschien, kündigte man ihm seine Haft an. Nach Hause zurückgekehrt, fand er daselbst Wachen vor, welche ihm den Degen

und die Orden abnahmen und ihn zum Staatsgefangenen machten. Seine Gattin und sein Sohn theilten sein Schicksal. Eine Commission, welche aus dem Generalprocurator Fürsten Trubezkoi, dem geheimen Inquisitor Grafen Schuwalow und dem Feldmarschall Buturlin bestand, wurde eingesetzt, um die Untersuchung über Bestuschew zu führen [441]). In einer Note vom folgenden Tage, aus welcher der persönliche Unmuth der Zarin deutlich hervorging [442]), theilte die russische Regierung die Ursachen ihres Verfahrens gegen Bestuschew den fremden Gesandten mit. Er wurde seiner Würden und Aemter entsetzt und zum Tode verurtheilt, von der Kaiserin jedoch begnadigt und auf ein ihm gehöriges Landgut im Innern Rußlands verbannt.

So endigte die politische Laufbahn eines Mannes, welcher von der hohen Stellung, in der er so lange Zeit hindurch sich befand, einen so verwerflichen Gebrauch gemacht hatte. Die Behauptung, daß der Wiener Hof zu seinem Sturze wesentlich beitrug, indem er durch Woronzows Vermittlung den Großfürsten Peter von Bestuschews Anschlägen wider ihn unterrichten ließ [443]), scheint auf einem Irrthum zu beruhen. So sehr auch Bestuschews Entlassung in Wien schon seit langer Zeit willkommen gewesen wäre, so beschränkte man sich doch auf einen solchen Wunsch; activ wider ihn aufzutreten, hatte Kaunitz jeder zeit für zu gefährlich gehalten, und es ist daher auch keine Spur aufzufinden, daß dieß von österreichischer Seite geschehen sei.

Ein zweiter Grund, weßhalb man sich in Wien des activen Auftretens wider Bestuschew enthielt, lag, wie schon früher gezeigt worden ist, in der Ungewißheit über die Wahl seines Nachfolgers. „Bestuschew war ein Schurke", sagte Maria Theresia selbst zu dem französischen Botschafter Stainville [444]), „aber er war fähig; wer wird „ihn ersetzen können?" Und Kaunitz hatte schon früher die Besorgniß geäußert, Bestuschews Nachfolger könnte, statt dessen Feindschaft gegen den König von Preußen zu theilen, leicht ein geheimer Anhänger des Letzteren sein.

Die Befürchtung, welche Maria Theresia äußerte, war gegründeter als diejenige, die aus des Grafen Kaunitz Worten hervorging.

Der Vicekanzler Graf Woronzow, welchem nach Beſtuſchews Sturz die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zufiel, konnte ſich, was ſeine Befähigung anging, mit ſeinem Vorgänger nicht meſſen. Sogar Eſterházy nennt ihn einen Mann von beſchränktem Verſtande und ſchwachem, ängſtlichem Charakter, der eiferſüchtig auf ſein Anſehen ſei und mißtrauiſch gegen die Rathſchläge einſichtsvoller Männer. Aber er ſagt doch auch von ihm, er ſei ein durchaus ehrlicher Mann, weit entfernt von allen Nebenabſichten und Intriguen [445]). Nur die eine Beſorgniß konnte man hegen, daß der Vicekanzler, welcher mit dem Großfürſten Peter in genauer Verbindung ſtand und zu deſſen ergebenſten Anhängern zählte, durch deſſen für Preußen ſo günſtige Geſinnung nach und nach beeinflußt würde. Aber vor der Hand gab ſich kein Anzeichen kund, aus welchem auf die Verwirklichung einer ſolchen Befürchtung hätte geſchloſſen werden können. Woronzow ließ ſich vielmehr die Aufrechthaltung der freundſchaftlichſten Beziehungen Rußlands zu ſeinen Verbündeten, vor Allem zu Oeſterreich, ernſtlich angelegen ſein. Und da es für jetzt vor Allem auf die kriegeriſchen Unternehmungen gegen Preußen ankam, ſo wurden dieſelben zwiſchen den Höfen von Wien und St. Petersburg eifrigſt erörtert.

Zwölftes Capitel.

Vorbereitungen zum Kriege.

Am willkommenſten wäre es ohne Zweifel dem Wiener Hofe geweſen, wenn die ruſſiſche Armee die ſo glücklich begonnenen Operationen auf preußiſchem Gebiete nachdrücklich verfolgt, wenn ſie die wenigen ihr gegenüber ſtehenden feindlichen Streitkräfte immer mehr eingeengt hätte, und wenn doch auch gleichzeitig die ſchon beſchloſſene und theilweiſe ins Werk geſetzte Abſendung eines Hülfscorps von dreißigtauſend Mann wirklich geſchehen wäre. In erſterer Beziehung ſei, ſo wurde an Eſterházy geſchrieben, durch die Vorrückung bis an die Weichſel eine ganze Campagne gewonnen. Die ruſſiſche Armee habe den Rücken geſichert und die Provinz Preußen zu ihrer freien Verfügung. Von der Seeſeite ſtehe ihr die Zufuhr offen, die Weichſel und der Bug verſchafften ihr eine bequeme Verpflegung aus Polen, Preußen aber werde an drei Orten zugleich, in Brandenburg, Pommern und Schleſien mit einem Einfall bedroht. Doch ſei Pommern bekannter Maßen ſehr unfruchtbar und allzu weit von dem eigentlichen Schauplatze des Krieges entfernt, als daß die Entſendung anſehnlicher Streitkräfte dorthin räthlich erſchiene und dem Feinde eine empfindliche Diverſion verurſachen würde. Ein bloß mittelmäßig ſtarkes Armeecorps und die nützliche Anwendung der ruſſiſchen Galeeren dürften den gleichen Endzweck erreichen. Hingegen wäre kein vortheilhafterer Operationsplan zu erſinnen, als wenn die ruſſiſche Kriegsmacht möglichſt bald bis in die Gegend von Poſen vorrücken und ſodann zwiſchen der Warthe und Netze nahe der Grenze von Brandenburg und Schleſien

dasjenige vortheilhafte Lager beziehen würde, welches im letzten schwedischen Kriege so berühmt geworden sei. Je nach Belieben könnte man von dort in Brandenburg oder Schlesien eindringen, im ersteren Falle vielleicht sogar bis Berlin gehen, der schwedischen Armee Luft machen, die Verbindung mit der Niederlausitz eröffnen und überhaupt dem Kriege eine solche Wendung geben, daß er noch in dem gegenwärtigen Feldzuge glorreich beendigt werde.

Um diese Unternehmungen mit wenigstens fünfzig- bis sechzigtausend Mann ausführen zu können, müßte die gegen Preußen effectiv im Felde stehende russische Streitmacht sich auf nahezu achtzigtausend Mann belaufen. Vermöge Rußland außer dieser Anzahl noch das zugesagte Hülfscorps von dreißigtausend Mann nach Oesterreich abzusenden, so könnte solches dem Wiener Hofe nur hochwillkommen sein. In diesem Falle möge dasselbe nicht über Warschau, sondern über Nowgorod und Grodno nach Krakau marschiren. Auf diesem Wege hätte es fortwährend die Weichsel vor sich, und die leichten Truppen, welche man ihm entgegenschicken würde, könnten diesseits des Stromes zur Deckung und zur Einholung der erforderlichen Kundschaften dienen, so daß es nicht der mindesten Gefahr ausgesetzt wäre. In Krakau angelangt, müßte es entweder nach Bielitz und durch Mähren, oder durch Ungarn dergestalt vorwärts gehen, daß der Feind die Vereinigung mit dem österreichischen Hauptheere nicht hindern könne.

So ungemein großen Werth man aber auch auf die Absendung dieses russischen Hülfscorps lege, so sei doch die Durchführung des Planes, demzufolge die russische Hauptmacht bis an die Warthe vordringen und dort eine feste Stellung einnehmen solle, noch von ungleich größerer Wichtigkeit. Sollte daher die gleichzeitige Ausführung beider Unternehmungen unthunlich erscheinen und nur die Wahl zwischen der einen und der anderen freistehen, so müsse man diejenige, welche das Vordringen der Russen in das Herz der preußischen Lande in Aussicht stelle, unbedingt vorziehen. In diesem Falle würde die Kaiserin wenigstens für jetzt auf die Absendung des Hülfscorps nach Oesterreich verzichten [446]).

Rußland habe, schrieb Kaunitz an Esterházy, als ihm Bestuschews Sturz bekannt geworden, nun die schönste Gelegenheit, im Kriege wie im Frieden eine große Rolle zu spielen und nicht nur dem Hause Oesterreich, sondern sich selbst und der gemeinsamen Sache die ersprießlichsten Dienste zu leisten. Alles komme aber darauf an, daß mit dem rechten Eifer und Nachdruck zu Werke gegangen werde, daß man große und standhafte Entschlüsse den furchtsamen und zweideutigen Meinungen vorziehe und die eigenen Kräfte gehörig gebrauche. Sollte man jedoch mit der verderblichen Absicht umgehen, nur an sich und an die Behauptung der bereits gemachten Eroberungen zu denken, Oesterreich aber die größte Last des Krieges auf dem Halse zu lassen, dann wäre Zeit, Gelegenheit und Geld verloren, der Ruhm der russischen Waffen aber aufs Spiel gesetzt.

Er selbst hoffe zwar, so schloß Kaunitz diesen Theil seiner Betrachtungen, von den Maßregeln Rußlands das Beste, aber nicht Jedermann theile diese Meinung. Mancher besorge, daß sogar wenn die anfänglich nach Oesterreich bestimmten dreißigtausend Mann zur russischen Armee stoßen sollten, diese darum doch nichts Wichtiges unternehmen, sich hinter der Weichsel halten, die ganze Campagne fruchtlos verstreichen lassen und es nicht wagen werde, selbst einem preußischen Armeecorps von nur mittlerer Stärke unter die Augen zu treten [417]). Sei derartiges zu befürchten, so liege ungemein viel daran, solches früher zu wissen, auf daß man nicht die Monarchie in Gefahr setze und Verfügungen treffe, von denen man dann zu spät einsehen würde, daß sie auf trügerische Hoffnungen gebaut worden seien [418]).

Es war leicht vorherzusehen, daß die Verzichtleistung des Wiener Hofes auf die versprochene Absendung des Hülfscorps von dreißigtausend Mann in St. Petersburg sehr willkommen sein werde. Freudig griff man nach der zweiten von Oesterreich gestellten Alternative, der zufolge die russische Hauptmacht vorerst an der Warthe Stellung nehmen und dann von dort aus ihre Unternehmungen gegen den Kern der preußischen Lande fortsetzen solle. Daß dieß, wie Kaunitz verlangt hatte, mit Eifer und Nachdruck geschehen werde, darüber erging man

sich von russischer Seite in wiederholter Betheuerung [449]). Und als sicherstes Kennzeichen der feststehenden Absicht, energisch zu Werke zu gehen, wurde eröffnet, daß nicht Soltikoff, von dessen Befähigung Esterházy die geringste Meinung hegte [450]), sondern Browne, den man in Wien für den tüchtigsten russischen General hielt, die abgesonderte Streitmacht befehligen sollte, die früher nach Oesterreich, jetzt aber zu directem Marsche nach Posen und an die Warthe bestimmt war, um die dort anzusammelnde russische Hauptmacht zu verstärken.

Die an Fermor abgehenden Befehle entsprachen in der That vollständig den Begehren des Wiener Hofes. Er möge sich, hieß es darin, an der Warthe und Netze festsetzen und von dort aus diese Flüsse entlang so tief als nur immer möglich in die Staaten des Königs von Preußen eindringen. Um jedoch diese an und für sich schon vortheilhafte Unternehmung noch entscheidender zu gestalten, solle er trachten, die in Pommern sich ansammelnden preußischen Truppen von der Hauptmacht des Königs abzuschneiden und sie wo möglich jeglicher Verbindung mit derselben zu berauben. Darum habe Fermor nicht nur Miene zu machen, als ob er alle seine Streitkräfte auf Pommern zu werfen beabsichtige, sondern er solle wirklich den dort stehenden Feind in einer Weise beschäftigen, daß er in dieser Meinung immer mehr bestärkt werde. Bis zu dem Augenblicke habe das zu geschehen, als Browne mit seinem abgesonderten Armeecorps zu Nowydwor eingetroffen sei. Dann werde Fermor ein Corps an der Weichsel zurücklassen, um den in Pommern befindlichen Feind zu beschäftigen und dort festzuhalten, sich selbst aber mit Browne vereinigen und dann so rasch als möglich an die Warthe und Netze vorgehen, um dem Feinde zuvorzukommen und ihn der Möglichkeit zu berauben, sich aus Pommern anderswohin zu begeben [451]).

Man sieht daß man in Wien Ursache genug hatte, wenigstens mit den Absichten der russischen Regierung vollkommen zufrieden zu sein, wobei freilich auf deren rasche und energische Durchführung das Meiste ankam. Bei weitem nicht so gut stand jedoch die Sache in Bezug auf Oesterreichs anderen und weit wichtigeren Verbündeten, auf Frankreich. Auch dort hatte zwar das Ansuchen Maria Thresia's

um Abſendung eines Hülfscorps von 25.000 Mann nach Böhmen, um mit dem öſterreichiſchen Hauptheer vereint gegen den König von Preußen ins Feld ziehen zu können, Anfangs eine ziemlich willfährige Aufnahme gefunden. Aber bald machte ſich ein Schwanken in den Anſchauungen Frankreichs über das Beharren auf den bisherigen Bahnen bemerkbar. Ja es wäre nicht ganz unmöglich, daß Maria Thereſia ſelbſt durch eine vorſchnelle und wohl auch unbedachte Aeußerung, wie ſie bei ihrem lebhaften Weſen manchmal vorkam, hiezu den erſten Anlaß geboten hätte.

Es mag ungefähr am Neujahrstage geweſen ſein, als der franzöſiſche Botſchafter Graf Stainville, vielleicht um ſeine Glückwünſche abzuſtatten, bei der Kaiſerin Audienz hatte. Maria Thereſia ſtand ohne Zweifel unter dem vollen und tiefen Eindrucke der Unglücksnachrichten aus Schleſien, des Verluſtes von Breslau und des drangſalvollen Rückzuges ihres Heeres nach Böhmen. Erſt wenige Tage zuvor hatte ſie an Kaunitz geſchrieben, daß ſie ſich jetzt viel entmuthigter fühle als in den erſten Augenblicken nach dem Empfange jener traurigen Botſchaften [452]). Darum ſagte ſie jetzt auch zu Stainville voll überſtrömenden Schmerzgefühls, ſie ſehe wohl, daß die Vorſehung ſie dazu beſtimmt habe, ein unglückſeliges Schickſal in Geduld zu ertragen. Sie wolle ſich auch dieſem Verhängniſſe in Ergebung unterwerfen, nur beſorge ſie, daß ihre Bundesgenoſſen darunter zu leiden haben würden. Am meiſten bedauere ſie, daß ihr eigenes Unglück ſich auch auf den König von Frankreich erſtrecke; für ſich ſelbſt hätte ſie ſchon ihren Entſchluß gefaßt, und wäre bereit, wenn es ſein müßte, ſich der gemeinſamen Sache zum Opfer zu bringen [453]).

Stainville war für ſeine Perſon ein eifriger Gegner Preußens und nicht der Meinung, daß jetzt der Zeitpunkt erſchienen ſei, um all die hochfliegenden Entwürfe, die man noch vor wenig Monaten gehegt hatte, mit einem Schlage zu zertrümmern und als Beſiegte Frieden zu ſchließen. In dieſer Anſicht beſtärkte ihn natürlich Kaunitz, bei dem Stainville noch an demſelben Abende ſich einfand. Er verhehlte dem Staatskanzler den tiefen Eindruck nicht, welchen die Worte der Kaiſerin auf ihn hervorgebracht hatten. Ja er ließ ſogar den Argwohn durch-

ſchimmern, als ob man in Wien völlig niedergeſchlagen ſei, Alles verloren gebe und wohl gar den Entſchluß gefaßt habe, ſich mit Preußen einſeitig in Friedensunterhandlungen einzulaſſen.

Kaunitz bot all ſeine Beredſamkeit auf, um Stainville von der Grundloſigkeit eines ſolchen Verdachtes zu überzeugen. Die Aeußerung der Kaiſerin ſei nur als eine durch ſo viele und ganz unerwartete Unglücksfälle hervorgerufene Ueberwältigung ihrer Gefühle, als eine neue Beſtätigung ihrer perſönlichen Anhänglichkeit an den König von Frankreich aufzufaſſen. Nie werde ſie von ihrem Verbündeten ſich losſagen, und mit Verpfändung ſeines „noch niemals gebrochenen Wortes“ könne er verſichern, daß der Wiener Hof die eingetretenen Umſtände allerdings für mißliche, aber durchaus nicht für verzweifelte anſehe. Er ſpanne vielmehr aufs Aeußerſte ſeine Kräfte an, um die Armee wieder herzuſtellen und den Krieg nachdrücklich fortzuführen. Das einmüthigſte Zuſammengehen mit Frankreich in allen Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens halte man für das einzige Mittel, um die Anſtrengungen der Feinde zu vereiteln. Die Letzteren wünſchten ja nichts ſo ſehr und trachteten nach nichts mit eifrigerem Beſtreben als den Samen des Mißtrauens auszuſtreuen und durch die Zwietracht ihrer Gegner ſich ſelbſt aus der Verlegenheit zu ziehen.

Indem Kaunitz den Grafen Stainville bat, ſich vollſtändig zu beruhigen, legte er es ihm als ein Gebot der Vorſicht nahe, auch den Hof von Verſailles, der aus ſo weiter Entfernung nicht Alles mit jener Klarheit beurtheilen könne, wie dieß dem Botſchafter ſelbſt an Ort und Stelle möglich ſei, nicht in unnöthige Zweifel zu verſetzen. Und es ſcheint faſt als ob Stainville, der perſönlich der Fortführung des Kampfes geneigt war, ſich habe abhalten laſſen, ſeiner Regierung von der bedeutſamen Aeußerung der Kaiſerin Mittheilung zu machen; er wollte es wohl vermeiden, auch ſeinerſeits noch Oel ins Feuer zu gießen.

Es war um ſo klüger von ihm gehandelt, ſolches zu vermeiden, als es gar bald ſich zeigte, wie ſehr die Kaiſerin mit ihrer vor wenig Tagen gegen Kaunitz ausgeſprochenen Beſorgniß Recht gehabt, der

Muth und die Ausdauer, welche man in Frankreich bei dem Eintreffen der ersten Unglücksnachrichten aus Schlesien an den Tag gelegt hatte, dürften nicht allzu lang vorhalten. Dennoch war es eine Ueberraschung der peinlichsten Art, als Stainville plötzlich von Bernis ein Schreiben erhielt, in welchem derselbe von der gegenwärtigen Lage ein düsteres, ja so bedenklich sie auch an und für sich war, doch allzu düsteres Bild entwarf. „Ich sehe", heißt es in diesem eigenhändig geschriebenen Briefe [151]), „daß der Wiener Hof in zehn bis zwölf „Tagen drei Viertheile seiner Truppen und Officiere verlor. Rußland „verkauft seinerseits seine Artilleriepferde zu hundert Sous das Stück. „Keith begibt sich mit Schätzen nach St. Petersburg; ist es zu glauben, „daß die Zarin, krank und schwach wie sie ist, die Rathschläge des „Großkanzlers verwirft, den die Engländer mit ungeheuren Geschenken „zu gewinnen trachten werden? Wer wird dann auf der Bühne noch „übrig bleiben? Die Kaiserin ohne Armee und die Franzosen, welche „letztere zwischen dem König von Preußen und den Hannovranern „eingeklemmt sind, ohne Subsistenzmittel, ohne General und schlecht „disciplinirt. Sobald die Engländer, indem sie die Niederlande be „setzen, Holland zu einer Erklärung zu ihren Gunsten vermögen, sind „wir gezwungen, nach Frankreich zurückzukehren, wenn unser schlechtes „Benehmen und der Hunger uns nicht schon früher aus Deutschland „vertrieben haben. Man darf nicht darauf hoffen, daß in dieser Lage „eine Aenderung eintrete, denn in Wien und in Versailles wird der „Krieg von Menschen geleitet, die ihn niemals wirklich geführt haben. „Unsere Marine hat sich aufgerieben; auch von dieser Seite haben „wir keinen Ruhm und keine Entschädigung zu erwarten. Mein Rath „wäre daher Frieden zu schließen und mit einem Waffenstillstande zu „Land und zur See zu beginnen."

Bernis versichert, daß das nur sein eigener Gedanke sei und daß er noch nicht wisse, was der König davon halte. Derselbe werde niemals die Kaiserin im Stiche lassen, aber es sei nicht nöthig, daß er sich zugleich mit ihr zu Grunde richte. Die beiderseitigen Fehler hätten einen großen Plan, der in den ersten Tagen des September schon als gelungen erschien, scheitern gemacht. Ein schöner Traum

sei es gewesen; ihn fortzusetzen erscheine jedoch als gefährlich, vielleicht könne man ihn eines Tages mit gewandteren Mitwirkenden und besser verabredeten Kriegsplanen neuerdings aufnehmen. Stainville möge trachten, den Entschluß des Wiener Hofes zu erfahren; ob derselbe dasjenige, was sein Stolz ihm eingibt, dem vorziehe, was die gesunde Vernunft ihm vorschreiben sollte. Die Lage Oesterreichs sei noch gefährlicher als diejenige Frankreichs. Gewiß werde der König der Kaiserin treu bleiben, aber es sei zweifelhaft, ob sich seine Armee in Deutschland behaupten könne. Außerdem sei Frankreich an seinen Küsten und in Amerika lebhaft bedroht. Auch Schweden dürfe man nicht zu Grunde richten und auf den Beistand der Russen nicht zählen. Die Letzteren hätten den Anfang gemacht, das Band der Einigung zwischen den Verbündeten zu lösen, ihr Waffenglück zu vernichten. Der König werde Alles thun, seine Alliirten zu unterstützen, er selbst, Bernis aber werde ihm niemals rathen, seine Krone aufs Spiel zu setzen. Je mehr er unmittelbar zur Errichtung der großen Allianz beigetragen habe, um so mehr müsse man ihm Glauben schenken, wenn er zum Frieden rathe, denn sein eigenes Werk würde dadurch theilweise zerstört.

„Wenn ich endlich", so schließt Bernis sein Schreiben, „noch „Generale vor mir sehen würde, welche geeignet wären, unsere beider„seitigen Armeen zu befehligen, und einen guten Kriegsrath in Wien „und in Versailles, so würde ich trotz unserer Fehler und unseres „gemeinsamen Unglücks die Partie nicht aufgeben. Da man aber in „dieser Beziehung auf keine Aenderung zu hoffen vermag und die Zeit „verfließt, stimme ich für den Frieden, welchen ganz Europa von der „Weisheit des Königs und der Mäßigung des Wiener Hofes erwartet. „Wenn der Letztere uns handeln lassen oder es gemeinschaftlich mit „uns thun will, werden wir uns ehrenvoll aus der Sache ziehen. In„zwischen muß man von beiden Seiten sich vorbereiten, den Krieg „besser zu führen; es ist das der erste Schritt zum Frieden."

Unbeschreiblich war, wie Kaunitz bezeugt, die Bestürzung Stainville's über diese Depesche des französischen Ministers [155]). Befand sie sich ja doch in entschiedenstem Gegensatze zu all den Versicherungen,

welche bisher von Paris und Verſailles nach Wien gelangt waren. Und obwohl Bernis wiederholt betheuerte, daß ſeine Worte nur der Ausdruck ſeiner eigenen Meinung ſeien, daß er diejenige des Königs noch nicht kenne und nur, bevor er deſſen Befehle einhole, die Anſchauungen des Wiener Hofes zu erfahren wünſche, ſo konnte man ſich doch ſchwer überreden, daß Bernis ganz ohne Vorwiſſen des Königs einen ſolchen Schritt gethan haben ſollte. Je mehr Stainville hierüber betroffen war, um ſo mehr ſuchte Kaunitz ſeine Beſonnenheit zu bewahren. Allſogleich erließ er eine Depeſche an Starhemberg, in welcher er der Hauptſache nach dasjenige wiederholte, was er Stainville auf ſeine Mittheilung entgegnet hatte. In ruhiger und maßvoller Sprache ſetzte er in ſeinem Schreiben, welches darnach eingerichtet war, von Bernis geleſen zu werden, die Gründe auseinander, die nach ſeiner Ueberzeugung für die Fortſetzung des Krieges ſprachen. Er ſchilderte die Vorkehrungen hiezu, welche in Oeſterreich getroffen wurden. Die neu ergänzte Armee werde ohne Zweifel von einem tüchtigen Feldherrn geführt werden. Der Feind befinde ſich noch nicht auf öſterreichiſchem Gebiete, während man auf dem ſeinigen eine Feſtung innehabe. Auch Frankreich könne mit Leichtigkeit achtzigtauſend Mann aufſtellen, und um den gewünſchten Nutzen von dieſer Armee zu haben, brauche man nur die Urſachen zu beſeitigen, welche dieß bisher verhinderten. Die Reichsarmee, ſo viel ſich gegen dieſelbe auch ſagen laſſe, ſei doch auch nicht wieder für gar nichts zu rechnen. Die Hülfeleiſtung der Schweden werde gleichfalls nicht ganz ohne alle Einwirkung bleiben, und wenn es nicht gewiß ſei, daß die Ruſſen thatkräftig in die Kriegführung eingreifen würden, ſo könne doch auch nicht mit Beſtimmtheit behauptet werden, daß es in keinem Falle geſchehen werde. Dieſe Sachlage wäre jedoch ausreichend, um es räthlich erſcheinen zu laſſen, wenigſtens noch einen Feldzug zu wagen. Solches nicht zu thun, würde um ſo unverzeihlicher ſein, als ein einziges glückliches Ereigniß auf dem Kriegsſchauplatze den Dingen eine ganz andere Wendung zu geben vermöchte. Und im ſchlechteſten Falle könnte man auf die Bedingungen, die man jetzt erhalten würde, jeden Augenblick Frieden ſchließen.

Kaunitz ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne neuerdings die Vortheile zu erwähnen, welche die Herbeiführung einer Neutralität Hannovers oder gar den Abschluß eines Separatfriedens mit England herbeiführen müßte. Obgleich erst vor kurzem der hannoversche Gesandte in Wien, Freiherr von Steinberg, auf Frankreichs Andringen seine Pässe erhalten hatte, so war Kaunitz doch nie davon abgegangen, den Gedanken der Neutralität Hannovers zu verfolgen, welchen er „den größten Staatsstreich" nannte, der zum Besten Oesterreichs und Frankreichs ausgeführt werden könnte. Auch jetzt wieder hob er dessen Vortheile hervor, doch stellte er das Urtheil über die Möglichkeit der Verwirklichung dieser und seiner übrigen Ideen dem Minister Bernis vollständig anheim. Er sei weit entfernt von dem Glauben, sich nicht täuschen zu können, noch weiter aber von der Absicht, die Kaiserin und den König zu waghalsigen Entschlüssen verführen zu wollen. Nur um das Eine bitte er dringend, nichts zu überstürzen und in Allem und Jedem, was man auch beschließen möge, immer in größter Eintracht vorzugehen.

Wenn Kaunitz, und gewiß mit Recht, vor jeglicher Uebereilung warnte, so schien jetzt Bernis zu einer solchen nur allzu geneigt. Ohne eine Antwort aus Wien abzuwarten, sandte er neue, jedoch in dem früheren Sinne gehaltene Depeschen an Stainville. Am klügsten wäre es, schrieb er ihm, sich mit Friedensgedanken zu beschäftigen und die Plane von Ländertheilungen und Ländertausch, wie sie in dem geheimen Vertrage enthalten seien, fallen zu lassen; jedoch müßte die Kaiserin die ersten Schritte hiezu thun. Er sei überzeugt, daß wenn dieß geschehe, der König von Frankreich trotz seines persönlichen Bedauerns, dem Kriegsglücke des Königs von Preußen weichen, Sachsen in dessen Gewalt lassen und seiner eigenen Tochter den beabsichtigten Gebietserwerb in den Niederlanden vorenthalten zu müssen, sich doch aus Liebe zu seinen Völkern dazu verstehen würde, gemeinsam mit Schweden als Garanten des Westphälischen Friedens die Hindernisse zu beseitigen, welche der Herbeiführung einer allgemeinen Pacification noch im Wege stünden [456]).

Man weiß kaum, ob es zur Unterstützung dieses Ansinnens oder im Widerspruche mit demselben geschah, daß Bernis gleichzeitig zwei andere Depeschen an Stainville richtete. In einer derselben war nicht nur die Billigung des Projectes einer Herbeiführung der Neutralität Hannovers, sondern auch dasjenige enthalten, was von französischer Seite zur Verwirklichung dieses Zweckes veranlaßt worden war. Das andere Sendschreiben aber entwickelte in ziemlich ausführlicher Weise die Absichten Frankreichs für den Fall der Fortführung des Krieges. Es werde der Kaiserin dreißigtausend Mann der in seinem Solde befindlichen deutschen Truppen zu Hülfe senden. Die vierzehntausend Mann solcher Truppen, die schon zu ihrer Verfügung stünden, werde es wieder in kriegstüchtigen Stand setzen und das Gleiche mit den zehntausend aus preußischen Diensten entwichenen Sachsen thun, die sich bereits angesammelt hätten. Die letzteren wolle es, durch sechstausend Pfälzer verstärkt, zur Reichsarmee stoßen lassen, welche künftighin der Herzog von Württemberg befehligen möge. Einen Theil seiner eigenen Truppen werde es nach Frankreich zurückziehen, der Rest aber solle eine Operationsarmee am Rhein und an der Weser bilden, immer bereit, sich dorthin zu begeben, wo das Bedürfniß es erfordere.

Das Corps von dreißigtausend Mann, von der Kaiserin durch Reiterei und leichte Truppen verstärkt, sollte Brandenburg bedrohen und sich mit den Schweden vereinigen. Die Reichsarmee hätte nach Sachsen vorzudringen, das kaiserliche Heer aber Böhmen zu decken. In solcher Weise würde dem letzteren eine Unterstützung durch deutsche Hülfstruppen zu Theil, welche an das Klima, die Disciplin, die Sprache und die Lebensweise der kaiserlichen Truppen gewohnter, auch leichter durch Recrutirung zu ergänzen seien als die Franzosen. Die deutschen Länder könnten sich nicht mehr über die Excesse der Letzteren, die Protestanten aber nicht über Mißachtung ihrer kirchlichen Gebräuche, über Mißhandlung ihrer Geistlichen und über Schändung ihrer Gotteshäuser beklagen.

Bernis hatte wohl Recht, wenn er dem Grafen Stainville schrieb, er begreife ganz das Peinliche seiner Lage. Von der einen Seite solle er die Kaiserin nicht zum Frieden drängen, von der anderen aber ihr

doch die Gefahren zu Gemüth führen, in welche die Fortsetzung des Krieges sie selbst und ihre Verbündeten stürze. Daß seine eigene Instruction voll von Widersprüchen war und es daher Stainville schwer fallen mußte, sich in derselben zurecht zu finden und über die wahren Absichten seiner Regierung vollkommen klar zu werden, dieser Gedanke scheint Bernis allerdings nicht gekommen zu sein.

Als Stainville, um sich seines Auftrages zu entledigen, sich zu Kaunitz begab, trug er demselben zuerst den von Bernis mitgetheilten Operationsplan vor. Gegen die zwei ersten Punkte, die sich auf die Absendung von dreißigtausend Mann deutscher, in französischem Sold stehender Truppen, auf die Ausrüstung der sächsischen Ueberläufer und ihre Entsendung so wie diejenige der sechstausend Pfälzer zur Reichsarmee, endlich auf die Aufgaben bezogen, welche diesen Streitkräften gestellt werden sollten, hielt Kaunitz seine Einwendungen noch zurück. Um so lebhafter erhob er sie gegen die Mittheilung, der zufolge die französischen Nationaltruppen theils nach Frankreich zurückgezogen, theils in ein Observationsheer am Rhein und an der Weser vereinigt werden sollten. Er begriff wohl, daß dadurch nichts weniger als die Absicht Frankreichs ausgesprochen sei, sich an der directen Kriegführung gegen Preußen nicht mehr zu betheiligen. Darum war auch, wie Stainville an Bernis berichtet, die Bestürzung so auffallend, von der sich Kaunitz ergriffen zeigte und die mit seinem sonstigen kalten und gemessenen Wesen so sehr contrastirte. Man treibe seinen Spott mit ihm, erklärte er, wenn man seine Empfehlung der hannoverschen Neutralität als Vorwand gebrauche, um hunderttausend Franzosen über den Rhein zurückzuziehen, während er die Neutralität Hannovers nur anstrebe, um diese Truppen gegen Preußen verwenden zu können. Ein solcher Rückzug der französischen Armee sei gleichbedeutend mit einem Separatfrieden Frankreichs mit Preußen. Und als Stainville ferner erklärte, Frankreich vermöge die in dem geheimen Vertrage festgesetzten Subsidien nicht mehr zu bezahlen und diese Summe müsse ansehnlich verringert werden, da erwiederte Kaunitz, die Kaiserin verlange nicht gegen den Willen des Königs von Frankreich den Krieg fortzuführen. Ja sie könnte solches nicht einmal, wenn sich Frankreich

wirklich in der Unmöglichkeit befände, seinen Verpflichtungen, sowohl was die Truppen als die Subsidienzahlung angehe, zu genügen. Aber er gab eine solche Unmöglichkeit nicht zu und meinte, man hätte sie vorhersehen müssen, ehe man sich zu dem geheimen Tractate entschloß.

Stainville rückte nun mit dem Gedanken hervor, diesen Vertrag vollständig fallen zu lassen. Aber Kaunitz erhob sich mit großer Wärme dagegen; nicht ohne Gereiztheit sagte er, daß der Wiener Hof nicht gewohnt sei einen Tractat abzuschließen und ihm dann wieder den Rücken zu kehren. Unbedingt verwarf er die Vorschläge Frankreichs und verlangte im Namen der Kaiserin die Absendung eines Hülfscorps nach Böhmen und die Zahlung der rückständigen Subsidien [457]).

Geringerer Ereiferung als bei Kaunitz begegnete Stainville bei dem Kaiser. Er sagte bloß daß er den Charakter des Königs von Preußen und die Furcht desselben vor langdauernden Kriegen kenne. Darum sei er der Meinung, daß wenigstens das neuangebrochene Jahr hindurch der Krieg fortgeführt werden sollte.

Ungleich heftiger waren, wie dieß ja auch der Natur ihres ganzen Wesens entsprach, die Aeußerungen der Kaiserin über die Vorschläge Stainville's. Schon durch Kaunitz von deren Inhalt unterrichtet, sagte sie zu dem französischen Botschafter, sie sei von Schmerz ergriffen zu sehen, daß Frankreich der Fortführung des Krieges überdrüßig zu sein scheine; die ganze Nacht habe sie kein Auge geschlossen. Umsonst schilderte ihr Stainville Frankreichs Erschöpfung; sie beharrte dabei, wenn man jetzt Frieden schließe, werde man nach wenig Jahren neuerdings mit Preußen Krieg führen müssen. Freilich werde sie, wenn der König von Frankreich die Fortsetzung des Krieges für unmöglich erkläre, dessen Wünschen sich fügen; sie hoffe jedoch, er werde noch einen Feldzug wagen. Nicht Schlesiens Wiedereroberung sei es, was sie reize. Nur um die Ruhe Europa's und ihre eigene zu sichern, habe sie getrachtet, die Macht jenes Ungeheuers zu verringern, das sie unterdrücke. Sie stelle es Gott anheim, sie an dem Könige von Preußen zu rächen, weil die Menschen nichts wider ihn ausrichten könnten [458]).

Die Entschlossenheit der Kaiserin und ihres Ministers machte einen tiefen Eindruck auf Stainville. Da er in ihren Erklärungen den Ausdruck seiner eigenen Gesinnungen wieder fand, sprach er auch seiner Regierung gegenüber die Meinung aus, es werde für Frankreich höchst schädlich sein, in diesem Augenblicke Frieden zu schließen. Und fast mit den Worten des Staatskanzlers wiederholte er, daß die geringste Uebereilung gefährlich sei. Kaunitz aber bemühte sich eifrig der Kaiserin mit möglichster Ruhe und Objectivität die Beweggründe für und gegen die Fortsetzung des Krieges deutlich zu machen. Denn er mochte darin das beste Mittel erkennen, aus ihrer Seele jeden Wankelmuth zu bannen und sie in der Standhaftigkeit zu bestärken, welche sie im Gegensatze zu ihrem sonstigen Wesen einen Augenblick verläugnet zu haben scheint. Eine ausführliche Denkschrift legte er ihr vor[159]), in welcher er ihr das Widersprechende und Ungereimte des französischen Operationsplanes recht deutlich darzuthun versuchte. Widersprechend nannte er ihn, weil darin das der Kaiserin zu überlassende Corps von dreißigtausend Mann der schwedischen Armee zu Hülfe geschickt werde, während es nach den gleichzeitigen Versicherungen der französischen Regierung unter Commando des Prinzen von Soubise geraden Weges nach Böhmen abgehen sollte. Ungereimt aber sei er aus dem Grunde, weil er Allem widerstreite, was die bisherige Erfahrung gelehrt und Frankreich selbst zu wiederholten Malen nachdrücklich angerathen habe. Man dürfe, um dieß zu begreifen, nur einen Blick auf die Zusammensetzung und Eintheilung der Hülfstruppen, so wie auf die großen Aufgaben werfen, mit deren unmittelbarer Durchführung dem Feinde gegenüber die Reichsarmee betraut werden solle.

Für Oesterreich komme es vor Allem auf die Beurtheilung der Frage an, ob sich die Armee schon zu Ende des künftigen Monates März in dem Zustande und in der Stärke befinden werde, daß man mit einiger Zuversicht hoffen dürfe, der feindlichen Macht wenigstens vertheidigungsweise Widerstand leisten und den ersten Anprall so lang aufhalten zu können, bis es den Verbündeten möglich sei, auch ihres Ortes im Felde zu erscheinen und hülfreiche Hand zu bieten. Wäre hiezu keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, so müßte es nicht als ein

großherziges und standhaftes, sondern als ein verwegenes Unternehmen angesehen werden, den Krieg gegen alle Erwartung eines günstigen Ausganges fortzuführen, die Gelegenheit zu einem wenn gleich unglücklichen, aber doch allgemeinen Frieden vorübergehen zu lassen und die getreuen Erblande der größten Gefahr auszusetzen.

Andererseits wäre es ebensowenig vor Gott und den Nachkommen zu verantworten, wenn man aus unzeitiger Furcht sich in dem Friedensgeschäft übereilen, so viele Opfer umsonst bringen und vorschnell die Hoffnung aufgeben wollte, das Haus Oesterreich aus einer ewigen Gefahr zu erretten und dessen ärgsten Feind, wenn nicht vollkommen wehrlos zu machen, doch ihn mehr und mehr zu demüthigen und ihn der Mittel zu berauben, bei einem künftigen Frieden seine Macht und sein Ansehen noch zu vermehren.

Er selbst sei zwar, fuhr Kaunitz fort, nach Allem was ihm von den Vorkehrungen zur Fortführung des Krieges bekannt geworden, der Meinung, daß es allerdings wahrscheinlich und ausführbar sei, schon im März sechzigtausend Mann deutscher und fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann leichter Truppen ins Feld zu stellen. Durch geschickte Verwendung dieser Streitkräfte werde man einen solchen Vertheidigungskrieg zu führen im Stande sein, daß der Feind wenigstens keine entscheidenden Vortheile erringen und die kräftige Mitwirkung der Bundesgenossen gar wohl abgewartet werden könne. Aber einen definitiven Ausspruch hierüber getraue er sich keineswegs zu fällen. Wäre seine Hoffnung ungegründet und hinlänglicher Widerstand nicht möglich, dann bliebe allerdings nichts übrig als ohne Zeitverlust an Waffenstillstand und Frieden zu denken.

Auch für den Fall, daß man nicht sicher wäre, von Frankreich sowohl mit dessen Armee als durch die Fortbezahlung der verabredeten Subsidien ausgiebig unterstützt zu werden, habe man zwar nicht den Frieden zu übereilen, aber doch thunlichst zu fördern und der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Krieges gänzlich zu entsagen. Würde jedoch Frankreich wie bisher thatkräftig mitwirken, dann könnte ein glücklicher Erfolg wohl noch erreicht werden.

Man sieht, daß es dem Grafen Kaunitz auf zwei Punkte vornehmlich ankam, auf den Fortgang der eigenen Rüstungen und auf die Beihülfe Frankreichs. In ersterer Beziehung scheint man mit dem Erfolge der Vorbereitungen zur Kriegführung nicht unzufrieden gewesen zu sein. In letzterer aber war es vielleicht mehr als ein bloßer Zufall, daß gerade in diesen Tagen der höchsten Aufregung der österreichische Oberst Fürst Lobkowitz, der seiner Zeit mit der freudigen Nachricht von dem Siege bei Breslau und der Einnahme dieser Stadt an Ludwig XV. gesendet worden war, aus Frankreich zurückkehrte. Er überbrachte dem Grafen Kaunitz ein eigenhändiges Schreiben der Pompadour, in welchem wohl von der unveränderten Gesinnung des Königs für die Kaiserin, aber mit keinem Worte von Friedensgedanken die Rede war. „Um unsere großen Absichten zu verwirklichen", heißt es vielmehr darin, „müssen wir vollständig einig sein über die kriegeri„schen Unternehmungen; ohne diese vorläufige Bedingung würden wir „Beide zu Grunde gehen. Das Vertrauen, mit welchem ich zu Ihnen „spreche, ist Ihnen ein neuer Beweis meines Eifers für das Gelingen „des schönsten Planes von der Welt und meiner treuen Freundschaft „für Sie [460])."

Es war ganz im Einklange mit diesen Erklärungen, wenn Starhemberg wiederholt versicherte, weder bei dem Könige noch bei der Marquise von Pompadour oder dem größten Theile des Ministeriums werde irgend ein Anzeichen von Entmuthigung sichtbar. Und eigenthümlich mußte es Kaunitz berühren, wenn ihm Starhemberg schrieb, Bernis sei der Meinung, man müsse eher Alles unternehmen und Alles wagen, als mit Preußen einen Frieden zu schließen, welcher für die beiden verbündeten Mächte entehrend wäre, den König Friedrich aber im Vollbesitze seiner Macht ließe. Man könne sich darauf verlassen, daß Bernis das Aeußerste aufbieten werde, um Oesterreich die ausgiebigste Hülfe an Geld und an Truppen zu verschaffen [461]). Und Bernis selbst versicherte Kaunitz in einem Briefe, der sich von seinen kurz vorher an Stainville gerichteten Depeschen gar sehr unterschied, daß man in Frankreich nur dasjenige wolle, was der Wiener Hof nach einer ernsten und unparteiischen Prüfung der Sachlage beschließen

werde[162]). Endlich wies Starhemberg in seinem gleichzeitigen Berichte darauf hin, daß es wünschenswerth sei, der Marquise von Pompadour das ihr schon seit so langer Zeit bestimmte Geschenk wirklich zukommen zu lassen. Man möge ihm daher ein möglichst ähnliches Bildniß der Kaiserin zusenden, denn die Fassung, in welcher dasselbe der Pompadour gegeben werden sollte, werde demnächst vollendet sein. Auch Bernis wünsche lebhaft, ein ähnlicheres Porträt der Kaiserin zu besitzen als dasjenige sei, welches man ihm bereits zum Geschenke gemacht habe[163]).

Von entscheidender Wirkung auf den Wiener Hof war es, daß Fürst Lobkowitz außer dem Briefe der Pompadour an Kaunitz, außer Starhembergs beruhigenden Depeschen auch noch ein Handschreiben des Königs von Frankreich an Maria Theresia nach Wien brachte. Die förmliche Zusage der baldigsten Absendung eines Hülfscorps von 24.000 Mann nach Böhmen war darin enthalten. Freilich sprach Starhemberg die Besorgniß aus, daß dasselbe nicht so rasch als es wünschenswerth wäre, auf die Beine gebracht werden und an seinem Bestimmungsorte anlangen dürfte. Aber die Bereitwilligkeit des Königs, dem so dringend ausgesprochenen Wunsche seiner Bundesgenossin zu willfahren, konnte doch als ein deutliches Kennzeichen gelten, daß es ihm nicht in den Sinn komme, so schnell als Bernis es gemeint hatte, vor dem Könige von Preußen die Segel zu streichen.

Ein weiterer Beweis dafür lag in der gleichzeitig eintreffenden Nachricht, daß das Commando dem Marschall von Richelieu abgenommen und dem Grafen von Clermont anvertraut worden sei. Wohl erhoben sich Stimmen, welche behaupten wollten, es seien von dem Nachfolger nicht viel bessere Leistungen als von seinem Vorgänger zu hoffen. Aber die Bestätigung dieser Besorgniß mußte denn doch erst abgewartet werden. Einstweilen glaubte man Starhembergs Versicherung, der zufolge Graf Clermont eben so herzhaft als vorsichtig und ganz darnach angethan war, daß man sich wenigstens die Einführung einer besseren Ordnung und Disciplin, somit die Abstellung der bei der französischen Armee in ganz unglaublichem Maße eingerissenen Excesse, Plünderungen und Erpressungen mit Bestimmtheit versprechen durfte. Ein großer Vortheil schien endlich dadurch erreicht, daß in Folge der

Veränderung im Obercommando der Marschall Belleisle wieder den größten Einfluß auf die kriegerischen Unternehmungen, ja die eigentliche Leitung derselben erhielt. Starhemberg besorgte sogar, daß er hierin wieder zu weit gehen und den Kriegsminister Paulmy völlig davon ausschließen werde. Selbst in diesem Falle aber wäre, fügte er hinzu, das Uebel noch immer geringer als bisher, wo sich Alles in größter Unordnung und Verwirrung befand, indem Paulmy, der kein Soldat war und vom Kriegswesen nur sehr wenig verstand, die Operationen allein dirigirte [464]). Bringt man nun noch dazu in Anschlag, daß die besten französischen Generale, wie Contades, Chevert, Guerchy und St. Germain bestimmt wurden, unter Clermont zu dienen, daß endlich der französische Hof jetzt völlig der Ansicht des Grafen Kaunitz beistimmte, man müsse mit aller Energie gegen die unter den Befehlen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehende hannoversche Armee vorgehen, um den König von England um so gewisser und rascher zur Eingehung der Neutralität für Hannover zu drängen, so begreift es sich leicht, daß die Nachrichten aus Frankreich, welche sich von den erst vor kurzem eingegangenen Anträgen des Ministers Bernis so vortheilhaft unterschieden, am Wiener Hofe eine günstige und ermuthigende Wirkung hervorbringen mußten.

Vielleicht entscheidender noch war der Eindruck der Kunde von dem im tiefsten Winter erfolgten Vordringen der Russen auf feindliches Gebiet, von der Einnahme Königsbergs und der Unterwerfung der ganzen Provinz Preußen. Schon dadurch schien die Besorgniß des französischen Ministers widerlegt, daß man von Rußland sich gar keine Beihülfe versprechen dürfe. Wenn beide Verbündete des Wiener Hofes, wenn Frankreich und Rußland nachdrücklich eingriffen in die Kriegführung gegen den gemeinsamen Feind, da konnte noch immer auf eine günstige Wendung des großen Kampfes mit einiger Zuversicht gehofft werden. Und da die Militärbehörden, die von Kaunitz gestellte Frage beantwortend, die Ueberzeugung aussprachen, daß es auch auf österreichischer Seite gelingen werde, zu dem angegebenen Zeitpunkte die erforderliche Truppenzahl kriegstüchtig ins Feld zu stellen, so behauptete Kaunitz in seiner Antwort an die Pompadour [465]), daß die

allgemeine Lage sowohl vom politischen als vom militärischen Gesichtspunkte aus jetzt eine bessere sei als sie dieß zu Anfang des vergangenen Feldzuges gewesen. Nur möge man die im verflossenen Jahre begangenen Fehler vermeiden und nicht nur über das Ziel, das man erreichen wolle, sondern auch über die Wege zu demselben vollkommen einig sein.

Das ruhige besonnene Auftreten des Grafen Kaunitz verfehlte nach keiner Richtung seine Wirkung. So wie er die Kaiserin selbst mit neuer Hoffnung, mit neuer Zuversicht erfüllte, so brachte seine ernste und würdevolle Haltung so wie die Bestimmtheit seiner Erklärungen auch auf den Hof von Versailles einen ganz unverkennbaren Eindruck hervor. Unter bitteren Klagen, daß man ihm mißtraue und seine Gedanken durchaus unrichtig aufgefaßt habe, unter Versicherungen der vollsten Lauterkeit seiner Absichten trat Bernis eine Art von Rückzug an[466]). Kaunitz aber begriff wohl, wie wünschenswerth es sei, durchaus keine Verstimmung bei dem französischen Minister Platz greifen zu lassen. Er erließ daher eine ausführliche Depesche an Starhemberg, in welcher die Mittheilungen, die ihm Stainville im Auftrage des Ministers Bernis gemacht hatte, der Zeitfolge und ihrem wesentlichen Inhalte nach angeführt wurden. Er stellte es Bernis selbst anheim, zu beurtheilen, ob er aus diesen Eröffnungen andere Schlußfolgerungen habe ziehen können, als er gethan hatte. Doch sei es ihm niemals in den Sinn gekommen, der König von Frankreich werde in geheime und abgesonderte Friedensverhandlungen mit Preußen sich einlassen. Starhemberg wurde beauftragt, von dieser Depesche Bernis vertrauliche Mittheilung zu machen.

Kaunitz ließ es jedoch hiebei nicht bewenden. An Bernis selbst richtete er ein Schreiben, in welchem er sein Verfahren zu rechtfertigen sich bemühte. Mit Grund ist dasselbe als ein Muster für die Art und Weise gepriesen worden, in welcher zwei große, durch Verträge eng verbundene Mächte eine zwischen ihnen vorkommende Meinungsverschiedenheit ausgleichen sollten. Daß dieß für den Augenblick wenigstens dem Grafen Kaunitz vollkommen gelungen war, dafür bot die Antwort Bernis' ausreichende Bürgschaft[467]).

Und in der That waren die Erklärungen, welche jetzt Stainville im Auftrage seiner Regierung abzugeben hatte, der befriedigendsten Art. Der König von Frankreich sei entschlossen, so wurde versichert, den Krieg mit all seinen Kräften nicht nur während des nächsten Feldzuges, sondern so lang fortzusetzen, als die Sicherheit seiner Verbündeten und der Bestand der Allianz es erheische. Der letztere werde ganz unabhängig sein von dem etwaigen Ausgange des Krieges und einem vielleicht wechselnden politischen Interesse. Nie werde Frankreich anders als im engsten Einvernehmen mit der Kaiserin bei Friedensverhandlungen vorgehen, und daher neue Anträge des Königs von Preußen ganz unbeantwortet lassen [468]). Soeben sei dem Grafen Starhemberg eine Million eingehändigt worden; zwei andere Millionen würden demnächst nachfolgen und alle auf die Zahlung der Subsidien bezüglichen Verpflichtungen pünktlich erfüllt werden. Der König werde seine Armee unter keiner Bedingung aus Deutschland zurückziehen, wenn er nicht etwa durch die Kriegsereignisse wider seinen Willen dazu gezwungen werden sollte. Weit davon entfernt, den geheimen Vertrag fallen zu lassen, werde er zur Durchführung seiner Bestimmungen alle Kraft aufbieten. Und selbst, wenn sie sich in Bezug auf die Abtretungen in den Niederlanden als undurchführbar herausstellen sollten, so werde dieß an der Haltung des Königs von Frankreich nichts ändern. Denn das Verlangen nach diesen Gebietserwerbungen trete vor dem Wunsche, die Macht des Königs von Preußen zu verringern und das Bündniß mit der Kaiserin aufrecht zu erhalten, ganz in den Hintergrund [469]).

Man sieht also, von Wien und speziell von Kaunitz ging die Losung aus zu energischer Fortführung des Krieges. Da sie von den zwei wichtigsten Verbündeten rückhaltslos acceptirt wurde, handelte es sich jetzt vor Allem um eine Vereinbarung über die Art und Weise, in der dieß geschehen solle. Schon in der zweiten Hälfte des December hatte Stainville dem Grafen Kaunitz eine umfangreiche Denkschrift übergeben. Wenn man sie der weitläufigen politischen Betrachtungen entkleidet, die darin enthalten sind, und den Kernpunkt herausschält, auf welchen es hauptsächlich ankam, so sieht man, daß der großen

französischen Armee, die damals noch Richelieu befehligte, die Aufgabe zugetheilt wurde, den ihr gegenüber stehenden Hannovranern zu Leibe zu gehen und sie entweder zu schlagen oder doch wenigstens zum Rückzuge zu nöthigen. Die Ueberzahl, und wie Stainville glaubte, die größere Kriegstüchtigkeit der französischen Truppen würden einen günstigen Ausgang einer solchen Unternehmung kaum zweifelhaft sein lassen [47a].

Wäre das der Armee des Herzogs von Richelieu gelungen und hätte sie als nothwendige Folge davon Stade genommen, so könnte sie nur zwei verschiedene Ziele im Auge haben, entweder die Belagerung Magdeburgs oder die Vereinigung mit den Schweden, um mit ihnen zugleich bis Berlin vorzudringen. Ohne Zweifel würde die Einnahme Magdeburgs die Vertreibung der Preußen aus Sachsen, ja den Ruin König Friedrichs nach sich ziehen; diese Unternehmung sei jedoch mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden. Man könne nicht im Ernste daran denken, ohne daß zuvor der ganze Lauf der Elbe vom Feinde frei gemacht wäre. Denn man besitze keine hinreichende Artillerie: nicht von Frankreich, sondern nur von Wien und vielleicht vom Königstein aus könne dieser Abgang gedeckt werden, solches wäre jedoch nur mit Benützung der Elbe möglich. Es wäre also der mit den Schweden gemeinschaftlich auszuführenden Unternehmung gegen Berlin der Vorzug zu geben.

Der Reichsarmee wurde die Aufgabe zugetheilt, sich bis Anfangs Mai an der Unstrut oder wenigstens um Erfurt zu versammeln, sich dann wo möglich Halle's zu bemächtigen und bis Torgau vorzurücken. Die zehntausend Sachsen sollten zur Verstärkung, entweder der kaiserlichen oder der französischen Armee, die ganz unverläßlichen Württemberger aber zur Deckung von Transporten, zur Bewachung von Spitälern oder Magazinen, das heißt zu Diensten verwendet werden, welche mit dem Feinde nicht leicht in unmittelbare Berührung bringen.

Die österreichische Armee müsse von der Kaiserin selbst auf wenigstens achtzigtausend Mann, die leichten Truppen nicht mitgerechnet, gebracht werden. Aber auch dann sei sie noch nicht zahlreich genug, um den Kampf gegen das preußische Hauptheer aufzunehmen;

sie müsse daher durch ein französisches Hülfscorps von etwa fünfundzwanzig Bataillonen und eben so vielen Schwadronen, welches bei Eger in Böhmen einrücke, verstärkt werden. Es sei nicht wahrscheinlich, daß der König von Preußen beim Beginne des Feldzuges angriffsweise gegen Böhmen vorgehe. Dieß vorausgesetzt, möge man aus dem kaiserlichen Heere zwei Armeen und noch ein abgesondertes Corps bilden. Die westlich stehende Armee wäre aus den französischen und den baierischen Hülfstruppen, fünfundzwanzig österreichischen Bataillonen und eben so viel kaiserlichen Schwadronen, dann aus fünftausend Mann leichten Truppen, letztere von Laudon befehligt, zusammenzusetzen. Sie sollte gegen den 15. April über Aussig und Peterswalde nach Sachsen vordringen und sich mit Zustimmung des Landesherrn des Königsteins bemächtigen. Hätte sie diese Aufgabe mit Entschlossenheit vollführt, so möge sie je nach den Bewegungen des Königs von Preußen entweder Dresden wegnehmen oder wenigstens die Elbelinie gegen ihn halten. Selbst wenn sie nicht in den Besitz des Königsteins gelangte, würde sie durch eine Brückenschlagung bei Schandau die nothwendige Verbindung mit der zweiten kaiserlichen Armee herstellen können.

Die letztere sollte es sich angelegen sein lassen, in den ersten Tagen des April Schweidnitz durch ein abzusendendes Detachement auf vier Monate zu verproviantiren. Sie selbst hätte in die Lausitz einzudringen und sich zu bemühen, in dem Augenblicke in Bautzen einzutreffen, in welchem die Brückenschlagung bei Schandau vor sich gienge. Durch diese in genauester Uebereinstimmung ausgeführten Bewegungen würden die kaiserlichen Armeen den unschätzbaren Vortheil sich aneignen, welchen im vergangenen Feldzuge der König von Preußen gehabt habe, sich auf einem keineswegs ausgedehnten Terrain zwischen der Elbe und der Spree zu bewegen und den Feind auf beiden Punkten seiner Vertheidigungslinie von Torgau bis Glogau zu bedrohen. Selbst im Falle eines Unglückes wäre der Rückzug so wie die Verpflegung gesichert und den Franzosen und Schweden eine für sie günstige Diversion gemacht. Im Falle des Gelingens aber, wenn Dresden genommen werden und die zur Rechten befindliche kaiserliche Armee die Spree entlang bis Cottbus vordringen könnte, dann würden, wenn auch die

übrigen Heere der Verbündeten ihre Aufgaben zu erfüllen vermöchten, ihre Streitkräfte auf einem einzigen Punkte vereinigt und dadurch die Vernichtung des gemeinsamen Feindes herbeigeführt werden.

Am 12. Jänner übergab Kaunitz dem Grafen Stainville seine Antwort auf die von demselben eingereichte Denkschrift. Die darin niedergelegten Anschauungen unterschieden sich wesentlich von denen des französischen Botschafters. Kaunitz mißtraute den Erwartungen, welche auf einen erst zu erfechtenden Sieg der Armee des Herzogs von Richelieu über die Hannovraner gebaut waren. Wenn eine einzige der Voraussetzungen, auf welche man diese Hoffnung gründe, nicht in Erfüllung gienge, so würde das ganze Gebäude in sich zusammenbrechen. Und selbst wenn dieß nicht der Fall wäre, so würde die Vorrückung gegen Stade, die Beschießung dieser Stadt und die Vernichtung der hannoverschen Armee so lange Zeit in Anspruch nehmen, daß Richelieu nicht vor dem October direct gegen den König von Preußen sich wenden könnte. Inzwischen blieben die Schweden ihrem Schicksale überlassen und Sachsen in den Händen des Feindes. Mehr als hunderttausend Preußen könnten aus ihrer Mittelstellung zwischen Elbe und Oder je nach Belieben auf den einen oder den anderen der Verbündeten, und nach dessen Ueberwältigung auf das französische Heer sich werfen.

Allerdings werde die Kaiserin die äußersten Anstrengungen machen, um mit einem Heere von hunderttausend Mann im Felde zu erscheinen. Aber selbst wenn man, der bisherigen traurigen Erfahrung nicht achtend, auf einen günstigen Erfolg sämmtlicher kriegerischer Unternehmungen hoffe, so werde man doch einsehen, daß durch die Gewalt der Waffen allein die Beendigung des ganzen Krieges, welche in jeder Beziehung so äußerst wünschenswerth wäre, in einem einzigen Feldzuge sich nicht erzwingen lasse. Wenn es dagegen gelänge, auf dem Wege der Unterhandlung die Neutralität des Königs von England als Kurfürsten von Hannover und somit die Nichtbetheiligung seiner Streitkräfte am Kriege herbeizuführen, so könnte die Armee des Herzogs von Richelieu gleich bei Beginn des Feldzuges in ihrer ganzen Stärke wider Preußen gebraucht werden. Dann aber sei auch die Möglichkeit vor-

handen, den Krieg noch in diesem Jahre und mit Erreichung des beabsichtigten Zweckes zu Ende zu führen. Mit einem Male würden alle Hindernisse der Freimachung der Elbelinie und Sachsens, der Belagerung Magdeburgs beseitigt, und man könnte einen Operationsplan feststellen, dessen günstiger Ausgang fast mit Bestimmtheit vorherzusagen wäre.

Da seiner Meinung nach von der Annahme oder der Verwerfung dieser Idee jede fernere Verabredung über die vorzunehmenden Operationen abhängig war, so vermied es Kaunitz, sich schon jetzt über die Aufgaben zu erklären, deren Durchführung die österreichische Armee auf sich nehmen sollte. Erst vier Wochen später, und in einem Augenblicke, in welchem man auf die Absendung des französischen wie des russischen Hülfscorps sich noch Rechnung machen durfte, gab Kaunitz hierüber eine nähere Erklärung [471]). Er meinte jetzt die Versicherung ertheilen zu dürfen, daß die Kaiserin zu Ende des Monates März achtzig- bis neunzig-, im Mai aber mehr als hunderttausend Mann ins Feld stellen werde. Die Hauptarmee solle bis 1. April bei Semonitz, in der Nähe von Jaromirz, die zweite Armee aber, zu welcher das französische Hülfscorps stoßen werde, zu derselben Zeit um Wegstadtel, ein kleines Corps endlich in Mähren entweder bei Olmütz oder in der Umgebung von Grätz versammelt sein. Von diesen Stellungen aus, welche Böhmen und Mähren die möglichste Deckung gewähren würden, sollte man zu Anfang des Monates April durch Absendung eines Corps von zwanzigtausend Mann mit vier- bis fünfhundert Wagen die Verproviantirung von Schweidnitz ins Werk setzen, dann aber mit der großen Armee nachrücken, Schweidnitz retten und den Feldzug in Schlesien eröffnen. Zöge der Feind seine ganze Macht gegen die Elbe, so müßte man ihm mit der großen Armee über Striegau, Jauer und Löwenberg nach der Lausitz folgen, um je nach der Bewegung des Königs von Preußen die Spree, den Bober oder die Neisse entlang zu operiren. Sollte jedoch der Feind in der Umgegend von Schweidnitz bleiben, so würden die Unternehmungen an der Elbe um so leichter vor sich gehen können. Zu diesem Ende wäre die zweite

Armee, mit dem französischen Hülfscorps vereinigt, mit dem nöthigen Geschütz zu versehen, um Dresden erobern zu können.

Man sieht wohl, daß in einem der beiden Hauptpunkte, dem der Theilung der gesammten österreichischen Streitkräfte in zwei größere Armeen und ein kleineres Corps der in Wien ausgedachte Plan dem Entwurfe des Grafen Stainville entsprach. Um so mehr unterschied er sich jedoch von demselben in Bezug auf den Schauplatz der Kriegführung. Es zeigte sich eben von Neuem der alte Gegensatz zwischen den beiderseitigen Ansichten. Während man in Frankreich auf Sachsen das Hauptaugenmerk warf, richtete man in Wien es auf Schlesien, und es kam darauf an zu entscheiden, welcher Standpunkt nicht in politischer, sondern in militärischer Beziehung der richtigere war. Kaunitz bemühte sich, die Gründe anschaulich zu machen, welche den Wiener Hof zu seiner Meinung bestimmten. Durch die von ihm vorgeschlagenen Unternehmungen werde der Feind gezwungen, seine Hauptmacht in Schlesien versammelt zu halten und sie mehr und mehr von der sächsischen Grenze zu entfernen. Sobald man sich hingegen mit der größten Truppenzahl gegen Sachsen und die Lausitz wende, nähere man sich zwar der französischen Armee und concentrire seine Kräfte. Aber man vermehre auch die Schwierigkeiten der Subsistenz und gebe dem Feinde den Vortheil in die Hand, sich gleichfalls zusammen zu ziehen und mit gesammter Macht der einen oder anderen der beiden Armeen zu Leibe zu gehen. Uebrigens sei, fügte Kaunitz gleichsam zur Beruhigung hinzu, dieß noch kein feststehender Plan, sondern nur ein Vorschlag, über welchen man den Rath und die Meinung der französischen Regierung zu erfahren wünsche.

Die Antwort der Letzteren wurde in Wien mit Ungeduld, jedoch lange Zeit fruchtlos erwartet. Denn ehe man sich in Versailles zu einer solchen entschloß, brachen auf dem Kriegsschauplatze selbst die Feindseligkeiten aus, welche dem Stande der Dinge eine ziemlich unerwartete Wendung gaben.

Dreizehntes Capitel.

Schwankungen Frankreichs.

Man hat gesehen daß die Plane der österreichischen und der französischen Regierung, so wesentlich sie sich auch von einander unterschieden, doch hinsichtlich eines einzelnen Punktes auf eines und dasselbe hinausliefen. Beide beabsichtigten die Hannovraner unschädlich zu machen, um dann die gesammte Macht der Verbündeten wider den König von Preußen zu kehren. Kaunitz wünschte dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen, welche die Neutralität Hannovers herbeiführen sollten, während man auf französischer Seite von Vertreibung der hannoverschen Armee aus ihren Stellungen, ja von deren gänzlicher Aufreibung sprach. Aber man konnte sich doch wieder den Vernunftgründen des österreichischen Ministers nicht verschließen; nach einiger Zögerung stimmte man seinem Vorschlage bei und bemühte sich durch Dänemarks Vermittlung eine Verabredung wegen der Neutralität Hannovers herbeizuführen. Die hiezu unternommenen Schritte blieben jedoch erfolglos; der König von England, der früher die Neutralität für sein Erbland sehnsüchtig gewünscht und eifrig gesucht hatte, war durch die Kriegsereignisse anderen Sinnes geworden; er befand sich jetzt in lebhafter Verhandlung mit Friedrich II., um eine Convention zu errichten, welche hauptsächlich die ansehnliche Verstärkung der hannoverschen Armee bezweckte. Noch während diese Verhandlungen dauerten, sandte König Friedrich ihrem Obercommandanten, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig fünfzehn Schwadronen auserlesener Cavallerie unter den Befehlen eines tüchtigen Reitergenerals, des

Prinzen Georg Ludwig von Holstein Gottorp. Und wenn man auch in England dem Wunsche Friedrichs, daß dieses Heer durch britische Regimenter verstärkt werde, nicht Folge gab, so beschloß man doch dessen Gesammtzahl durch deutsche Soldtruppen bis auf fünfzigtausend Mann zu erhöhen. König Georg II. fügte die Versicherung bei, hiezu noch fünftausend Mann aus eigenen Mitteln zu stellen. Am 11. April 1758 unterzeichnete man zu London die Convention, durch welche diese Bestimmungen geregelt und die englischen Subsidien für Preußen auf 670.000 Pfund Sterling festgesetzt wurden. Beide Könige verpflichteten sich, mit keinem der Gegner irgend ein Uebereinkommen einseitig abzuschließen.

Die Convention war noch lang nicht unterzeichnet, als schon Prinz Ferdinand von Braunschweig die Feindseligkeiten eröffnete. Am 18. Februar, vier Tage nach der Ankunft des neuen französischen Oberbefehlshabers Grafen Clermont bei seinem Heere, brach Prinz Ferdinand aus seinen Quartieren auf. Seine Absicht, die Franzosen über die Weser zurückzutreiben, traf mit dem Vorsatze Clermonts zusammen, Stellungen zu räumen, die er als unhaltbar erkannte. Aber in so großer Unordnung vollzogen die Franzosen ihren Rückzug, daß Prinz Ferdinand seine Plane weiter ausdehnen zu sollen glaubte. Er begnügte sich nicht mit der Vorrückung bis an die Weser; mit einem Theile seiner Streitkräfte setzte er über den Strom und vertrieb die Franzosen aus Hoya. Durch die Wegnahme dieses Postens nöthigte er seine Gegner, auch Bremen eiligst zu verlassen.

Diese raschen Erfolge brachten im französischen Hauptquartier einen niederschlagenden Eindruck hervor. Graf Clermont, der sich zu Hannover befand, fürchtete durch den Prinzen Ferdinand von der Weser abgeschnitten zu werden, während Prinz Heinrich von Preußen seine rechte Flanke bedrohte. Clermont zog jetzt nicht nur alle seine Streitkräfte über die Weser, sondern auch seine in Westphalen stehenden Truppen über den Rhein zurück. Er selbst räumte Hannover und Göttingen, sein Hauptquartier nahm er in Hameln. Doch war seine Anwesenheit daselbst nicht von Dauer. Nachdem Minden, von Clermont im Stiche gelassen, mit dem Verluste einer Besatzung von fast viertausend Mann gefallen war,

glaubte Clermont sich auch auf dem rechten Ufer des Rheines nicht mehr halten zu können. Nach einem übereilten und darum auch von großen Verlusten begleiteten Rückzuge ging er in den letzten Tagen des März und den ersten des April bei Wesel über den Rhein.

Dorthin führte Broglie auch die französischen Truppen, welche unter Soubise bei Roßbach geschlagen worden waren und seither Hessen-Cassel besetzt hatten. Endlich mußte das aus österreichischen und französischen Regimentern bestehende Armeecorps, welches unter dem kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant von Pizza in Ostfriesland stand, dieses Land räumen, um nicht durch die Hannovraner abgeschnitten zu werden. Auch sein Rückzug ging nicht ohne beträchtliche Verluste von Statten. Am 27. März setzte es bei Emmerich in traurigster Verfassung über den Rhein [472]).

Schon die ersten Nachrichten von der Armee des Grafen Clermont erregten in Frankreich große Entmuthigung, und Alles, den Hof und das Ministerium ausgenommen, rief ungestüm nach Frieden. Es war noch ein Glück, daß inzwischen die gesammte Leitung des Kriegswesens in die Hände des Marschalls Belleisle übergegangen und der bisherige Kriegsminister Paulmy auf seine eigene Bitte aus dieser Stellung entfernt worden war. „Wären noch Roullié und Paulmy „am Ruder," schrieb Starhemberg an Kaunitz, „so müßte man Alles „verloren geben und täglich auf das Aeußerste gefaßt sein" [473]). Belleisle hingegen war unablässig bemüht, dem gänzlich zerrütteten französischen Militärwesen eine bessere Gestaltung zu geben. Aber freilich hätten solche Bestrebungen, um wahrnehmbare Erfolge zu erzielen, Jahre gebraucht; binnen wenigen Wochen ließ sich unmöglich Ausgiebiges erreichen. So berichtet Starhemberg, daß fast die ganze bei Clermonts Armee angestellte Generalität, daß der größte Theil der Obersten der dort befindlichen Regimenter ruhig in Paris weilten, während ihre Truppen vom Feinde so hart bedrängt wurden. Und lang bevor es wirklich geschah, sagte Starhemberg vorher, daß es den Gegnern ein Leichtes sein werde, die Franzosen nicht bloß hinter die Weser, sondern wohl auch hinter den Rhein zurückzutreiben [474]).

Wenn Starhemberg außer Belleisle auch noch Bernis als eine Stütze des Bündnisses mit Oesterreich bezeichnete, so täuschte er sich doch nicht darüber, daß dieser Mann der ungeheuren Aufgabe, die jetzt auf seinen Schultern lag, sich weniger gewachsen zeigte als man es von ihm erwartet haben mochte. Schon der Widerspruch, den er sich hatte zu Schulden kommen lassen, indem er durch Stainville in Wien auf Frieden drang, während er Starhemberg fortwährend seiner unerschütterlichen Ausdauer versicherte, mußte befremden, und die Ausrede, deren er sich bediente, er habe eigentlich nur die Standhaftigkeit des Kaiserhofes auf die Probe stellen wollen, fand keinen willfährigen Glauben. Wohl halte er ihn noch immer, bemerkte Starhemberg, für einen treuen Anhänger der Allianz mit Oesterreich, aber es sei nicht zu leugnen, daß seitdem Bernis die auswärtigen Angelegenheiten allein leite, und insbesondere seit den unglücklichen Ereignissen im December des verflossenen Jahres, er weder jene Charakterstärke noch jene Umsicht zeige, die man früher ihm zuschrieb. Die zunehmende Verwirrung von der einen, die sich steigernde Unzufriedenheit von der anderen Seite, die lauten Klagen gegen den König und die Pompadour, das erbärmliche Benehmen der französischen Generalität, die Unordnung im Militärwesen, der völlige Mangel an Geld, um die unermeßlichen Ausgaben zu bestreiten, Alles das stürme in einer Weise auf ihn ein, daß er jeden Augenblick auf verschiedene, sich durchaus widersprechende Gedanken verfalle. Der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung müsse in dem doppelzüngigen Betragen erblickt werden, das er vor wenigen Monaten beobachtet habe. Hiezu komme noch daß er weder im Kriegswesen noch in Finanzsachen auch nur die geringsten Kenntnisse besitze, so daß er sich selbst kein klares Urtheil zu bilden vermöge, sondern stets von der Meinung Anderer abhänge. Darum halte er heute diesen und morgen jenen Operationsplan für den besten; darum behaupte er heute, alle Mittel zu den nöthigen Ausgaben zu besitzen, morgen aber, daß ihm jede Hülfsquelle dazu abgeschnitten sei. Bei jedem Anlasse fühle man es durch, daß er sich früher nur mit den schönen Wissenschaften und niemals mit der Politik befaßte. Sein ungemein scharfer Verstand und sein lebhafter Geist helfe ihm zwar über vieles, und zum Theil auch über den Mangel an Erfahrung

hinweg, aber man sehe doch deutlich den Unterschied zwischen einer einzigen, wenn gleich schwierigen Verhandlung, wie Bernis sie früher geführt, und der Last der gesammten äußeren Politik, wie er sie jetzt in so stürmischer Zeit allein zu tragen gezwungen sei[475]).

Dieses Schwanken des französischen Ministers und sein Wankelmuth, worüber Starhemberg sich so sehr beklagte, macht sich nun von Stunde zu Stunde immer mehr bemerkbar. Einmal betheuert er unerschütterten Muthes zu sein; an nichts Anderes dürfe man denken als an rasche Wiederaufrichtung der Armee[476]). Kurz darauf zeigt er sich niedergeschlagen und jammert, daß der Krieg unmöglich ein gutes Ende nehmen könne. Man werde es bitter bereuen, seinen wohlmeinenden Rath nicht befolgt und zu rechter Zeit Frieden geschlossen zu haben. Jetzt werde man es nur unter viel ungünstigeren Umständen und mit weit schimpflicheren Bedingungen thun können[477]). So weit kam es, daß Starhemberg in einem seiner Berichte die treffende Bemerkung machen konnte, man werde in Wien glauben, er sei vom dreitägigen Fieber befallen, indem er den einen Tag die befriedigendsten und schon am folgenden Tage die ungünstigsten Erklärungen entgegen zu nehmen und weiter zu melden habe[478]).

Man sieht, daß die Nachrichten über die französische Regierung nicht viel tröstlicher klangen als diejenigen über die französische Armee. Von der erbärmlichen Haltung Beider sprach Maria Theresia gegen Stainville in den schärfsten Ausdrücken. Längst würde Alles verloren sein, sagte sie ihm, wenn sie selbst nach den unglücklichen Schlachten bei Prag und bei Leuthen nicht mehr Sorgfalt und Thätigkeit auf die Ergänzung und Instandsetzung ihres Heeres verwendet hätte als in Frankreich für die eigene Armee geschehe[479]). Kaunitz aber erklärte nicht ohne Bitterkeit, die Oesterreicher würden vielleicht geschlagen werden, aber sie würden sich wenigstens schlagen.

Maria Theresia konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, sie werde von den französischen Ministern verrathen. Indem sie den übereilten Rückzug der französischen Armee in Zusammenhang brachte mit den vor wenigen Monaten von Bernis gemachten Vorschlägen, hielt sie

das Ganze für ein abgekartetes Spiel, welches auf den Abschluß eines Separatfriedens zwischen Frankreich und Preußen hinaus laufen solle.

Der Unmuth der Kaiserin wurde durch das endlich einlangende Gutachten [480]) der französischen Regierung über den von österreichischer Seite mitgetheilten Feldzugsplan noch beträchtlich gesteigert. Der alte Streit über die Frage, ob der Krieg an der Elbe oder in Schlesien geführt werden solle, wurde darin neuerdings aufgenommen und für die erstere Ansicht lebhaft Partei ergriffen. Schweidnitz möge man freiwillig aufgeben und die darin befindliche Garnison als eine willkommene Verstärkung mit dem österreichischen Heere vereinigen. Und Starhemberg meldete in einem späteren Berichte [481]), eine der größten Besorgnisse, die man in Frankreich hege, bestehe darin, daß der Wiener Hof, von Kampfbegierde und Siegeshoffnung getragen, sich gegen den König von Preußen nicht bloß vertheidigungsweise verhalten, sondern sich ihm gegenüber auf das Wagniß einer Schlacht einlassen werde. Was man aber von Seite Frankreichs für den Fall zu gewärtigen habe, daß eine solche unglücklich ausgehen und der Feldzug in ähnlicher Weise beginnen sollte, wie es im vergangenen Jahre mit der Prager Schlacht geschehen, darüber möge man sich, bemerkte Starhemberg warnend, nur ja keiner Täuschung hingeben.

Die Stimmung, in welcher Maria Theresia sich damals befand, und ihre Anschauung über dasjenige, was man sich von Frankreich versprechen durfte, so wie über die Haltung, welche Oesterreich sowohl diesem Staate als Preußen gegenüber zu beobachten habe, gehen am klarsten aus dem Briefe hervor, den sie in den ersten Tagen nach der Ankunft des Couriers, der das Gutachten der französischen Regierung über den österreichischen Feldzugsplan überbrachte, an Kaunitz richtete. Da die eigenen Worte der Kaiserin für sie selbst ungleich charakteristischer sind als die gelungenste Schilderung es sein könnte, so wird es erlaubt sein, ihren Brief in seiner ganzen Ausdehnung hier wiederzugeben.

„Sie haben richtig errathen, daß ich mit dem Inhalte des „Couriers unzufrieden sein werde. Ich bin darüber entrüstet; man

„behandelt uns wie die Kinder; man gibt uns Hoffnungen und leeres
„Geschwätz wo man deutlich reden sollte, und ich bin gewiß daß der
„Monat April nicht vorübergehen wird, ohne daß der Mangel an
„Subsistenzmitteln diese Herren auch über den Rhein zurücktreibt. Man
„kann nicht sagen, daß dieser Mangel an Lebensmitteln sie nach dem
„ansehnlichen Verluste ihrer Magazine zum Rückzuge über die Weser
„zwang, sondern es waren ihre schlechten Maßregeln, und man darf
„hinzufügen ihr übler Wille. Man hat dieß seit zwei Monaten sogar
„in Paris vorhergesehen und man thut darum doch nicht mehr. Die
„Franzosen sind übertrieben und unbeständig in Allem; auch in dem
„früheren Feldzuge haben sie seit Pisek ihre Nase immer nur nach
„dem Rhein gedreht und es war weder etwas von ihnen zu fürchten
„noch mit ihnen zu machen. Das Gleiche ist auch jetzt wieder der
„Fall; sie sollten deutlich reden und uns nicht ködern mit Projecten
„und neuen Ideen. Aber das Schlimmste von Allem ist die Antwort
„auf die Denkschrift über unsere Operationen; man kann nichts Er-
„bärmlicheres sehen. Wir sollen jetzt an die Elbe gehen, während sie
„hinter der Weser sind, die Sendung der vierundzwanzigtausend Mann
„nicht erfolgt oder doch höchst zweifelhaft geworden ist, die Hauptstärke
„des Königs von Preußen uns gegenüber steht und binnen kurzem
„Böhmen, ja vielleicht Mähren überfluthen wird. Und wir sollen
„alle unsere Länder verlassen, um uns in eines zu begeben, in welchem
„es weder Subsistenzmittel noch guten Willen für uns gibt, in welchem
„das kleinste Corps, die geringste Bewegung des Königs von Preußen
„uns zum Rückzuge nöthigt, in welchem wir unsere Zeit verlieren und
„vielleicht unsere Armee durch dieselben Chimären zu Grunde richten
„werden wie im verflossenen Jahre; man kann nicht daran denken, ohne
„die Geduld zu verlieren. Warum haben wir den Vorschlag gemacht,
„gegen Schweidnitz vorwärts zu gehen? Nicht um in Schlesien zu
„operiren, sondern um diesen Platz zu retten sammt der Garnison
„und der Artillerie, die uns so nöthig ist, um Schweidnitz vor uns
„zu haben und dadurch Böhmen und Mähren besser zu decken. Man
„kann den Kampf nicht vermeiden, wenn der König, der die Ueber-
„macht besitzt, ihn sucht. Aber man findet es viel vortheilhafter, sich
„in Schlesien als in Böhmen zu schlagen, sowohl wegen des Rück-

„zuges als um eine Hoffnung zu haben, im Falle des Gelingens den „Dingen eine völlig andere Wendung zu geben, des Mißlingens aber „geringere Gefahr als in Böhmen zu laufen. Wenn der König in „Böhmen uns aufſucht, hat man leicht ſagen und zu Papier bringen, „wir ſollen den Kampf vermeiden, vortheilhafte Lager beziehen und „unangreifbare Stellungen einnehmen. Ich kenne keine, und das „Beiſpiel, welches ſie uns geben, erweckt keine große Luſt ſie nachzu „ahmen. Ihr Rückzug iſt wahrhaft erbärmlich und gleicht einer Flucht. „Ihr Angriff mit dem Bajonnette auf der Spitze des Gewehrs iſt von „der gleichen Gattung; ich habe vielmehr nicht eine einzige Action „geſehen, die mich beſtimmen könnte, mich ihrer Meinung zu fügen."

„Wenn der König von Preußen nach Böhmen kommt, ſo muß „man ſich entweder ſchlagen oder bis hieher zurückziehen und alle „meine Länder, alle Hülfsquellen für den Krieg wie für den Frieden „verlieren; man darf ſich nicht ſchmeicheln, daß es ein anderes Mittel „ding gibt. Ich bin daher der Meinung, wir müſſen operiren, als „ob es gar keine Franzoſen mehr gebe, und uns nicht um ihretwillen „unſere eigenen Angelegenheiten verderben laſſen. Dann muß Voll- „macht erhalten, zu thun was er für das Beſte hält, und deßhalb „benachrichtigt werden, daß er von jenen Herren nichts zu erwarten „und demgemäß ſeine Maßregeln zu treffen habe. Wenn wir wieder „einen Theil von Böhmen verlieren, fehlen uns nicht nur unſere beſten „Hülfsquellen an Mannſchaft und an Lebensmitteln, ſondern die „Deſertion wird ſchrecklich ſein, nachdem die Armee zu zwei Drit- „theilen aus Böhmen beſteht. Geht Prag verloren, ſo iſt es mit „Allem vorbei; wir haben das in dem früheren Feldzuge erfahren. „Wollen ſie gegen die Elbe operiren, ſo mögen ſie fünfzigtauſend „Mann ſenden; ſind ſie einmal da, ſo wird man ſehen, was wir „thun können, aber bis dahin nur daran zu denken, hieße uns ſelbſt „verderben wollen."

„Unſere einzige Hülfsquelle liegt in Rußland; darum muß man „den Marſch jener Truppen nach unſerer Grenze lebhaft preſſiren. „Alle Diverſionen rechne ich für nichts; der Beiſtand dieſer beiden „Verbündeten während des vergangenen Jahres beweiſet zur Genüge,

„daß man sich darauf nicht verlassen darf. Darum brauchen wir sie „hier, und ich kann Ihnen nicht leugnen, der Widerstand, welchen „Broglie*) und die französischen Minister dagegen erhoben, hat gar „lebhaften Verdacht in mir erweckt. Nicht gegen den König hege ich „ihn, denn er ist ein guter Fürst; aber er hat gewiß weder Karl VII. „noch den Prätendenten im Stiche lassen wollen und dennoch sind „sie ein Opfer seiner Politik geworden. Unser Heil hängt von den „Russen ab und ich glaube man sollte Papilla**) selbst als Courier „nach St. Petersburg absenden, um unsere beiden Minister Esterházy „und St. André von unseren Absichten zu unterrichten und sie***) „lebhaft zu drängen; nach diesem Rückzuge der Franzosen werden sie „sich jetzt doppelt besinnen [482]).

Nicht allein durch den Inhalt der vorstehenden Zeilen, sondern in vielleicht noch höherem Grade durch seinen mündlichen Verkehr mit Maria Theresia überzeugte sich Kaunitz, wie tief sie verstimmt war und wie weit sie in ihrem Mißtrauen gegen Frankreich ging. Ja er konnte sich nicht verhehlen, daß wenn das letztere in ihr so sehr überhand nahm, daß sie wirklich an Verrath von Seite Frankreichs glaubte, sein politisches System in ihren Augen allen Werth verlieren mußte. Denn ein Bündniß mit einem Staate, von dem man nicht nur keine ausgiebige Hülfeleistung genoß, sondern den man jeden Augenblick des Uebertrittes zum Feinde für fähig hielt, wog allzu leicht, um es mit schweren Opfern zu erkaufen. Für so wichtig sah Kaunitz diese Bedenken an, daß er den Brief der Kaiserin ausführlich zu beantworten für nothwendig hielt. Denn die Art und Weise, in der sie die Ursachen der eingetretenen Ereignisse beurtheile, sagte er ihr, und die Folgerung, die sie daraus ziehe, beunruhige ihn und mache ihn ungewiß über die Bahn, die er einzuhalten habe [483]).

---

*) Karl Franz Graf Broglie, französischer Gesandter am Warschauer Hofe.

**) Der österreichische Major Papilla wohnte im Gefolge des Feldmarschall-Lieutenants von Saint-André dem Feldzuge im russischen Hauptquartier bei und war mit der Nachricht von der Einnahme Königsbergs nach Wien gekommen.

***) Die Russen.

Um hierüber Klarheit zu erzielen, glaubte Kaunitz der Kaiserin noch einmal mit wenigen Worten die Vortheile vor Augen führen zu sollen, welche sie trotz aller Unglücksfälle doch aus dem Bündnisse mit Frankreich bisher geerntet habe. Diese Macht sei dazu vermocht worden, hundertfünfzigtausend Mann nach Deutschland zu senden, Schweden zum Beistande zu veranlassen, Dänemark vom Uebertritte zum Feinde abzuhalten, mehrere deutsche Fürsten in das Interesse Oesterreichs zu ziehen und dem letzteren Staate Summen zu bezahlen, welche sich bis jetzt auf sieben Millionen beliefen. Hätte man dagegen Frankreich nicht zu gewinnen vermocht, so würde es schon bei Beginn des Krieges, und zwar in dem Augenblicke die Niederlande angegriffen haben, in welchem der König von Preußen sich auf Böhmen geworfen hätte.

So unglücklich die französischen Heere in Deutschland auch gekämpft, fuhr Kaunitz fort, so habe ihre Anwesenheit daselbst doch immer den großen Nutzen gebracht, eine beträchtliche Anzahl feindlicher Truppen zu beschäftigen, welche sonst unmittelbar gegen Oesterreich verwendet worden wären. Allerdings hätten die französischen Generale bedeutende Fehler gemacht, aber auch von Seite der österreichischen sei dieß geschehen, und die gegenwärtige Lage der französischen Armee an der Weser gleiche so ziemlich derjenigen der österreichischen in Böhmen beim Beginne des letzten Feldzuges. Er denke die Fehler der französischen Nation nicht zu beschönigen, aber so wie sie leichtsinnig, unbeständig und eitel sei, so müßten beispielsweise die Engländer herrschsüchtig, hart, eigensinnig und oft ungerecht genannt werden. Man müsse eben einen Verbündeten nehmen wie er sei, und so lang seine Fehler ertragen als die Allianz mit ihm nützlich, ja nothwendig erscheine und das gegebene Wort eine Lösung des Bündnisses nicht gestatte.

Es sei richtig, daß die Franzosen für sich selbst wie für Oesterreich keinen unzweckmäßigeren Vorschlag machen könnten als derjenige sei, daß die kaiserliche Armee an der Elbe operiren solle. Dennoch sei anzunehmen, daß dahinter weder Bösartigkeit noch List stecke, sondern daß sie eben die Sachlage nicht richtiger aufzufassen vermöchten.

Schon manchmal sei es gelungen, sie von ihren Anschauungen abzubringen, aber es halte überhaupt schwer, einen feststehenden Plan zu vereinbaren.

Was endlich die Meinung der Kaiserin betreffe, daß auf Rußland mehr als auf Frankreich zu zählen sei, so habe die bisherige Erfahrung leider das Gegentheil gelehrt. Das was Rußland seine große Armee nenne, zähle nicht mehr als fünfundvierzigtausend Mann regulärer Truppen. Und wie stehe es um die dortige Reiterei, um die militärische Befähigung der Generale, mit einem Worte, um die Operationen, welche man sich von dorther versprechen dürfe?

Um das gegenwärtige politische System zu ändern, müßte man sich auf Gnade und Ungnade den Engländern ergeben, denn man könne unmöglich allein und ohne Bündnisse bleiben. „Aber waren „wir nicht", sagt Kaunitz wörtlich, „England gegenüber immer die „Betrogenen und Aufgeopferten. Es verfügte während des Krieges „mit uns wie mit Soldtruppen, von denen es sich einbildete, daß sie „nur für seine Interessen zu kämpfen hätten. Wenn es sich jedoch „um den Frieden handelte, so betrog es uns, indem es ihn gewöhnlich „ohne uns und auf unsere Kosten abschloß. Von Seite Frankreichs „haben wir noch nichts Aehnliches erfahren. Von all den Feldzugs„planen, die es uns vorschlug, haben wir noch keinen einzigen ausge„führt. Hätten wir uns die gleiche Freiheit mit England heraus„nehmen können? Hat es uns nicht jedes Mal, selbst in der un„anständigsten Weise gezwungen, die sonderbarsten und thörichtsten „Unternehmungen einzig und allein darum auszuführen, weil es sie „seinen Absichten und Interessen entsprechend glaubte, welche dem „Wohle seiner Alliirten jederzeit fremd blieben. Wenn hingegen die „Franzosen noch dasjenige besitzen, was man ehrenhafte Grundsätze „in der Politik nennt, so zeigen sie es dadurch, daß sie ihre Verbün„deten unterstützen. Sie haben davon im letzten Kriege ganz Europa „die schlagendsten Beweise gegeben[154])."

Kaunitz kannte die schwachen Seiten der Kaiserin allzu wohl um nicht zu wissen, daß ein Appell an ihre tief eingewurzelte Abneigung

gegen England nicht leicht ohne Wirkung blieb. Dießmal beſtand die ſelbe darin, daß Maria Thereſia ſich in Bezug auf Frankreich wiede etwas beſänftigte. Ja es gewinnt faſt den Anſchein, als ob ſie jetzt auch nach dieſer Seite hin für Kaunitz wieder etwas zu weit gegangen wäre In einem neuerlichen Geſpräche mit Stainville verſicherte ſie ihn, daß ſie von einem billigen Frieden keineswegs entfernt ſei. Sie ſtelle es vielmehr dem Urtheil des Königs von Frankreich anheim, ob ein ſolcher gegenwärtig rathſam und möglich erſcheine. In dieſem Falle möge er ihr ſeine Meinung über die Art und Weiſe mittheilen, in der man ſich zu benehmen habe, um den Frieden herbeizuführen [485]).

An demſelben Tage, an welchem Kaunitz dem Grafen Starhemberg dieſe Erklärung der Kaiſerin mittheilte, der er ſelbſt nur geringen Beifall zu ſpenden ſchien, erließ Bernis neuerliche Depeſchen an Stainville, welche jetzt wieder ſo ziemlich den Inſtructionen glichen, die er ihm vor drei Monaten ertheilt und welche er ſpäter, ja noch vor ganz kurzer Zeit faſt abzuleugnen verſucht hatte. Neuerdings zählte er die unermeßlichen Opfer auf, welche Frankreich der gemeinſamen Sache bereits gebracht habe. Er wiederholte die Verſicherung, daß der König dreißigtauſend Mann, größtentheils Fußvolk, nach Böhmen abſenden, und außerdem ſeine eigenen Truppen in Deutſchland anſehnlich verſtärken werde. Er wies darauf hin, daß Frankreich nicht nur dreißigtauſend Mann ſchwediſchen Fußvolkes bezahle, ſondern daß es außerdem bereit ſei, Dänemark Subſidien zukommen zu laſſen, und daß es bereits anderen Staaten und Fürſten ſolche in ſehr großen Beträgen verabfolge. Bereitwillig habe es all dieſe Ausgaben beſtritten, jetzt vermöge es dieß nicht mehr zu thun, und man würde die Kaiſerin täuſchen, wenn man ſie glauben machte, daß wenn nicht ganz unvorhergeſehene Ereigniſſe neue Hülfsquellen eröffnen ſollten, man den Krieg auch nach Ablauf des gegenwärtigen Feldzuges ſo weiter führen könne wie bisher. Darum müſſe man ſich ernſtlich mit Friedensgedanken beſchäftigen und nach und nach den Wiener Hof gleichfalls auf ſolche bringen. Man könne den Krieg nicht mehr um Gebietserwerbungen führen, weil man dieſelben nur nach langen Kämpfen, die man nicht mehr auszudauern vermöge, zu erringen im

Stande wäre. Der Feldzug solle daher keinen anderen Zweck haben, als den Frieden zu vernünftigen Bedingungen zu erreichen.

Auch nach Abschluß desselben werde die politische Stellung der verbündeten Mächte eine imponirende bleiben, wenn sie nur ihre enge Allianz aufrecht erhielten. Der König von Preußen werde sich hüten, gegen so viele Mächte, welche aus ihren begangenen Fehlern wenigstens den Nutzen ziehen würden, sich künftig besser zu benehmen, neuerdings Krieg zu beginnen. Darum dächten der König von Frankreich und sein Ministerium jedes Opfer zu bringen, um das Bündniß mit Oesterreich aufrecht zu erhalten. Aber man dürfe sich nicht in Gefahr setzen Alles zu verlieren, um einerseits dem Besitze Schlesiens und andererseits demjenigen der Niederlande fruchtlos nachzujagen.

Man wußte in Frankreich gar wohl, daß mehr noch als in der Kaiserin in ihrem Staatskanzler der Hauptanstoß des Nachgebens lag. Ihn für die Anschauung der französischen Regierung zu gewinnen, wurde daher fast als die Hauptaufgabe Stainville's betrachtet. „Graf „Kaunitz wird kein weniger großer Minister sein," schrieb zu diesem Ende Bernis an Stainville, „weil er den Plan ausgedacht hat, daß „fünfmalhunderttausend Mann und die größten Mächte Europa's, in „ein Bündniß vereinigt, dem Könige von Preußen Gesetze vorschreiben „würden. Das Cabinet hat sich keinen Fehler vorzuwerfen; das Militär „hat Alles verdorben, weil sowohl von der einen wie von der anderen „Seite Niemand den Krieg zu führen verstand als der König von „Preußen, wider den man ihn führte."

„Wenn aber," so schloß Bernis diesen Theil seiner Betrachtungen, „in Folge einer übertriebenen Hartnäckigkeit Kaunitz darauf be„stehen sollte den Krieg fortzuführen, ohne die Mittel zu besitzen ihn „zu unterhalten, und ohne vernünftiger Weise hoffen zu können, daß „die Verbündeten der Kaiserin ihr dasjenige zu geben im Stande „sind, was ihr selbst fehlt, dann wird er der Abscheu Oesterreichs und „Deutschlands werden, und die Achtung, die er sich in Europa er„worben, so wie den Ruf eines weisen und aufgeklärten Mannes ver„lieren" [486]).

In anderen, noch näher in die Sache eingehenden Depeschen des Ministers Bernis erhielt Stainville gleichzeitig fernere Andeutungen über die von ihm abzugebenden Erklärungen. Zur Vermittlung des Friedens möge man sich Spaniens, Dänemarks oder Hollands bedienen. Auch nach Abschluß desselben werde der König von Frankreich sein ganzes Leben hindurch dem Bündnisse mit Oesterreich treu bleiben. Wenn die Kaiserin gleichfalls die Sicherheit, welche ihr diese Allianz gewähre, und das Ansehen, das hieraus für beide Staaten hervorgehen müsse, jedem Vergrößerungsgedanken vorziehe, dann könne man sich der Erwartung hingeben, daß von diesem neuen politischen System die Wohlfahrt Europas abhängen werde.

Wohl um in Wien nicht die Meinung aufkommen zu lassen, die Friedensgedanken entstammten auch jetzt wieder nur dem Kopfe Bernis und würden nicht auch von dem Könige selbst und von allen übrigen maßgebenden Persönlichkeiten am Versailler Hof getheilt, erhielt Stainville gleichzeitig mit den Depeschen des Ministers auch noch Briefe vom Könige, von dessen Tochter, der Infantin von Parma, von der Marquise von Pompadour und dem Marschall Belleisle. In dem eigenhändigen Briefe des Königs nahm derselbe neuerdings für sich persönlich das Verdienst der Zustandebringung der Allianz mit Oesterreich in Anspruch. Denn schon seit langer Zeit, ja von Jugend auf habe er gewünscht, mit Maria Theresia in ein Freundschaftsverhältniß zu treten und zu diesem Ende mit ihr ein enges Bündniß zu schließen. Das letztere sehe er als das sicherste Mittel an, um den Frieden in Europa dauernd zu befestigen und die Wohlfahrt beider Reiche zu fördern. Nicht nur er selbst hege diese Ueberzeugung, sondern sein Sohn, der Dauphin, theile sie mit ihm. Man dürfe daher hoffen, daß das jetzt angenommene politische System bis in die späteste Zukunft aufrecht erhalten werde.

Ob das Schreiben des Königs an Stainville außer diesen Versicherungen seiner Bundestreue auch noch andere Erklärungen enthielt, die sich mehr auf die augenblicklich zu fassenden Entschlüsse bezogen, wissen wir nicht [187]). Wohl aber war dieß bei dem Briefe der Infantin der Fall, welche sich in Klagen erging und die Meinung aussprach, auf

die Möglichkeit einer Fortführung des Krieges sei nicht mehr zu zählen. Ueber den näheren Inhalt des Schreibens der Pompadour sind wir nicht unterrichtet. Belleisle aber beschränkte sich darauf, dem Grafen Stainville die Maßregeln mitzutheilen, die einstweilen zur Absendung der dreißigtausend Mann nach Böhmen so wie zur Vervollständigung der französischen Heere in Deutschland ergriffen worden waren.

Es scheint wohl, daß Stainville sich so ziemlich bewußt war, einem Manne von so scharfsinnigem und kaltblütigem Urtheil wie Kaunitz lasse sich durch keinerlei, wenn auch noch so eindringliche Vorstellungen eine Anschauung aufnöthigen, zu der er nicht aus sich selbst schon gelangt war. Eher ließ sich dieß bei dem leicht erregbaren Wesen der Kaiserin, und zwar mit um so größerer Hoffnung auf Erfolg versuchen, als sie ja gegen Stainville schon zu wiederholten Malen größere Geneigtheit zum Frieden gezeigt hatte, als man dieß von ihr vorauszusetzen gewohnt war.

Wenn nun auch Stainville dem Grafen Kaunitz gegenüber mit Kennzeichen des höchsten Vertrauens nicht karg blieb, so wollte er doch diese Verhandlung, auf welche man in Versailles so außerordentlich großen Werth legte, nicht so sehr des Staatskanzlers Händen allein anvertraut wissen, als die Entscheidung von Maria Theresia selbst abhängig machen. Darum bewarb er sich bei ihr um eine Audienz, welche ihm denn auch sogleich und zwar am 16. April gewährt wurde. Freilich gewinnt es fast den Anschein, als ob Kaunitz die Kaiserin früher gewarnt hätte, sich nicht durch ihre Lebhaftigkeit zu irgend einer unbedachten Aeußerung hinreißen zu lassen, die dann zu verhängnißvollen Schlußfolgerungen ausgebeutet werden könnte. Wenigstens sah sich Maria Theresia veranlaßt, über ihre Unterredung mit Stainville dem Staatskanzler eigenhändig Rechenschaft abzulegen.

In der Form von vier verschiedenen Punkten brachte der französische Botschafter die Anliegen seines Hofes vor. Man möge, so lauteten sie, sich gegenseitig ein vollkommen treues Bild von dem Zustande des beiderseitigen Heerwesens geben. Für die Subsidienzahlung

müsse eine neue Verabredung getroffen werden, indem Frankreich die bisherigen Ausgaben nicht länger bestreiten könne. Von nun an sei an den künftigen Frieden zu denken und Abrede zu treffen, wie man sich zu dessen Herbeiführung benehmen solle. Endlich möge der Wiener Hof über das System sich aussprechen, welches er nach Abschluß des Friedens in Bezug auf seine politische Stellung zu den übrigen Mächten anzunehmen gedenke.

Was die ersten zwei Punkte betraf, sagte Maria Theresia dem Grafen Stainville, daß sie in die Lage Frankreichs sich wohl hineinzudenken vermöge. Es wäre ihr weit lieber, wenn man ihr aufrichtig die guten und die üblen Seiten derselben entschleiere, als wenn man ihr beständig mit Hoffnungen und Versprechungen schmeichle, die doch niemals erfüllt würden. Auf das Begehren wegen Herabsetzung der Subsidienzahlung einzugehen, falle ihr allerdings ungemein schwer, doch werde sie sich darüber mit ihren Ministern berathen und ihm sodann ihre Entscheidung mittheilen. Dabei blieb sie auch als Stainville ihr verschiedene spezielle Vorschläge machte, und als er, um sie zu raschen Erklärungen zu drängen, seiner Gewohnheit nach behauptete, er müsse den Courier unverweilt nach Frankreich zurücksenden, erwiederte ihm die Kaiserin, daß sie ihm das nicht verbieten könne. Ueber ihre Entschlüsse dürfe er keine bestimmt lautenden Meldungen machen, indem sie nicht davon abgehen werde, dieselben erst nach Anhörung ihrer Minister zu fassen.

Fast eifriger noch als in Bezug auf dasjenige, was die Gegenwart anging, drang Stainville in die Kaiserin, um ihre Absichten für die Zukunft zu erfahren. Aber auch hinsichtlich dieses Punktes war Maria Theresia zu nichts Anderem als zu ausweichenden Antworten zu vermögen. Es sei jetzt nicht der Zeitpunkt daran zu denken, sagte sie dem französischen Botschafter. Die peinliche Lage, in der man sich gegenwärtig befinde, nehme die höchste Aufmerksamkeit beider Verbündeten völlig in Anspruch, und alle nur immer erdenkliche Anstrengung sei darauf zu richten, sowohl Oesterreich als Frankreich aus ihrer jetzigen ungünstigen Lage zu befreien. Alles was er von künftigen Allianzen, ja sogar von künftigen Kriegen rede, wolle sie gar nicht mit anhören.

Niemals werde sie die Feindin Frankreichs sein, und sie werde auch, so lang sie überhaupt die Waffen in der Hand halte, den Muth nicht verlieren. Habe sie nicht mehr hunderttausend Mann, so würden ihr doch fünfzig- oder fünfundzwanzigtausend zu Gebot stehen. Würde sie Böhmen verlieren, so besäße sie doch noch Oesterreich und Ungarn. Nicht leicht würde sie sich ergeben, wenn sie nur überhaupt noch auf Beistand zu hoffen hätte; auch sei sie bereit überall die ersten Streiche zu führen. Aber das dürfe sie ihm nicht verhehlen, wenn sie einmal die Waffen niedergelegt und ihren Namen unter die Friedensurkunde gesetzt habe, dann würde, wenn die Bedingungen ungünstig wären, die bisherige Ausdauer sie gänzlich verlassen. Wenn dieß geschähe, würde sie in keiner Weise schon im Voraus eine Verabredung für die Zukunft eingehen, sondern sich nur nach den obwaltenden Umständen richten. Sie schulde das sich selbst, ihrer Nachkommenschaft und ihren Ländern. Zu viel hätten die letzteren gelitten, um dann noch länger wegen der Ausführung von Ideen zu Grunde gerichtet zu werden, welche zwar in dem Augenblicke, in dem Oesterreich sie vorschlug, durchaus keine Chimären waren, die aber dann zu solchen geworden sein würden.

Diese zukünftige Gestaltung der Dinge schien Stainville als den wichtigsten Punkt seiner Instruction zu betrachten, wenigstens kam er immer wieder darauf und auf den Krieg zurück, der zu jener Zeit zu führen sein werde. Gleichsam scherzend antwortete ihm die Kaiserin, nachdem sie schon vor siebzehn Jahren das Kriegführen habe beginnen müssen, finde sie keinen Gefallen daran. Sie wolle ihre Augen im Frieden schließen, selbst wenn sie die politische Rolle der Republik Venedig zu spielen gezwungen wäre[488]).

Noch waren die Berathungen der Ministerconferenz über die Begehren des französischen Botschafters nicht zu Ende gediehen, als Stainville mit neuen Depeschen seiner Regierung bei Kaunitz erschien[489]). Man solle in Wien doch endlich einmal die Unmöglichkeit einsehen, schrieb auch jetzt wieder Bernis, den Krieg noch länger als während des gegenwärtigen Feldzuges fortzusetzen. Aus zwei Umständen gehe diese Unmöglichkeit hervor: weil man ganz außer Stande sei, die Kosten

des Krieges noch länger als ein Jahr zu beſtreiten, und weil man ſich eingeſtehen müſſe, daß man denſelben nicht zu führen verſtehe [490]). Da der König von Frankreich an dem Kriege gegen Preußen nur als Verbündeter Oeſterreichs Theil nehme, könnte er, ohne ſich etwas zu vergeben, die erſten Schritte zum Frieden thun. Preußen müßte Sachſen und Mecklenburg den rechtmäßigen Landesherren zurückgeben und hätte Schleſien zu behalten. Auf dieſe Bedingungen hin würde der Friede leicht zu Stande gebracht werden. Wenn man dagegen abwarten wolle, bis der König von Preußen neue Schlachten gewinne, dann werde man ihn zum Herrn von Deutſchland und zum Deſpoten Europa's machen.

Aber nicht allein neuerliche Mittheilungen der franzöſiſchen Regierung waren in jenen vielbewegten Tagen nach Wien gelangt; auch von dem Kriegsſchauplatze ſelbſt traf eine Nachricht ein, welche auf die Entſchlüſſe der Kaiſerin nicht ohne alle Wirkung bleiben konnte. In der Nacht, die auf den Tag folgte, an welchem Stainville bei der Kaiſerin Audienz hatte, ergab ſich Schweidnitz an den König von Preußen. Die Bedingungen waren die gleichen, unter denen es im vergangenen Jahre in die Gewalt der Oeſterreicher gerathen war. Man hatte geglaubt, den Entſatz der Feſtung nicht ins Werk ſetzen zu können, weil man dadurch die Hauptſache, die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Kriegsmacht in Böhmen beeinträchtigt hätte. Man meinte alſo das geringere Uebel dem größeren vorziehen und ſich in den Verluſt dieſer Feſtung finden zu müſſen; ſo wenigſtens lautete die Mittheilung, die man über den Verluſt von Schweidnitz an die verbündeten Höfe erließ [491]). Starhemberg aber wurde noch beauftragt, es bei dem Verſailler Hofe geltend zu machen, daß man ſich deſſen Rathe gefügt und darauf verzichtet habe, Schweidnitz zu entſetzen, ſo ſehr man dieß auch an und für ſich gewünſcht habe. Ueberzeugend gehe daraus hervor, daß man in Wien zwar mit Standhaftigkeit, aber nicht mit Verwegenheit handle [492]).

Nicht ſo ſehr der Wortlaut der Antwort, welche der Wiener Hof dem Grafen Stainville auf die von ihm vorgebrachten Begehren der franzöſiſchen Regierung ertheilte, als die Begründung derſelben,

die aus dem erschöpfenden Berichte des Grafen Kaunitz an die Kaiserin hervorgeht, ist von Interesse. Denn erst aus der letzteren ersieht man recht deutlich, wie die damals maßgebendste Persönlichkeit in der österreichischen Regierung, die Kaiserin nicht ausgeschlossen, wie Kaunitz nicht nur die Begehren Frankreichs, sondern wie er die allgemeine politische Lage beurtheilte.

An die von der französischen Regierung aufgestellte Reihenfolge der einzelnen Punkte sich haltend, ist Kaunitz zunächst der Ansicht, daß man mit den Zusagen Frankreichs über die Truppenstellung zufrieden sein dürfe. Obgleich die französische Armee unter Clermont sehr zusammengeschmolzen sei, wolle man sie doch binnen zwei bis drei Monaten wieder auf eine Gesammtstärke von neunzigtausend Mann bringen und außerdem noch dreißigtausend Mann nach Böhmen absenden. Auch der Zustand der Reichsarmee habe sich seit dem vergangenen Jahre wesentlich gebessert. Wenn die Schweden die binnen wenig Wochen zu erwartende Verstärkung von zehn- bis zwölftausend Mann erhalten haben würden, so könnten sie dem Könige von Preußen eine empfindliche Diversion machen, oder ihn wenigstens zwingen, ihnen ein ansehnliches Armeecorps entgegen zu stellen und sich dadurch anderwärts zu schwächen. Rußland aber befinde sich von allen kriegführenden Mächten in der günstigsten Lage. Der Besitz der ganzen Provinz Preußen und die Beherrschung der Weichsel gewähre dem russischen Heere eine ungemein große Erleichterung zur Fortführung des Krieges und zum Einbruche in das Herz der feindlichen Lande. Wenn nur Rußland zu rechter Zeit und mit dem rechten Nachdrucke vorgehe, so könne es dem gegenwärtigen Feldzuge noch die günstigste Wendung geben.

Wer endlich die schweren Unglücksfälle, welche die österreichische Armee während des letzten Feldzuges erlitten, und die wahrhaft klägliche Verfassung in Betracht ziehe, in der sie sich noch vor drei Monaten befand, dem müsse es fast unglaublich erscheinen, daß sie in so kurzer Zeit nicht nur ganz neu mit Kleidung und Feldrequisiten versehen, sondern auch, die Garnisonen, die Recruten und das in Mähren befindliche Corps nicht mitgerechnet, auf eine Stärke von hundertzehntausend Mann vollkommen kriegstüchtiger Truppen gebracht werden konnte.

Allerdings sei die Armee zu Beginn des verflossenen Feldzuges noch zahlreicher, und wegen des Vorhandenseins einer größeren Menge alter Mannschaft wohl noch vorzüglicher gewesen. Aber man dürfe nicht außer Acht lassen, daß das Gleiche auch bei dem Feinde der Fall sei, daß er durch Schlachten, Krankheiten und andere Ereignisse wenn nicht mehr, doch gewiß eben so viel als die Oesterreicher eingebüßt habe. Von Seite der Russen wie der Schweden müsse König Friedrich einen baldigen Einfall in seine Staaten besorgen, während sie bei Beginn des vergangenen Feldzuges noch weit davon entfernt waren. Auf fremden Beistand dürfe er sich keine Rechnung machen. Seine eigenen Hülfsquellen an Mannschaft, an Kriegsgeräth und Lebensmitteln seien jedoch sehr verringert worden, seitdem die Provinz Preußen in Rußlands Hände gefallen, Sachsen, Schlesien und Pommern aber schon im letzten Feldzuge ausgesaugt worden seien. Wenn also die österreichischen Waffen nur nicht mehr von so großen Unglücksfällen heimgesucht würden, wie sie bei Prag und bei Leuthen sich zutrugen, so könne es noch gar wohl sein, daß der Krieg eine günstige Wendung nehme.

An diese Schilderung des Zustandes der Wehrkraft der Verbündeten knüpfte Kaunitz den Antrag, es möge Frankreich erklärt werden, die Kaiserin nehme die Zusagen wegen Instandsetzung des französischen Heeres und wegen Absendung eines Armeecorps nach Böhmen mit großer Befriedigung entgegen. Sie hoffe darauf, daß die französische Rheinarmee diesen Strom bald wieder überschreiten und so viel feindliches Land als nur immer möglich in Besitz nehmen werde.

Was Frankreichs zweites Begehren, die Herabsetzung der ausbedungenen Subsidienzahlung betraf, so hatte Maria Theresia sich erst vor wenigen Wochen dazu entschlossen, dem damals von Stainville gestellten Ansuchen zu willfahren und den dritten Theil ihrer Gesammtforderung nachzulassen, somit in deren Verringerung von zwölf auf acht Millionen zu willigen. Aber auch dieses Zugeständniß erschien dem französischen Hofe noch als zu gering, und er verlangte eine Verminderung der zu leistenden Subsidienzahlung auf sechs Mil-

lionen, somit auf die Hälfte der Summe, zu der er sich in dem geheimen Vertrage von Versailles verpflichtet hatte. Dringend rieth Kaunitz der Kaiserin dem Wunsche Frankreichs zu willfahren, da es die ungeheuren Ausgaben, mit denen es sich belastet habe, wirklich nicht mehr zu bestreiten vermöge. Man solle daher trachten, es bei gutem Willen zu erhalten und dadurch wenigstens dasjenige zu erlangen, was es überhaupt noch zu bezahlen im Stande sei. Auch dieses Begehren Frankreichs wurde daher zustimmend beantwortet, freilich nicht ohne an diese Einwilligung die Bitte zu knüpfen, daß außer den für 1758 neu geregelten Subsidien auch noch die Rückstände aus dem vergangenen Jahre mit Pünktlichkeit abgetragen werden mögen.

Hinsichtlich des dritten Punktes der französischen Begehren, demzufolge man sich ernstlich mit Friedensgedanken beschäftigen solle, meinte Kaunitz, daß die zwei Fragen, ob und wie das geschehen solle, streng von einander geschieden werden müßten. In Bezug auf die erstere walte wohl kein Zweifel mehr ob, daß in der That an den Frieden gedacht und der Weg zu demselben vorbereitet werden müsse. Immer sei Maria Theresia von dem Grundsatze ausgegangen, daß ohne französische Subsidien wie ohne Frankreichs und Rußlands thatkräftige Unterstützung ein Krieg wider Preußen gar nicht zu beginnen, und wenn ein solcher dennoch ausgebrochen wäre, sich von demselben kein günstiger Erfolg zu versprechen sei. Jetzt bekenne nicht nur Frankreich die Geldklemme, in der es sich befinde, sondern dieselbe sei auch thatsächlich vorhanden. Wie tief erschöpft ihre eigenen Länder seien, wisse die Kaiserin ohnedieß. Sollten nun die fremden Subsidien künftighin wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Theile ausbleiben, so würde es zu barer Unmöglichkeit, zur Bestreitung der ungeheuren Kriegsauslagen Rath zu schaffen. Diese Betrachtung allein schon, ohne etwaige unglückliche Ereignisse in Rechnung zu ziehen, beweise die Nothwendigkeit, rechtzeitig an den künftigen Frieden zu denken.

Weit schwieriger sei es, über die zweite Frage, in welcher Form und unter welchen Bedingungen ein solcher herbeizuführen sei, schlüssig zu werden. Was zunächst die Form angehe, so könnte das Ziel durch die hannoversche Neutralität, durch einen Particularfrieden zwischen

Frankreich und England, endlich durch einen allgemeinen Friedenscongreß, sei es mit oder ohne vorhergehende Errichtung von Präliminarien und Verabredung eines Waffenstillstandes gleichmäßig erreicht werden.

Den Nutzen der beiden ersteren Wege habe man längst schon dem französischen Hofe nachdrücklich vorgestellt. Tiefe Reue müsse derselbe jetzt empfinden, daß er die freundschaftlichen Rathschläge der Kaiserin wegen Herbeiführung der Neutralität Hannovers so lange Zeit außer Acht gelassen habe. In den Vorschlag wegen Errichtung eines Particularfriedens mit England sei er willfähriger eingegangen, doch gewinne es den Anschein, daß die zu diesem Ende von ihm unternommenen Schritte wenigstens vor der Hand erfolglos bleiben dürften. „Denn in England," sagt Kaunitz wörtlich, „wird man allem Vermuthen „nach den Ausgang des Feldzuges abwarten und sich im Friedens„geschäft nicht übereilen wollen, zumalen Pitt am Ruder sitzt und „durch sein bisheriges Betragen überzeugende Proben gegeben hat, „daß er nicht von einem Tage zum andern, sondern systematisch zu „Werk gehe und die dortigen Entschlüsse auf einen bestimmten End„zweck zu richten wisse."

Wenn nun auch Frankreich seine Neigung zum allgemeinen Frieden deutlich zu erkennen gebe, so sei noch sehr zu bezweifeln, ob England sich sogleich willfährig erklären und nicht trachten würde, Zeit zu gewinnen. Denn es komme in derlei Friedensgeschäften nicht auf einseitige Neigungen und Wünsche, sondern hauptsächlich darauf an, daß auch die übrigen kriegführenden Mächte die gleichen Absichten hegten. Allzu lebhaftes Drängen zum Frieden entschleiere nur die eigene Schwäche, ermuthige den Feind, er möge auf Krieg oder Frieden bedacht sein, und gefährde daher nicht selten den Zweck, den man erreichen wolle. Und selbst wenn dieß Alles nicht zu befürchten wäre, so erfordere doch die Natur der Sache eine Zeit von mehreren Monaten, damit jede einzelne Macht mit ihren Verbündeten wenigstens über die wesentlichsten Punkte zu einer Vereinbarung gelangen und das Nöthige vorbereiten könne. Vor Ende des Feldzuges wäre daher die wirkliche Einleitung des Friedensgeschäftes nicht leicht zu bewerk-

stelligen. Hiezu komme noch, daß jeder Theil den Schein, als ob er zum Frieden gezwungen sei, vermeiden und nicht zuerst mit Anträgen hiezu werde hervortreten wollen. Der beste Ausweg würde vielleicht darin bestehen, sich einer oder mehrerer fremder, in den Krieg nicht verflochtener Mächte zwar nicht als eigentlicher Vermittler, jedoch zu dem Ende zu bedienen, um durch ihre guten Dienste die vorbereitenden Schritte zur Herbeiführung des Friedens unternehmen zu lassen.

Frankreich schlage zu diesem Ende Spanien, Dänemark und Holland vor. Dem letzteren Staate stehe jedoch, wenn es sich wahrhaft um eine Friedensvermittlung handeln sollte, das große Bedenken entgegen, daß er sich ohne Zweifel der Gelegenheit bedienen werde, um zum größten Nachtheil der Kaiserin das Barrieregeschäft und vielleicht sogar die Religionsangelegenheiten des deutschen Reiches mit den Friedensverhandlungen zu vermengen. Das letztere sei auch von Dänemark zu besorgen, welches noch überdieß trachten werde, seine holsteinischen und schleswigischen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Außerdem scheine es größere Neigung für England als für Frankreich zu hegen. Aus all diesen Gründen müsse es daher als eine Unbedachtsamkeit des französischen Hofes erscheinen, wenn es die Friedensvermittlung in Dänemarks Hände legen wolle. Nur bei Spanien fielen alle diese Bedenken hinweg; von ihm sei mit Bestimmtheit zu erwarten, daß es nicht den König von Preußen auf Kosten des Hauses Oesterreich begünstigen, sondern sich vielmehr bemühen werde, die Interessen des letzteren zu fördern. Würde es jedoch nicht auf eine förmliche Vermittlung des Friedens, sondern nur auf die guten Dienste einer fremden Macht zu dessen Herbeiführung ankommen, dann könnte man sich mit gehöriger Vorsicht auch Hollands und Dänemarks bedienen.

Nicht geringere Bedenken als in Bezug auf die Form des Friedensgeschäftes träten hinsichtlich der Sache selbst zu Tage. Die ersten Vorschläge hiezu würden ohne Zweifel auf den jeweiligen Erfolg der Kriegführung sich gründen. Da jedoch der letztere noch völlig ungewiß sei, so ergebe sich daraus von selbst die Schwierigkeit der Entwerfung eines Planes für die Friedensbedingungen. Um auf

Alles gefaßt zu sein, müßten die verschiedensten Fälle als möglich angenommen werden. Der ärgste und unglücklichste träte dann ein, wenn der König von Preußen die österreichische Kriegsmacht zu vernichten, in das Herz der Erblande einzudringen und dort einen Frieden zu erzwingen vermöchte, durch welchen er nicht nur im Besitze all seiner Länder verbliebe und sich der Pflicht entledigte, die von ihm beleidigten Höfe schadlos zu halten, sondern noch überdieß ein Stück österreichischen Gebietes, Handelsvortheile oder sonstige Zugeständnisse für sich erhielte. Ein zweiter, etwas weniger, aber doch noch immer sehr unglücklicher Fall wäre es, wenn der König von Preußen im künftigen Frieden, ohne einen eigentlichen Gewinn zu machen, doch in seinem bisherigen Besitzstande bliebe und zu keiner Schadloshaltung gezwungen werden könnte. Dann würde Sachsen völlig hingeopfert, manch anderer Reichsstand einem gleich traurigen Schicksale überlassen, Schweden entkräftet, der dortige Senat gefährdet und der Weg zur Abänderung der jetzigen Regierungsform, zum engsten Einverständnisse zwischen den Höfen von Berlin und Stockholm gebahnt. Rußland befände sich in der ärgsten Verlegenheit. König Friedrich aber hätte seine Macht und sein Ansehen nicht nur bei den Protestanten und im römischen Reiche, sondern auch bei allen europäischen Höfen dergestalt befestigt, daß die Meisten vor ihm zittern und seinem Willen sich fügen müßten. Oesterreich hingegen würde genau um so viel sinken als Preußen emporstiege.

Allerdings sei es nicht unmöglich, daß König Friedrich zwar nicht so sehr als der Versailler Vertrag es annehme, geschwächt, aber doch zu einigen geringfügigeren Gebietsabtretungen, oder wenigstens dazu gezwungen würde, dem Könige von Polen zu dessen theilweiser Schadloshaltung eine beträchtliche Geldsumme zu entrichten. Habe er doch selbst erklärt, Sachsen nur einstweilen in Verwahrung genommen zu haben. Wenn hingegen die österreichischen, die russischen und die schwedischen Waffen vom Glücke begünstigt sein sollten und England sammt Hannover in die Enge getrieben würde, dann könnte wohl der glückliche Fall sich noch ereignen, daß die Verabredungen des geheimen Tractates ganz in Erfüllung giengen. Die allergünstigste

Gestaltung der Dinge aber bestünde darin, wenn der König von Preußen zur Abtretung von Schlesien und Glatz gezwungen würde, ohne daß Frankreich seine Absichten auf die Niederlande erreiche. Und obgleich wenig Hoffnung hiefür vorhanden, so sei doch auch dieser Fall nicht durchaus unmöglich. Denn Frankreich selbst scheine auf die Niederlande verzichtet zu haben, während es doch sowohl mit seiner Ehre als seinem Staatsinteresse übereinstimme, wenigstens seine Bundesgenossen durch den künftigen Frieden begünstigt zu sehen.

Nachdem er in solcher Weise die fünf Fälle aufgezählt, welche nach seiner Meinung überhaupt als möglich gedacht werden konnten, meinte Kaunitz, daß die beiden ersteren nur dann in den Kreis der Betrachtung gezogen und zum Gegenstande wirklicher Erörterungen und Entschlüsse gemacht werden sollten, wenn sie, was Gott verhüten wolle, thatsächlich eingetreten wären. Der dritte Fall würde zwar bei den etwaigen Vermittlern den meisten Beifall finden, aber dem Interesse der Kaiserin entspreche er gleichfalls nicht und unsägliche Opfer an Blut und an Geld würden umsonst gebracht sein. Darum könne er auch von Seite des Wiener Hofes keineswegs zuerst in Vorschlag gebracht werden. Er würde sich dadurch der größten Gehässigkeit Sachsens, Rußlands und der übrigen Verbündeten aussetzen, ihnen zu den bittersten Beschwerden Anlaß bieten und nicht nur das Ansehen der Kaiserin ungemein herabwürdigen, sondern auch das Vertrauen ihrer Alliirten gar sehr verringern. Dagegen sei bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Preußen ohne äußerste Noth in eine beträchtliche Gebietsabtretung willigen werde, noch England zu einem Friedensplane zu vermögen wäre, welchem die letzten beiden Fälle zur Grundlage dienten. Aus alledem gehe jedoch die außerordentliche Schwierigkeit hervor, jetzt schon zu einem gesicherten und billigen Frieden zu gelangen. Das Schicksal des gegenwärtigen Feldzuges müsse nach der einen oder der anderen Seite hin den Ausschlag geben. Alles was inzwischen mit Nutzen geschehen könnte, vermöchte nur darin zu bestehen, daß ohne in das Detail der Friedensbedingungen einzugehen, die Gemüther für den künftigen Frieden gestimmt und die Hindernisse aus dem

Wege geräumt würden, welche der Abhaltung des Congresses sich entgegenstellen könnten. Es wäre daher Frankreich zu erwiedern, die Kaiserin könne bei ihrer aufrichtigen Freundschaft für den König die bedauernswerthen Umstände, in denen sich die Armee, die Marine, die Finanzen und der Handel Frankreichs befänden, nur aufs schmerzlichste mitempfinden. Doch gereiche ihr der Gedanke zum Troste, daß durch Ausdauer, durch Sorgfalt und durch eine gute Verwaltung in den verschiedenen Zweigen des Staatswesens noch Alles gut gemacht und das Uebel durch Beseitigung seiner Ursachen gleichfalls geheilt werden könne. Der gegenwärtige Stand der Dinge gewähre übrigens eher Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Feldzuges, als er die Besorgniß vor neuen Unglücksfällen erwecke. Mehr als einmal habe der Hof von Versailles zu erkennen gegeben, daß er die Schwächung des Königs von Preußen für den wichtigsten Zielpunkt des Krieges ansehe. Nur Ereignisse des gegenwärtigen Feldzuges auf dem Festlande könnten zu Friedensbedingungen führen, wie man sie jetzt noch nicht zu erlangen vermöchte. Nur durch kriegerische Erfolge zu Lande vermöge Frankreich glücklich aus dem Seekriege zu kommen. Man solle also keine wahrscheinlichen oder doch wenigstens denkbaren Hoffnungen durch einen vorschnellen Frieden gefährden, der Oesterreich und Frankreich zwingen würde, trotz ihrer durch den Krieg herbeigeführten Erschöpfung doch fortan gewaffnet und dadurch in einer Art dauernden Kriegsstandes zu bleiben. Denn durch die Beibehaltung seiner gegenwärtigen Macht würde sie der König von Preußen hiezu sogar mitten im Frieden allmälig zwingen. Darum könne die Kaiserin nicht verhehlen, daß sie nur mit dem größten Bedauern die Mittheilung des Königs von Frankreich von der Nothwendigkeit vernehme, von nun an sich mit dem Gedanken an den Frieden zu beschäftigen. Da sie jedoch weit davon entfernt sei, die Lage ihrer Verbündeten nicht zu würdigen, werde sie, wenn es sein müsse, den Umständen gemäß die Hand bieten zu einem gerechten und billigen Frieden. Doch wären es natürlicher Weise die Bedingungen, welche hierauf von entscheidendem Einflusse wären. Darum möge der König von Frankreich, auf dessen geheiligtes Wort die Kaiserin unbedingt zähle, nicht nur keine abgesonderten Verhandlungen eingehen, sondern ihr seine Gedanken über

die Grundlagen, auf denen der Friede zu Stande gebracht werden könnte, rückhaltslos mittheilen.

Um so dringender rieth Kaunitz der Kaiserin, der französischen Regierung auf den dritten Punkt ihrer durch Stainville vorgebrachten Begehren eine nur in allgemeine Ausdrücke gekleidete Antwort zu geben, als es sich ja hauptsächlich darum handle, ihre wahren Absichten zu ergründen. Um aber auch für den unglücklichsten Fall, wenn der Feind, noch ehe von den Bundesgenossen Hülfe zu erwarten sei, eine Hauptschlacht gewänne und dadurch die Kaiserin in die äußerste Bedrängniß geriethe, einige Vorkehrung zu treffen, legte ihr Kaunitz einen Gedanken vor, für den er die sorgfältigste Erwägung in Anspruch nahm. Selbst wenn sie von einem solchen Unglück betroffen würde, könnte die Kaiserin nicht die Erste sein, Friedensvorschläge zu machen. England und Preußen würden dieß auf jede Weise mißbrauchen und ihr Uebergewicht für alle Zukunft befestigen. Außerdem sei die Standhaftigkeit, welche Maria Theresia auch in den mißlichsten Verhältnissen bewährte, so bekannt, daß von ihr ausgehende Anträge entweder den Verdacht gänzlicher Erschöpfung oder irgend eines Fallstrickes rege machen würden. Es entstehe daher die Frage, ob man sich nicht mit Frankreich im engsten Vertrauen dahin verständigen solle, daß es in geeigneter Weise Zeichen des Mißvergnügens über seine gegenwärtige politische Lage, und der Neigung an den Tag lege, mit Preußen wieder in die alte Verbindung zu treten. Durch die nämlichen Wege, deren sich Preußen bei Frankreich bereits bedient habe, oder auch in anderer Weise könnte es mit dem Könige von Preußen eine Art geheimer Friedensverhandlung anknüpfen und ihn dadurch wo möglich veranlassen, mit seinen Bedingungen zuerst zum Vorschein zu kommen. Fiele der Feldzug glücklich aus, so könnte es nicht schwer fallen, die Verhandlungen wieder abzubrechen und nach der geheimen Verabredung mit Frankreich vorzugehen. Im Falle eines unglücklichen Ausganges aber wäre der Weg zu einem erträglichen Frieden schon im voraus gebahnt und durch Frankreichs geheime Verwendung ein Waffenstillstand um so leichter zu erreichen.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß dieser Gedanke, hinsichtlich dessen Kaunitz selbst hinzufügte, daß „dergleichen Staatsstreiche" selten einen glücklichen Ausgang nähmen, in die Antwort an Frankreich ebensowenig aufgenommen wurde, als dies mit den Betrachtungen der Fall war, welchen der Staatskanzler der Kaiserin gegenüber den vierten Fragepunkt unterzog. Ohne Verbündete könne sie, so ließ er sich vernehmen, auch in Friedenszeiten nicht bleiben; sie habe daher nur zwischen England und Frankreich die Wahl. Was man sich von einem Bunde mit England in Bezug auf den König von Preußen, auf die confessionellen Fragen und auf die Reichsverfassung zu versprechen habe, sei durch langjährige Erfahrung bereits entschieden. Selbst wenn man, was Frankreich angehe, den bei einem so großen Staate ganz unwahrscheinlichen Fall voraussetzen sollte, daß es ihm wegen seiner innerlichen Gebrechen künftighin an Kraft und an Mitteln fehlen werde, seinen Bundesgenossen ausgiebigen Beistand zu leisten, so stehe doch ganz außer Zweifel, daß so lang die Kaiserin mit Frankreich verbündet sei, für die Niederlande, für Italien und das deutsche Reich von keiner Seite her Feindseliges besorgt werden dürfe. Auch die Pforte gebe dann wenig Anlaß zu Befürchtungen, so daß die ganze Macht und Aufmerksamkeit des Hauses Oesterreich bloß gegen den König von Preußen gerichtet werden könnte. Hieraus allein schon ergebe sich für Oesterreich, wenigstens so lang der König von Preußen in seiner mächtigen Stellung verbleibe, der Unterschied zwischen der französischen und der englischen Allianz.

Von noch größerem Gewichte sei diese Betrachtung in den gegenwärtigen Verhältnissen, indem das Haus Oesterreich nach allen Seiten hin rettungslos bloßgestellt würde, wenn es sich während des Krieges oder im künftigen Frieden von Frankreich trennen oder Abneigung gegen das Bündniß mit demselben zu erkennen geben würde. Nicht der geringste Nutzen, wohl aber die verderblichsten Folgen würden daraus erwachsen. Denn die französische Nation sei bei ihrer Lebhaftigkeit mehr als andere zum Mißtrauen geneigt und würde gewiß nicht unterlassen, einem Bruche der Allianz zuvorzukommen, den sie befürchten müßte.

Nur bei der Kaiserin beruhe, so schloß Kaunitz diesen Theil seiner Betrachtungen, die Wahl des künftigen politischen Systems. Wie diese Wahl aber auch immer ausfallen möge, es sei doch nichts Anderes denkbar, als daß sie entweder an der Allianz mit Frankreich festhalten oder sich von derselben lossagen wolle. In dem ersteren Falle müsse sie es sorgfältig vermeiden, Frankreich mißtrauisch zu machen und es zu einem Rücktritte von dem Bündnisse zu verleiten. In dem zweiten Falle aber fordere es die Staatsklugheit, die wahre Absicht so lang als möglich, jedenfalls aber bis nach Abschluß des Friedens aufs tiefste zu verschleiern. Die Antwort an Frankreich möge somit dahin lauten, daß Maria Theresia von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt sei, die Allianz mit dem Hofe von Versailles nicht nur aufrecht zu erhalten und sie mehr und mehr zu befestigen, sondern sie sogar unauflöslich zu machen. Mit Vergnügen werde die Kaiserin alle Mittheilungen entgegennehmen, welche ihr von Seite Frankreichs zu diesem Ende gemacht werden sollten.

Mit dem nie genug zu beherzigenden Satze beendigt Kaunitz seinen umfangreichen Vortrag an die Kaiserin, daß sogar ein schlechtes Staatssystem, wenn es nur nach gleichen Grundsätzen und nach einem bestimmten Zielpunkte hin geleitet wird, einem besseren aber schwankenden und ungewissen vorzuziehen sei. Um daher über ihre Absichten in unzweifelhafter Weise unterrichtet zu werden und hienach ferner vorgehen zu können, erbat er sich über jeden einzelnen Punkt seines Vortrages ihre Befehle. Maria Theresia aber genehmigte alle seine Anträge, nur was von der Anknüpfung einer geheimen Unterhandlung zwischen Frankreich und Preußen gesagt worden, hielt sie für allzu gefährlich und sprach ihren Wunsch aus, daß einem solchen Gedanken entsagt werde.

In Gemäßheit der von der Kaiserin gebilligten Vorschläge des Staatskanzlers wurde nun auch die Antwort an den französischen Botschafter abgefaßt. Nur geschah dieß in vorsichtig gewählten Worten und in präciserer Form; dem Grafen Starhemberg aber wurde, um ihn mit den Anschauungen und Absichten des Wiener Hofes aufs genaueste vertraut zu machen, an Stelle einer Instruction der ganze Vortrag des

Staatskanzlers an die Kaiserin abschriftlich mitgetheilt. Er habe hie nach, so schrieben ihm Maria Theresia und Kaunitz, seine Haltun der französischen Regierung gegenüber einzurichten. Unmöglich könn man in Frankreich begehren, daß der Wiener Hof eine übermäßig Begierde nach dem Frieden bezeige und sich dadurch seinen Bundes genossen verdächtig mache, ehe er noch im entferntesten wisse, wie den die Friedensbedingungen beschaffen sein würden. Starhemberg soll daher die französische Regierung um vertrauliche Mittheilung ihrer Ansichten hierüber angehen. Denn es würde nichts weniger als klu sein, eine allzu große Abneigung gegen den Frieden überhaupt z zeigen. Und selbst wenn Oesterreich die von ihm gewünschten Vortheil nicht vollständig zu erlangen vermöchte, so würde man sich am End damit begnügen, daß wenigstens dessen Bundesgenossen nach Möglich keit begünstigt und entschädigt, und wenn nicht die Kräfte des König von Preußen, so doch sein Ansehen verringert und seine Plane durch kreuzt würden. Uebrigens sei doch die Hauptabsicht des Wiener Hofes fortwährend darauf gerichtet, den König von Preußen mehr und meh zu schwächen. Man zweifle nicht daran, daß wenn nur der Krie wider ihn von allen Seiten mit Nachdruck fortgeführt würde, er am Ende dennoch erliegen müsse.

Außerdem hob die Kaiserin die Bemerkungen Stainville's noch besonders hervor, kraft deren er ihr die Aussicht eröffnen wollte, daß wenn es auch jetzt zum Frieden käme, der König von Preußen doch in einigen Jahren mit noch größerem Nachdrucke bekriegt und inzwischen Alles hiezu vorbereitet werden könnte. Darum würde der Hof von Versailles sich wohl entschließen, Oesterreich auch im Frieden Subsidien zu bezahlen und zur Erbauung von Festungen an der preußischen Grenze hülfreiche Hand zu bieten. Sie habe ihm jedoch aufs deutlichste erklärt, wiederholte auch jetzt wieder die Kaiserin, daß sie zwar bei der Fortdauer des Krieges alle Standhaftigkeit zeigen und lieber das Aeußerste wagen würde, als ihrem Einverständniß mit Frankreich auch nur im Geringsten zuwider zu handeln. Wenn aber der Friede einmal wieder hergestellt sei, dann werde sie nicht mehr an Krieg denken, sondern sich sorgfältig bemühen, ihr Leben in Ruhe

beschließen zu können. Die jetzt eingetretenen Ereignisse dienten ihr zur traurigen Lehre, wie wenig man sich selbst von dem günstigsten Anschein der Dinge versprechen dürfe.

Schließlich ermächtigte die Kaiserin den Grafen Starhemberg zu der Erklärung, daß sie wirklich geneigt und entschlossen sei, mit Frankreich eine vollständige und aufrichtige Freundschaft zu unterhalten und mit ihm auch nach Wiederherstellung des Friedens noch verbündet zu bleiben. Denn es entspreche dieß völlig ihrer Neigung, und sie sei ganz davon überzeugt, daß dadurch die beiderseitige Wohlfahrt am besten gefördert werde. Doch komme es auch hiebei hauptsächlich auf die Grundlagen an, auf welche diese Allianz gebaut werden würde. Auch hierüber möge die französische Regierung ihre Anschauungen dem Wiener Hofe vertraulich bekanntgeben [493]).

Mit Recht hielt es Kaunitz für nothwendig, sich Starhemberg gegenüber auf diese Andeutungen, so eingehend und umfangreich sie auch sein mochten, nicht zu beschränken, sondern der positiven Vorschläge zu erwähnen, welche ihm Stainville in ihrer zweiten Besprechung im Auftrage seiner Regierung zur Herbeiführung des Friedens gemacht hatte. Wenn Preußen Sachsen und Mecklenburg, war von Bernis geschrieben und von Stainville erklärt worden, ihren Landesherren zurückgäbe und Schlesien behielte, so würde Frankreich, das nicht als kriegführender Theil, sondern nur als Verbündeter Oesterreichs anzusehen sei, die ersten Schritte zum Frieden thun und denselben mit Leichtigkeit herbeiführen. Hiebei sei jedoch, schrieb jetzt Kaunitz an Starhemberg, abermals der wichtige, ja entscheidende Umstand mit Stillschweigen übergangen worden, wie es dann mit der billigen Entschädigung so vieler Bundesgenossen und insbesondere des sächsischen Hofes zu halten sei. Denn daß derselbe leer ausgehen sollte, widerstreite nicht nur aller Gerechtigkeit, sondern würde der ganzen Allianz und vor Allem derjenigen Macht, welche zuerst und ohne die äußerste Noth hiezu die Hand biete, zum „unauslöschlichen Schandflecke" gereichen.

Die meisten Bedenken erwecke ihm, fährt Kaunitz fort, der Antrag des französischen Hofes, selbst den Friedensvermittler abgeben zu wollen. Allerdings scheine derselbe mit seiner eigenen, jedoch von der Kaiserin nicht gebilligten Idee, Frankreich zur Anknüpfung einer geheimen Verhandlung mit Preußen zu veranlassen, einige Aehnlichkeit zu besitzen. Doch sei dieselbe in der That nur scheinbar, denn er selbst habe sich einer solchen geheimen Verhandlung bloß als eines Fallstrickes für Preußen, und nur im Augenblicke der äußersten Noth als eines Hülfsmittels bedienen und den König von Preußen dadurch veranlassen wollen, zuerst mit den Friedensbedingungen hervorzutreten. Frankreich aber wolle es hiebei nicht bewenden lassen, sondern von nun an und zwar im Namen der Kaiserin auf den Frieden antragen und dem Könige von Preußen den Besitz von Schlesien und Glatz schon im Voraus versichern. Außerdem wolle es als Gegendienst von ihm verlangen, daß er sich bemühe, einen billigen Frieden mit England zu Stande zu bringen.

Schon oft seien die wichtigen Ursachen wiederholt worden, weßhalb die Kaiserin nur im Falle der äußersten Bedrängniß einem solchen Begehren sich zu fügen vermöchte. Und besondere Erwägung verdiene noch, daß in der Weise, in welcher Frankreich die Sache durchführen wolle, der König von Preußen ohne allen Schaden aus dem von ihm so frevelhaft begonnenen Kriege hervorgehen und überdieß noch durch das Verlangen, England zu einem billigen Frieden zu vermögen, gleichsam zum Schiedsrichter über die ersten europäischen Mächte und zum Dictator über Krieg und Frieden gemacht, folglich auf die höchste Stufe des Ansehens und des Einflusses erhoben würde. Es könne jedoch unmöglich im französischen Staatsinteresse liegen, daß Preußen welches jetzt als das Haupt der Protestanten gelte und bei denselben den außerordentlichsten Fanatismus hervorgerufen habe, einen so großen Einfluß gewinne. Der König von England aber würde dadurch die Absicht erreichen, durch seinen Bundesgenossen, nahen Verwandten und sogar Thronanwärter die französische Macht in gleicher Weise auf dem Festlande zu beschränken, wie dieß von England zur See geschehe.

Ein solcher Ausgang des Krieges wäre ohne Zweifel das Aergste, was der gemeinsamen Sache für die Gegenwart und die Zukunft zu

widerfahren vermöchte. Wenn Frankreich sich durchaus von einem übereilten Frieden nicht abbringen lasse, so stehe ihm gleichwohl der weit natürlichere, anständigere und ersprießlichere Weg offen, mit England einen unmittelbaren Frieden zu verabreden, den Abschluß des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen aber, sei es mit oder ohne Waffenstillstand, einem Congresse zu überweisen. Von den Verhandlungen desselben lasse sich wenigstens erwarten, daß verschiedene wesentliche Bedingungen, wie zum Beispiel wegen einer Geldentschädigung für Sachsen, wegen Beilegung der Handelsdifferenzen zwischen Oesterreich und Preußen, wegen der Reichsangelegenheiten durchgesetzt werden könnten. Auch in England wünsche der König wie das Volk lebhaft den Frieden. Was aber die Erlangung besserer oder schlechterer Bedingungen angehe, so scheine es hauptsächlich darauf anzukommen, welcher Theil die festeste Haltung bewahre und seine innerliche Schwäche verberge, so wie daß Frankreich die erforderlichen Anstalten treffe, um Hannover und dessen Verbündete mit der Besorgniß vor einem neuen feindlichen Einfalle zu erfüllen. Starhemberg wurde beauftragt, dieß Alles dem Minister Bernis recht eindringlich zu Gemüthe zu führen und ihn von der Schädlichkeit der Folgen, welche seine Vorschläge nach sich ziehen müßten, thunlichst zu überzeugen [494]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Kaunitz in dem Augenblicke, in welchem er neuerdings die Möglichkeit hervorhob, zu einem Separatfrieden mit England zu gelangen, den Abschluß der Convention noch nicht kannte, welche am 11. April zu London zwischen England und Preußen unterzeichnet worden war. Durch dieselbe wurde die Hoffnung, die Allianz zwischen beiden Höfen zu trennen und den König von Preußen zu isoliren, zu nichte gemacht. Die Bemühungen Frankreichs, durch seinen Gesandten in Holland, den Marquis d'Affry, eine Vereinbarung mit England herbeizuführen, waren als gescheitert anzusehen. Wie aber so oft ein unwillkommenes Ereigniß wenigstens eine günstige Wirkung nach sich zieht, so war dieß auch jetzt wieder der Fall. In Frankreich rief die Nachricht von der Erneuerung und Befestigung des Bandes, welches die beiden Gegner, England und Preußen aneinander knüpfte, wenigstens für den Augenblick den Gedanken an

die Nothwendigkeit hervor, ihnen gegenüber ein Gleiches zu thun und ſich noch enger als bisher an die Verbündeten zu ſchließen. In Wien aber bedurfte man nicht erſt eines ſolchen Spornes; durch die That bewies man, daß es nicht eine leere Phraſe, ſondern die tiefſte Ueberzeugung war, wenn Kaunitz erklärte, vor Allem komme es darauf an, welcher Theil die feſteſte Haltung bewahre. Daß es der Kaiſerin und ihrer Regierung Ernſt war mit dieſem Vorſatze, hatten ſie nicht nur durch den unglaublichen Kraftaufwand dargethan, mit welchem ſie die Vorbereitungen zu dem Feldzuge trafen. Sie bewieſen es auch durch ihr ganzes Verfahren während desſelben.

Vierzehntes Capitel.

Die Belagerung von Olmütz.

Gleich nach dem Eintreten der Unglücksfälle in Schlesien hatte man in Wien energische Anstrengungen zur Ergänzung des so arg zusammengeschmolzenen Heeres gemacht. Um Königgrätz wurde alle Mannschaft vereinigt, die man zu diesem Zwecke nur immer aufzutreiben vermochte. Dorthin zog die Besatzung, welche Liegnitz auf die Bedingung freien Abzuges geräumt hatte, dorthin begaben sich die Recruten in zahlreichen Schaaren. Schon in den ersten Tagen des Jänner konnte man annehmen, daß gegen vierzigtausend Mann daselbst standen, die Truppen Marschalls, Hadiks und Laudons noch ungerechnet, welche die Nordwestgrenze Böhmens gegen neuerlichen Einbruch deckten.

Besonders war es Ungarn, aus welchem Lande die Kaiserin zahlreiche Mannschaft zur Vervollständigung des Heeres heranziehen zu können hoffte. Ihre Erwartung wurde auch in keiner Weise getäuscht. Nicht weniger als dreißigtausend Mann wurden von dort aus zu der Armee nach Böhmen gesendet; Maria Theresia hat für eine so ausgiebige Unterstützung so wie für diejenige, welche sie schon früher aus diesem Lande bezogen, Zeit ihres Lebens den Ungarn ein dankbares Andenken bewahrt.

Aber auch die übrigen Provinzen Oesterreichs blieben hinter Ungarn nicht zurück. Insbesondere war es das volkreiche Böhmen, welches sich in dieser Beziehung vor Allen hervorthat. Und es findet sich eine amtliche Bemerkung aus jener Zeit, derzufolge die Zahl der

böhmischen Landeskinder beim Heere die Hälfte der Gesammtzahl des letzteren betrug.

Es soll hier wenigstens im Vorbeigehen erwähnt werden, daß man den Winter auch dazu benützte, bei der österreichischen Armee eine Einrichtung zu treffen, welche bisher bei derselben nicht bestand und von der man sich großen Nutzen für die Leitung der militärischen Bewegungen, für die Wahl der Stellungen und Lagerplätze versprach. Es war dieß die Errichtung eines Generalstabes, zumeist nach dem Muster desjenigen, welchen man in Frankreich seit längerer Zeit besaß. Der wegen seiner hervorragenden Kenntnisse besonders hochgeschätzte Graf Moriz Lacy wurde, gleichzeitig zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, an die Spitze des neuen Generalstabes gestellt.

Am 7. Jänner war auch der unglückliche Heerführer Prinz Karl von Lothringen in Wien eingetroffen. Man kann sich denken, wie groß die Aufregung der Bevölkerung, wie arg die Mißstimmung im Heere gegen ihn war. Es mag dahingestellt bleiben, wie Maria Theresia über ihn und sein etwaiges Verschulden an den eingetretenen Unglücksfällen dachte; eine verläßliche Aufschreibung darüber hat sich bis jetzt nicht vorgefunden. Der Feldzeugmeister Graf Harsch aber, welcher an dem Feldzuge keinen Antheil genommen hatte und daher als ein unbefangener Beurtheiler erschien, wurde mit der schwierigen Aufgabe betraut, bei dem Heere selbst die wahren Ursachen der eingetretenen Ereignisse zu ergründen. Bei unbetheiligten Officieren und alten Soldaten sollte er seine Nachforschungen anstellen, denn von den Generalen und Commandanten meinte man nur parteiische, für sie selbst günstig gefärbte Berichte erhalten zu können. Schon jetzt war man der Ansicht, daß Serbelloni und Nadasdy nicht mehr beim Heere verwendet werden würden. Dem Ersteren legte man sein Benehmen vor und während der Prager Schlacht zur Last; wider den Letzteren wurde die Anklage erhoben, daß er nach dem Siege bei Breslau die Preußen allzu lässig verfolgt und dadurch die Gelegenheit versäumt habe, sie völlig zu Grunde zu richten [195]).

Wo man mit denjenigen, die nur in zweiter Reihe gestanden hatten, ziemlich streng ins Gericht ging, schien es fast unmöglich, nicht in ähnlicher Weise auch gegen den Mann vorzugehen, welchen die öffentliche Meinung als die Hauptursache der eingetretenen Unglücksfälle ansah. Es war dieß kein anderer als der Oberfeldherr Prinz Karl von Lothringen. Allgemein war die Ansicht und der Ausspruch, unter keiner Bedingung dürfe das Schicksal der Armee neuerdings in seine wenn gleich nicht ungeschickte, doch gewiß unglückliche Hand gelegt werden. Und jetzt erhoben auch die beiden mächtigsten Verbündeten, Rußland und Frankreich in gleichem Sinne ihre Stimmen. Ersteres, das gerade damals durch den Vormarsch nach Preußen und die Besetzung Königsbergs Miene machte, sich ernstlicher als bisher an dem Kriege zu betheiligen, und Letzteres, ohne dessen andauernde Beihülfe Maria Theresia den Kampf gegen Preußen überhaupt nicht fortführen zu können meinte, verdienten und beanspruchten die höchste Beachtung. So weit ging Rußland, daß Esterházy aus St. Petersburg berichtete, wenn man das Obercommando über die österreichische Armee neuerdings dem Prinzen von Lothringen anvertraue, könne er nicht dafür bürgen, ob man demselben auch den russischen General unterordnen werde, der das nach Oesterreich abzusendende Hülfscorps zu befehligen habe[196]).

Nicht weniger entschieden lauteten wohl die mündlich vorgebrachten Erklärungen Stainville's. Doch geschah, wie es scheint, der Kaiserin Unrecht, wenn behauptet wurde, daß es des Andringens der verbündeten Mächte bedurfte, um sie zu dem Entschlusse zu vermögen, ihre Vorliebe für ihren Schwager den allgemeinen Interessen hintanzusetzen[197]). Die Vorstellungen Rußlands können es in keinem Falle gewesen sein, welche Maria Theresia hiezu veranlaßten, denn ehe dieselben noch in Wien eingetroffen waren, hatte sie von den erleuchtetsten und getreuesten ihrer Rathgeber darin bestärkt, den Entschluß gefaßt, dem Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl über ihre Armee zu entziehen. Auch der Kaiser fügte sich willig, wenn auch schwer bekümmerten Herzens in die unabweisbare Nothwendigkeit. Und wie sehr es ihnen beiden Ernst war mit diesem Entschlusse, das bewiesen

sie deutlich durch die eifrige Bemühung, die sie seiner Durchführung widmeten. Denn die Hauptschwierigkeit lag ohne Zweifel in dem Prinzen selbst. Man hatte erwartet, daß er aus eigenem Antriebe seine Demission anbieten werde, und da er nicht selbst auf diesen Gedanken gerieth, wurden mehrfache Schritte gemacht, um ihn auf denselben zu bringen. Nach dem Zeugnisse eines der vertrautesten Rathgeber der Kaiserin, des Grafen Haugwitz, sprach Maria Theresia persönlich mit dem Hofkriegsrathe Weiß, dem man einen besonderen Einfluß auf den Prinzen von Lothringen zutraute[498]). Noch weiter ging seinem Bruder gegenüber der Kaiser. In einer eigenhändig zu Papier gebrachten, einzig und allein für den Prinzen bestimmten Denkschrift setzte er ihm die Gründe auseinander, welche es demselben in seinem eigenen Interesse wünschenswerth erscheinen lassen sollten, nicht länger an der Spitze des Heeres zu stehen. Um ihm den Rücktritt von dem Oberbefehle zu erleichtern, schlug ihm der Kaiser vor, in Wien zu bleiben und hier der Hauptrathgeber für die Befehle zu sein, welche dem neu zu ernennenden Obercommandanten während des ganzen Verlaufes des Feldzuges fortwährend ertheilt werden müßten[499]).

Nachdem diese Vorstellungen nicht zu dem erwünschten Ziele zu führen vermochten, erneuerte sie der Kaiser in einem zweiten eigenhändigen Schreiben mit verdoppeltem Nachdruck. Er führte seinem Bruder in eindringlicher Weise zu Gemüthe, daß die öffentliche Meinung dieses Opfer von ihm verlange. Wer in die Ereignisse des vergangenen Feldzuges tiefer eingeweiht sei, wisse wohl, daß ihn keine Schuld dabei treffe. Aber die Bevölkerung urtheile nur nach dem äußeren Erfolge; gleichwohl dürfe ihre Meinung und ihr Begehren nicht unbeachtet bleiben. An seine eigenen Erlebnisse erinnerte der Kaiser seinen Bruder, und wie er nach dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1737 gegen die Türken den Oberbefehl habe abgeben müssen, obwohl er an den damals eingetretenen Unfällen völlig schuldlos gewesen sei. Niemand würde in einem solchen Schritte ein Anzeichen sehen, daß Karl in einem späteren Kriege nicht neuerdings an die Spitze einer Armee treten könne. Der gegenwärtige Kampf müsse mit dem bevorstehenden Feldzuge zu Ende gehen, indem das Bedürfniß

nach Frieden in der That ein allgemeines sei. Darum werde aber auch das Opfer, welches man jetzt von dem Prinzen verlange, nur ein vorübergehendes sein. Die Kaiserin stelle es ihm frei, entweder in Wien zu bleiben, um von hier aus Theil an der Leitung der Operationen zu nehmen, oder sich wieder nach den Niederlanden zu begeben [500]).

Wenn wir den Worten des Grafen Haugwitz glauben dürfen, blieb jedoch auch diese im liebreichsten Tone gehaltene Vorstellung fruchtlos; auf dem Wege der Ueberredung war Prinz Karl zu freiwilliger Abdankung nicht zu vermögen. Da faßte sich Maria Theresia ein Herz und richtete ein Handschreiben an ihn, in welchem sie ihm erklärte, ihm den Oberbefehl über die Armee nicht länger belassen zu können, er möge selbst um seine Enthebung ansuchen [501]). Um ihn jedoch nicht allzu schwer zu kränken, wurde diese Verfügung wenigstens vor der Hand nicht öffentlich kundgemacht [502]).

Es scheint fast, daß Maria Theresia einen Augenblick in der Wahl des Mannes geschwankt habe, welchen sie zum Nachfolger des Prinzen ernennen sollte, denn sie mochte fühlen, daß sie eigentlich Niemand besitze, den sie als einen dem Könige von Preußen ebenbürtigen Feldherrn ansehen könnte. So sehr sie Daun hochschätzte und sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte für den Tag von Kolin, so war er doch zu tief in die nachfolgenden Ereignisse und in die Mißgriffe verwickelt, welche in Schlesien geschehen waren, als daß nicht ihr Vertrauen zu ihm wieder etwas wankend geworden wäre. Einen Augenblick gerieth die Kaiserin sogar auf die Idee, den König von Frankreich um die Ueberlassung des Siegers bei Hastenbeck, des Marschalls d'Estrées zur Befehligung der österreichischen Heere zu bitten. Sie richtete sogar hierüber eine Anfrage an den französischen General Montazet, als derselbe nach Beendigung des Feldzuges in Schlesien sich nach Frankreich verfügte. Aber Kaunitz beeilte sich diesen Schritt der Kaiserin dem Hofe von Versailles derart auszulegen, daß darin nur ein neues Kennzeichen der freundschaftlichen Gesinnung der Kaiserin für den König von Frankreich zu erblicken sei. Man würde zu weit gehen, wenn man aus ihrer Aeußerung den Schluß ziehen wollte, daß sie ihre eigene Generalität für untauglich ansehe, ihre Armeen zu

führen. Wohl könne ein Monarch von allem Vorurtheil frei sein und einem fremden General, dessen Befähigung er kenne, sein vollstes Vertrauen zuwenden. Eine ganze Armee aber werde nicht leicht eine solche Meinung theilen, während doch gerade auf ihre Anschauung alle Rücksicht genommen werden müsse [503]).

Kaunitz schien äußerst befriedigt zu sein, daß er zehn Tage nach dem er in diesem Sinne an Starhemberg geschrieben, demselben den Entschluß der Kaiserin mittheilen konnte, Graf Daun werde in dem bevorstehenden Feldzuge allein ihre Armeen commandiren. Sie lege hiedurch, fügte Kaunitz hinzu, die ernste Absicht an den Tag, dem großen Zwecke, welchen sie in Gemeinschaft mit ihren Verbündeten verfolge, selbst das ihr Theuerste zu opfern [504]).

Bezeichnend für die Art und Weise, in welcher Daun selbst seine Aufgabe auffaßte, oder doch wenigstens für die Meinung, welche man von ihm hegte, ist das Gerücht, das damals auftauchte und allgemein geglaubt wurde, er habe, um die Last der von ihm zu übernehmenden Verantwortlichkeit zu verringern, das Begehren gestellt, daß eine Art von Kriegsrath, aus zwei der ältesten und erfahrensten Feldmarschälle gebildet, während des Feldzuges in der Nähe des Heeres sich aufhalten solle. An ihn würde er die Anfragen richten, deren Beantwortung in Folge der Kriegsereignisse rascher zu geschehen hätte als dieß von Wien aus möglich erschiene. Fürst Wenzel Liechtenstein und Graf Karl Batthyany wurden als die Feldmarschälle bezeichnet, welche diese eigenthümliche Vertrauensstellung einnehmen sollten [505]).

Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, ob diese Absicht in der That jemals ernstlich gehegt wurde; nur das ist gewiß, daß sie nie zur Ausführung kam. Fürst Liechtenstein nahm an dem Feldzuge selbst nicht Theil, Batthyany aber wurde zum Commandanten der zweiten und kleineren Armee bestimmt, welche im nordwestlichen Böhmen zusammengezogen und mit der auch das dort erwartete französische Hülfscorps vereinigt werden sollte; doch wurde am Ende nicht ihm, sondern Serbelloni dieses Commando übertragen. Am 9. März verließ Daun die Hauptstadt, nachdem er zwei Tage vorher bei dem Gründungsfeste des

Theresien-Ordens mit dessen Großkreuze geschmückt worden war. Wohl mochte es den Eindruck dieser Feier etwas trüben, ja vielleicht sogar von Manchem als üble Vorbedeutung angesehen werden, daß der Erste, welcher aus den Händen des Kaisers den Ordensschmuck empfing, der unglückliche Heerführer aus dem vergangenen Feldzuge, Prinz Karl von Lothringen war. Außerdem mag noch erwähnt werden, daß Daun vor seiner Abreise einen Brief des damals noch nicht ganz siebzehnjährigen Kronprinzen erhielt. Eigenhändig gab Joseph dem Feldmarschall sein Bedauern kund, ihn nicht, wie er sehnlich gewünscht hätte, persönlich ins Feld begleiten zu können. Wenn jedoch die Dinge, wie er nicht zweifle, eine günstige Gestalt annähmen, so möge der Feldmarschall die Kaiserin bitten, ihn nur ja recht bald zu dem Heere zu senden[506]).

Am 12. März traf Daun zu Königgrätz ein; seine Ankunft erfüllte die Herzen der ihm ergebenen Kriegsleute mit Zuversicht[507]). Siebenunddreißigtausend Mann Fußvolk und dreizehntausend deutsche Reiter, achttausend fünfhundert Grenzer und viertausend fünfhundert Husaren, daher eine Gesammtstärke von dreiundsechzigtausend Mann wies am 15. März die Standesliste der großen Armee in Böhmen an wirklich vorhandener diensttauglicher Mannschaft aus. Mit dem erforderlichen Kriegsgeräthe war sie, wenn auch noch nicht vollständig, so doch in einer Weise versehen, welche Zeugniß gab für die unglaubliche Anstrengung, mit der man die unermeßlichen Verluste des letzten Feldzuges wieder zu ersetzen bemüht gewesen war.

Am 14. März begab sich Daun in Begleitung Lacy's zu den Vorposten. Diejenigen, welche um Schatzlar und Trautenau standen, wurden von dem General der Cavallerie Freiherrn von Buccow, die um Starkstadt, Braunau und Wünschelburg befindlichen von dem Generalmajor Freiherrn von Laudon befehligt. Generalmajor Graf Karl Colloredo, der binnen wenig Tagen zu Nachod eintraf, bewachte mit seinen Truppen die Straße, welche durch das bekannte Défilé zwischen Lewin und Reinerz direct nach Glatz führt. Im Süden dieser Festung, und zwar auf preußischem Gebiete, zu Habelschwert stand der Generalmajor Freiherr von Jahnus. Doch wurde derselbe von den

Preußen unter Fouqué bald gezwungen, sich durch Mittelwalde über die böhmische Grenze zurückzuziehen. Ueberhaupt waren die preußischen Vorposten in fortwährender Bewegung, und es schien, als ob der König, der seine Hauptmacht um Landshut concentrirte und zu Grüßau sein Hauptquartier nahm, die Meinung hervorrufen wollte, daß er in Böhmen einen Einfall beabsichtige. Aber er bezweckte doch vor der Hand nichts als die Wegnahme von Schweidnitz, dessen Belagerung er zu jener Zeit ernstlich in Angriff nahm.

Am 25. März hatte Daun dem wackeren Commandanten der Festung, dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Thürheim, geschrieben, wenn er bis zum 15. April sich zu halten vermöge, werde man in der Zwischenzeit mit der ganzen Armee vorrücken und Schweidnitz entsetzen[508]). Denn in Wien legte man bekanntlich sehr hohen Werth auf die Behauptung des Platzes, durch dessen Besitz man noch immer einen Fuß in Preußisch-Schlesien besaß, und man hatte sich auch in diesem Sinne dem französischen Hofe gegenüber geäußert. Als es jedoch zur Ausführung des Vormarsches kam, glaubte sich Daun noch zu schwach und wenigstens einen Theil seiner Truppen noch zu ungeübt, um sich in offenem Felde mit den Preußen messen zu können. Denn er wußte wohl, daß der König sich nur durch den Verlust einer Schlacht von der Fortsetzung der Belagerung von Schweidnitz würde abbringen lassen; eine Schlacht aber, meinte Daun, und gewiß mit Recht, zu jener Zeit um jeden Preis vermeiden zu müssen[509]). Denn ein Sieg des Königs von Preußen, und daß derselbe einen solchen erfechten würde, mußte man unter den obwaltenden Umständen für wahrscheinlich halten, ein Sieg des Königs und eine nochmalige Niederlage ihres eigenen Heeres hätte die Kaiserin zu bedingungsloser Unterwerfung unter das Machtgebot ihres Gegners gezwungen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Daun, wenngleich er aus gewichtigen Gründen es unterließ, sein Heer schon jetzt nach Schlesien und somit zu einer Feldschlacht gegen den König von Preußen zu führen, nicht doch die eine oder die andere Unternehmung hätte ins Werk setzen können, um die Belagerung von Schweidnitz zu verzögern und Zeit zu gewinnen, den Entsatz dieser Festung unter günstigeren

Verhältnissen dennoch zu wagen. Ein Vorschlag Laudons, der hierauf abzielte, wurde von dem Feldmarschall nicht ohne eine gewisse Schroffheit zurückgewiesen.

Ueberhaupt trat die Verschiedenheit der Eigenschaften dieser beiden Männer, welche wohl die ausgezeichnetsten österreichischen Heerführer der damaligen Zeit genannt werden dürfen, schon in dem ersten Augenblicke ihres unmittelbaren Zusammenwirkens und der directen Unterordnung Laudons unter Daun ziemlich grell an den Tag. In dem Berichte, welchen Laudon am 3. April aus Nieder-Weckelsdorf, einem nördlich von Starkstadt gelegenen Dorfe an den Feldmarschall absandte[510]), und in dem der Vorschlag zur Störung der Belagerung von Schweidnitz enthalten war, führte er gleichzeitig ziemlich lebhafte Beschwerde über die allzu geringe Stärke des ihm untergeordneten Corps. Die Schwäche desselben lasse einen förmlichen Widerstand gegen den Feind nicht zu; ja er müsse besorgen, selbst Braunau in die Hände der Gegner fallen zu sehen. Als treuer Vasall der Kaiserin habe er nichts Anderes als das Beste ihres Dienstes vor Augen. Wenn man bedenke, daß die Belagerung von Schweidnitz jetzt wirklich begonnen habe und der Feind nichts so sehr besorge, als daß die Oesterreicher in Schlesien eindringen und Schweidnitz entsetzen könnten, so meine er, daß in der That ein Armeecorps vorwärts geschickt werden sollte. Wenn man ihn gleichzeitig verstärken würde, so könnte es gelingen, den Feind wenigstens aus der Gegend von Braunau zu vertreiben, die Belagerung von Schweidnitz zu erschweren und die Vereinigung der preußischen Hauptmacht mit dem in Glatz stehenden Corps zu hintertreiben.

Um den Feldmarschall zu offensivem Vorgehen wider den Feind zu vermögen, fügte Laudon noch hinzu, daß nach der Aussage aller Deserteure auch die in der Nähe stehenden preußischen Regimenter keineswegs complet seien. Ja sie bestünden größtentheils nur aus österreichischen Kriegsgefangenen, welche man zu preußischen Diensten gezwungen habe und die nichts sehnlicher wünschten, als denselben wieder zu entrinnen. Durch eine Diversion in Sachsen würde die Desertion aus den Reihen der Feinde gewiß ausgiebig gefördert werden. Wenn

man hingegen noch längere Zeit unthätig bliebe, so würde der König hieraus im Angesichte der österreichischen Armee Vortheil zu ziehen wissen.

Auf die ungenügende Anzahl der ihm untergeordneten Truppen zurückkommend, erklärt Laudon, daß dieselben durch den anstrengenden Vorpostendienst bei ungünstigster Witterung aufs Aeußerste erschöpft seien, so daß er dadurch außer Stand gesetzt werde, sich nachdrücklich zu vertheidigen, und in Gefahr gerathe seinen guten Ruf zu verlieren. Er bitte daher, daß sich der General-Quartiermeister Lacy zu ihm verfüge, um demselben an Ort und Stelle Alles mündlich erklären zu können.

Diese letztere Bitte wird von Laudon in einem späteren Berichte, welchen er noch an demselben Abende an den Feldmarschall absandte[511]), dringend wiederholt. Er habe den Tag über, meldet jetzt Laudon, die preußischen Stellungen bei Friedland und Neudorf mit Sorgfalt recognoscirt. Gewiß könnte man die dort liegenden sieben Bataillone in einer Weise überraschen, daß sie sich gegenseitig keine Hülfe zu leisten vermöchten. Darum möge Lacy sich zu ihm verfügen und die Lage der Dinge persönlich prüfen. Auch diese Unternehmung würde die Belagerung von Schweidnitz wesentlich hemmen.

Die ausführliche Antwort des Feldmarschalls auf die beiden Berichte Laudons bespricht jeden einzelnen Punkt, der darin enthalten ist, in eingehender Weise[512]). Gern würde er ihn, schreibt Daun an Laudon, noch mehr verstärken, wenn nur die Anzahl der ihm überhaupt zu Gebot stehenden Truppen dieß zuließe. Aber er müßte zu solchem Ende die ganze Armee in Bewegung setzen; auch glaube er nicht, daß Laudon in den vergangenen Feldzügen mit beträchtlicheren Streitkräften unterstützt wurde. Er begreife wohl, daß der Vorpostendienst für die dazu verwendeten Truppen beschwerlich und anstrengend sei. Solches liege jedoch in der Natur der Sache und treffe alle Vorposten überhaupt, welche ja nur dazu bestimmt wären, der Armee selbst die nöthige Ruhe zu sichern. Wisse Laudon diesen Zweck durch ein anderes

Mittel zu erreichen, so möge er es angeben, und man werde ihm dafür zu Dank verpflichtet sein.

Wenn Laudon erkläre, daß es ihn am meisten schmerze, sich nicht gehörig vertheidigen und dem Feinde ausgiebigen Schaden zufügen zu können, so kenne man dessen Tapferkeit und Geschicklichkeit zur Genüge. Wie von Niemand, so werde man auch von ihm nichts Unmögliches verlangen.

Die Nachricht, daß die Belagerung von Schweidnitz jetzt wirklich begonnen habe, vernehme der Feldmarschall nun von Laudon zum ersten Male. Was aber dessen Antrag zur Erschwerung dieser Belagerung betreffe, so hätte man nicht erst auf denselben gewartet, wenn nur die Vollziehung einer hierauf gerichteten Unternehmung auch möglich erschienen wäre. Denn da dem Feldmarschall ebenfalls, und nicht weniger als Laudon, an Allem gelegen sei, was den Dienst der Kaiserin fördere, habe er schon lang dasjenige erwogen, was ihm Laudon nun vorschlage. Nur die Unmöglichkeit der Ausführung habe ihn von derselben bisher abgehalten und werde dieß leider wohl noch ferner thun. Freilich würde er leichter hierauf eingehen, wenn er gleich Laudon an nichts anderes als an die Vorposten zu denken hätte.

Außerdem verstehe der Feldmarschall nicht, was Laudon mit der Bemerkung sagen wolle, er fürchte seinen guten Ruf zu verlieren. Wenn derselbe besorge, dort nicht länger ausharren zu können, so möge er sich erklären, in welcher Weise man ihm eine Erleichterung zuwenden solle.

Man sehe nicht ein, was die Absendung Lacy's, der mit Geschäften sehr überhäuft sei, zu Laudon nützen würde, da sich der Letztere ja schriftlich genügend zu erklären vermöchte. Um ihn jedoch auch in diesem Punkte zu befriedigen, werde der Oberstlieutenant Schröder vom Generalstab sich zu ihm verfügen, dem er Alles, was er Lacy eröffnen wollte, unbedenklich mittheilen könne.

Auch er wisse wohl, fügte der Feldmarschall schließlich hinzu, daß die preußischen Regimenter incomplet und zum Theile aus österreichi-

schen Kriegsgefangenen zusammengesetzt seien, welche man zum Eintritt in den preußischen Dienst überredet oder gezwungen habe, so daß sie nur der Gelegenheit harrten, demselben wieder zu entkommen. Aber genauer noch als Laudon kenne der Feldmarschall den Zustand der eigenen Regimenter. Noch mehr als Jener bedauere er die bisherige Nothwendigkeit, stille sitzen zu müssen. Es sei übrigens gewiß, mit diesem tadelnden Ausspruche endigt Daun sein Schreiben, daß Laudon sich weit besser mündlich als schriftlich auszudrücken vermöge.

Wenn die Schärfe und Bitterkeit des Tones, welchen dieser Brief des Feldmarschalls gegen Laudon anschlägt, noch heute unangenehm auffällt, so kann man sich denken, welche Bestürzung damals Laudon hierüber empfand. Sie ist aus der Antwort ersichtlich, in der er sein „größtes Herzensleid" ausspricht, daß er die Ungnade des Feldmarschalls sich zugezogen habe. Niemals sei ihm der Gedanke in den Sinn gekommen, sich selbst seine eigene Aufgabe erleichtern zu wollen. Mit Freuden würde er vielmehr seinen letzten Blutstropfen vergießen, wenn er hiedurch der Kaiserin und dem Feldmarschall einen Dienst leisten könnte. Er möchte lieber sterben als in Dauns Ungnade fortleben und bitte ihn daher dringend, ihm wieder das frühere Wohlwollen zu schenken [513]).

Daun mochte einsehen, daß er Laudon allzusehr verletzt habe, wenigstens richtete er am 7. April einige begütigende Worte an ihn. Der Feldmarschall sah sich zu denselben um so eher veranlaßt, als in der Sache selbst, um die es sich handelte, Laudon durch die Ereignisse wenigstens theilweise Recht bekam. Nicht hinsichtlich der von ihm verlangten Absendung eines Armeecorps nach Schlesien geschah dieß, denn Daun hatte seine guten Gründe, in seiner scheinbaren aber keineswegs wirklichen Unthätigkeit zu verharren. Aber in der Besorgniß, daß er sich gegen die Uebermacht des Feindes nicht werde halten können, hatte Laudon sich in der That nicht getäuscht. Noch an dem Tage, an welchem sein Schreiben an den Feldmarschall abging, mußte er melden, daß der Feind mit ungefähr sechstausend Mann Braunau wirklich besetzt habe. Eine zweite preußische Colonne, die von Friedland kam, griff bei Rupperodorf Laudons Vorposten an und trieb sie bis an die

Schanzen zurück, die er bei Potisch aufgeworfen hatte. Hier gelang es Laudon, freilich nicht ohne einigen Verlust, den ferneren Angriff zurückzuschlagen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß der Feind diese Bewegung hauptsächlich zu dem Ende unternommen hatte, um den Oesterreichern den Weg nach Schweidnitz leichter verwehren zu können. Und außerdem mochte er mit dem Plane umgehen, Laudon aus seinen Stellungen ganz zu vertreiben und dadurch den in Trautenau stehenden General der Cavallerie Freiherrn von Buccow von der Hauptarmee abzuschneiden [514]). Darum unternahmen die Preußen schon am 8. April mit ziemlich zahlreichen Streitkräften einen combinirten Angriff auf die verschiedenen Punkte der Aufstellung Laudons, bei welchem sich seinem Wunsche gemäß nun endlich auch Lacy eingefunden hatte. Alle Angriffe der Feinde wurden von Laudon energisch zurückgeschlagen; Daun aber schrieb ihm, daß man diesen glücklichen Erfolg einzig und allein seiner neuerdings bewiesenen Klugheit und Tapferkeit verdanke. Er werde nicht versäumen, hievon der Kaiserin gegenüber rühmende Erwähnung zu thun [515]).

Wenn gleich die Preußen bei diesem kleinen Kriege oftmals den Kürzeren zogen, so wurde doch die Hauptabsicht, die sie dabei verfolgten, vollständig erreicht. Für sie handelte es sich zunächst darum, die Belagerung von Schweidnitz ungestört zu Ende zu bringen und sich dadurch, ehe sie an fernere Unternehmungen schritten, wieder vollständig zu Herren ihrer eigenen Provinz Schlesien zu machen. Nachdem Daun seine Armee noch nicht für kräftig genug hielt, um mit ihr einen Entsatz der belagerten Festung zu versuchen, blieb Schweidnitz ohne Hülfe und die Festung ergab sich am 16. April an den König von Preußen. In Wien vernahm man, wie der venetianische Botschafter Ruzzini schreibt, diese Nachricht zwar mit Bedauern, aber ohne Erstaunen, denn man wußte wohl, daß Schweidnitz nicht gerettet werden könne, ohne daß man den Preußen eine Schlacht liefere. Eine solche wünsche jedoch der König, und darum müsse man sie so lange als nur immer möglich vermeiden. Für den leicht vorherzusehenden Fall aber, daß dieß eines Tages nicht mehr werde geschehen können,

treffe man mit äußerster Sorgfalt alle Vorbereitungen, um den Kampf mit Erfolg zu bestehen [516]).

Bald sollte man jedoch inne werden, daß es Friedrich wenigstens vor der Hand nicht mehr darum zu thun war, die Oesterreicher zu einer Schlacht zu drängen. Er hatte den Entschluß gefaßt, in Mähren einzurücken und sich der Festung Olmütz zu bemächtigen, nicht um sie, wie er wenigstens nachträglich behauptete, für sich zu behalten, sondern um durch den Besitz dieses Platzes die österreichische Armee den ganzen Feldzug hindurch auf dem eigenen Gebiete zu beschäftigen. Seine Hauptmacht wollte er dann dem russischen Heere entgegenstellen, von dem er einen Einbruch in Pommern und Brandenburg besorgte [517]).

In zwei Colonnen rückten die Preußen über Troppau und Jägerndorf vor Olmütz, wohin der Feldmarschall-Lieutenant Marquis de Ville, welcher die ganze Zeit, um Mähren zu decken, in Troppau gestanden war, vor ihnen zurückwich. Den größten Theil seines Fußvolkes ließ de Ville als Verstärkung der Besatzung in der Festung, mit dem Reste derselben und der Reiterei zog er sich in südlicher Richtung zurück, um den Feind zu beobachten und das Innere Mährens vor dessen Streifzügen zu schützen. Am 5. Mai vereinigte sich das preußische Heer vor Olmütz; der König selbst nahm in dem Wirthshause zu Littau sein Hauptquartier. In der Festung führte der Feldzeugmeister Freiherr von Marschall den Oberbefehl. Die Wälle waren bedeutend verstärkt und die Magazine gefüllt; die Besatzung belief sich auf fast neuntausend Mann.

Man wird leicht begreifen, daß die Nachricht von dem Marsche des Königs von Preußen gegen Olmütz in Wien nicht geringe Beunruhigung hervorrief. Man tadelte es lebhaft, daß Mähren von Truppen allzu sehr entblößt sei und meinte, weder Olmütz noch Brünn würden lange Zeit Widerstand leisten, dem Könige aber dann der Marsch an die Donau und nach Wien offen stehen. Oestlich von der Hauptstadt, bei Schwechat, dachte man Truppen zusammen zu ziehen, um den Preußen den Uebergang über die Donau zu wehren. Was auch besonnene Männer dagegen einwenden mochten, die Klein-

müthigen und Furchtsamen sahen im Geiste den Feind schon vor den Wällen der Stadt. Der Vorschlag wurde gemacht und ernstlich erörtert, ob nicht die Kaiserin mit dem Hofe Wien verlassen und sich nach Graz zurückziehen sollte. Die fremden Gesandten traten zusammen und berathschlagten über dasjenige, was sie in diesem Falle zu thun hätten[518]). Aber Maria Theresia wies alles Drängen, sich aus Wien zu entfernen, mit der Erklärung zurück, sie werde erst dann an ihre Abreise denken, wenn der Feind wirklich vor den Thoren ihrer Hauptstadt erschienen sei[519]). Sie blieb diesem Entschlusse auch dann noch treu, als wenige Tage später Flüchtlinge aus Mähren die wenn gleich nicht völlig grundlose, so doch übertriebene Nachricht verbreiteten, der Feldmarschall-Lieutenant Marquis de Ville sei von den Preußen geschlagen worden und habe sich flüchtend nach Brünn geworfen. Aber die Besorgniß in Wien stieg dadurch aufs höchste, und erst als am folgenden Tage die Mittheilung eintraf, daß de Ville sich vor der Uebermacht der Preußen unter die Kanonen des bei Brünn gelegenen Spielberges zurückgezogen habe und nicht weiter verfolgt worden sei, beruhigten sich die beängstigten Gemüther wieder ein wenig[520]).

Wie dieß bei derlei Anlässen immer der Fall ist, so machte die bange Besorgniß, welche in Wien herrschte, in lebhafter Unzufriedenheit mit den von der Regierung getroffenen Maßregeln sich Luft. Dieses Gefühl fand wenigstens der Kaiserin gegenüber wohl den schärfsten Ausdruck in einem Schreiben, das um jene Zeit der Feldmarschall Prinz zu Sachsen-Hildburghausen an Maria Theresia zu richten sich gedrängt fühlte[521]). Nachdem er den so unglücklich geführten Oberbefehl über die Reichsarmee niedergelegt hatte, war er gleich Karl von Lothringen in Wien geblieben. Beide suchten durch gute Rathschläge für die Kriegführung, so wie durch Betheiligung an den Maßregeln, welche für dieselbe erforderlich waren, sich der Kaiserin nützlich zu erweisen. Der Prinz von Hildburghausen beabsichtigte ihr mündlich Vorschläge zur Verbesserung und Beschleunigung der Kriegsanstalten zu machen. Da jedoch die Kaiserin einige Tage hindurch nicht zu sprechen war, wandte er sich schriftlich an sie. Von seiner schwermüthigen Stimmung übermannt, verfiel er in schmerzliche

Klagen über die Gebrechen, die er überall wahrnehme, über die Unzulänglichkeit der getroffenen Vorkehrungen, welche mit den in so reichlichem Maße zu Gebote stehenden Hülfsquellen sich in grellem Contraste befänden, über den Mangel an Einsicht und an Thatkraft, der die besten Absichten lähme.

Die ganz eigenhändige Antwort, welche Maria Theresia dem Prinzen von Hildburghausen ertheilte, ist für ihre damalige Stimmung so charakteristisch, daß es erwünscht sein wird, ihre Worte vollständig kennen zu lernen. Sie lauten:

„wan einmahl mir Sie einen dienst reelement geleystet und „Ihr attachement probirt, so ist es disesmahl, wo Sie mir mit „so auffrichtigen herzen reden. all dises was Sie mir hier melden, „ist nur gar zu wahr und erkenne es schonn eine Zeit und bin mehr „in Sorgen wegen disen innerlichen als vor dem preussen selbsten, „obwohlen ihme gar nicht verachte. die mittel abzuhelffen seind nicht „leicht, absonderlich in dieser crise die confusionen noch mehr zu „vermehren. dis ist dan auch die wahre ursach meines so grossen „Kummer und betrübnus und warumen mich täglich mehr verstecke, „weillen meine eygene wunden nicht allen entdecken kan noch will. „darumen rede auch sehr ungern mit andern, weilen nicht alezeit starck „genug bin mich zu überwinden und meine unterdruckung sehen zu „lassen. disen aveu hat noch niemand von mir vernohmen als „Koch*) und können Sie daraus erkennen wie viell auff Ihr Hertz „halte, das auch sogar Ihnen mein innerliches vertraue, welches mich „confundirt, weillen an allen selbsten schuld bin, mithin auch vor „Gott und in mein gewissen nicht ruhig sein kan. diese situation „ist cruel, mithin bedauern Sie mich, helffen kan man jetzo nicht als „Gott allein."

Es mag, um die verschiedenen Strömungen, die am Wiener Hofe herrschten, recht deutlich zu kennzeichnen, die Anführung der Thatsache genügen, daß fast an demselben Tage, an welchem Maria

*) Der Cabinetssecretär der Kaiserin Freiherr von Koch.

Thereſia dieß niederſchrieb, Stainville ſeinem Hofe berichtete, Kaunitz ſehe das Verderben des Königs von Preußen als gewiß an[522]).

Friedrich ſelbſt war jedoch zu jener Zeit, und gewiß mit einigem Grunde, einer ganz anderen Meinung als Kaunitz. Voll Zuverſicht ſchritt er an die Belagerung von Olmütz; er zweifelte nicht daran, daß er dieſe Feſtung baldigſt erobern und die Kaiſerin dann gezwungen ſein werde, Frieden zu ſchließen.

So lang Daun der Meinung geweſen, der König von Preußen werde nach der Eroberung von Schweidnitz in Böhmen einbrechen, hatte er ſeine Hauptaufgabe darin erkannt, dieſes Königreich vor einem Angriffe der Preußen zu ſchützen. Darum hatte er am 20. April ſein Hauptquartier nach der ſchleſiſchen Grenze zu, und zwar nach Skalitz verlegt, wo er neun Tage ſpäter ſeine Streitkräfte in einem Lager zuſammenzog. Als er den Einmarſch der Preußen in Mähren erfuhr, ließ er zwanzigtauſend Mann unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Harſch in ſeiner bisherigen Stellung zurück. Er ſelbſt verließ Skalitz am 3. Mai; am 5. bezog er mit ſeinem Heere bei Leitomiſchl, hart an der mähriſchen Grenze ein Lager. Wie er es die ganze Zeit hindurch gethan, ſo fuhr er auch jetzt noch fort, ſich von allen Seiten durch Zuzüge zu verſtärken und ſeine Soldaten unaufhörlich in den Waffen zu üben. Nur die leichten Truppen, insbeſondere die Grenzer unter Laudon und Jahnus waren dazu beſtimmt, den Feind zu beunruhigen und deſſen Verbindungen zu unterbrechen, eine Aufgabe, die ſie zu großer Befriedigung Dauns und zu vielfacher Benachtheiligung der Preußen trefflich erfüllten.

Als man ſich in Wien darüber klar geworden war, daß König Friedrich Olmütz zu belagern und nicht etwa, wie man eine Zeit lang beſorgt hatte, ſchon jetzt an dieſem Platze und an Brünn vorüber an die Donau vorzudringen gedenke, hielt man es für nöthig, dem Grafen Daun über die Haltung, welche er dem Feinde gegenüber zu beobachten habe, umſtändliche Vorſchriften zu ertheilen. Am 14. Mai wurde in Gegenwart des Kaiſers und der Kaiſerin Conferenz abgehalten. Ob man Olmütz entſetzen und es zu dieſem Ende ſelbſt auf

eine Hauptschlacht ankommen lassen solle, oder ob eine solche zu vermeiden, der Feind nur zu beunruhigen und bloß an die Deckung des südlichen Mähren, so wie Oesterreichs und der Hauptstadt Wien zu denken sei, so lauteten die Fragen, welche jetzt der Conferenz zur Entscheidung vorgelegt wurden. Gegen den Gedanken, eine Schlacht zu liefern, wurde angeführt, daß der Ausgang einer solchen zweifelhaft sei, durch eine Niederlage aber nicht allein Mähren, sondern vielleicht die ganze Monarchie aufs höchste gefährdet würde. Von Seite der Bundesgenossen erhalte man zwar fortwährend Versicherungen ihres thatkräftigen Beistandes, demzufolge sie ausgiebige Diversionen zu machen entschlossen seien. Aber bei der weiten Entfernung ihrer Truppen könne man vor zwei Monaten an eine Verwirklichung dieser Vorsätze nicht denken. Zeit zu gewinnen, müsse daher vor der Hand als die wichtigste Aufgabe erscheinen. Und wenn die russische Armee nur einmal in das Herz der feindlichen Länder eindringe, so werde es wohl noch möglich sein, selbst den etwaigen Verlust von Olmütz wieder einzubringen. Gienge eine Schlacht verloren, so könnte der König von Preußen die Kaiserin, noch ehe sie auf den Beistand ihrer Verbündeten rechnen dürfte, aufs äußerste bedrängen. Jetzt befinde der Feind sich noch in voller Stärke; in nicht allzu ferner Zeit aber würde durch die Belagerung der Festung, durch Desertionen, und in dem Falle der Eroberung von Olmütz sogar durch die Nothwendigkeit, den Platz mit einer ansehnlichen Besatzung zu versehen, seine Streitmacht beträchtlich verringert werden. Hiezu komme noch der wichtige Umstand, daß der Hof von Versailles in jeder Weise eine Schlacht widerrathe. Um so mehr Rücksicht sei hierauf zu nehmen, als nach dem unglücklichen Ausgange einer Schlacht sowohl Frankreich als Rußland ohne allen Zweifel den Muth verlieren und es nicht mehr wagen würden, ihre Armeen dem siegreichen Feinde entgegen zu führen.

Es war Niemand in der Conferenz, der sich der Wichtigkeit dieser Betrachtungen völlig verschloß. Aber es wurde dagegen bemerkt, daß die Vermeidung einer Schlacht doch nicht unter allen Umständen möglich oder auch nur räthlich sei. Wohl besitze Olmütz eine zahlreiche

Besatzung und sei mit allen Vertheidigungsmitteln wohl versehen, auch dürfe man sich von den Vorkehrungen, die Umgegend unter Wasser zu setzen, eine günstige Wirkung versprechen. Dennoch liege es wenigstens im Bereiche der Möglichkeit, daß dem Feinde die Ableitung des Wassers gelinge und er bei trockenem Wetter den Angriff auf die schwächste Seite der Festung zu richten vermöge. Auch könnte er durch das Bombardement die Pulvervorräthe und die anderen Magazine vernichten und sich in solcher Weise gleichsam im Angesichte des österreichischen Heeres der Festung bemächtigen. Dann aber wäre nicht nur sein Rücken vollkommen gesichert, sondern er besäße auch einen Waffenplatz, in welchen für eine ganze Armee ausreichender Vorrath gelegt werden könnte. Es stünde ihm dann der Weg offen, mit all seiner Streitmacht bis an die Donau vorzudringen, das österreichische Heer aber vor sich herzutreiben. Es müßte seine jetzige Stellung so wie die Verbindung mit Böhmen aufopfern; dieses letztere Königreich wäre von allen Seiten dem Feinde preisgegeben und aller Vorrath, der dort und in Mähren aufgespeichert worden, unrettbar verloren. Und wenn dann der Feind, wie es ohne Zweifel geschähe, sich gegen Ungarn und die Donau ausbreiten würde, so wäre auf allen Seiten die Zufuhr abgeschnitten und keine Möglichkeit vorhanden zu fernerer Herbeischaffung der Lebensmittel für die Armee.

Wohl sei es richtig, daß bei einer Schlacht Alles in die Schanze geschlagen und von dem Ausgange derselben abhängig gemacht werde. Aber eben so gut wie auf die Kaiserin finde das auch Anwendung auf den König von Preußen. Wenn seine Armee unterläge, würde sie bei dem beschwerlichen Rückmarsche durch das Gebirg zu Grunde gerichtet werden und außer Stande sein ihre Artillerie und ihr Fuhrwesen in Sicherheit zu bringen. Das entscheidende Gewicht sei jedoch darauf zu legen, daß entweder nach dem Verluste von Olmütz eine Schlacht zu liefern wäre, oder wenn die österreichische Armee nirgends Stand halten sollte oder könnte, die meisten ungünstigen Folgen einer Schlacht dann von selbst und zwar ebenso eintreten würden als wenn man in derselben geschlagen worden wäre. Sei nun überhaupt jemals eine Schlacht zu wagen, so könne dieß zu keiner Zeit mit größerem

Vortheil und mit mehr Hoffnung auf einen günstigen Ausgang geschehen, als wenn der Feind noch mit der Belagerung beschäftigt wäre und sowohl zu derselben als zur Deckung seiner Zufuhren einen namhaften Theil seiner Kriegsmacht verwenden müsse. Nach der Eroberung von Olmütz hätte er hingegen freie Hand, alle seine Kräfte gegen die österreichische Armee zu wenden und dann in dem flachen Lande um so rascher vorzudringen, als Brünn kein ausreichend haltbarer Platz sei, um der österreichischen Armee zur Deckung zu dienen. Olmütz werde sich nicht länger als einige Wochen nach Eröffnung der Laufgräben zu halten im Stande sein. Kein Zeitgewinn, sondern ein unwiederbringlicher und höchst verderblicher Zeitverlust wäre es, wenn die österreichische Armee einen gelassenen Zuschauer der Belagerung abgeben und mit ihren Operationen so lang innehalten würde, bis der Feind allen Vortheil wirklich in Händen hätte. Und was endlich die Verbündeten betreffe, so würde der Verlust von Olmütz und der Rückzug der österreichischen Armee auf sie eine eben so üble Wirkung hervorbringen als eine verlorne Schlacht. Auch nicht auf die Meinung und die Rathschläge Frankreichs, sondern auf dasjenige komme es zunächst an, was nach Beschaffenheit der Umstände das Vernünftigste und Räthlichste sei. Nicht nur jetzt, sondern auch in dem späteren Verlaufe des Feldzuges werde ohnedieß die österreichische Armee das Hauptwerk verrichten müssen.

Diese Betrachtungen wurden in die Schlußsätze zusammengefaßt, daß eine Schlacht, wenn sie nicht schon während der Belagerung von Olmütz geliefert würde, dann binnen kurzem gewagt oder die österreichische Armee bis an die Donau zurückgezogen werden müßte. Jetzt könnte ein glücklicher Ausgang nicht nur dem Uebel vorbeugen, sondern die günstigsten Folgen nach sich ziehen, während selbst der Verlust einer Schlacht, wenn nur keine gänzliche Auflösung des Heeres erfolge, nicht viel nachtheiliger als das stete Zurückweichen sein könnte.

Dem einstimmigen Gutachten der Conferenz beipflichtend, ertheilte Maria Theresia dem Grafen Daun den gemessenen Befehl, den Entsatz von Olmütz zu unternehmen und zu diesem Ende, wenn es nothwendig sein sollte, selbst eine Schlacht zu liefern. Hinsichtlich der Art und

Weise, in welcher, so wie des Zeitpunktes, zu dem er dieß bewerkstelligen werde, schreibe sie ihm gar nichts vor, sondern stelle Alles seinem eigenen Gutbefinden anheim. Aber sie meine, der rechte Augenblick hiezu werde dann gekommen sein, wenn sich der Feind ganz in die Belagerung von Olmütz vertieft habe[523]).

Es ist selbstverständlich, daß Daun nach Empfang dieser Befehle deren pünktliche Befolgung versprach[521]). Um hiezu bald den ersten Schritt zu thun, blieb er nur noch wenige Tage zu Leitomischl stehen. Nachdem König Friedrich das Corps des Generals Fouqué an sich gezogen hatte, that Daun das Gleiche mit den Truppen des Feldzeugmeisters Harsch. Er selbst rückte mit der Hauptarmee bis Gewitsch vor, so daß er von dem Feinde nur mehr ein paar Märsche entfernt war. Dauns Absicht ging vorerst dahin, die Preußen immer enger zu umschließen und sie nicht nur von Streifzügen in das Innere von Mähren, von Ausbeutung und Verheerung dieses Landes abzuhalten, sondern sich auch so rasch als möglich auf sie zu stürzen, sobald sich nur ein günstiger Anlaß dazu darböte. Zu Gewitsch bezog Daun eine ungemein vortheilhafte Stellung, welche ihn gegen einen Angriff der Preußen vollkommen sicherte.

Auch jetzt wieder war es der unermüdliche Laudon, welcher den Feldmarschall zu entscheidenden Maßregeln zu drängen sich bemühte. Von den bewaldeten Höhen bei Konitz übersah er ja einen großen Theil der Stellungen, welche in der Ebene vor Olmütz die Preußen einnahmen. Mit einer Rastlosigkeit ohne Gleichen beunruhigte er sie bei Tag und bei Nacht; einem Adler gleich überwachte er jede ihrer Bewegungen, erspähte er jede verwundbare Stelle und stürzte sich auf dieselbe. Wo aber seine eigene geringe Streitmacht nicht ausreichte, bat er um Entsendung einer stärkeren Truppenzahl. Und am 20. Mai schrieb er in drängendstem Tone an Daun, nach seiner Ueberzeugung sei kein Augenblick mehr zu verlieren, um dem Feinde auf den Leib zu rücken. Das Lager bei Littau möge man angreifen, welches das schwächste, dessen Eroberung jedoch für die Oesterreicher am vortheilhaftesten sei. Wenn man diesen Posten zu behaupten vermöge, so

werde der Plan des Feindes auf Olmütz gewaltig verrückt, ja derselbe vielleicht gezwungen werden, die Belagerung ganz aufzuheben[525]).

Dieses Mal lautete die Antwort Dauns ganz anders als bei dem ersten Vorschlage, den ihm Laudon gemacht hatte, denn Daun hatte sich inzwischen von dem seltenen Werthe dieses Mannes persönlich überzeugt. Aber auf seinen Antrag glaubte der Feldmarschall auch jetzt wieder nicht eingehen zu können, denn er hielt den Augenblick noch nicht für gekommen, um sich mit dem gefürchteten Gegner auf einen entscheidenden Kampf einzulassen. Offenbar war er der Meinung, daß sich derselbe noch nicht genug, wie man in Wien sich ausdrückte, in die Belagerung von Olmütz vertieft habe. König Friedrich war inzwischen auf dem besten Wege dieß zu thun. Durch den Feldmarschall Keith, der die Belagerung unmittelbar leitete, ließ er die Beschießung der Festung beginnen, aber ohne großen Erfolg, denn die Batterien waren in zu weiter Entfernung von den Wällen angelegt worden. Von den Vorposten Laudons bei Luckau und Willimau konnte man das Geschützfeuer nach und aus der Festung deutlich erblicken, und der Feldmarschall begab sich am 30. Mai persönlich dorthin, um es zu beobachten. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni machte der Major von Tillier vom Infanterieregimente Simbschen mit fünfhundert Mann einen Ausfall aus der Festung. Er zerstörte einen großen Theil der feindlichen Arbeiten, vernagelte einige Kanonen, tödtete oder verwundete eine große Anzahl der Feinde und führte viele Kriegsgefangene mit sich.

Aehnliches geschah acht Tage später, in der Nacht vom 12. auf den 13. Juni durch den Generalmajor Grafen Draskovich mit sechshundertundfünfzig Mann. Auch jetzt wurden die Belagerer aus den Batterien vertrieben, Geschütze vernagelt, viele Feinde aber getödtet, verwundet oder gefangen. Zieht man noch überdieß die ansehnlichen Verluste, welche die Führer der leichten Truppen, insbesondere Laudon, Jahnus und der Oberstlieutenant Graf Lanjus des Peterwardeiner Grenzregimentes dem Feinde zufügten, und die unaufhörliche Beunruhigung in Betracht, der er sich von Seite dieser kühnen und unermüdlichen Parteigänger ausgesetzt sah, so kann man wohl denken, daß die Lage des preußischen Heeres vor Olmütz eine höchst unbehagliche

war. Um sie noch mehr zu gefährden, brach Daun am 16. Juni mit der ganzen Armee aus dem bisherigen Lager bei Gewitsch auf. Auf Seitenwegen, über waldiges Gebirg und durch felsige Schluchten führte er sie in einem zweitägigen, mit äußerster Vorsicht ausgeführten Marsche hervor auf die Straße, welche aus südlicher Richtung von Brünn über Wischau und Proßnitz direct nach Olmütz führt. Nachdem sie sich mit dem Cavalleriecorps des Feldmarschall-Lieutenants Marquis de Ville vereinigt, bezog die Armee zwischen Predlitz und Eywanowitz ein wohlsituirtes Lager; im Schlosse zu Eywanowitz nahm Daun sein Hauptquartier.

Zu derselben Zeit als die österreichische Armee diese geschickte Bewegung vollzog, griff der Generalmajor Graf Joseph Saint-Ignon von Prerau aus die feindlichen Posten zu Holitz und Wisternitz, in der nächsten Nähe von Olmütz an. Auch hier war das Glück den wackeren Oesterreichern günstig und der Verlust, den sie dem Feinde zufügten, äußerst beträchtlich. Der preußische General Mayer wurde verwundet und das Kürassierregiment Baireuth verlor seine silbernen Heerpaucken an das neu errichtete leichte Dragonerregiment Fürst Löwenstein [526]).

Eine der günstigsten Folgen der von Daun vorgenommenen Bewegungen bestand darin, daß er den tapferen Vertheidiger von Liegnitz, Generalmajor von Bülow mit zwölfhundert Mann zur Verstärkung der Besatzung nach Olmütz abordnen konnte. Ungefährdet von den Preußen, ja wie es scheint, von ihnen gar nicht bemerkt, erreichte Bülow am 22. Juni die Festung und es wurde dadurch neue und gegründete Aussicht eröffnet auf noch längeren Widerstand derselben [527]).

Inzwischen hatte natürlicher Weise auch der König von Preußen seine Zeit nicht verloren. Wenn gleich langsam, so näherten sich doch die Belagerungsarbeiten immer mehr der Festung. In Wien hielt man es für nöthig, dem Grafen Daun neuerdings den Befehl zu ertheilen, Olmütz nicht in die Hand des Feindes gerathen zu lassen. Ehe er solches thue, möge er dem Könige eine Schlacht liefern. Nur in dem einzigen Falle, so wurde ihm auch jetzt wieder eingeschärft,

habe er eine solche zu vermeiden, wenn er bei einer etwaigen Niederlage besorgen müßte, sein ganzes Heer in Auflösung gerathen zu sehen [528]).

Um seine wahren Absichten nicht vor der Zeit zu verrathen, erließ Daun am 26. Juni Befehle, welche auf ein längeres Verbleiben in der von ihm eingenommenen Stellung hindeuteten [529]). Am folgenden Tage, dem 27. traf er jedoch plötzlich ganz andere Anordnungen. Für Jedermann unerwartet brach er mit dem Heere auf und rückte in nordöstlicher Richtung näher gegen Olmütz heran, so daß sich am Abende dieses Tages sein rechter Flügel zu Klenowitz, das Hauptquartier aber zu Dobromielitz befand. Am folgenden Tage recognoscirte er unter starker Bedeckung Proßnitz, wo die Preußen sich ziemlich verschanzt hatten. Nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß ihnen von dieser Seite nicht wohl beizukommen sei, führte er seine Armee in der bisher eingeschlagenen Richtung mittelst eines sehr angestrengten Marsches über die March nach Kokor und Krzmann. Er hoffte dadurch den Feind zu verleiten, seine bisherige vortheilhafte Stellung zu verlassen. Würde dieß geschehen, dann wollte er ihn mit gesammter Macht angreifen und Olmütz entsetzen. Am 1. Juli spät Abends trafen die letzten Regimenter in dem neuen Lager auf den Höhen von Großteinitz und Czehonitz, ganz nahe vor Olmütz ein.

Inzwischen war schon am Vortage, und nicht auf der Südostseite, sondern nördlich von Olmütz der entscheidende Streich gefallen, durch welchen die Absicht aller Bewegungen der österreichischen Streitkräfte mit einem Male erreicht wurde.

Am 22. Juni hatte der zu Konitz stehende General der Cavallerie Freiherr von Buccow aus dem österreichischen Grenzstädtchen Weidenau von vertrauter Hand eine Anzeige erhalten, derzufolge am Morgen des 21. Juni ein ungeheurer, aus fünftausend Wagen bestehender Transport aus Neisse aufgebrochen war, um sich nach dem preußischen Lager vor Olmütz zu begeben. Die Ladung bestand aus Pulver und Blei, aus Bomben und Kugeln, Mehl und Hafer, aus Bier, Branntwein, Tabak, Butter, kurz aus Allem, wie der Berich-

erstatter sich ausdrückte, dessen das preußische Heer bedurfte. Hiezu kamen noch beträchtliche Summen in barem Gelde, welche zur Auszahlung der Löhnung bestimmt waren. Die Bedeckung des Transportes wurde auf achttausend Mann veranschlagt. Um sie zusammenzubringen, hatte alles nur immer Entbehrliche aus den Garnisonen von Neisse, Glatz und anderen Plätzen mit fortgemußt, und was von Reconvalescenten nur immer marschiren konnte, sich anschließen müssen. Da diese Truppen, fügte der Berichterstatter hinzu, meistens aus schlesischen Landeskindern und ganz jungen Leuten bestänben, wünschten sie nichts mehr, als von den Oesterreichern angegriffen zu werden; sie würden sich entweder Alle gefangen geben oder entfliehen [530]).

Spät in der Nacht noch sandte Buccow einen Eilboten an Daun und bat um die Ermächtigung zur Ausführung eines Ueberfalles auf diesen Transport [531]). Bereitwilligst wurde dieselbe ertheilt, und Daun schrieb eiligst an Saint-Ignon zu Prerau, auf daß auch von der Ostseite her zur Verwirklichung des rasch entworfenen Planes nachdrücklich mitgewirkt werde [532]). Dem Generalmajor Freiherrn von Siskovich wurde diese letztere Aufgabe übertragen, während Buccow die Führung des Hauptschlages Laudons bewährten Händen anvertraute.

Am 26. Juni setzte sich Laudon mit seiner Streitmacht, welche aus fünf Bataillonen deutscher Infanterie, vierzehn Grenadier-Compagnien, einem Dragoner- und einem Husaren-Regimente, dann fünfzehnhundert Croaten zusammengesetzt war, zu Konitz in Bewegung [533]); am Morgen des 27. traf er zu Sternberg ein. Lanjus, der zu Reigersdorf stand, berichtete, daß die Spitze des feindlichen Transportes schon zu Bautsch angelangt sei. Man glaube, daß der Convoi seinen Weg über Gübau nehmen werde, indem ihm der mit viertausend Mann bei Dollein stehende Markgraf Karl zu seinem Schutze entgegengehen solle [534]).

Um nicht zwischen zwei Feuer, das der Bedeckung des Transportes und das des Succurses zu kommen, dessen er aus dem preußischen Lager gewärtig sein mußte, hielt Laudon es für nöthig, den

Angriff auf den Transport an einem von Olmütz möglichst weit entfernten Punkte zu vollziehen. Mittelst eines forcirten Marsches traf er daher am 28. Juni bei Tagesanbruch zu Guntersdorf ein. Hier war die Spitze des Transportes schon vor ihm angelangt, von Siskovich aber, der mit zwei Bataillonen, tausend Croaten und ungefähr achthundert Pferden gleichfalls in jener Gegend angekommen sein sollte, war noch nichts zu sehen und zu hören. Trotz dieses widrigen Umstandes griff Laudon an. Wohl gelang es ihm, die Bedeckung von den Wagen zu vertreiben und einen freilich nur geringen Theil der letzteren zu zertrümmern. Aber der Führer des Transportes, Oberst Mosel, zog nun den größten Theil seiner Mannschaft an sich und schlug die auf dem linken Flügel Laudons befindliche Abtheilung des Obersten Grafen Lanjus in die Flucht. Die hiedurch leer gewordene Anhöhe wurde von den Preußen so vortheilhaft mit Kanonen besetzt, daß sie trotz wiederholter, von einem Theile der deutschen Infanterie mit ungestümer Tapferkeit vollzogener Angriffe von dort nicht mehr vertrieben werden konnten. Zuletzt blieb Laudon nichts übrig, als von dem Angriffe, der ihm allzu viel Leute kostete, abzulassen und auf Bärn zurückzugehen. Er verlor fünfhundert sechzig Mann, worunter vierhundert Gefangene oder Versprengte. Auch eine Kanone wurde von den Preußen erobert, wogegen die Croaten mehrere Geldwagen erbeuteten. Ihr Inhalt, den Laudon auf eine Million Gulden veranschlägt [535]), wurde von ihnen und den herzugeeilten Landleuten geplündert.

In Bärn erhielt Laudon von Siskovich die Nachricht, daß derselbe sich zu Ohlstadtl, östlich von der Gegend befinde, in welcher am Morgen der Kampf stattgefunden hatte. Laudon erwiederte, daß wenn Siskovich gegen den feindlichen Transport noch etwas unternehmen wolle, er ihn zwar kräftigst zu unterstützen gedenke, doch besorge er fast, daß es hiezu schon zu spät sei. Denn der preußische Generallieutenant von Zieten solle mit einem beträchtlichen Hülfscorps im Anmarsche und schon zu Altliebe eingetroffen sein.

In dem Umstande, daß er den Major Grafen Goeß mit dreihundert Pferden und ebensoviel Croaten bei Domstadtl hatte zurück

lassen müssen, um den aus dem feindlichen Lager herannahenden Succurs zu beobachten, und in der dadurch herbeigeführten Schwächung seiner eigenen Streitmacht erblickte Laudon eine Hauptursache des theilweisen Scheiterns seiner Unternehmung. Und in der That traf Zieten am Nachmittage des 28. Juni mit etwa dreitausend Mann und fünf Kanonen zu Domstadtl ein und setzte seinen Marsch nach Guntersdorf fort.

Als Buccow von Laudon diese Meldungen [536]) erhielt, war er außer sich über den geringen Erfolg des so sorgfältig ausgedachten Anschlages. In eindringlicher Weise empfahl er Laudon, nicht allzu rasch abzulassen von einer vollständigeren Durchführung desselben [537]). Aber es bedurfte wohl nicht erst dieser Mahnung, um den kühnen Parteiführer zu äußerster Anstrengung zu vermögen. Er überzeugte sich bald, daß in Folge seines Angriffes in dem feindlichen Transporte große Unordnung herrschte. Viele der Bauern, deren Pferde vor die Wagen gespannt waren, hatten bei den ersten Schüssen die Flucht ergriffen und die Pferde mit sich genommen; andere waren gegen Troppau zurückgeeilt. Es bedurfte der ganzen Thatkraft Zietens, um wieder Ordnung in den unauflösbar scheinenden Knäuel des übergroßen Wagenzuges zu bringen. Darüber ging der 29. Juni verloren; am 30. setzte der Zug, dessen ganze Länge gegen eine deutsche Meile betrug, unter Zietens Oberbefehl den Weg von Guntersdorf, das die Preußen in barbarischer Weise verbrannt hatten, gegen Domstadtl fort.

Laudon und Siskovich waren inzwischen gleichfalls nicht müßig geblieben. Schriftlich verständigten sie sich über ihre ferneren Maßregeln und verabredeten, daß sobald der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt haben werde, Siskovich denselben zuerst angreifen und Laudon ihn dabei unterstützen solle. Zwischen Neudörfl und Domstadtl harrte Siskovich des Feindes; Laudon aber wartete in geringer Entfernung, bis der Kampf sich entsponnen haben würde, um sodann an demselben gleichfalls Antheil zu nehmen. Unangefochten erreichte die Spitze des preußischen Transportes das Defilé vor Domstadtl; kaum aber waren etwa zweihundert Wagen ruhig durch dasselbe

gegangen, als Siskovich auf den bewaldeten Höhen links von der Straße erschien. Ein heftiges Geschützfeuer richtete er auf den Eingang des Defilés, mehrere Pferde stürzten und der Zug gerieth ins Stocken. General Puttkammer griff mit zwei Grenadierbataillonen und einigen hundert Husaren die Oesterreicher nachdrücklich an; er trieb sie zurück und erbeutete eine Kanone. Sobald aber die in den Gebüschen versteckten Croaten und Dragoner den Feind in den Flanken und im Rücken bedrängten, wurde ein Theil der preußischen Grenadiere nieder gehauen und der andere an die Wagenburg getrieben, welche Zieten in der Eile formiren ließ.

Den Angriff auf dieselbe und damit freilich den schwierigsten Theil der Arbeit dem General Laudon überlassend, warf sich Siskovich mit Ungestüm auf die Mitte des Transportes und sprengte denselben auseinander. Sowohl der Wagenzug als auch die Bedeckung waren nun in zwei Theile getrennt; diejenigen, die sich an der Spitze des Zuges befunden hatten, suchten unter Führung des Generals Krokow nach dem preußischen Lager zu entkommen, die Letzten im Zuge aber kehrten um und flüchteten sich gegen Troppau. Ein ganzes preußisches Grenadierbataillon wurde hier gefangen.

Am blutigsten war der Strauß, welchen Laudon auszufechten hatte; ihm stand der tapfere Zieten mit dem Kern seiner Truppen entgegen. Als er den Angriff des Generals Siskovich wahrnahm, eilte Laudon gleichfalls herbei und warf sich auf die vor Domstadtl aufgefahrene Wagenburg, welche von zahlreicher Cavallerie und von drei Bataillonen Fußvolk mit sieben Kanonen vertheidigt wurde. Das kaiserliche Dragoner-Regiment Zweibrücken unter Führung seines Obersten Grafen Caramelli that sich hier besonders hervor. Im Verein mit dem Husaren-Regimente Nadasdy griff es die viel stärkere feindliche Reiterei an und warf sie auf die Wagenburg zurück. Hier wurde aufs hartnäckigste gestritten; in glänzendster Weise machten die preußischen Rekruten und Reconvaleścenten die Vorhersagung zu Schanden, sie würden sich entweder widerstandslos ergeben oder die Flucht ergreifen. Endlich wurden auch sie überwältigt und die Wagenburg erobert. Nur etwa zweihundert Wagen, unter denen sich jedoch

auch die Mehrzahl derjenigen befand, die mit Geld beladen waren, gelangten ins preußische Lager; vorsichtiger Weise hatte sie Zieten an die Spitze des Zuges gestellt. Ueber dreitausend Wagen sammt ihrer Ladung wurden zumeist von den Oesterreichern, welche sie nicht hätten mit fortbringen können, theilweise aber auch von den Preußen, die sie nicht in die Hände ihrer Gegner fallen lassen wollten, vernichtet. Auf Laudons Seite wurden zweitausend Preußen getödtet oder verwundet, sechshundertfünfzig Gefangene gemacht; Siskovich brachte dem Feinde einen Verlust von fünfhundert Mann an Todten und Verwundeten, sowie von tausend Gefangenen bei. Jeder der beiden Generale, welche zusammen ungefähr tausend Mann verloren, eroberte sechs Kanonen.

Nach gethaner Arbeit entsandte Laudon den Obersten Lanjus und den Major Amelunxen gegen Troppau, um die siebenhundert Remontenpferde wegzunehmen, welche sich von Neisse dorthin im Anzuge befinden sollten; Laudon selbst ging wieder nach Bärn zurück. Siskovich brachte die Nacht auf der Landstraße bei Domstadtl zu; am nächsten Morgen, dem 1. Juli, nahm er eine Stellung bei Ohlstadtl und Neueigen, durch welche er die rückwärts gelegenen Defiléen bedeckte [538]).

Aus König Friedrichs eigenen Worten wissen wir, mit welcher Sehnsucht er den großen Transport von Troppau her erwartete. „Es würde mir äußerst angenehm sein," schrieb er am 28. Juni an Keith, „von Ihnen die Ankunft des Convoi's zu vernehmen, denn ich „fürchte immer, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte" [539]). Als aber diese Besorgniß in Erfüllung ging und der König die Vernichtung des Transportes erfuhr, da war auch sein Entschluß allsogleich gefaßt. Deutlich erkannte er die ganze Gefahr seiner Lage; in welch hohem Maße dieß der Fall war, bewies er durch den Befehl an Keith, daß jeder Offizier, der auch nur mit einem Worte Muthlosigkeit an den Tag lege, mit Cassation und Festungsarrest bestraft werden solle [540]). Freilich ging der König selbst mit dem besten Beispiele voran; all die frühere Energie, die ihn vor Olmütz etwas verlassen zu haben schien, beseelte ihn wieder. Allsogleich beschloß er, die

Belagerung aufzuheben und den Marsch, jedoch nicht etwa nach Schlesien, sondern nach Böhmen anzutreten.

König Friedrich berichtet, daß nur die Wegnahme des nach seinem Lager bestimmten Transportes ihn zur Aufhebung der Belagerung von Olmütz veranlaßt habe[511]). Auch Daun erblickt in jenem glücklichen Ereignisse die vornehmste Ursache der Befreiung von Olmütz. Einigen Antheil hieran glaubt er jedoch, und wohl nicht mit Unrecht, auch für die Bewegungen in Anspruch nehmen zu dürfen, welche er selbst mit der Hauptarmee ausgeführt hatte und durch die er in die nächste Nähe von Olmütz gelangt war[512]).

Maria Theresia stimmte dieser Ansicht des Feldmarschalls auch ihrerseits bei. Je größer die Besorgniß, ja die Angst gewesen war, welche sie in den letzten Tagen um das Schicksal von Olmütz empfunden hatte, um so lebhafter war nun die Freude, mit der sie die Nachrichten von den glücklichen Erfolgen der Bemühungen zum Entsatze dieser Festung empfing. Der Major Baron Voith vom Regimente Löwenstein, der sich selbst dabei ungemein hervorgethan hatte, überbrachte ihr die Meldung von dem glücklichen Angriffe auf den feindlichen Transport und von der Vernichtung desselben. Und auf dem Fuße folgte ihm der Generalmajor Graf Draskovich mit der Kunde von der Aufhebung der Belagerung von Olmütz.

„Die herzliche Freude", schrieb Maria Theresia am 6. Juli an Daun, „welche ich über Eure kurz hinter einander eingelaufenen Nach„richten von dem glücklichen Fortgange meiner Waffen empfinde, ist „um so reiner und vollkommener, je mehr ich die Größe der Gefahr „erkannte, in der ich nebst meinem Erzhause seit einigen Mona„ten stand."

„Der hochmüthige Feind hielt sich von dem glücklichen Ausschlag „seines kühnen Unternehmens so gesichert, daß der König selbst seinen „auswärtigen Ministern, welche ihre guten Freunde davon benachrich„tigen mußten, schon am 10. Juni zugeschrieben, daß er zuversichtlich „hoffe die Stadt Olmütz binnen zehn Tagen in seine Gewalt zu be„kommen."

„Allein es hat der göttlichen Vorsehung gefallen, durch diese „voreilige Rechnung einen großen Strich zu ziehen. Nächst derselben „habe ich Euren so klugen als vorsichtigen Veranstaltungen zu ver„danken, daß einer gefährlichen Schlacht ausgewichen, meine Armee „aufrecht erhalten und dennoch Olmütz wie ganz Mähren befreit „worden."

„Diese um mich und mein Erzhaus neuerdings erworbenen ganz „ausnehmenden Verdienste werden bei mir in unvergeßlichem gnädig„stem Andenken ruhen. Und der nebst dem guten Willen bei einem „so beschwerlichen Marsch bezeigte tapfere Muth meiner ganzen Armee „gereicht zu meiner besonderen Zufriedenheit, welches Ihr in meinem „Namen auf die am vergnüglichsten fallende Art bekannt zu machen, „und insbesondere den zwei Corps, welche den feindlichen starken „Convoi mit so vieler Herzhaftigkeit angegriffen und geschlagen haben, „das verdiente Lob beizulegen nicht ermangeln werdet, wie ich denn „auch gar wohl erkenne, daß Eure gute Auswahl der Chefs das meiste „zu dieser glücklichen Begebenheit beigetragen hat" [513]).

Es möge gestattet sein, diese Aeußerungen der Kaiserin noch durch die Bemerkungen zu ergänzen, mit welchen Kaunitz die Nachricht von den glücklichen Ereignissen in Mähren dem Grafen Starhemberg übersandte. „Gottlob", schrieb er ihm am 4. Juli, „wir sind nun„mehr aus der uns so nahen Gefahr, eine entscheidende Schlacht zu „verlieren, und von deren unübersehbaren Folgen befreit. Bei einem „in der Ferne sich zutragenden Unglück läßt sich durch Eifer und „Standhaftigkeit noch Rath schaffen. Und sollte es uns oder den „Russen gelingen, noch in diesem Feldzuge eine Hauptschlacht zu ge„winnen, so kann es unserem hochmüthigen Feinde noch übel gehen. „Seine Armee hat viel, am meisten aber seine militärische Reputation „gelitten. Man muß ihm zwar das verdiente Lob zollen, daß kein „Mensch besser und rascher als er eine Belagerung aufzuheben gelernt „habe. Doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er das Mittel „gefunden, zwei bis drei Monate Zeit zu verlieren, seine Armee sehr „zu erschöpfen, die Festungen von Munition zu entblößen und seine „Reiterei sammt dem schlesischen Fuhrwesen zu Grunde zu richten.

„Alles dieß läßt ſich nicht ſo leicht einbringen, insbeſondere wenn dem „Feinde keine Zeit zur Erholung gelaſſen wird, worauf denn unſere „Abſichten nun vornehmlich gerichtet ſind.“

Gleichzeitig trug Kaunitz dem Grafen Starhemberg auf, aus der günſtigen Wendung der Dinge in Mähren auch noch den Vortheil zu ziehen, daß er die franzöſiſche Regierung zu nachdrücklicher Fortführung des Krieges ermuthige, ihre Sehnſucht nach dem Frieden mäßige und ſie von übereilten Schritten zu deſſen Herbeiführung zurückhalte [511]).

Fünfzehntes Capitel.

Die Preußen in Böhmen.

Es war in der That kein ganz gering anzuſchlagender Gewinn, daß der in Mähren durch die öſterreichiſchen Waffen errungene Erfolg gerade zurecht kam, um wenigſtens einiger Maßen die ungünſtige Wirkung zu paralyſiren, welche die üblen Nachrichten von dem eigenen Heere in Frankreich hervorbrachten. Dort war man ohnedieß ſchon des Krieges überdrüßig geworden, und ſo weit war es gekommen, daß Starhemberg ſelbſt ſeinem Hofe keinen beſſeren Rath ertheilen zu können glaubte als den, in Frankreichs Abſichten einzugehen und ſich je eher deſto beſſer um den Frieden zu bewerben. Nicht der von Bernis immer wieder hervorgehobene Geldmangel, noch die anderen von demſelben beſonders betonten Umſtände bewogen Starhemberg hiezu, ſondern die täglich tiefer in ihm ſich einwurzelnde Ueberzeugung von der mehr und mehr um ſich greifenden inneren Verderbniß jenes Staates und der Perſonen, welche dort am Ruder ſich befanden. „Je „mehr ich Alles dieſes bedenke", ſchrieb er am 17. Mai an Kaunitz, „um ſo klarer erkenne ich, daß alles bisherige Uebel bloß aus dieſer „Quelle entſpringt und ſtatt einer Beſſerung nur von Tag zu Tag „ärger wird. Denn hier wird Alles nur durch Intriguen, Cabalen „und perſönliche Intereſſen geleitet, die größten und wichtigſten Geſchäfte „werden mit unbegreiflichem Leichtſinn vernachläſſigt, die unbedeutendſten „Dinge dagegen gleich den wichtigſten Angelegenheiten behandelt. Von „einem Tage zum andern ändert man die gefaßten Beſchlüſſe. Alle „Anſtalten werden verzögert oder nur ſehr unvollkommen getroffen, „ſtatt wirkliche Thaten zu vollziehen, nur hochtönende, jedoch an und

„für sich nichts bedeutende Reden geführt. Jeder will das Amt des „Anderen und keiner sein eigenes, wie es sich gebührt besorgen; selbst „diejenigen, welche das Uebel einsehen, bemühen sich nicht so wie sie „sollten, es zu beseitigen. Erwägt man dieß Alles, so gelangt man „zu der Ueberzeugung, daß man sich von Frankreichs Mithülfe künftig„hin noch weniger Nutzen als bisher versprechen darf. Und da es „eine ausgemachte Sache ist, daß wir ohne diese Mitwirkung nimmer„mehr im Stande sind, den Krieg fortzuführen, so folgt hieraus leider „von selbst der Schluß, daß ein baldiger Friede für uns jetzt das „Beste und Erwünschteste wäre."

Auch Bernis thue, fährt Starhemberg fort, nicht dasjenige was er könnte und sollte. Er sei nur von dem Gedanken erfüllt, mit Ehren aus dem Kriege zu kommen, sich von seiner gegenwärtigen Plage und Angst etwas zu erholen, sein Ansehen mehr und mehr zu befestigen und dann nach und nach die inneren Staatseinrichtungen zu verbessern[345]). Gewiß wäre dieser Vorsatz an und für sich gut und löblich; Bernis übersehe dabei nur, daß es sich um einen Krieg handle, in welchem, wenn der rechte Augenblick versäumt werde, es dann gar kein Heilmittel mehr gebe. Nur sehr glückliche Erfolge der gemeinschaftlichen Waffen könnten noch eine Aenderung und Verbesserung dieser trostlosen Lage der Dinge hervorbringen[346]).

Von günstigen Resultaten der Fortführung des Krieges schien aber, wenigstens wenn man die französische Hauptarmee am Niederrhein ins Auge faßte, weniger als je die Rede zu sein. Nachdem dieselbe vor dem Heere, welches Prinz Ferdinand von Braunschweig befehligte, in übereiltem Rückzuge bis über den Rhein zurückgewichen war, suchte ihr Führer Graf Clermont von seinem Hauptquartiere zu Wesel vor Allem die Reorganisation seiner Streitmacht ins Werk zu setzen. Aus der Schilderung, welche Starhemberg von den inneren Zuständen Frankreichs entwarf, werden auch die Ursachen erklärlich, weßhalb diese Reorganisation nur ungemein langsam von Statten ging. Noch war Clermont keineswegs weit mit derselben gediehen, als Prinz Ferdinand sein Heer, das wenig mehr als vierzigtausend Mann zählte, bei Emmerich über den Rhein führte. Durch die vor ihm zurück-

weichenden Franzosen keineswegs aufgehalten, setzte er in südlicher Richtung seinen Marsch fort. Erst bei Neuß schien Clermont Stand halten zu wollen, ja er wagte sogar wieder eine Vorrückung gegen den Feind, denn aus Paris war ihm der strenge Befehl zugekommen, sich am Niederrhein zu behaupten. Und man kündigte ihm an, daß man ihn zu diesem Ende durch die Streitkräfte verstärken werde, welche man unter dem Prinzen von Soubise nach Böhmen hatte abschicken wollen. Er werde vom Main her den Rhein entlang nach Düsseldorf ziehen, um sich mit Clermont zu vereinigen.

Die Frage der Absendung eines französischen Hülfscorps nach Böhmen kann wohl mit Recht als ein überzeugendes Kennzeichen angesehen werden, wie wenig selbst auf die im bestimmtesten Tone ertheilten Zusagen der französischen Regierung zu bauen war. Einmal als demnächst bevorstehende Gewißheit verkündigt, wurde sie bald darauf wieder als sehr zweifelhaft hingestellt. Ja oft folgten diese sich widersprechenden Kundgebungen binnen der kürzesten Frist auf einander. Als man in Paris die Nachricht erhielt, der preußische Parteigänger Mayer sei in das von Truppen entblößte Franken eingedrungen und durchziehe brandschatzend das Land, da wurde vielleicht nicht ganz mit Unrecht die Meinung ausgesprochen, unter solchen Verhältnissen könne von dem Abmarsche des Hülfscorps nach Böhmen nicht mehr die Rede sein, sondern es müsse zur Durchführung der näher liegenden Aufgabe, zur Vertreibung der Preußen aus Franken verwendet werden[547]). Schon am folgenden Tage und ohne daß inzwischen ein Ereigniß eingetreten wäre, welches an und für sich einen Umschwung der Anschauungen hätte herbeiführen müssen, wurde der Beschluß gefaßt, trotz der Vorfälle in Franken das der Kaiserin gegebene Versprechen zu erfüllen und das Armeecorps nach Böhmen zu entsenden.

Aus den Worten, mit denen Bernis dem Grafen Starhemberg diese Mittheilung macht, kann man gleichzeitig entnehmen, wie widerspruchsvoll die Aeußerungen des Leiters der französischen Politik waren. Wenige Wochen zuvor hatte er noch von nichts Anderem als der Nothwendigkeit eines raschen Abschlusses des Friedens geredet und nichts als unbedingte Ergebung in dieses unvermeidliche Schicksal

gepredigt. Jetzt schrieb er, daß er im Rathe des Königs die Ansicht zur Geltung gebracht habe, mit größerem Nachdrucke, mit größerer Beharrlichkeit als je müsse der Krieg fortgeführt werden. „Gott ver„leihe", so schloß Bernis sein Schreiben an Starhemberg, „den dabei „betheiligten Leuten den gleichen Eifer, welcher den König und die „Minister des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten beseelt[548]."

Auch jetzt wieder vergingen nur wenige Wochen und es trat eine vollständige Aenderung in den Anschauungen und Absichten der französischen Regierung ein. Freilich war sie dießmal durch die unbefriedigenden Nachrichten von der Armee am Niederrhein herbeigeführt worden. Bald nach dem Eintreffen der Meldung von dem Rückzuge Clermonts berichtete Starhemberg, die Bestürzung und Niedergeschlagenheit der Gemüther in Frankreich sei jetzt größer als je. Er zweifle nicht, daß man den Marsch des Hülfscorps nach Böhmen ungesäumt einstellen werde[549].

Schon in den nächsten Tagen ging diese Besorgniß in Erfüllung. Der Muth, mit welchem Bernis kurz vorher so sehr geprunkt hatte, war rasch wieder gesunken, ja gänzlich abhanden gekommen. Sowohl Starhemberg als Stainville gegenüber erging er sich in den kläglichsten Ausdrücken über Frankreichs unerhörte Bedrängniß und über die unvermeidliche Nothwendigkeit, so rasch als möglich Frieden zu schließen. Der Zug nach Böhmen wurde als unausführbar geschildert; nach Düsseldorf oder nach Hessen müsse Soubise sich wenden, um durch eine ausgiebige Diversion dem Grafen Clermont Luft zu machen[550].

Wenn dieß schon die Stimmung der maßgebenden französischen Staatsmänner in dem Augenblicke war, in welchem sie erst von dem Rückzuge Clermonts Kenntniß besaßen, so mag man die Tiefe des Eindruckes ermessen, welchen die Nachricht auf sie hervorbrachte, Clermont sei am 23. Juni von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld geschlagen worden[551]. Die unmittelbare und wohl auch unausbleibliche Folge dieses Ereignisses bestand in der Erklärung, das versprochene Hülfscorps nunmehr in keinem Falle nach Böhmen

absenden zu können. Die Kaiserin sollte gebeten werden, den König von Frankreich dieser Zusage förmlich zu entheben.

Gewiß war es eine Handlung staatskluger Selbstverleugnung und Besonnenheit, daß man in Wien diesem Begehren Frankreichs noch zuvorkam. Kurz nach der Ankunft der Nachricht von dem Uebergange des Prinzen Ferdinand über den Rhein und von dem Rückzuge des französischen Heeres hatte man den Gedanken gefaßt, der Entsendung des Hülfscorps nach Böhmen freiwillig zu entsagen. Man dachte wohl, daß man sich auf dieselbe ohnedieß nicht mehr Rechnung machen dürfe, und daß man, statt rechthaberisch auf der Durchführung einer fast unerfüllbar gewordenen Zusage zu beharren, weit klüger thue von vorneherein auf dieselbe zu verzichten. Der König von Frankreich, an und für sich schon kriegslustiger als sein Minister, und von dem Selbstvorwurfe gequält, daß er sein der Kaiserin so oft verpfändetes Wort schließlich doch noch zu brechen genöthigt sei, werde ein solches Entgegenkommen der Kaiserin mit großer Dankbarkeit aufnehmen. Es sei zu erwarten, daß er dann an der Fortführung des Krieges um so standhafter festhalten und seine sonstigen Verpflichtungen um so pünktlicher erfüllen werde.

Ohne sich früher mit dem französischen Hofe zu verständigen, sandte Maria Theresia durch Stainville einen Eilboten an Soubise und enthob ihn der Fortsetzung des Marsches nach Böhmen. An den König von Frankreich aber schrieb sie und theilte ihm ihren freiwillig gefaßten Entschluß als einen Beweis ihrer Uneigennützigkeit und Bundestreue mit.

Die kluge Berechnung, welche diesem Schritte der Kaiserin zu Grunde lag, erwies sich denn auch als vollkommen richtig. Ihr Brief brachte auf Ludwig XV. den günstigsten Eindruck hervor[552]); mit emphatischen Worten schilderte ihn Bernis. „Wie glücklich sind Sie", schrieb er an Starhemberg, „als Unterthan der Kaiserin geboren zu „sein. Ueberall habe ich diese Handlung der Großmuth, der Seelen„größe und der Freundschaft verkündigt. Der König ist davon bis auf „den Grund seines Herzens durchdrungen, ich aber bis zu Thränen[553])."

Gleichzeitig gab Bernis dem Grafen Starhemberg Nachricht von dem schmerzlichen Verluste, welchen der Marschall Belleisle durch den Tod seines wackeren Sohnes, des Grafen von Gisors erlitten hatte. Starhemberg bat, daß Kaunitz dem Marschall im Namen des Kaisers und der Kaiserin deren Antheil zu erkennen geben möge. Allsogleich und aus freiem Antriebe erklärte Maria Theresia, daß sie selbst an Belleisle schreiben wolle[551]); sie that dieß mit der ihr eigenen Herzlichkeit.

Trotz der lebhaften Anerkennung, welche man am französischen Hofe der Verzichtleistung der Kaiserin auf die Absendung des Hülfscorps nach Böhmen zollte, fühlte man doch, daß hiedurch noch keine Veränderung in der so ungünstigen Lage der Dinge herbeigeführt werde. In der Muthlosigkeit, der man sich hingab, erwartete man auch von der Kriegführung in Mähren nichts anderes als Nachtheile. Bernis zweifelte nicht, daß sich Olmütz binnen wenig Tagen in den Händen des Königs von Preußen befinden werde, Belleisle aber konnte es nicht lassen, die Operationen des Grafen Daun mißbilligend zu besprechen. Er wisse wohl, bemerkte er, daß man in Frankreich jetzt weniger als jemals das Recht habe, die Unternehmungen Anderer zu tadeln. Aber das hindere ihn doch nicht zu erkennen, daß Dauns Bewegungen auf einer irrigen Auffassung beruhten. Nicht vor, sondern hinter Olmütz hätte er Stellung nehmen sollen, um den König von Preußen von der Verbindung mit seinen eigenen Ländern abzuschneiden. Noch sei kein einziger größerer Transport nach dem preußischen Lager aufgefangen worden; in einer solchen Abschneidung der Zufuhr liege jedoch das einzige Mittel, Olmütz zu befreien[555]).

An demselben Tage, an dem Starhemberg über diese Aeußerungen nach Wien berichtete, traf in Paris der Eilbote ein, welcher die Nachricht von der bei Domstadtl geschehenen Vernichtung des preußischen Transportes überbrachte. Und am folgenden Tage erfuhr man, daß König Friedrich die Belagerung von Olmütz eilfertig aufgehoben habe. Die französische Beweglichkeit und Lebhaftigkeit verleugnete sich auch jetzt nicht; wer früher nur Schmähworte gegen die Oesterreicher besessen, floß jetzt über von Lobpreisungen für sie. Dauns Name

war in Aller Munde; man bedauerte nur, keinen Feldherrn zu besitzen, der ihm gleiche, um ihn an die Spitze des französischen Heeres zu stellen[356]). Und selbst Belleisle schrieb an Starhemberg, indem er ihn beglückwünschte, er wollte daß Daun gleichzeitig am Rhein und in Mähren sein könnte[357]).

Der für ein französisches Herz so demüthigende Vergleich zwischen den in Mähren errungenen Erfolgen und der eigenen Niederlage wurde dadurch noch peinlicher, als jetzt auch Düsseldorf an den Prinzen von Braunschweig verloren ging. Die Franzosen wußten vor ihrem Abzuge aus der Stadt nichts besseres zu thun als die dort aufgehäuften Vorräthe in den Rhein zu werfen.

So ungern man auch in Frankreich die Vorzüge fremder Staaten anerkennt und sich ihr Verfahren zum Muster dienen läßt, so ist doch nicht zu leugnen, daß man in dem, was seit einem halben Jahre in Oesterreich geschehen war, ein Vorbild erblickte, das wohl der Nachahmung würdig gewesen wäre. Aus einer Niederlage ohne Gleichen, ja man kann wohl sagen aus einer fast gänzlichen Auflösung war das Heer binnen wenig Monaten auf eine ansehnliche Zahl und einen Achtung gebietenden Grad der Kriegstüchtigkeit gebracht worden. Die Entwürfe des Hauptfeindes hatte es durchkreuzt und nicht nur wacker Stand gehalten gegen den Kern seiner Macht, sondern ihn auch zum Aufgeben seiner Plane, zu rückgängiger Bewegung gezwungen. Um wie viel günstiger hätten die Dinge wenigstens vom militärischen Gesichtspunkte aus auf französischer Seite stehen sollen. Nicht das Hauptheer, sondern nur eine kleinere Abtheilung der französischen Streitkraft war geschlagen worden, und ebenso stand ihr nicht die größere Macht des Feindes, sondern nur ein geringerer Theil derselben gegenüber. Aber freilich hatte es sich wieder recht deutlich gezeigt und zeigte sich noch, daß selbst in Sachen der Kriegführung nicht immer der militärische Gesichtspunkt der allein entscheidende ist. Die inneren Zustände Frankreichs waren es, welche auch auf die Thätigkeit des Staates nach Außen hin den verderblichsten Einfluß äußerten. Da befand sich nicht wie in Oesterreich ein Oberhaupt an der Spitze des Staates, dessen ganzes Denken und Streben auf

nichts anderes ausging, als demselben die frühere Macht und das frühere Ansehen zurückzugewinnen, dem nichts ferner lag als nur auf den eigenen Genuß, das eigene Wohlleben bedacht zu sein. Da war das Staatsoberhaupt nicht von Männern umgeben, welche wie in Oesterreich demselben aus tiefstem Herzensgrund anhingen und schon um seinetwillen die ihnen übertragenen Aufgaben, es mochte um kriegerische oder um sonstige Thätigkeit im Dienste des Staates sich handeln, mit Aufbietung all ihrer besten Kräfte zu erfüllen bemüht waren. Da war endlich auch kein Volk, das von wahrer und warmer Vaterlandsliebe beseelt, in freudiger Selbstverleugnung die unermeßlichen Opfer brachte, welche die Fortführung des Krieges ihm auferlegte. Kam es ja doch vor, daß in Frankreich, wo Alles dem beißendsten Spotte verfiel, man über die Niederlage des eigenen Heeres Freude zu äußern sich nicht schämte, nur weil dadurch den verhaßten Persönlichkeiten am Hofe und in der Regierung ein Herzleid zugefügt wurde.

Wie dem aber auch sein mochte, das ist gewiß, daß es wenigstens ganz kurze Zeit den Anschein gewann, der Hof von Versailles werde sich, durch das Beispiel der Kaiserin angespornt, gleichfalls zu energischen Maßregeln aufschwingen. Für den Augenblick sprach man nicht mehr von dem nothwendig gewordenen Abschlusse des Friedens, sondern nur mehr von der nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges. Clermont wurde abberufen und dem ältesten Generallieutenant Marquis de Contades der Oberbefehl über die Rheinarmee übertragen. Soubise aber erhielt den Auftrag, aus der Gegend von Hanau, wo seine zwischen fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann zählende Streitmacht sich befand, so rasch als möglich nach Hessen vorwärts zu gehen.

Allsogleich setzte Soubise diesen Befehl in Vollzug. Bei seinem Anmarsche wich das kleine hessische Corps unter dem Prinzen von Isenburg aus Marburg und wenige Tage später auch aus Cassel zurück. In geringer Entfernung von dieser Stadt wurde Isenburg von dem Commandanten der französischen Vorhut, dem Herzog von Broglie nach tapferem Widerstande geschlagen.

Dieser geringe Erfolg schien Soubise schon zu genügen. Gleichsam erschlafft von der übergroßen Anstrengung seines Marsches nach Hessen blieb er ruhig in Cassel und beschränkte sich darauf, in dem unglücklichen Lande in ähnlicher Weise wie König Friedrich in Sachsen zu hausen. Es war darauf abgesehen, durch diese Bedrückung seines Volkes den Landgrafen zu zwingen, seine Truppen von der Gegenpartei abzurufen.

Von größerer Bedeutung, wenn auch gleichfalls nicht entscheidend waren die Erfolge, welche die französische Hauptarmee unter Contades errang. Allerdings bestanden sie zunächst in nichts Anderem als darin, daß Contades dem ferneren Vordringen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig Einhalt that. Er ging sogar dem Feinde entgegen und an der Erft bot er ihm die Schlacht. Prinz Ferdinand glaubte sich auf eine solche nicht einlassen zu können und wich auf Neuß zurück. Ein Angriff des Generallieutenants Chevert auf den bei Meer stehenden General Imhof mißlang zwar und die Franzosen wurden mit beträchtlichem Verluste zurückgeworfen, aber Prinz Ferdinand sah doch, daß er sich auf dem linken Rheinufer nicht werde behaupten können. Unangefochten ging er über den Strom, ließ Düsseldorf räumen und jetzt auch seine Vorräthe, wie die Franzosen es vor ihm mit den ihrigen gethan, in den Rhein werfen. Contades wurde für diese Leistungen zum Marschall von Frankreich ernannt.

In Düsseldorf stieß das sächsische Hülfscorps, welches aus mehr als achttausend Mann, größtentheils Soldaten bestand, die sich dem erzwungenen preußischen Kriegsdienste durch die Flucht entzogen hatten, zu den Franzosen. Man zweifelte nicht daran, daß die Letzteren ihre Uebermacht dazu benützen würden, sich des Kurfürstenthums Hannover zu bemächtigen und den Prinzen Ferdinand entweder aufzureiben oder ihn doch zu fernerem Zurückweichen zu zwingen.

Aber nichts von alledem geschah; die französischen Heerführer erklärten die Stellung, welche Prinz Ferdinand nördlich von der Lippe einnahm, für unangreifbar, und thaten gleichzeitig nichts, um ihn aus derselben heraus zu manövriren. Ihr Verfahren bewies neuerdings, daß

man sich von ihnen keine entscheidende Einwirkung auf den Ausgang des Feldzuges versprechen durfte. Nur dort war sie zu suchen, wo wider den Mann, der die Seele des Kampfes bildete, wo wider König Friedrich selbst der Krieg geführt wurde.

Mit der gleichen Raschheit, mit der er den Entschluß gefaßt hatte, die Belagerung von Olmütz aufzuheben, führte der König ihn auch aus. Für Friedrich handelte es sich vor Allem darum, dem Feinde einen Vorsprung abzugewinnen und den Rückzug unangefochten zu bewerkstelligen. Auf dem geraden Wege über Troppau nach Schlesien wäre dieß schon aus dem Grunde nicht möglich gewesen, weil ein Theil der leichten österreichischen Truppen sich bereits in jenen Gegenden befand und auch Daun ihnen dorthin ohne alle Schwierigkeit hätte nachfolgen können. Darum wäre, wie der König sich ausdrückt, dort der Rückzug einer fortwährenden Schlacht ähnlich gewesen, in welcher die preußische Armee höchst wahrscheinlicher Weise ihre Artillerie und ihr Gepäck eingebüßt hätte, ja bei dem Uebergange über die Morava vielleicht gänzlich aufgerieben worden wäre. Friedrich, von welchem Laudon zu jener Zeit mit Recht sagte, daß ihm fast nichts in der Welt unmöglich sei [558]), wählte daher den Weg nach Böhmen, obgleich er dort keine Magazine besaß und in gar keiner Weise Vorsorge getroffen war für die Verpflegung seiner Truppen. Aber es gab dort auch keine Anstalten, um seinen Rückzug zu hindern oder zu belästigen. In zwei Colonnen wurde er bewerkstelligt. Prinz Moriz von Anhalt führte die Vorhut derjenigen, bei welcher der König sich befand. Ueber Konitz und Trübau zog sie gegen Zwittau: die zweite Colonne aber, welche drei Kanonen und fünf Mörser in den Laufgräben vor Olmütz zurückließ, führte Feldmarschall Keith über Littau und Müglitz gleichfalls nach Trübau. Wie Daun berichtet, war der Weg über Krönau hinaus mit Kanonenkugeln und Bomben wie besäet, auch eine eiserne Kanone wurde dort gefunden. Er selbst besichtigte am Morgen des 3. Juli die stark beschädigten Festungswerke von Olmütz und bat die Kaiserin um möglichst rasche Ausbesserung derselben.

Es ist zwar gesagt worden, Daun habe das Wagniß König Friedrichs, nach Böhmen zu ziehen, nicht fassen können und darum bis zum 4. Juli gezögert, durch Olmütz zu marschiren und dem Feinde zu folgen. Wir aber wissen aus Dauns Berichten, daß dem keineswegs so war, und daß man von dem Augenblicke angefangen, in welchem die Preußen nach Konitz und Littau sich wandten, im österreichischen Lager nicht daran zweifelte, sie würden den Weg nach Böhmen einschlagen. Nur darüber war man natürlicher Weise noch unklar, ob der Feind etwa Böhmen nur berühren und sich von dort über Glatz nach Schlesien zurückziehen, oder ob er sich westlich halten und tiefer in Böhmen eindringen werde. Jedoch auch ohne hierüber Gewißheit zu besitzen, wurde von österreichischer Seite nichts versäumt, um dem Feinde zu folgen und seinen Rückzug thunlichst zu beunruhigen. Der zu Ptin befindliche General der Cavallerie Freiherr von Buccow wartete nicht erst auf Befehle von Daun, um solches wenigstens zu versuchen. Der von ihm abgesendete General Jahnus fand jedoch die feindliche Nachhut viel zu stark, um ihr ernstlich etwas anhaben zu können. Nun brach, und zwar noch am Abende des 2. Juli, Buccow selbst auf, um dem Feinde wo möglich bei Zwittau zuvorzukommen[559]). Bald sah er jedoch ein, daß er dieses Vorhaben nicht werde ausführen können. Durch den plötzlichen Abmarsch des Feindes nach Böhmen war das unter Buccows Befehlen stehende Corps gleichsam in zwei Theile getrennt worden, von denen der eine nördlich von dem preußischen Heere, der andere aber südlich von demselben stand. Der letztere, bei welchem Buccow persönlich sich befand, war zu schwach, um selbst für den Fall, als er den rasch dahinziehenden Preußen bei Zwittau hätte zuvorkommen können, es zu wagen sich ihnen dort entgegen zu stellen; er wäre von der ungeheuren Uebermacht sicher zermalmt worden[560]). Buccow beschränkte sich daher auf Vorkehrungen, welche bezweckten, den eiligen Marsch der Preußen zu hemmen und dem nachrückenden Heere Dauns die Möglichkeit zu verschaffen, den Feind einzuholen und vielleicht zu schlagen. Darum sandte Buccow Croaten ab, um in dem Engpasse des Schönhengst, welchen die Preußen passiren sollten, um von Trübau nach Zwittau zu gelangen, und auf anderen dazu geeigneten Punkten Verhaue anzulegen,

deren Wegnahme und Beseitigung dem Feinde jedenfalls einige Zeit rauben mußte [561]).

Diese Absicht Buccows wurde jedoch nur zum geringsten Theile verwirklicht. Allerdings gelang die Anlegung eines Verhaues auf dem Schönhengst, und die preußische Colonne, welche unter persönlicher Führung des Königs dieses Weges einherzog, ließ sich durch das auf geführte Hinderniß und durch die Schüsse der Croaten, welche sie dort empfingen, abhalten von der Fortsetzung ihres Marsches. Aber sie schlug eben nur eine andere Straße, und zwar die über Krönau und Brüsau nach Zwittau ein [562]). Die übrigen preußischen Colonnen fanden gar keine solchen Verhaue vor, denn die Croaten, die sie anlegen sollten, kamen damit nicht rechtzeitig zu Stande, weil sie nicht gehörig mit Beilen ausgerüstet waren, die Landleute jener Gegend aber sich sämmtlich geflüchtet und die ihrigen mit sich genommen hatten [563]).

So wie Buccow zur Linken, so trachtete Laudon zur Rechten des Feindes denselben soviel als nur immer möglich zu beunruhigen und seinen Marsch zu erschweren. Am 4. Juli war Laudon zu Hohenstadt, schrieb von dort aus an Daun und dankte dem Feldmarschall, daß er ihn ermächtigte, die gemachte Beute für sich zu behalten. Das Meiste davon werde er den sehr ermatteten Truppen zu ihrer Erholung und den zahlreichen Verwundeten zu ihrer Erfrischung und Heilung verabfolgen [564]). An dem gleichen Tage griff Laudon bei Mürau, in der Nähe von Müglitz, das Corps des Generals Fouqué an. Er brachte demselben einen nicht unbeträchtlichen Verlust bei und erbeutete mehrere Wagen. Die Karoly'schen Husaren aber unter Saint-Ignon nahmen dem Feinde bei Litschau hundertunddreißig Pferde ab [565]).

Ungleich schwerfälliger als Buccow und Laudon war der Marquis de Ville, dessen Cavalleriecorps Daun eigentlich die Verfolgung des Feindes übertragen hatte. Nach dem Abzuge der Preußen in Proßnitz eingerückt, blieb er einige Tage daselbst unthätig stehen und verlor damit die günstigste Zeit, den Feind einzuholen und ihn hart zu bedrängen.

Am 5. Juli erreichte König Friedrich Leitomischl, wo der sich vor ihm zurückziehende Oberst von Zobel den noch vorhandenen Rest des Magazins in Brand steckte[566]). Ihm dorthin zu folgen, brach Daun zwei Tage später mit der Hauptarmee aus dem Lager zu Ollschann auf. Der Feldmarschall hatte es aufgegeben, den Preußen zu Königgrätz zuvorzukommen, und darum den dortigen Commandanten Oberst Schmidt beauftragt, vor dem heranziehenden Feinde zurückzuweichen und sich nicht einem Angriffe seiner Uebermacht bloßzugeben. Auch an den in Prag commandirenden Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Wezel erging der Befehl auf seiner Hut zu sein und die Stadt vor einem Handstreiche der Preußen zu bewahren. Sollte jedoch der König mit seiner Hauptmacht Prag sich nähern und es auf die Einnahme dieses Platzes abgesehen haben, so werde ihm Daun wohl noch daselbst zuvorkommen, in jedem Falle aber eine förmliche Belagerung Prags hintertreiben.

Der Feldmarschall glaubte übrigens nicht ernstlich daran, daß König Friedrich sich mit einer solchen Absicht beschäftige. Noch in dem Lager zu Ollschann kam ihm aus Warschau die verläßliche Nachricht zu, daß die russische Armee in ihrem Vormarsche gegen die preußischen Lande sich schon Frankfurt an der Oder nähere. Der König werde, so schrieb Daun am 5. Juli der Kaiserin, höchst wahrscheinlicher Weise mit seiner Streitmacht dorthin eilen. Daß er dieß wirklich beabsichtige, gehe auch aus einer aufgefangenen Ordre an den Commandanten von Troppau hervor. Sie enthalte den Befehl, Troppau so rasch als möglich zu verlassen und die Truppen zum Theil nach Neisse und zum Theil nach Kosel zu werfen. Daraus sei ersichtlich, daß der König Schlesien von Truppen zu entblößen und nur die dortigen Festungen zu behaupten gedenke.

Für sich selbst knüpft Daun hieran den Plan, mit seiner Armee dem Könige von Preußen zu folgen und dadurch einen Angriff desselben auf die Russen zu vereiteln. Ja es wäre möglich, meint Daun, daß sich die Gelegenheit darböte, in solcher Weise mit der österreichischen Hauptmacht wohl gar bis nach Berlin zu gelangen. Dadurch

würde aber den Operationen der Russen die größte Förderung zu Theil werden.

Vor Allem möge man sich davor hüten, die kriegerischen Unternehmungen neuerdings gegen Schlesien zu richten; man würde damit nur viele Zeit verlieren, ohne einen reellen Gewinn zu erzielen. Denn man müßte den einen oder den anderen der dort vorhandenen festen Plätze belagern; schon die Herbeischaffung der Erfordernisse hiezu würde viele Wochen in Anspruch nehmen. Der Feind aber gewänne dadurch Zeit, sich auf die Russen zu werfen und sie zu schlagen: dann würde man auch jedes Beistandes der Verbündeten beraubt sein [567]).

Seinen Plan in Vollzug zu setzen, folgte Daun dem Könige auf der Straße, welche derselbe nach Böhmen eingeschlagen hatte. Nur den Marquis de Ville sandte er mit einem abgesonderten Corps nach Troppau, um Mähren und Oesterreichisch-Schlesien vollständig vom Feinde zu säubern, diese Länder gegen dessen Streifzüge zu decken und wo möglich solche auf feindliches Gebiet zu unternehmen.

Am 8. Juli stand Daun zu Gewitsch, wo er schon während der Belagerung von Olmütz durch längere Zeit gewesen, am 9. aber zu Policzka, südlich von Leitomischl. Hier erhielt er von Buccow die Nachricht, daß derselbe dem Feinde zu Königgrätz zuvorgekommen sei. Dringend erbat sich Buccow einiges Geschütz; wenn er es rechtzeitig erhielte, hoffe er die Linien von Königgrätz gegen die ganze feindliche Armee behaupten zu können. Schon habe er durch Oeffnen der Schleusen und Abgrabungen an der Elbe und dem Adler, zu denen er fünfhundert Arbeiter verwende, die dortige Gegend unter Wasser gesetzt [568]).

Buccow hatte die Straße von Policzka über Chrudim und Pardubitz als diejenige bezeichnet, auf welcher ihm die Geschütze, ohne vom Feinde gefährdet zu werden, zugeschickt werden könnten. Allerdings war dort nichts von den Preußen zu besorgen, dagegen hielt Daun sowohl den Umweg, der eingeschlagen werden mußte, als den Vorsprung, welchen die Preußen schon gewonnen hatten, für zu groß,

um sich noch ein rechtzeitiges Eintreffen der Geschütze zu Königgrätz zu versprechen. Denn so rasch als es unter den obwaltenden Umständen und mit Aufbietung all ihrer Kräfte nur immer möglich gewesen, waren die Preußen vorwärts gerückt. Bei Borohadek, unweit von Holitz, halbwegs zwischen Hohenmauth und Königgrätz, harrten ihrer die beiden gefährlichen Gegner von Domstadtl, Laudon und Siskovich mit Husaren, Croaten und deutschem Fußvolk. Schon war die Colonne, bei welcher König Friedrich sich befand, durch Holitz gegangen und diejenige Keiths von Hohenmauth her im Anzuge. Bei dem Dorfe Wostzetin stellte sich ihr zuerst Laudon mit den Croaten entgegen. Als die Preußen den Berg hinab gegen das Dorf rückten, wurden sie von Laudon aus vier Geschützen beschossen. Nun eröffnete auch der Feind aus zehn schweren Kanonen ein heftiges Feuer und ließ auf dem Berge eine Wagenburg bilden. Nachdem die gegenseitige Beschießung durch vier Stunden gedauert, wurde derselben durch die anbrechende Nacht ein Ziel gesetzt. Die Preußen aber steckten das Dorf Wostzetin in Brand, wahrscheinlich um durch den Feuerschein den König von den Hindernissen zu benachrichtigen, die sie auf ihrem Vormarsche gefunden.

Am nächsten Tage, dem 12. Juli, brach der Feind schon um vier Uhr Morgens mit seiner Wagenburg auf, um den Marsch fortzusetzen. Seine Vorhut wurde fortwährend durch Laudons Husaren beunruhigt; auf den Anhöhen und in den Wäldern rechts vom Feinde aber lauerten das deutsche Fußvolk und die Croaten. Um ihren Schüssen zu entgehen, wandte der Feind sich links ab von der Straße nach der Ebene zu. Hier aber wurde er von dem rasch herbeigerufenen Generalmajor Grafen Saint-Ignon muthvoll angegriffen. Im Handgemenge mit der preußischen Cavallerie, welche geschlagen und fast ganz zerstreut wurde, eroberten die braven österreichischen Reiter eine Standarte des preußischen Regimentes Bredow, dessen Major sie gefangen nahmen. Außer ihm sandte Laudon noch zweiundfünfzig Gefangene und siebenundsechzig Deserteure zu Daun. Der Verlust an Todten und Verwundeten, sowie die Zerstörung an Kriegsgeräth, wodurch die Preußen geschädigt wurden, war beträchtlich; Entscheiden-

deres konnten die drei Generale bei der großen Uebermacht des Feindes nicht ausrichten [569]). Solches hätte nur dann geschehen können, wenn Daun selbst mit der Hauptmacht in seinen Bewegungen etwas rascher gewesen wäre. So aber traf er erst am Abende des Tages, an welchem bei Holitz so heiß gestritten worden war, zu Hohenmauth ein.

An demselben Tage hatte auch Buccow vor dem heranziehenden Feinde Königgrätz geräumt. Das Ausbleiben des verlangten Geschützes und mehr noch das Mißlingen der angelegten Ueberschwemmung zwang ihn dazu. In Folge eines Bruches der Schleusen war das ausgetretene Wasser so seicht geworden, daß die Preußen den Uebergang über den Adler ohne große Schwierigkeit zu bewerkstelligen vermochten. Wenn er noch länger zögerte, besorgte Buccow, seine Rückzugslinie zu verlieren. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juli verließ er daher Königgrätz und schlug die Heerstraße ein, welche über Chlumetz nach Prag führt. Vor der Hand aber bezog er zu Krattenau, kaum zwei Meilen von Königgrätz [570]), und Tags darauf bei Chlumetz ein Lager.

Grauenvolle Verwüstung bezeichnete den Weg der Preußen durch Böhmen. „Wo der Feind in Böhmen seinen Durchzug genommen," sagt eine amtliche Aufzeichnung, „läßt derselbe die traurigsten Spuren „zurück, welche die dem gemeinen Soldaten zugestandene ausgelassenste „Freiheit nach sich zieht. Allenthalben und so weit der Feind langt, „wird mit Plündern und Rauben, wobei sogar die Kirchen nicht ver„schont bleiben, fortgefahren, und mit Feueranlegen verschiedener Orten „continuirt, somit feindlicherseits nur einzig und allein getrachtet, „den armen unschuldigen Land- und Bürgersmann auf das Aeußerste „zu verderben [571])."

Die eigentliche Ursache so barbarischen Verfahrens scheint wohl eine doppelte gewesen zu sein. Durch die Ausplünderung und Verheerung der Ortschaften, durch die er zog, beabsichtigte der König ohne Zweifel Dauns Nachrücken zu hemmen und zu erschweren. Und durch die Erlaubniß zum Plündern hielt er viele beuteluſtige Soldaten, welche wider Willen zu seinen Fahnen gepreßt worden waren und dieselben

bei guter Gelegenheit gern wieder verlassen hätten, leichter bei denselben zurück.

Einen Augenblick gewann es fast den Anschein als ob König Friedrich sich bei Königgrätz zu behaupten gedenke. In dem dortigen Bischofhofe nahm er sein Quartier und auf seinen Befehl wurde rastlos gearbeitet, um die Stadt zu befestigen[572]). Dennoch ließ sich Daun hiedurch nicht irre machen in der Meinung, der König werde baldigst Böhmen verlassen und durch Schlesien den herannahenden Russen entgegenziehen. Darum wurde Jahnus zur linken, Laudon aber zur rechten Seite der über Jaromirz nach Schlesien führenden Straße entsendet, um dem Feinde während seines Marsches so viel als nur immer möglich Abbruch zu thun. Siskovich und Saint-Ignon aber zog Daun wieder an sich.

Bei Oppotschna stellte sich Laudon am 17. Juli dem preußischen General Fouqué entgegen, welcher einen großen Transport mit dem Belagerungsgeschütz, vieler Bagage, den Kranken und Verwundeten nach Glatz geleitete. Laudon warf Anfangs die preußische Vorhut; als aber Fouqué mit all seinen Truppen gegen ihn anrückte, mußte Laudon vor der dreifachen Uebermacht weichen. Er ging bis Reichenau zurück, nicht ohne zu fortdauernder Beobachtung und Beunruhigung des Feindes ein starkes Commando in Gießhübel aufzustellen. Bald verfügte er sich selbst wieder dorthin, und in nächster Nähe von Gießhübel, in Sattel verweilte er, den Feind zu belauern und jede Blöße desselben zu erspähen. Allzugern hätte er seine folgenreiche Waffenthat bei Domstadtl wiederholt, für welche er gerade in jenen Tagen durch die Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant belohnt wurde. Aber so sehr er auch hienach trachtete, so wenig gelang es ihm doch diese Absicht zu erreichen. Mit der äußersten Sorgfalt stand der Feind auf seiner Hut; jeder Transport wurde durch zahlreiche Abtheilungen geleitet, und so gelangte Fouqué, der einige Zeit zu Oppotschna und dann zu Nachod stehen geblieben war, unangefochten nach Glatz.

Während dieß in dem schlesischen Grenzgebirge vorging, rückte Daun mit seiner Armee über Pardubitz gegen Königgrätz vor. Am

18. Juli bezog das österreichische Heer eine ungemein günstige Stellung am Ende der Hügelreihen, dort wo sie nach der Ebene von Königgrätz abdachen. Auf Libtschan war der linke, auf Großwositz der rechte Flügel des Heeres gestützt; in Dobrzenitz befand sich das Hauptquartier.

Den Oesterreichern gegenüber befestigte auch Friedrich seine Stellung in und um Königgrätz immer mehr. Am 22. Juli veränderte Daun sein Lager; er rückte noch näher gegen Königgrätz heran; seinen rechten Flügel stützte er auf Orbanitz, den linken aber auf Chlum; in Libtschan nahm er sein Hauptquartier. Er trachtete darnach, den Feind immer mehr und mehr einzuengen und ließ darum in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli durch den Obersten Vela mit den Carlstädter und Liccaner Grenzern eine am linken Ufer des Adler an der Vorstadt von Königgrätz gelegene Schanze wegnehmen, welche mit Mannschaft und Geschütz zahlreich besetzt war. Vela vollführte den ihm ertheilten Auftrag mit Muth und Geschick. Zwischen ein und zwei Uhr überfiel er urplötzlich die Schanze. Die völlig überraschte Besatzung verließ dieselbe mit Hinterlassung von vierzig Todten; auch drei Geschütze blieben in den Händen der Grenzer. König Friedrich aber, der besorgen mochte, es könnte Daun gelingen, ihm die Straße nach Schlesien zu verschließen, brach noch am 25. Juli aus dem Lager von Königgrätz auf. Mit höchster Umsicht leitete er den Rückmarsch seines Heeres nach Schlesien. Obgleich fortwährend von den leichten Truppen der Oesterreicher umschwärmt, wußte er doch jedem ernstlicheren Verlust vorzubeugen. Auch jetzt folgte ihm Daun, doch kam es zu keiner Schlacht, obwohl eigentlich beide Gegner auf eine solche auszugehen schienen. Für König Friedrich wäre eine Niederlage der Oesterreicher von unberechenbarem Nutzen gewesen, Daun aber wurde von Wien aus lebhaft angeeifert, auch einem Wagniß nicht aus dem Wege zu gehen, um dem Feinde einen empfindlichen Streich zu versetzen[573]). Aber trotzdem wollten weder er noch der König anders als mit einer fast gewissen Aussicht auf den Sieg eine Schlacht liefern, und gleichzeitig war doch auch wieder jeder der beiden Gegner zu vorsichtig und zu klug, um dem Feinde eine Blöße zu bieten. So gelangte der König über Braunau und Friedland nach Schlesien; am 9. August

ſtand er wieder zu Landshut, und zwei Tage darauf trat er, wie es lang ſchon ſeine von Daun durchſchaute Abſicht geweſen war, den Marſch an gegen die Ruſſen.

Es iſt nachgewieſen worden, daß für dieſen Fall Daun die Abſicht hegte, dem Könige von Preußen zu folgen, einen Zuſammenſtoß desſelben mit dem ruſſiſchen Hauptheere zu hintertreiben und gleichzeitig in das Innere der preußiſchen Länder ſich den Eingang zu bahnen.

Kurze Zeit nachdem er zuerſt in dieſem Sinne ſich ausgeſprochen, erläuterte Daun ſeine Abſicht dahin, daß wenn er erklärt habe, dem Könige folgen zu wollen, dieß nicht gerade buchſtäblich zu nehmen ſei. Denn wenn ſich derſelbe nach Glatz oder nach Schleſien zurückziehe, ſei es unthunlich, ihm dorthin nachzueilen. Man würde dem Heere nicht die nöthigen Subſiſtenzmittel ſichern können und außerdem allzu viel Truppen auf die Blokirung der zahlreichen Feſtungen zerſplittern müſſen. In ſolcher Weiſe in den eigenen Operationen gehemmt, würde man dem Feinde den erforderlichen Spielraum gewähren, ſich mit ſeiner geſammten Kraft auf die Ruſſen zu werfen. Würde man dagegen den Weg nach der Lauſitz einſchlagen, ſo könnte man faſt gleichzeitig mit dem Feinde in der Nähe von Frankfurt an der Oder eintreffen; ja wenn ſich die Ruſſen vielleicht zurückzögen und die Preußen ihnen folgten, über Cottbus nach Berlin gehen. Nur in ſolcher Weiſe vermöchte man ſich den Ruſſen wahrhaft hülfreich zu erweiſen und ſich dagegen ihre andauernde Mitwirkung zu ſichern. Darum ſei es jedoch auch nöthig, mit dem Führer des ruſſiſchen Heeres, dem General Fermor fortwährend in genaueſtem Einverſtändniß zu bleiben [574]).

In Wien war man vollkommen einverſtanden mit den Vorſchlägen Dauns, ja man erklärte, daß man nichts lebhafter wünſche als daß der König von Preußen nach Glatz oder Schleſien zurückgehe. Dadurch würde er Daun in den Stand ſetzen, nach Zurücklaſſung eines Beobachtungscorps an der ſchleſiſchen Grenze ſich ſelbſt nach der Lauſitz zu wenden, dort dem Feinde zuvorzukommen und mit den Ruſſen in Verbindung zu treten. Aber man beſorge ſehr, fügte man hinzu, daß der König die vortheilhafte Stellung zwiſchen der Elbe und

der Oder, und somit zwischen den Oesterreichern und den Russen nicht leicht aus den Augen verlieren, sondern geraden Weges nach der Lausitz vorrücken werde [575]).

Daß letzteres nicht geschah und der König statt der nördlichen die nordöstliche Richtung nach Schlesien einschlug, konnte daher am Wiener Hofe nur mit Freude begrüßt werden. Schon in dem Augenblicke, in welchem dieß nur wahrscheinlich, aber noch nicht zur Gewißheit geworden war, hielt man es für nöthig, Daun in umfassender Weise von den politischen und militärischen Gesichtspunkten in Kenntniß zu setzen, von denen man ausging. Wohl halte sie unerschütterlich, schrieb ihm Maria Theresia, an ihrem Entschlusse fest, ihm in Bezug auf seine Operationen keine Befehle zu ertheilen, sondern sie einzig und allein seinem eigenen Ermessen anheimzustellen. Auf daß er jedoch um so gründlicher beurtheilen könne, was je nach den sich ereignenden Fällen für sie das vortheilhafteste wäre, setze sie ihn von den hiebei in Betracht kommenden Umständen in Kenntniß.

Daun wisse wohl, so begann Maria Theresia ihre Darlegung, daß es ihr zu Anfang des gegenwärtigen Krieges wider alles Vermuthen geglückt sei, die Kronen Frankreich, Rußland und Schweden dazu zu bringen, ihre Streitkräfte mit der ihrigen zu gemeinsamer Bekämpfung des Königs von Preußen zu vereinen. Der ihr vorschwebende Zweck, der für Alle gefahrdrohenden Macht dieses Fürsten engere Grenzen zu ziehen, sei im Laufe des vergangenen Feldzuges seiner Verwirklichung nahe gewesen. Am Schlusse desselben hätten jedoch die schweren Unglücksfälle, welche die österreichische und die französische Armee heimsuchten, einen gänzlichen Umschwung hervorgebracht. Frankreich habe mit einem Male den Muth sinken lassen, und seine inneren Gebrechen steigerten sich täglich. Frankreichs Finanzen seien vollständig erschöpft; sein Credit, seine Marine in äußerstem Verfall, die Mißgriffe seiner Generale ganz unverantwortlich. Darum sei jetzt von französischer Seite fortwährend auf raschen Abschluß des Friedens gedrungen worden. Auch die Kaiserin habe keine Abneigung gegen einen billigen Frieden gezeigt, jedoch Frankreich gleichzeitig zu Gemüth geführt, daß die Kundgebung allzu großer Sehnsucht nach

demselben mehr schaden als nützen müßte. Man möge daher wenigstens das Ende des Feldzuges abwarten und sich dann nach den Umständen richten.

Wohl sei es diesen gegründeten Vorstellungen gelungen, Frankreich von voreiligen Schritten noch abzuhalten. Aber man dürfe sich von ihm doch nicht so viel versprechen, daß seine Armee noch während des laufenden Jahres etwas wichtiges gegen die preußischen Länder unternehmen und dadurch die Operationen des österreichischen Heeres erleichtern werde. Den Schweden mangle es zwar nicht an gutem Willen, aber an Kriegsvolk, an Geld und an Magazinen. Die Hauptsache komme somit darauf an, was die österreichische und die russische Armee noch vor Ende des Feldzuges zu bewirken vermöchten. Gelänge der einen oder der anderen die Erringung eines wichtigen Vortheils, so dürfte Frankreich schon noch zu fernerer Standhaftigkeit zu vermögen oder dem Feinde ein baldiger und vortheilhafter Friede abzuzwingen sein. Fände jedoch der König von Preußen Mittel, die österreichische und die russische Armee in ihren Fortschritten zu hemmen und sich ihnen gegenüber zu behaupten, so sei leicht vorherzusehen, daß die Russen ihre Winterquartiere hinter der Weichsel suchen, daß dann Frankreichs Geldmangel und dessen Sehnsucht nach dem Frieden alle gebrachten Opfer vereiteln und eine Beendigung des Krieges herbeiführen würden, durch welche die Macht und das Ansehen des gefährlichsten Nachbars eher vermehrt als verringert, das Haus Oesterreich aber stets der ärgsten Bedrohung ausgesetzt würde.

Ein viel größeres Uebel als ein solcher Friede könnte die Kaiserin auch dann nicht treffen, wenn ihre eigene oder die russische Armee noch in diesem Feldzuge eine Schlacht verlieren sollte. Der Feind sei nunmehr aus den österreichischen Erblanden vertrieben und seine Kriegsmacht namhaft geschwächt; selbst im Falle einer für ihn glücklich ausgehenden Schlacht würde sie sich noch beträchtlich vermindern und zur Durchführung neuer Projecte kaum mehr geeignet sein. Bei der bekannten Denkungsart des Königs von Preußen dürfe man sich auf die Abtretung eines wenn gleich nicht sehr beträchtlichen Landstriches oder auf die Leistung einer Entschädigung nicht die geringste Hoffnung

machen, so lang ihm noch irgend welche Hülfsquellen übrig blieben. Da aber seine ganze Lage nicht zu einer langen Kriegführung angethan sei und er jetzt wohl erkenne, daß der von ihm beabsichtigte große Streich fehlgeschlagen habe, so werde er auch nach einer gewonnenen Schlacht oder nach Erringung sonstiger beträchtlicher Vortheile gern zu einem Frieden die Hand bieten, in welchem jeder der streitenden Theile in seinem früheren Besitze verbliebe und den erlittenen Schaden ersatzlos verschmerzen müßte. „Wie wäre aber solches", sagt die Kaiserin wörtlich, „besonders in Ansehung des sächsischen Hofes vor „Gott und der Welt zu verantworten, außer wenn ein harter Unglücks- „fall und die Noth einen derartigen Frieden rechtfertigen sollten?"

Gleichwohl müsse man befürchten, fährt Maria Theresia fort, daß schon im nächsten Winter ein ebenso schädlicher als schändlicher Friede auch dann zu Stande komme, wenn selbst die österreichische und die russische Armee nicht geschlagen würden, sondern der Feldzug nur nutzlos verliefe. Von einem glücklichen Ausgange desselben hätte sie sich dagegen die günstigsten Wirkungen zu versprechen.

Die Folgerung, welche die Kaiserin aus diesen Betrachtungen zog, bestand darin, daß Daun während des gegenwärtigen Feldzuges mit thunlichstem Nachdruck zu Werke gehen, sich leichter als zuvor in ein Wagniß einlassen, und wenn nur der Vortheil nicht in ganz überwiegendem Maße auf der Seite des Feindes sich befinde, auch einer entscheidenden Schlacht nicht ausweichen solle. Wahrscheinlich werde der König zwanzig- bis dreißigtausend Mann an der böhmischen Grenze zurücklassen, um die österreichische Hauptarmee aufzuhalten und zu beschäftigen. Mit dem Reste seiner Truppen werde er so rasch und so geheim als möglich gegen die Russen marschiren und ihnen eine Schlacht liefern, oder sie hinter die Warthe, vielleicht wohl gar bis hinter die Weichsel zurücktreiben. Dann aber werde er ohne Zweifel seine ganze Macht wieder gegen die österreichische Armee wenden.

Um einem so ungünstigen Verlaufe des Feldzuges vorzubeugen, sei Daun auf den gewiß richtigen Gedanken verfallen in die Lausitz zu gehen und von dort aus den Russen die Hand zu bieten, dadurch

aber sich selbst den Weg zu entscheidenden Unternehmungen zu bahnen. Keinen Augenblick zweifle sie daran, so schloß Maria Theresia ihr Schreiben, daß Daun die dienlichsten Mittel ergreifen werde, um seinen eigenen Vorschlag mit dem günstigsten Erfolge ins Werk zu setzen [576]).

Man sieht daß man in Wien die Absichten des Königs von Preußen gar wohl durchschaute und durch seine Unternehmungen keineswegs, wie dieß so oft behauptet worden ist, überrascht wurde. Aber auch darüber kann man nicht im Zweifel sein, daß dasjenige, was von des Königs Seite jetzt wirklich geschah, in Wien als ein Uebel angesehen wurde, dem man vorbeugen solle. Auf die Vereitlung der Unternehmung Friedrichs gegen die Russen waren von vorneherein Dauns Bemühungen gerichtet; daß sie gleichwohl erfolglos blieben und Friedrichs Marsch den beabsichtigten Erfolg nach sich zog, geschah daher nicht ohne des Feldmarschalls eigenes Verschulden.

Denn das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß so wie Dauns Stärke in der reiflichen Erwägung und scharfsinnigen Beurtheilung aller etwa eintretenden Fälle, in der kunstvollen Anordnung seiner Märsche und in der außerordentlichen Vorsicht seiner Bewegungen bestand, er dort wo es auf Kühnheit des Entschlusses und Raschheit der Ausführung ankam, nicht auf seinem Platze war. Den König von Preußen aus den österreichischen Erbländern hinaus zu manövriren, verstand Daun eben so gut als es vor vierzehn Jahren dem Grafen Traun gelungen war. Aber schon die Hoffnung, daß er bei dieser Gelegenheit mit seiner überlegenen Streitmacht das weniger zahlreiche preußische Heer entweder völlig besiegen oder ihm doch empfindliche Verluste beibringen werde, war nicht in Erfüllung gegangen. Jetzt kam es darauf an, ob Daun den zweiten Theil seiner Aufgabe, in die Lausitz zu rücken und von dort aus den Russen die Hand zu bieten, gehörig durchzuführen wisse. Anfangs gewann es den Anschein als ob dieß geschehen werde, und Maria Theresia war höchlich zufrieden, als sie von Daun die Meldung erhielt, daß er den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Harsch mit einem Beobachtungscorps an der Grenze Böhmens zurückgelassen, die Hauptarmee aber nach der Lausitz geführt und Zittau besetzt habe. Da kurz zuvor die Nachricht

von einer rückgängigen Bewegung der Russen eingetroffen war, besorgte jedoch die Kaiserin, daß der König von Preußen die kleine Armee, welche bisher unter dem Generallieutenant Grafen Dohna gegen die Russen im Felde gestanden war, an sich ziehen und mit ihm vereinigt wieder auf Daun losgehen werde. Dann wäre er aber dem Feldmarschall überlegen und könnte ihm mit großer Aussicht auf Erfolg eine Schlacht liefern [577]).

Man würde irren, wenn man in dieser Aeußerung der Kaiserin einen Erklärungsgrund für Dauns langsames Vorgehen erblicken wollte. Denn daß der König sein Absehen vor der Hand nur auf die Russen gerichtet habe, erfuhr man binnen kurzem aus einem aufgefangenen Schreiben an den Prinzen Heinrich mit ziemlicher Bestimmtheit. Bei dem großen Vorsprunge, den Friedrich gewonnen hatte, hielt man es jedoch bald nicht mehr für möglich, sein Vorhaben zu vereiteln, und man meinte es darauf ankommen lassen zu müssen, wie sich die Russen ihm gegenüber behaupten würden. Durch die Verzichtleistung auf die Absendung des Hülfscorps von dreißig tausend Mann nach Oesterreich und durch dessen Vereinigung mit der russischen Hauptarmee habe man ja zu ausreichender Verstärkung der letzteren ausgiebig mitgewirkt.

So rasch nun auch der König seiner Gewohnheit nach die Unternehmung gegen die Russen ins Werk setzen werde, so erfordere sie, schrieb Maria Theresia an Daun [578]), doch immerhin einige Zeit. Dieselbe zu entscheidenden Maßregeln zu benützen, darin bestehe nun die eigentliche Aufgabe des Feldmarschalls. Dreierlei Wege böten sich ihm hiezu dar. Er könnte über Görlitz tiefer in die Lausitz und dann in die preußischen Lande eindringen, sich Berlin nähern und dadurch den Feind in große Verlegenheit bringen. Oder er zöge, so wie es im vergangenen Jahre geschehen, auch jetzt wieder nach Schlesien, wo er die durch des Königs Abzug gar sehr geschwächte preußische Armee in die Enge zu treiben vermöchte. Endlich könnte er im Verein mit dem Corps, welches bisher unter Serbelloni das nordwestliche Böhmen vor einem Einbruche des in Sachsen stehenden Prinzen Heinrich geschützt und der Reichsarmee, die sich unter den Befehlen des Herzogs

Friedrich von Pfalz-Zweibrücken mit Serbelloni vereinigt hatte, gegen Sachsen operiren. Es wäre möglich, daß sich Prinz Heinrich in der Besorgniß abgeschnitten zu werden, eilfertig zurückzöge. Dann würde entweder Dresden von den Preußen freiwillig geräumt oder Daun in die Lage gesetzt werden, die Stadt nach kurzem Widerstande zu erobern und die Besatzung gefangen zu nehmen.

Diese letztere Alternative war es, der man in Wien den Vorzug geben zu sollen glaubte. Denn was den Marsch durch die Lausitz gegen Berlin anging, war die kaiserliche Armee bei einem solchen durch das an der Oder befindliche preußische Heer in der Flanke gefährdet. Und wenn man sich auch nicht verhehlte, daß durch die Besetzung Berlins und die Wegnahme der dortigen Zeughäuser und Magazine dem Feinde ein empfindlicher Schaden zugefügt werden könnte, so durfte man sich doch nicht mit der Hoffnung schmeicheln, Berlin dauernd behaupten zu können. Die bloß zeitweilige Besetzung dieser Stadt würde jedoch nie ein entscheidendes Kriegsereigniß sein.

Die Vorrückung in Niederschlesien wäre zwar für die Sache des Hauses Oesterreich das vortheilhafteste, wenn man in diesem Lande festen Fuß zu fassen und die feindliche Armee entweder aufzureiben oder sie doch aus Schlesien zu verdrängen vermöchte. Aber um Belagerungen unternehmen zu können, sei die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten. Dem Feinde würde es nicht schwer fallen, sich unter dem Schutze einer der vielen Festungen in dem Lande zu behaupten und dadurch Dauns Operationen zu hemmen. Endlich würde sich der Feldmarschall sowohl von der combinirten Armee des Herzogs von Zweibrücken und Serbelloni's, als von den Schweden und Russen allzusehr entfernen; keine dieser Streitkräfte würde mehr im Stande sein, Erhebliches zu unternehmen.

Aus all diesen Gründen erscheine es am vortheilhaftesten, für den Augenblick und während der König von Preußen mit den Russen beschäftigt sei, das Hauptabsehen auf Sachsen und auf die Befreiung dieses Landes zu richten. Dadurch würde dem Feinde jener große Vortheil entrissen, dessen er sich während des ganzen Krieges so gut

zu bedienen gewußt, für das eigene Heer aber die Zufuhr auf der Elbe so wie die Vorbereitung zu sicheren Winterquartieren gewonnen.

Für Maria Theresia war es eine große Beruhigung, daß in dem Augenblicke, in welchem sie in diesem Sinne gegen Daun sich zu äußern gedachte, der Generalmajor Freiherr von Tillier in Wien eintraf, von dem Feldmarschall mit dem Auftrage abgesendet, die Zustimmung der Kaiserin zu Vorschlägen einzuholen, welche ihren eigenen ihm noch nicht mitgetheilten Ansichten vollkommen entsprachen[379]). Von Daun aber war es gewiß ein Fehler, daß er bei Görlitz der Entscheidung des Wiener Hofes über die demselben vorgelegten Anträge harrte, während ihm doch die Kaiserin in jeder Depesche neuerdings die vollste Freiheit des Handelns gewährte. Und als er endlich an die Ausführung seines Planes schritt, so geschah das mit einer Langsamkeit und Bedächtigkeit, welche von der für die damalige Zeit ganz unglaublichen Raschheit der Bewegungen des Königs von Preußen sich recht unvortheilhaft unterschied. Eigenthümlich berührt es, in Dauns Berichten zu lesen, wie der König „nach „mehreren sehr eilfertigen und übertriebenen Märschen" mit einigen Cavallerieregimentern und Husarenschwadronen, dann mit vierzehn Bataillonen Infanterie schon zu Liegnitz eingetroffen sei. Dort habe er bloß übernachtet und sich mit Tagesanbruch auf den ferneren Eilmarsch gegen Glogau begeben. Daun hingegen legte in einem Tagemarsche nur ungemein kurze Distanzen zurück und ließ dann gleich wieder Rasttage halten. Freilich mußte er vor der fast vierzigtausend Mann starken Armee, welche der König unter den Befehlen des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt bei Landshut zurückgelassen hatte, gleichfalls auf der Hut sein. Aber bei der großen Uebermacht Dauns hätte ihm nicht leicht etwas Besseres geschehen können, als von der ungleich geringeren Anzahl der Preußen angegriffen zu werden und dadurch die Gelegenheit zu erhalten, sie zu schlagen. Um sich gegen jede Störung von dorther sicher zu stellen, ließ Daun den Feldzeugmeister Prinzen Christoph von Baden-Durlach mit etwa siebzehntausend Mann bei Schönberg zurück. Laudon sandte er mit siebentausend Mann gegen Cottbus und Peitz, der Oberst

lieutenant Palasty aber vom Husarenregimente Esterházy, ein besonders verwegener Reiterführer, erhielt den Auftrag, mit fünfhundert Pferden einen Streifzug direct gegen Frankfurt an der Oder zu unternehmen. Er sowohl als Laudon wurden angewiesen, überall Contributionen und Brandsteuern auszuschreiben und das feindliche Land so viel als möglich in Unruhe und Beängstigung zu versetzen. Excesse der Truppen sollten sie jedoch mit Strenge hintanhalten.

Wie immer so rechtfertigte auch dießmal Laudon die in ihn gesetzte Erwartung. Nach allen Richtungen hin entsandte er, um sich verläßliche Kundschaft zu verschaffen, seine Streifparteien, ja ein Lieutenant vom Husarenregimente Nadasdy, Namens Geißler, erstreckte seinen kühnen Ritt sogar noch weiter als Berlin. In preußische Uniform gesteckt, begleitete er mit fünfzehn Husaren eine Zeit lang die feindlichen Truppen auf ihrem Marsche, schloß sich den Russen an, machte die dortigen Kriegsereignisse mit und gelangte dann wieder wohlbehalten zu Laudon[580]). Der Letztere aber erschien schon am 24. August um elf Uhr Nachts vor Peitz, wo am nächsten Morgen um vier Uhr seine Truppen zu ihm stießen. Der Anschlag, die Thorwache zu überrumpeln, scheiterte an der Wachsamkeit der Besatzung. Laudon ließ daher durch den Artilleriehauptmann Rouvroy, seinen treuen und tüchtigen Gefährten auf all seinen Zügen, den Platz zur Uebergabe auffordern. Der Commandant, Oberst von Broesicke verlangte durch zwei Officiere die Truppen Laudons besichtigen lassen zu dürfen, um hienach dessen Stärke und die Gefahr für den ihm anvertrauten Platz beurtheilen zu können. Dieses Begehren wurde gewährt und hierauf Peitz gegen die Bedingung freien Abzuges der Besatzung übergeben. Da er den Platz für haltbar ansah, ließ Laudon dort den Major Bauer mit vierhundert Croaten, er selbst rückte nach Cottbus[581]). Nachdem er gegen 70.000 Gulden an Contributionen eingetrieben hatte, ging er auf Dauns Befehl bis Großenhayn vor, um die Straße zu besetzen, die von Dresden nach Berlin führt[582]).

Auch Oberstlieutenant Palasty erfüllte seinen Auftrag zu voller Zufriedenheit des Feldmarschalls, und nur die Excesse, welche seine Husaren in den preußischen Landen verübten, wurden von Daun mit

Strenge getadelt. Palasty bemühte sich auch, wie wenigstens er selbst versicherte, denselben ein Ende zu machen, aber er gestand gleichzeitig die Fruchtlosigkeit dieser Bestrebungen zu. Ueberall Brandsteuern eintreibend, drang Palasty wirklich bis Frankfurt an der Oder vor, in dessen Vorstadt er für kurze Zeit einrückte. Der Stadt selbst aber, die mit einigen Grenadierbataillonen und mit Landmiliz besetzt war, vermochte er mit seiner winzigen Schaar nichts anzuhaben. Da sich von allen Seiten, ja sogar von Berlin aus feindliche Truppen gegen ihn in Bewegung setzten, konnte Palasty sich in der Gegend von Frankfurt nicht länger halten. Er zog sich nach Jauer zurück, um von dort aus den bei Guben und Mühlrose stehenden Feind zu beobachten und Peitz einigermaßen zu decken [583]).

Inzwischen war endlich auch Daun am 26. August von Görlitz aufgebrochen. In sechs Colonnen marschirte sein Heer nach Bautzen, wo es am 28. eintraf und am folgenden Tage Rast hielt. Am 2. September befand sich zu Niederrödern, nördlich von Dresden sein Hauptquartier. Von hier aus beantwortete er ein neues Cabinetschreiben der Kaiserin, in welchem er mit drängenden Worten darauf aufmerksam gemacht worden war, daß die Lage, in der man sich befinde, rasche Entschlüsse und entscheidende Maßregeln verlange [584]).

Als Maria Theresia in diesem Sinne gegen Daun sich aussprach, konnte sie noch nichts davon wissen, daß der Streich bereits gefallen war, welchen König Friedrich gegen die Russen zu führen gedachte und durch den er die ihm zunächst liegenden Absichten, wenn auch nicht vollständig, so doch wenigstens zum großen Theile erreichte.

Sechzehntes Capitel.

Hochkirch.

Der entſcheidende Beweggrund, weßhalb Maria Thereſia auf die Vereinigung des ruſſiſchen Hülfscorps mit ihren eigenen Truppen Verzicht geleiſtet hatte, beſtand in der Hoffnung, die Verſtärkung der großen ruſſiſchen Armee durch dieſes Corps werde dieſelbe zu energiſcher Wiederaufnahme der Operationen veranlaſſen. Aber mit einer Schwerfälligkeit ohne Gleichen ging man im ruſſiſchen Hauptquartier zu Werke. Nachdem er die günſtigſte Zeit nutzlos hatte verſtreichen laſſen, erreichte Fermor in langſamen Märſchen endlich Poſen, wo er zu Beginn des Juli eintraf. Wieder verlief faſt ein Monat, ehe er über ſeine ferneren Unternehmungen zu einem Entſchluſſe gelangte. Daß ihn der Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhob, um ſich ſeines guten Willens zu verſichern, blieb gleichfalls ohne die erwartete Wirkung. Erſt Anfangs Auguſt rückten die Ruſſen in die Neumark und Fermor ging vor Cüſtrin. Durch ein Bombardement zerſtörte er die Stadt, aber die Feſtung widerſtand. Trotzdem ſchien es wahrſcheinlich, daß die Ruſſen die Oder überſchreiten und gegen Berlin vorrücken würden. Das ſchwache preußiſche Armeecorps unter Dohna, das am linken Oderufer ſtand, hätte ihnen das nicht zu wehren vermocht. Es anſehnlich zu verſtärken, darauf war nun Friedrich vor Allem bedacht. Von verſchiedenen Seiten ſandte er Zuzug; die ausgiebigſte Hülfe aber dachte er ſelbſt zu bringen, denn die Zurücktreibung der Ruſſen erſchien ihm jetzt als ſeine nächſtliegende, drängendſte Aufgabe. Am 11. Auguſt brach er mit etwa vierzehntauſend Mann von Landshut auf, nach zehntägigem angeſtrengtem Marſche war er am 20. Auguſt zu Frank-

furt an der Oder. Nachdem zwei Tage später auch Prinz Moriz von Anhalt aus Schlesien mit Truppen eingetroffen war, überschritt der König am 23. August etwa vier Meilen unterhalb Cüstrin den Fluß. Am 25. August kam es bei Zorndorf zur Schlacht; sie ging trotz der Tapferkeit und Ausdauer der russischen Infanterie durch die Unfähigkeit und Feigheit ihres Heerführers für die Russen verloren. Fermor entfloh vom Schlachtfelde, aber seine Truppen, ungleich wackerer als ihr Anführer, folgten ihm nicht. Dem Generalmajor Demicourt gebührt das Verdienst, dieselben zuerst wieder gesammelt und gegen den Feind geführt zu haben. Standhaft behauptete sich das russische Fußvolk unter dem tapferen Generallieutenant Grafen Browne bis gegen den Abend. Endlich wurde es, nachdem Browne mehrere schwere Wunden empfangen, durch die oft wiederholten Angriffe der Preußen, deren Cavallerie unter Seydlitz sich besonders hervorthat, zum Rückzuge genöthigt.

Ohne Zweifel hatte der König darauf gehofft, das russische Heer nicht allein zu schlagen, sondern es völlig zu vernichten. Die erstere Absicht erreichte er wirklich, die zweite jedoch nicht; durch die unerschütterliche Ausdauer der russischen Infanterie wurde sie vereitelt, während ein Theil des preußischen Fußvolkes sich nicht zur Zufriedenheit des Königs benahm, so daß Friedrich seinem Bruder schrieb, er möge strenge Disciplin halten und nur ja den Stock recht häufig in Anwendung bringen. Ueberdieß hatte nicht nur das russische, sondern auch das preußische Heer in der Schlacht furchtbar gelitten; fast der dritte Theil des letzteren lag todt auf dem Wahlplatze oder füllte verwundet die Spitäler. Daher kam es, daß die Russen mehrere Tage hindurch in der Stellung, welche sie bei Kleincamin eingenommen hatten, unangefochten blieben und Friedrich es nicht wagte, den Angriff auf sie zu erneuern. Als die Russen jedoch ein paar Tage später auf Landsberg zurückgingen, durfte der König sich der Erwartung hingeben, ein Heer, welches unter den günstigsten Verhältnissen und ohne einen der Zahl nach gefährlichen Feind vor sich zu haben, nichts Erwähnenswerthes ausgerichtet habe, werde solches nach den erlittenen großen Verlusten noch weniger thun. Etwa sechzehntausend

Mann ließ er ihnen gegenüber unter Dohna zurück, er selbst brach mit einer Streitmacht, welche an Stärke ungefähr derjenigen glich, mit der er gekommen war, am 2. September auf, um sie gegen den Feind, den er selbst als den kriegstüchtigsten bezeichnete, das österreichische Heer zu führen. Die Russen nannte er seine wildesten, die Franzosen aber seine leichtsinnigsten Gegner[585]).

Man weiß, daß der russische Obergeneral, um sein Verfahren zu beschönigen, überallhin die Nachricht verbreiten ließ, er sei zwar am ersten Schlachttage zum Weichen genöthigt worden, habe aber an den folgenden Tagen den Kampf neuerdings aufgenommen und die Preußen vollständig besiegt; darum wurde auch auf beiden Seiten, in Rußland wie in Preußen, das „Te Deum" gesungen. Aber dem Scharfblicke der Kaiserin blieb gleich vom Anfange an die wahre Sachlage nicht verborgen. „Die Schlacht von zwei oder drei Tagen", schrieb sie an Kaunitz, nachdem er ihr den ersten Bericht des bei dem russischen Heere anwesenden Feldzeugmeisters St. André vorgelegt hatte, „schien mir unglaublich. Ich habe mich nicht getäuscht, denn eine „Kanonade ist keine Schlacht. Dieser Demicourt verdient eine Statue „und eine große Belohnung; er allein ist es, der für einige Zeit die „schreckliche Wirkung beseitigt hat, welche diese Niederlage hervorbringen „wird. Die Berichte aus Berlin werden uns von der Anzahl der „Gefangenen und verlornen Kanonen unterrichten. Der Rückzug „geht, wie ich Ihnen gestern sagte, auf Landsberg; Gott gebe daß „er sich nicht, wie ich glaube, bis hinter die Weichsel erstreckt. Die „Rechnung ist leicht gemacht: die Preußen besaßen vierzigtausend „Mann, zwischen acht- und zehntausend haben sie verloren und gewiß „nicht mehr. Zwischen zwölf- bis fünfzehntausend werden sie den „Russen gegenüber lassen und ebenfalls nicht mehr, da sie ihrer Sache „gewiß sind. Der König aber kehrt mit fünfzehn- bis zwanzigtausend „Mann gegen uns zurück"[586]).

So wie Maria Theresia selbst, nachdem sie die Nachricht von der Zorndorfer Schlacht empfangen, so war auch Daun, sogar noch ehe er von einem solchen Ereignisse etwas wußte, durchaus nicht im Zweifel, daß der König von Preußen, nachdem er die Russen unschädlich

gemacht, auf den Kriegsschauplatz in Sachsen zurückkehren werde, um der verhältnißmäßig schwachen Armee, welche sich unter dem Prinzen Heinrich dort behauptete, Hülfe zu bringen. Er war also mit dem Wiener Hofe der gleichen Meinung, daß noch vor der Rückkehr des Königs eine entscheidende Unternehmung, um mit der vorhandenen Uebermacht die preußischen Streitkräfte in Sachsen zu vernichten, ins Werk gesetzt werden müsse. Darum sandte Daun am 1. September den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Lacy zu dem Oberbefehlshaber des Reichsheeres, dem Prinzen Friedrich von Zweibrücken, der aus dem nördlichen Böhmen, das er lange Zeit hindurch gegen einen etwaigen Angriff des Prinzen Heinrich gedeckt hatte, gleichfalls auf sächsisches Gebiet vorgerückt war und jetzt bei Pirna stand. Daun beabsichtigte bei Meissen die Elbe zu überschreiten und geraden Weges auf den Prinzen Heinrich loszugehen. Das Reichsheer sollte zu diesem Angriffe mitwirken und es verhindern, daß Prinz Heinrich nach irgend einer Seite hin einen Ausweg finde.

Was jedoch fast immer der Fall war, wenn es in jenem Kriege um das Zusammenwirken zweier von einander unabhängiger Feldherren sich handelte, geschah jetzt von Neuem. Der Prinz von Zweibrücken stimmte dem Vorschlage Dauns nicht zu, denn für so vortheilhaft hielt er die Stellung des Prinzen Heinrich bei Gamig, unfern von Dresden, daß ein Angriff auf denselben nicht räthlich sei. Das Aeußerste, wozu er sich herbeilassen könne, bestehe in dem Auftrage an den Feldmarschall-Lieutenant von Hadik, mit seinem Corps die feindlichen Stellungen zu umgehen und sie dadurch zu beunruhigen. Jedoch auch dazu wollte der Prinz von Zweibrücken sich nicht bindend verpflichten [587]).

Diese Weigerung des Prinzen von Zweibrücken veranlaßte Daun, von seinem früheren Angriffsplan wider den Prinzen Heinrich wenigstens vor der Hand abzustehen. Er beschränkte sich darauf, mit seinem Heere statt westlich nach Meissen und von da gegen Dresden zu gehen, in südöstlicher Richtung über Radeberg nach Stolpen zu marschiren, somit fast wieder den Weg einzuschlagen, den er aus Böhmen gekommen war. Bei Stolpen blieb er stehen und spähte

nach einer Blöße, welche sein Gegner ihm darbieten sollte. Dann wollte er unverzüglich zum Angriffe auf denselben schreiten.

In Wien war man, und gewiß mit Recht, mit dem Ergebnisse der Kriegführung in Sachsen durchaus nicht zufrieden. Nach der Entfernung des Königs von Preußen hatte man die Befreiung Dresdens und des ganzen Landes von dem so schwer auf ihm lastenden preußischen Joche für unausbleiblich gehalten. Denn daß Prinz Heinrich, dessen Streitmacht die Anzahl eines der beiden wider ihn streitenden Heere bei weitem nicht erreichte, sich gegen beide zugleich in Sachsen zu behaupten vermöchte, hatte man kaum für möglich gehalten. Und doch geschah es, denn fortwährend stand Daun zu Stolpen, Prinz Heinrich zu Gamig, in Pirna aber der Pfalzgraf von Zweibrücken. Und während so die Oesterreicher und das Reichsheer die kostbarste Zeit unthätig verloren, wurde sie von Friedrich aufs beste benützt. In Eilmärschen rückte er gegen Sachsen heran: für die nächsten Tage schon war sein Eintreffen daselbst und sein wirksames Eingreifen in die dortige Kriegführung zu erwarten.

In den glimpflichsten Ausdrücken gab man es von Wien aus dem Grafen Daun zu erkennen, daß man sich in sein bisheriges Verfahren nicht recht zu finden vermöge. Am 6. September erging ein Handschreiben der Kaiserin an ihn. So viel aus der Ferne sich beurtheilen lasse, schrieb ihm Maria Theresia, hätte er sich in seinem Plane, bei Meissen über die Elbe zu gehen und gegen den Prinzen Heinrich vorzurücken, nicht beirren lassen sollen. Allerdings sei es richtig, daß Heinrich sich durch eine solche Bewegung nicht leicht veranlaßt gesehen haben würde, seine vortheilhafte Stellung bei Dresden zu räumen. Aber gerade dieser Umstand hätte ihn dann auch verhindern müssen, den Uebergang der Oesterreicher über die Elbe irgendwie zu stören. Durch dessen Vollziehung wäre wenigstens das ganze Land auf dem linken Ufer des Stromes von den Preußen befreit, die Stellung derselben bei Dresden aber auf die Länge gleichfalls unhaltbar gemacht worden. Wenn nichts dergleichen geschehe, so werde man von den Verbündeten empfindliche Vorwürfe zu hören bekommen, daß man den Russen die ganze feindliche Macht auf dem Halse

gelassen, ihnen keine Unterstützung geleistet, den rechten Zeitpunkt zu entscheidenden Unternehmungen überall versäumt und nicht einmal gewagt habe, mit zwei Armeen, welche zusammen über achtzigtausend kampftüchtige Soldaten zählten, das nicht viel über zwanzigtausend Mann starke preußische Heer aus Sachsen zu vertreiben.

Daß sich am 5. September die kleine Festung Sonnenstein an das Reichsheer ergab und die preußische Besatzung von etwas mehr als vierzehnhundert Mann in Kriegsgefangenschaft fiel, darin bestand in der That fast der einzige Vortheil, den man während der Abwesenheit des Königs von Preußen in Sachsen errang. Noch hoffte man kurz vor der Rückkehr des Königs eine entscheidende Unternehmung gegen dessen Bruder ins Werk setzen zu können. Sie sollte darin bestehen, daß Daun mit einem Theile seiner Armee bei Pillnitz die Elbe überschreite und den Prinzen Heinrich angreife, während dies gleichzeitig auch von Seite der Reichsarmee geschehe. Für den 11. September war die Ausführung dieser Unternehmung bestimmt, aber am Tage vorher lief die gar unwillkommene Nachricht ein, daß sich der König von Preußen mit den Truppen, die er unter den Befehlen des Markgrafen Karl in Schlesien zurückgelassen und welche derselbe seither gleichfalls nach Sachsen geführt hatte, bereits vereinigt habe und nun schon bei Reichenberg, kaum eine Meile von Dresden angelangt sei. Sowohl Daun als Prinz Friedrich von Zweibrücken glaubten unter so ungünstig veränderten Verhältnissen an die Ausführung des beabsichtigten Angriffes auf den Prinzen Heinrich nicht mehr schreiten zu sollen. Derselbe unterblieb und Daun hielt sich nach wie vor in seiner festen Stellung zu Stolpen, so daß er wie von selbst aus der früher beabsichtigten Offensive in die Defensive zurückwich. Daß der König von Preußen die erstere mit voller Energie aufnehmen werde, daran war nach seinem bisherigen wahrhaft bewunderungswürdigen Verfahren nicht im Entferntesten zu zweifeln. Vierundzwanzig deutsche Meilen hatte er binnen sieben Tagen zurückgelegt, und seine Truppen befanden sich, wie er seinen Bruder Heinrich versichert, trotz dieser bis dahin unerhörten Anstrengung in vollkommen kampffähigem Zustande. „Wir „sind im Stande uns zu schlagen und zwar tüchtig zu schlagen", schrieb

er am 8. September an Heinrich[588]), „wenn nur die dicke Excellenz „von Kolin ihren Kragen dazu hergeben will." Denn Friedrich begriff wohl, daß er nur durch einen zweiten und entscheidenden Streich und zwar dießmal gegen seinen Hauptfeind zu einer ihm günstigen Beendigung des Krieges zu gelangen vermöge.

Hatte Daun während der Zeit, als es für ihn um rasche Unternehmungen und energische Maßregeln sich handelte, um Dresden zu befreien und die Preußen unter Prinz Heinrich aus Sachsen zu vertreiben, sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, so traten von dem Augenblicke angefangen, in welchem der König den österreichischen Feldherrn wider dessen Willen zu einer Schlacht zwingen wollte, wieder die guten Eigenschaften der Kriegführung Dauns hervor. „Seine „Stellung zu Stolpen ist allzu günstig für ihn", schrieb Friedrich seinem Bruder, „als daß ich mir an ihr die Nase einrennen sollte[589])." Der König nahm daher zu verschiedenen Manövern seine Zuflucht, um Daun aus seiner so hartnäckig festgehaltenen Stellung zu verdrängen. Aber so geschickt angelegt auch Friedrichs Bewegungen waren, so blieben sie doch der Hauptsache nach ohne jedes Resultat. Den ganzen September hindurch stand Daun unerschütterlich zu Stolpen; alle Versuche des Königs, ihm beizukommen, blieben erfolglos, und die Kriegführung beschränkte sich auf wenig bedeutende Hin- und Herzüge kleinerer Abtheilungen, die ohne jeden Einfluß auf die Hauptentscheidung blieben. Nur mühsam suchte der König die eigene Ungeduld zu beschwichtigen, indem er den Anderen, insbesondere seinem Bruder unablässig Geduld predigte. „Daun wird sich nicht schlagen", so lautete fortwährend seine Klage; doch gab er die Hoffnung nicht auf, daß spätestens in der Hälfte des October der Mangel an Lebensmitteln den Feldmarschall zwingen werde, seine Stellung zu verlassen[590]).

Es ist eigenthümlich zu beobachten, daß wie groß auch die Ungeduld des Königs von Preußen sein mochte, einen entscheidenden Schlag gegen Daun zu führen, sie von derjenigen Maria Theresia's, den gegenwärtigen Feldzug nicht ohne ein glänzenderes Ergebniß der Kriegführung zu Ende gehen zu lassen, fast noch übertroffen wurde. Als die Kaiserin sah, daß die russische Armee durch die Zorndorfer

Schlacht keineswegs so untauglich zur Fortsetzung des Kampfes gemacht worden war, als König Friedrich dieß verbreitete, trachtete sie vor Allem darnach, den russischen Hof und durch ihn den General Fermor zur Wiederaufnahme der Offensivbewegungen gegen die preußischen Lande zu vermögen.

Zweifach war der Vorschlag, den sie zu diesem Ende sowohl nach St. Petersburg als unmittelbar an Fermor gelangen ließ. Um jeden Preis sollte derselbe von der außerordentlichen Schwächung des ihm gegenüber stehenden preußischen Heeres unter Dohna ausgiebigen Nutzen ziehen. Entweder möge Fermor von Landsberg, wo er sich gegenwärtig befinde, nach Schwedt und an die Oder vorrücken, sich mit den Schweden vereinigen und dann gegen Berlin, oder wohin sonst der Kriegszweck es fordere, seine Unternehmungen richten, sich dadurch aber der Winterquartiere auf preußischem Boden versichern. Oder wenn sehr beträchtliche Hindernisse der Durchführung dieses Planes sich in den Weg stellten, möge Fermor das überflüssige Gepäck, die Kranken und Verwundeten unter dem Schutze seiner leichten Truppen durch Polen nach der Provinz Preußen zurücksenden. Er selbst solle mit seiner ganzen Armee so rasch als nur immer möglich nach Schlesien aufbrechen. Ein Corps von wenigstens zwanzigtausend Mann österreichischer Truppen würde sich dort mit ihm vereinigen und in Niederschlesien eine solche Stellung einnehmen, daß sich der Feind von dieser Provinz abgeschnitten sähe. Ein derartiger Marsch nach Schlesien wäre für die Russen fast ganz ohne Gefahr; der König von Preußen verlöre dadurch einen höchst ansehnlichen Theil seiner ohnedieß schon sehr geschmälerten Hülfsquellen; die Heere der Alliirten in Schlesien und in Sachsen aber vermöchten dann leicht in nähere Verbindung mit einander zu treten und sich gegenseitig Unterstützung zu leisten [591]).

Was die Kaiserin persönlich anging, so billigte sie nicht nur vollständig diesen Plan, ja sie fand ihn sogar bewunderungswürdig: dennoch hegte sie keine große Erwartung von seiner Durchführung. Denn sie meinte es sei für dieselbe schon allzu spät; vor vier oder sechs Wochen werde man gar keine Antwort erhalten [592]). Auch dem Grafen Daun wurde jener Vorschlag mit dem Auftrage mitgetheilt,

seine Meinung über denselben offen zu sagen. Dauns Aeußerung fiel in jeder Beziehung zustimmend aus. Er knüpfte daran seine Anträge über die Zusammensetzung des Corps von fünfundzwanzigtausend Mann, welches sich mit den Russen vereinigen sollte, und meinte daß das Commando über dasselbe dem General der Cavallerie Grafen O'Donel zu übertragen wäre. Er würde es sicher am besten verstehen, sich bei den russischen Generalen beliebt zu machen [593]).

Wie sehr die Kaiserin selbst zu jener Zeit von peinlicher Ungeduld beherrscht wurde, wie sie zwischen Furcht und Hoffnung schwebte und von einem Vorschlage auf den anderen gerieth, wird aus ihrer Correspondenz mit Daun recht klar ersichtlich. Von dem Hauptgedanken ging sie aus, es müsse um jeden Preis noch vor Ende des Feldzuges eine entscheidende Unternehmung ins Werk gesetzt werden, weil sonst ein nachtheiliger Friedensschluß nicht mehr abzuwenden sei. Worin aber diese Unternehmung eigentlich zu bestehen habe, darin schwankte sie selbst in ihrer Meinung. Als sie die Nachricht erhielt, daß Friedrich den General Wedell mit zahlreichen Streitkräften nach Berlin abgesendet habe, um diese Stadt vor den Schweden zu decken, da glaubte die Kaiserin, daß die hiedurch verursachte ansehnliche Schwächung des feindlichen Heeres einen entscheidenden Schlag wider dasselbe vielleicht doch noch ausführbar erscheinen lasse. Und wäre das wider Vermuthen nicht möglich, so könnte Daun außer der combinirten Armee etwa noch zwanzigtausend Mann in der bisherigen festen Stellung zurücklassen. Die Hauptmacht aber, welche dann noch fünfzigtausend Mann zählen und aus den Corps der Generale Harsch und de Ville nach Gefallen noch zu verstärken sein würde, vermöchte Daun in Person an die Oder zu führen, um mit ihr diesen Fluß entlang tiefer in preußisches Gebiet einzudringen [594]).

Man kann sich wohl denken, daß ein solcher Vorschlag dem Grafen Daun in gar keiner Weise behagte. Die durch Wedells Entsendung nach Berlin eingetretene Verringerung der Anzahl des preußischen Heeres, schrieb er der Kaiserin, sei keineswegs so bedeutend als man in Wien es vermuthe. Und in der That beliefen sich Wedells Streitkräfte nur auf acht Bataillone und fünf Schwadronen. Wenn

außer der combinirten Armee bloß zwanzigtausend Mann in Sachsen zurückblieben, so würden dieselben gar leicht von dem Feinde zermalmt werden; dadurch geriethe jedoch auch die combinirte Armee in die äußerste Gefahr. Endlich wüßte Daun nicht woher er bei dem Marsche eines Heeres von mehr als fünfzigtausend Mann an die Oder die Subsistenzmittel zu beschaffen vermöchte. Man möge somit bei dem ersten Plane der Absendung eines kleineren Armeecorps beharren [595]).

Während Daun dieß niederschrieb, war schon ein neues Rescript der Kaiserin an ihn auf dem Wege. Es gab Zeugniß von einer gewissen Veränderung in ihren früheren Anschauungen. Von dem Vorschlage, daß Daun mit dem größeren Theile seines Heeres sich an die Oder begeben solle, war jetzt nicht mehr die Rede. Die Kaiserin gab vielmehr der Besorgniß Raum, daß für dieß Jahr nicht mehr viel von den Russen zu erwarten sein werde. Da aber der Feldzug, und darin blieb sich Maria Theresia consequent, nicht zu Ende gehen dürfe ohne daß zuvor noch die Durchführung einer bedeutenderen Unternehmung versucht werde, so solle an die Belagerung von Neisse geschritten werden. Unmittelbar ertheilte sie dem Grafen Harsch den Befehl, mit einem Corps von wenigstens dreißigtausend Mann vorwärts zu gehen. Würde von Seite der Russen wider Vermuthen noch die Offensive ergriffen, so könnten Harsch und das aus dem Heere Dauns auszuscheidende Armeecorps zur Theilnahme an den auszuführenden Offensivbewegungen sich mit ihnen vereinigen. Gienge jedoch, wie es täglich wahrscheinlicher werde, diese Voraussetzung nicht in Erfüllung, dann wäre wenigstens Neisse zu belagern [596]).

Eine freudige, und wie sie selbst sagt, ganz unvermuthete Nachricht war es für Maria Theresia, als sie aus St. Petersburg statt der besorgten Ausflüchte die Erklärung der Zarin Elisabeth erhielt, sie wolle die Waffen nicht eher niederlegen und den Krieg so lang nachdrücklichst fortführen, bis der „hochmüthige Feind" gedemüthigt und der Grundstein zu einem dauerhaften Frieden gelegt sei. Darum habe sie Fermor den gemessenen Befehl zugefertigt, die Operationen neuerdings und mit Energie zu beginnen. Und um das russische Heer

ansehnlich zu verstärken, werde man frische Truppen in einer Anzahl von fast vierzigtausend Mann nach Riga in Marsch setzen [597]).

Gleichzeitig mit dieser Nachricht traf auch aus Warschau die Botschaft ein, Fermor habe auf die Bitte des Königs August, er möge nicht allzu rasch an die Weichsel zurückgehen, die Antwort ertheilt, daß ihm solches gar nicht in den Sinn komme. Derlei verleumderische Verdächtigungen würden nur von seinen Feinden ausgesprengt. Er sei vielmehr entschlossen, demnächst mit seiner ganzen Armee gegen Soldin und Stargard vorzurücken und auch fernerhin gegen den gemeinsamen Feind mit allem Nachdrucke zu verfahren [598]).

Diese Erklärungen bekräftigte Fermor in einem Schreiben, welches er unmittelbar an Daun erließ [599]). Er war in der That von Landsberg aufgebrochen und hatte sich Stargard wenigstens genähert. Er erneuerte die Versicherung, daß er darauf ausgehe, den Feind aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken und ihn nochmals zu einer Schlacht zu zwingen. Am besten wäre es freilich, meinte Fermor, wenn eine solche von Daun dem Könige selbst geliefert würde. Dessen Streitkräfte würden dadurch neuerdings geschwächt werden, man gäbe dem Könige keine Zeit mehr, sich zu erholen, seine Soldaten würden Vorschub erhalten, noch mehr als es ohnedieß der Fall sei, seinen Fahnen zu entweichen, und der bei ihm verbleibende Rest derselben würde den Muth vollends verlieren [600]).

Ungefähr zu der Zeit, in welcher Daun diese Aufforderung des russischen Obergenerals zu energischem Auftreten erhielt, kam ihm ein in ähnlichem Sinne lautendes Cabinetsschreiben der Kaiserin zu. Daun hatte den Generalmajor Freiherrn von Tillier nach Wien gesandt, um mündlich die Lage der Dinge in Sachsen zu schildern und Verhaltungsbefehle einzuholen. In einem späteren Berichte hatte er die Gründe entwickelt, welche ihn noch fortan bestimmten, in seinem Lager bei Stolpen stehen zu bleiben. In Wien war man jedoch einer völlig verschiedenen Ansicht. Wenn er abwarten wolle, schrieb die Kaiserin dem Feldmarschall am 5. October, bis die russische und die schwedische Armee ihm durch nachdrückliche Wiederaufnahme der Operationen eine

mächtige Diversion bereitet hätten, und wenn sich die Führer jener Armeen auf den gleichen Standpunkt stellen wollten wie er, so würde eben Einer fruchtlos des Andern harren. Dabei walte jedoch der große Unterschied ob, daß der Krieg hauptsächlich im Interesse Oesterreichs geführt werde. Die österreichische Armee sei es, der man wegen ihrer Stellung, ihrer Stärke und ihrer Kriegstüchtigkeit weit eher als den Heeren Rußlands oder Schwedens die Durchführung entscheidender Unternehmungen zumuthen dürfe. Daun möge daher seine bisherige Stellung bei Stolpen verlassen, gegen Löbau vorrücken und sich bemühen, dem Feinde bei Görlitz zuvorzukommen. Dadurch würde der doppelte Endzweck erreicht, die Belagerung von Neisse besser zu decken und sich wenigstens den Weg offen zu halten, die russischen Operationen in der einen oder anderen Weise zu unterstützen.

Inzwischen hatte jedoch endlich Daun von selbst die Nothwendigkeit eingesehen, das Lager bei Stolpen zu verlassen. An dem Abende des Tages, an welchem jenes Schreiben der Kaiserin von Wien abging, brach Daun von Stolpen auf. Trotz der Finsterniß der Nacht und der Schwierigkeit des Terrains wurde der Marsch doch in größter Ordnung vollzogen und er gereichte, wie ein gleichzeitiger Bericht sich ausdrückt, dem General-Quartiermeister Grafen Lacy zu höchster Ehre [601]).

Ein Angriff, welchen am Morgen des 6. October die Preußen auf die Nachhut des österreichischen Heeres unternahmen, wurde siegreich abgeschlagen; das Regiment d'Arberg unter dem Obersten Grafen Merode und die Husaren eroberten drei Kanonen, tödteten und verwundeten Viele und machten achtzig Gefangene, unter denen drei Hauptleute sich befanden. Am 7. traf das österreichische Heer bei Kittlitz ein, wo es neuerdings eine feste Stellung bezog, welche die Straßen über Görlitz nach Schlesien, über Zittau nach Böhmen und über Bautzen nach Sachsen beherrschte.

Dauns Aufbruch in westlicher Richtung war für das preußische Heer das Zeichen, ein Gleiches zu thun. Von Bischofswerda rückte es auf Bautzen, wo der König für einige Tage sein Hauptquartier

nahm. Er brannte vor Ungeduld, seinem Gegner einen entscheidenden Schlag beizubringen, und die Briefe Friedrichs an seinen Bruder Heinrich geben Zeugniß von der Gemüthsbewegung, in der sich der König befand. „Ich bin in einer fortwährenden Aufregung," schrieb ihm Friedrich am 8. October aus Bautzen. Und am folgenden Tage fügte er hinzu, die Armeen der Verbündeten hätten nur auf Daun ihre Augen gerichtet. Gelänge es denselben zum Rückzuge zu zwingen, so würden sie alle nach Hause zurückkehren. Am 10. October aber sagt der König, daß wenn er sich auf Vorhersagungen einlassen dürfte, er der Meinung wäre, es würde ihm durch fünf bis sechs Märsche gelingen, alle Pläne Dauns zu vereiteln[602]).

Da er das österreichische Heer auf den Höhen, auf denen es sich befand, nicht angreifen konnte, dachte Friedrich dasselbe zu umgehen und es von Görlitz und dadurch auch von Schlesien abzuschneiden, denn es begann ihm bange zu werden für das Schicksal von Neisse. Am 10. October rückte das preußische Heer bis Hochkirch vor, einem Dorfe, das etwa halbwegs zwischen Bautzen und Löbau hart an der von Sachsen nach Böhmen führenden Straße gelegen ist. Von hier schrieb Friedrich neuerdings an Heinrich. Nach der Vereinigung mit dem Feldmarschall Keith werde er sehen, auf welcher Seite er den Feind zu umgehen vermöge. Doch wolle er dem Zufall keinen größeren Spielraum gewähren als die Klugheit es gestatte[603]).

Aber die letztere war schon in dem Augenblicke, in welchem der König dieß niederschrieb, von ihm gar sehr außer Acht gelassen worden. Im Angesichte, ja man kann fast sagen zu den Füßen seines Gegners lagerte Friedrich seine Streitmacht, die ungefähr nur die Hälfte von derjenigen der Oesterreicher betrug. Und noch überdieß war seine Stellung so wenig geschützt, daß sie zu einem Angriffe gleichsam herausforderte. Umsonst machten die bewährtesten seiner Generale den König auf die augenscheinliche Gefahr aufmerksam, in welcher das Heer sich befand. Eigenwillig wies er jede Vorstellung zurück, und so großen Vortheil es den Preußen schon oftmals gebracht hatte, daß die ganze Art der Kriegführung nur von der Auffassung und den Ent-

schlüssen eines einzigen Mannes abhängig war, so nachtheilig erwies sich dieß doch manchmal und so schadenbringend war es jetzt.

Auf österreichischer Seite waltete gerade das entgegengesetzte Verhältniß ob, und dießmal gereichte es zum Heile. Dringend wurde der Feldmarschall von seinen Generalen aufgefordert, die unvergleichliche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen und einen Angriff auf die preußischen Stellungen zu wagen. Laun entschloß sich auch hiezu; drei Umstände waren es, wie er behauptet, welche ihn vor Allem zu diesem Unternehmen vermochten: die Kampfbegier seines Heeres, die Sorglosigkeit des Feindes und endlich die Gewißheit des Sieges, wenn man durch einen herzhaften Angriff nur einmal die Anhöhen von Hochkirch erobert haben würde[604]). Vom frühesten Morgen an war der Feldmarschall fortwährend zu Pferde, die Stellung des Feindes aufs genaueste zu recognosciren und auch seine eigene zu besichtigen und sie mit Sorgfalt zu verstärken. Er hoffte darauf, die Wachsamkeit seines Feindes täuschen und in der Form eines Ueberfalles den Streich wider seinen Gegner führen zu können. Den Hauptangriff beabsichtigte er gegen dessen rechten Flügel zu richten, der in Hochkirch selbst lag. Auf diesen Punkt wollte Laun eine überlegene Streitmacht concentriren, dem zu Kottitz befindlichen linken Flügel des Feindes gegenüber sich aber vorerst auf dessen Beunruhigung beschränken. Erst wenn der rechte Flügel der Preußen geschlagen und die Anhöhen von Hochkirch erobert seien, müsse der Scheinangriff auf den linken Flügel in einen wirklichen verwandelt und mit allem Nachdruck durchgeführt werden. Mit Anbruch des Tages könne dieser Zeitpunkt der Eroberung der Anhöhe eingetreten sein, wenn man nur auch den Angriff mit dem erforderlichen Ungestüm vollziehe. Gerade so wie ein Sturm sei derselbe aufzufassen und ins Werk zu setzen. Darum werde er auch im Beginne von der Artillerie nicht unterstützt werden können. Die Regimenter, welche die Vorhut bildeten, hätten ihre Kanonen sammt den Fahnen zurückzulassen; nach der ersten Decharge müßten sie sich gerade auf den Feind werfen, mit dem Säbel in der Faust und dem Bajonnet hätte das Beste zu geschehen. Erst wenn die Grenadiere aufmarschirt wären, sei das ihnen folgende

were Geschütz auf die Anhöhen zu pflanzen, um dann durch ein stiges Feuer die Verwirrung des Feindes zu vermehren und seine iederlage zu vollenden. Wenn es gelänge, die Kanonen des rechten ußischen Flügels zu erobern, dürfe man sich bei denselben nicht ıfhalten noch sie gegen den Feind wenden, sondern man solle sie rch die Croaten in Sicherheit bringen lassen. Und sei der Feind schlagen, so möge man ihm nicht in Unordnung folgen, sondern sich uf die Besetzung der Anhöhen beschränken. Die erforderliche Ver- igung zur Verfolgung der Preußen würde dann schon rechtzeitig ge- roffen werden [605]).

Um den König noch mehr in Sicherheit zu wiegen, hatte Daun or der Front seiner Armee Verschanzungen aufwerfen, in den Wal- ungen aber Verhaue anlegen lassen, als ob es ihm um nichts anderes ls um seine Vertheidigung zu thun wäre. Insgeheim aber wurden gerade in den Waldungen Wege gebahnt, um sich den feindlichen Stellungen unentdeckt nähern zu können. Trefflich wußten die Oester- reicher alle diese Vorkehrungen zu benützen; in der Nacht vom 13. auf den 14. October wurde der beabsichtigte Anmarsch in aller Stille vollzogen, und um vier Uhr früh standen die kaiserlichen Truppen, durch die dichte Finsterniß geschützt, einen Flintenschuß weit von den feindlichen Vorposten. Der Glockenschlag fünf Uhr gab das Zeichen zum Angriff; mit unwiderstehlicher Kraft wurde derselbe vollführt. Rasch waren die preußischen Vorposten über den Haufen gerannt und die in tiefem Schlafe liegenden feindlichen Regimenter wurden im wahren Sinne des Wortes überfallen. Zwar griffen sie im Dunkel zu den Waffen, zwar suchten sie sich zu sammeln und wechselseitig zu unterstützen, aber jede Gegenwehr blieb fruchtlos. Wie Daun es im Voraus richtig berechnet hatte, so waren in dem Augenblicke, in wel- chem der Tag zu grauen begann, schon die feindlichen Vorwerke, das Dorf Hochkirch und die Anhöhen hinter demselben in der Gewalt des österreichischen Fußvolkes, das auf den letzteren in Reih' und Glied aufgestellt wurde. In diesem Augenblicke griff verabredeter Maßen der Feldzeugmeister Herzog von Arenberg den linken Flügel der Preußen mit Ungestüm an. Trotz hartnäckigen Widerstandes wurde der Feind

auch hier geworfen. Ueberall durchbrach, wie es in der Dispoſition vorherbeſtimmt war, die öſterreichiſche Infanterie, ohne von ihrer Artillerie eine Unterſtützung zu erhalten, bloß mit dem Säbel in der Fauſt und mit aufgepflanztem Bajonnet die Reihen der Feinde. Hinter Hochkirch ſammelten ſich jedoch dieſelben, und hier zeigte ſich wieder die ganze Gewalt der preußiſchen Disciplin. Binnen wenig Minuten waren die raſch geordneten Reihen im Stande, angriffsweiſe vorzugehen. Die öſterreichiſchen Grenadiere, welche ſich von ihrer Kampfbegier zu weit hatten hinreißen laſſen, wurden zurückgeworfen. Mit ſeinen beſten Truppen griff der Feind das für ihn verloren gegangene Dorf an. Dreimal wurde der Anprall zurückgeſchlagen; endlich gelang er wenigſtens zum Theile. Die Preußen bemächtigten ſich wieder mehrerer Häuſer des Dorfes. Aber von dem Beſitze desſelben hing die Entſcheidung der Schlacht ab; darum wurde hier auch von öſterreichiſcher Seite der hartnäckigſte Widerſtand concentrirt. Eines der kaiſerlichen Regimenter nach dem andern warf ſich auf dieſen Punkt; einige aus ihnen, vor Allem das Regiment Clerici, erlitten hiebei große Verluſte; das Regiment Batthyany aber erbeutete vier Fahnen und machte dreihundert Gefangene.

Furchtbar tobte der Kampf zwiſchen den Häuſern und um den Friedhof von Hochkirch. Endlich wurden die Preußen aus dem Dorfe vertrieben und alle ihre Bemühungen, ſich desſelben neuerdings zu bemächtigen, blieben erfolglos. Auch der linke Flügel der Preußen ließ von fernerem Widerſtande ab, und der Feind trat den Rückzug gegen Predlitz an, in deſſen Nähe er ſich neuerdings in Schlachtordnung ſtellte. Um zehn Uhr Morgens war der Kampf zu Ende, und nur Laudon mit drei Cavallerie-Regimentern befand ſich noch in der Verfolgung des Feindes. Das ganze preußiſche Lager ſammt dem Gepäck, hundert Kanonen, dreißig Fahnen und Feldzeichen blieben im Beſitze der Oeſterreicher. Mit einem Verluſte von mehr als ſechstauſend Mann erkauften ſie den errungenen Sieg; die Preußen aber verloren etwa neuntauſend Mann. Einer der hervorragendſten unter ihren Generalen, Feldmarſchall Keith befand ſich unter den Todten, ein zweiter, Prinz Moriz von Anhalt-Deſſau wurde ſchwer verwundet

und gefangen. Prinz Franz von Braunschweig, der jüngste unter acht Brüdern, blieb gleichfalls todt auf dem Platze.

Noch von der Wahlstatt hinweg, und zwar schon eine halbe Stunde vor Mittag, sandte Daun den Flügeladjutanten Major von Rothschütz mit der Freudenbotschaft nach Wien; in dem kurzen, französisch abgefaßten Berichte an den Kaiser pries er die unvergleichliche Tapferkeit des größten Theiles der Truppen [606]), insbesondere der Grenadiere. Von den Generalen waren es Tillier und Lacy, deren Verdienste Daun besonders hervorhob. Der Erstere begab sich am folgenden Tage als Ueberbringer des förmlichen Schlachtberichtes so wie der erbeuteten Feldzeichen und Fahnen nach Wien. Hier wurde selbstverständlich Alles durch die unerwartete Nachricht in Entzücken versetzt. Je unzufriedener man die ganze Zeit über mit der Ereignißlosigkeit der Kriegführung in Sachsen gewesen war, je weniger Erfolge man sich für diesen Feldzug noch von Daun versprach, um so größer war der Jubel über den unverhofften glanzvollen Sieg. Daß die erste Kunde von demselben durch Rothschütz am Abende des 15. October, des Namenstages der Kaiserin, in Schönbrunn eintraf, als der ganze Hof und der Adel des Reiches glückwünschend um die Monarchin versammelt waren, erhöhte wo möglich noch die freudige Ueberraschung. Auch der Erzbischof war zugegen; das kaiserliche Ehepaar voran strömte nun Alles nach der Schloßkapelle, wo der Erzbischof das Te Deum anstimmte, das von sämmtlichen Anwesenden freudig und dankerfüllt mitgesungen wurde [607]).

Ein eigenthümliches Zusammentreffen war es, daß am folgenden Tage von einem anderen Punkte des Kriegsschauplatzes gleichfalls eine willkommene Botschaft ankam.

Nachdem der Obercommandant der französischen Hauptarmee, der vor kurzem zum Marschall von Frankreich ernannte Contades die Stellung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig nördlich von der Lippe für unangreifbar erklärt hatte, verlief der Feldzug in jenen Gegenden ohne irgend welche nennenswerthe Unternehmung. Um doch auch seinerseits etwas zu thun, befahl der Hof von Versailles dem

Prinzen von Soubise, der sich nach wie vor in Cassel befand, nach Hannover aufzubrechen. Am 8. September setzte sich Soubise über Göttingen und Nordheim gegen Hannover in Bewegung. Nun aber sandte Prinz Ferdinand den General Oberg mit vierzehntausend Mann gegen Cassel. Auf diese Nachricht kehrte Soubise nach Cassel zurück: durch Contades ansehnlich verstärkt, schlug er am 10. October bei Lutternberg den General Oberg aufs Haupt. Mit Hinterlassung seines ganzen Geschützes flüchtete Oberg unter dem Schutze der Nacht gegen Münden.

Die Freude der Kaiserin über den bei Hochkirch erfochtenen Sieg, und ihre zuversichtliche Hoffnung, daß durch dieses Ereigniß so wie durch den bei Cassel errungenen Erfolg die ganze Kriegführung eine völlig veränderte Gestalt annehmen werde, findet in dem Cabinetsschreiben, das sie am 17. October an Daun erließ, wohl ihren bezeichnendsten Ausdruck. Sie habe ihn zwar schon mehrmals versichert, schrieb sie ihm, daß sie in dem gegenwärtigen gefährlichen Kampfe nächst Gott ihr größtes Vertrauen auf Dauns Kriegserfahrenheit und Dienstеifer setze. Sie müsse jedoch bekennen, daß sie sich für ihr Namensfest eines so schönen Angebindes keineswegs versehen habe, als es ihr durch seine eben so klugen als tapferen Anstalten zu Theil geworden sei. Sie erkenne dessen Werth, die Erinnerung daran würde ihr unvergeßlich sein und sie wisse noch nicht, worüber sie sich am meisten freuen solle. Ihre eigene Ruhe und die ihrer Unterthanen so wie die Wohlfahrt der Letzteren, die Ehre ihrer Waffen sei dadurch für die Zukunft gesichert, ihr Ansehen befestigt, das Begehren ihrer Bundesgenossen erfüllt und jeder Vorwurf derselben zum Schweigen gebracht. Und da sie an Allem, was Daun betreffe, den wärmsten Antheil nehme, so freue es sie noch ganz besonders, daß der „hochmüthige „Feind" gerade durch ihn gedemüthigt worden sei. „Wie dann der „König", fügt die Kaiserin wörtlich hinzu, „bei verschiedenen Gelegen„heiten seinen innerlichen Neid und Eifersucht über Euren erworbenen „Kriegsruhm nicht bergen können und nunmehr einen Streich erfahren „hat, welcher zu seiner äußersten Beschämung gereicht." Höchst begierig sei sie zu erfahren, was Dauns vernünftige Vorkehrung, dem

flüchtigen Feind unverzüglich nachzusetzen, gefruchtet und wohin sich der König mit seiner Armee gewendet habe.

Damit berührte jedoch die Kaiserin, vielleicht ohne es zu wollen, gerade den schwächsten Punkt in der Art der Kriegsleitung Dauns. Von einem raschen und energischen Nachdringen, von einer thatkräftigen Ausbeutung des Sieges war bei ihm keine Rede. So wie er nach der Schlacht in sein früheres Lager zurückgekehrt war, so blieb er noch während der beiden folgenden Tage in demselben stehen. Am 15. October wurde das Namensfest der Kaiserin feierlich begangen; in der Umgebung des Zeltes, unter dem das Hochamt gesungen wurde, standen in langen Reihen die eroberten preußischen Geschütze und waren die feindlichen Fahnen und Standarten aufgepflanzt. Erwähnt mag es werden, daß Daun sich angelegen sein ließ, die Verwundeten, ohne Unterschied ob Freund oder Feind, vom Schlachtfelde wegbringen und ihnen die nöthige Hülfe angedeihen zu lassen. Die Todten wurden begraben; bei dem Hervorragendsten aus ihnen, dem Feldmarschall Keith geschah dieß mit den Ehrenbezeugungen, die seinem Range gebührten. Erst am 17. October näherte sich Daun mit seinem Heere neuerdings dem Könige von Preußen, dessen Hauptquartier sich zu Doberschütz, nordöstlich von Bautzen befand. Unfern davon, zwischen Belgern und Jenkwitz, in günstiger Stellung schlug Daun sein Lager auf.

So freudig und hoffnungsvoll die Kaiserin, so tief verstimmt war natürlich Friedrich über das Ereigniß von Hochkirch. So wie nach dem Tage von Kolin, so war er auch jetzt wieder erfüllt von Todesgedanken, und am Abende des Schlachttages klagte er über nichts so sehr als daß er sich noch am Leben befinde[604]). Aber er war darum doch himmelweit davon entfernt, in Entmuthigung zu versinken und in Thatlosigkeit. So wie er Alles aufbot, um den erlittenen Verlust an Mannschaft und an Kriegsgeräth so rasch und so gut als nur immer möglich zu ersetzen, so erfaßte er mit dem scharfen Feldherrnblicke, der ihn auszeichnete, allsogleich die Aufgabe, deren Erfüllung zunächst ihm oblag. Als die drohendste Gefahr erschien ihm jetzt der Verlust der schlesischen Festungen Neisse

und Cosel. Schon seit längerer Zeit waren die Truppen des Generals der Cavallerie Marquis de Ville in jene Gegend vorgerückt. In den letzten Tagen des September stießen noch die Streitkräfte, mit denen Feldzeugmeister Graf Harsch zum Schutze Böhmens bei Königgrätz stehen geblieben war, zu ihnen. Harsch erhielt den Oberbefehl und gleichzeitig den Auftrag, Alles anzuwenden, um Neisse so bald als möglich zu erobern.

Mit sehr großem Eifer machte sich Harsch an die Vollführung seiner Aufgabe. Wohl verursachte die Herbeibringung des Belagerungsgeschützes von Olmütz einige Verzögerung. Dennoch war man voll bester Hoffnung für den Ausgang des Unternehmens, und als das Geschütz endlich angelangt war, wurde die Beschießung mit günstigem Erfolge ins Werk gesetzt. An der baldigen Eroberung der Festung war kaum mehr zu zweifeln; nur von einer einzigen Bedingung hing sie ab und das war die Fernhaltung eines Entsatzheeres. Hierin bestand Dauns zunächst liegende Aufgabe. Man hätte wohl glauben sollen, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, mit seiner überlegenen Streitmacht und mit Truppen, welche durch den soeben erfochtenen glänzenden Sieg mit verdoppeltem Selbstgefühle und Kriegseifer erfüllt waren, das kleine Heer des Königs von Preußen, das durch die erlittene Niederlage wenigstens nicht kampflustiger geworden und in Folge des Verlustes der Zelte und des Gepäckes empfindlichen Entbehrungen preisgegeben war, in Sachsen festzuhalten. Nun aber zeigte sich die militärische Ueberlegenheit König Friedrichs von Neuem. Zu seiner Verstärkung zog er aus dem Lager bei Gamig seinen Bruder Heinrich mit acht Bataillonen und fünf Schwadronen an sich. Den Oberbefehl über den Rest der Truppen, die er in Sachsen zurückließ, übertrug er dem Generalmajor von Finck. Er selbst verließ am Abende des 24. October sein Lager bei Bautzen; auf Umwegen, auf denen er Dauns Stellung umging, traf er zwei Tage später in Görlitz ein.

Auch Daun zog, dem Beispiele des Königs folgend, zwei Regimenter Infanterie und das Kürassier-Regiment Palffy unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Dombasle von der Armee des Prinzen von Zweibrücken an sich. Als er den Aufbruch Friedrichs von

Bautzen erfuhr, nahm Daun von dieser Stadt Besitz; die daselbst zurückgelassenen verwundeten preußischen Officiere und Soldaten fielen in Kriegsgefangenschaft. Gleichzeitig setzte Daun ein starkes Armeecorps über Reichenbach gegen Görlitz in Marsch, am 26. October folgte er ihm selbst mit dem Reste des Heeres. Aber als Dauns Vorhut gegen Görlitz heranzog, wurde sie von preußischer Reiterei angegriffen, und man sah wohl daß der Feind sich schon dort festgesetzt habe. Zwischen Görlitz und Ebersbach bezogen die Preußen, unfern von ihnen, am Landskronberge die Oesterreicher ihr Lager. Zu Jauernik, ziemlich nah von der Straße, welche von Görlitz in südlicher Richtung nach Zittau führt, nahm Daun sein Hauptquartier. Von hier aus ließ er den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wied mit fünf Infanterie- und vier Cavallerieregimentern schleunigst gegen Neisse abgehen, um Harsch in den Stand zu setzen, den Detachements, welche der König von Preußen zur Störung der Belagerung etwa dorthin absenden würde, die Spitze zu bieten. Es war dem Grafen Wied verboten, irgend einen Rasttag zu halten, und um den Truppen das Marschiren zu erleichtern, durften sie nur ihr Gewehr tragen; jedwedes Gepäck wurde auf Wagen nachgeführt. Was jedoch geschehen solle, wenn der König sich mit seiner ganzen Armee nach Schlesien begäbe, um Neisse zu retten, darüber wollte Daun die Meinung des Kriegsrathes vernehmen, zu dem er am 29. October die Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, den Generalkriegscommissär Freiherrn von Retolitzky, den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Lacy und den Generalmajor Freiherrn von Tillier berief.

Als Daun den versammelten Generalen die obwaltenden Umstände schilderte, leugnete er nicht, daß für den Augenblick die Eroberung von Neisse derjenige Erfolg wäre, welcher sich für die Sache der Kaiserin als der wünschenswertheste darstelle. Aber er meinte darum doch nicht dazu rathen zu können, daß um die Fortsetzung der Belagerung zu sichern, auch das österreichische Hauptheer gleichzeitig mit der preußischen Armee nach Schlesien marschire. Denn man dürfe sich durchaus nicht mit der Hoffnung schmeicheln, dem Könige dort zuvorzukommen, ja auch nur zugleich mit ihm daselbst eintreffen zu

können. Man würde sich einer Selbsttäuschung hingeben, wenn man sich nicht eingestünde, daß die Preußen rascher marschirten; in dem gegenwärtigen Falle hätten sie auch noch die gebahnten Straßen für sich, während die Oesterreicher auf den Durchzug durch waldige und gebirgige, ja manchmal fast unwegsame Gegenden angewiesen wären, in denen kaum die Mannschaft und die Pferde, in keinem Falle aber auch das Gepäck und das Geschütz rasch vorwärts zu kommen vermöchten.

Freilich könnte man dem Grafen Harsch den Befehl übersenden, eine so günstige Stellung zu wählen und sie in der Zwischenzeit der Art zu befestigen, daß er sich in derselben nach der empfangenen Verstärkung wenigstens durch drei Tage zu halten vermöchte; binnen dieser Frist könnte die kaiserliche Armee vor Neisse jedenfalls eintreffen. Aber wer vermöge eine Bürgschaft dafür zu übernehmen, daß Harsch sich dem Könige von Preußen und seiner gesammten Heeresmacht gegenüber ganz unbezweifelt durch drei Tage zu halten im Stande sei. Hiezu komme noch, daß wenn man auch dem Könige nach Schlesien folge, er auf dem Marsche dorthin von der ihm anhänglichen Bevölkerung jegliche Unterstützung, die kaiserliche Armee aber nur Hemmniß und Schädigung von ihr zu gewärtigen habe. Die zurückbleibenden Kranken und Maroden, deren es bei den angestrengten Märschen in der so weit vorgerückten und daher so ungünstigen Jahreszeit gewiß in Menge geben werde, seien jedenfalls für verloren zu achten. Und käme es zu einer Schlacht mit dem Könige, so könne derselbe, wenn er besiegt werde, sich leicht in den Schutz seiner naheliegenden Festungen zurückziehen. In diesem günstigsten Falle werde man allerdings die Belagerung von Neisse fortsetzen und den Platz endlich erobern. Aber selbst dieser Vortheil sei gar nicht in Vergleich zu ziehen mit demjenigen, welcher dem Feinde zufiele, falls es ihm gelänge, in einer Schlacht die Oberhand zu erhalten. Die kaiserliche Armee würde dann jedes gesicherten Rückzuges entbehren, an Allem Mangel leiden und eine zweite Auflage der Schlacht bei Leuthen, was Gott verhüten wolle, kaum zu vermeiden sein.

Aus all dieſen Gründen machte Daun den Vorſchlag, in der bisherigen Stellung zu warten, bis der König von Preußen, welchem Laudon mit ſeinem Armeecorps auf dem Fuße nachfolgen ſolle, in der Richtung gegen Neiſſe vier Tagemärſche zurückgelegt hätte. Dann könnte er nicht mehr rechtzeitig zurückkehren, um die kaiſerliche Armee zu hindern, ſo raſch als möglich an die Elbe zu gehen, dieſen Fluß zu überſchreiten, das dort zurückgebliebene kleine preußiſche Armeecorps über den Haufen zu werfen, es von Dresden abzuſchneiden und dieſe Stadt aus der Gewalt des Feindes zu befreien. Zur Erreichung dieſes Zieles hätte der Prinz von Zweibrücken mit der Reichsarmee mitzuwirken. Harſch aber wäre zu beauftragen, nicht eher als bis der König ſich Neiſſe bis auf zwei Tagemärſche genähert haben würde, die Belagerung aufzuheben. Dann aber möge er das Geſchütz in Sicherheit bringen und ſich mit ſeinem ganzen Corps an die Gebirge zurückziehen.

Der Plan des Feldmarſchalls wurde von dem verſammelten Kriegsrathe lebhaft gebilligt. Und um ihn der Kaiſerin, deren Vorliebe für die Feſtſetzung in Schleſien er kannte, annehmbarer zu machen, führte ihr Daun zu Gemüthe, welch günſtigen Eindruck deſſen Verwirklichung auf ihre Verbündeten hervorbringen müſſe. Denn ſie liefere dadurch den deutlichſten Beweis, daß ſie den Vortheil derſelben ihrem eigenen vorziehe [609]).

Es lag auf der Hand, daß wenn Daun ſeinen Plan verwirklichen wollte, er nicht erſt deſſen Gutheißung von Wien abwarten durfte, ſondern allſogleich ſelbſt und auf eigene Gefahr die Durchführung in die Hand nehmen mußte. Unverzüglich ſandte er Tillier an den Prinzen von Zweibrücken, um mit ihm das Nähere zu verabreden. In drei Märſchen wollte Daun an der Elbe ſein, über den Fluß gehen, das preußiſche Corps von Dresden abſchneiden und ſich dieſer Hauptſtadt bemächtigen. Hiezu nahm er die Mitwirkung des Prinzen von Zweibrücken, der nach wie vor zu Gießhübel ſtand, in Anſpruch, und ſie wurde ihm bereitwillig zugeſagt [610]).

Auch an Harsch ergingen unverzüglich die Befehle, welche den Beschlüssen des Kriegsrathes entsprachen. Aber noch ehe dieselben an den Feldzeugmeister gelangten, erklärte derselbe, daß wenn sich der König wirklich im Anmarsche befände, ihm nichts erübrige als die Belagerung von Neisse allsogleich aufzuheben. Denn in dem offenen Lande, in dem die Festung gelegen, sei es unmöglich sich der Art zu verschanzen, um drei Tage Widerstand leisten zu können. Und völlig außer Stande müßte er sich sehen, das Geschütz noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Um dasselbe nicht zu verlieren, ertheilte Harsch noch am 30. October Befehl, die Kanonen aus den Laufgräben zu ziehen[611]). Unter Bedeckung des Marquis de Ville sandte er sie nach Mähren, er selbst blieb noch, um sich das Ansehen zu geben als ob er die Belagerung fortsetze, in seiner bisherigen Stellung. Als jedoch der König wirklich gegen Neisse heranzog, schlug Harsch mit seiner Hauptmacht, sich nach Süden hin dem Gebirge zuwendend, die Richtung ein, in der er hoffte sich Daun am leichtesten nähern und mit ihm vereinigen zu können.

So war die Eroberung von Neisse, die durch den Sieg bei Hochkirch völlig gesichert zu sein schien, wieder zu nichte geworden. Je lebhafter Maria Theresia das Gelingen dieser Unternehmung gewünscht hatte, um so tiefer bedauerte sie deren ungünstigen Ausgang. Dennoch konnte sie das Verfahren des Feldzeugmeisters Harsch nicht geradezu mißbilligen, und sie ließ den Beweggründen, die er zu Gunsten desselben anführte, Gerechtigkeit widerfahren. Aber sie fürchtete auch daß der König, von der Aufhebung der Belagerung rechtzeitig unterrichtet, nicht weiter als höchstens bis Löwenberg vorrücken, von da allsogleich nach Sachsen zurückkehren und Dauns Anschlag auf Dresden gleichfalls vereiteln werde. Dennoch dürfte es möglich sein, so meinte die Kaiserin, die österreichische Armee auf das linke Ufer der Elbe zu führen und die Preußen von dort zu vertreiben. Würde auch der König zur Behauptung Dresdens dorthin zurückkehren, so könnte ja Harsch die Belagerung von Neisse neuerdings aufnehmen, Daun aber den Feind aus dem größten Theile Sachsens verdrängen, ihn dadurch der Hülfsquellen berauben, die er bisher aus diesem Lande bezogen

habe, sich die Winterquartiere in demselben und die Zufuhr aus Böhmen sichern, das Reich aber gegen jeden ferneren Einbruch preußischer Streitkräfte decken [612]).

Es muß zugegeben werden, daß Daun alle Vorkehrungen zur Erreichung dieser Zwecke mit bewunderungswürdiger Umsicht und kluger Berechnung traf. Vor Allem suchte er den König glauben zu machen, daß er ihm mit gesammter Heeresmacht nach Schlesien folge. Darum hatte er den unermüdlichsten seiner Generale, den Freiherrn von Laudon mit der Aufgabe betraut, den Preußen nachzurücken. So hart an deren Nachhut geschah dieß, daß oft der Zwischenraum zwischen den beiderseitigen Streitkräften kaum fünfzig Schritte betrug und die Preußen durch stetes Geplänkel empfindlichen Schaden erlitten. Außerdem ließ Daun die Feinde vom Süden her durch den mit dreitausend Mann bei Hirschberg stehenden General Vela beunruhigen, das Reservecorps unter dem Feldmarschall-Lieutenant O'Kelly aber bei Görlitz über die Neisse gehen und auf der Straße nach Schlesien bis Lauban vorrücken, um Laudon als Stütze und Rückhalt zu dienen. Alle drei Generale sollten dem Könige, wenn er sich wieder nach Sachsen zu wenden gedächte, so lang als möglich Widerstand leisten und sich dann in südlicher Richtung auf Böhmen zurückziehen.

Die inzwischen gewonnene Zeit hoffte Daun aufs beste benützen zu können. Wie es seinem ursprünglichen Plane entsprach, wartete er so lange bei Görlitz, bis er die Nachricht erhielt daß Laudon, welcher die preußische Nachhut fortwährend aufs empfindlichste schädigte, schon durch Löwenberg über Goldberg hinaus vorgerückt sei. Nun brach auch Daun, und zwar am 4. November von Görlitz auf; am 7. ging er oberhalb Pirna auf Schiffbrücken über die Elbe. Die Preußen aber verließen, als sie die ersten Bewegungen Dauns und die damit zusammenhängenden des Prinzen von Zweibrücken erfuhren, ihre bisherige Stellung bei Gamig und bezogen eine neue bei Kesselsdorf. Dieselbe war der Art gelegen, daß es ihnen jederzeit frei stand sich nach Dresden zu werfen und die dortige Besatzung so sehr zu verstärken, daß man sich der Stadt ohne eine förmliche Belagerung nicht mehr zu bemeistern vermochte. Wirklich thaten sie dieß, als Daun am

9. November bis auf Kanonenschußweite gegen Dresden heranzog. Zur Vornahme einer Belagerung erklärte sich jedoch Daun bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungsgeschütz und den übrigen hiezu nöthigen Erfordernissen, bei der weit vorgerückten Jahreszeit und bei der unausbleiblichen Rückkehr des Königs ganz außer Stande [613]).

Wer den Bericht, in welchem jetzt Daun in solcher Weise sich gegen die Kaiserin aussprach, mit demjenigen vergleicht, in dem er elf Tage zuvor seinen Plan zur Vertreibung der Preußen aus Sachsen und zur Eroberung von Dresden darlegte, wird sich mit einiger Verwunderung fragen, weßhalb denn jetzt alles dasjenige nicht mehr in Ausführung gebracht werden konnte, was man sich kurz zuvor von dem Zuge gegen Dresden mit so vieler Bestimmtheit versprach. Gar kein Zwischenfall war eingetreten, der sich der Verwirklichung des ursprünglich gefaßten Planes hindernd in den Weg gestellt hätte. Denn daß die Preußen bei dem ersten Anzeichen einer Offensivbewegung ihrer Gegner in die günstig gelegene Stellung bei Kesselsdorf zurückgehen würden, hatte man im österreichischen Hauptquartier gar niemals bezweifelt und daher diesen Fall schon längst in den Kreis der angestellten Berechnung gezogen. Dennoch erklärte jetzt Daun alles das für unmöglich, worauf er noch vor wenig Tagen sich selbst und Anderen sichere Hoffnung gemacht hatte. Allerdings glaubte er wenigstens einen Versuch wagen zu sollen, um sich Dresdens vielleicht noch durch einen Handstreich zu bemächtigen, aber er selbst hegte keine allzu großen Erwartungen von einer solchen Unternehmung. Bevor er jedoch an deren Ausführung schritt, verübte der preußische Commandant General Schmettau eine That, welche zu beschönigen man sich vielfach, jedoch bis jetzt noch immer fruchtlos bemüht hat. Am frühesten Morgen des 10. November setzte er eine Maßregel ins Werk, auf welche sonst, wie Daun sich ausdrückt, „wohl kein Christ in der Welt" gerathen wäre. Noch war Alles in den Vorstädten um Dresden in tiefen Schlaf versunken, als Schmettau die Pirnaer und die Rampische Vorstadt plötzlich mit Haubitzen, glühenden Kugeln und anderem Brandzeug in einer Weise überschüttete, daß sie binnen kürzester Zeit von den Flammen verzehrt wurden [614]).

Die äußerste Noth, die drängendste Gefahr für den ihm anvertrauten Platz hätte einen solchen Schritt, der jedoch in allen Fällen mit größerer Schonung der Betheiligten geschehen mußte, vielleicht einiger Maßen rechtfertigen können; eine solche Noth, eine solche Gefahr war jedoch gar nicht vorhanden. Schmettau wußte so gut wie Daun, daß Letzterer eine förmliche Belagerung Dresdens nicht unternehmen könne. Und wenn er sie dennoch versuchen wolle, so werde er durch den aus Schlesien zurückkehrenden König von Preußen binnen kurzem zur Aufhebung der Belagerung gezwungen werden. Darum war Schmettau's Verfahren auch wirklich ein wahrhaft barbarisches; mit Recht nannte es Daun einen unerhörten Vorgang, und durch einen Parlamentär, den er an Schmettau absandte, ließ er ihm erklären, daß derselbe für Alles was der Stadt und insbesondere der königlichen Familie schon widerfahren sei und etwa noch widerfahren werde, persönlich werde Rechenschaft ablegen müssen. Die rohe Antwort Schmettau's lautete dahin, daß seine Handlungsweise den Kriegsregeln entspreche. Er sei ein Soldat und gehorche den erhaltenen Befehlen, ohne sich um die königliche Familie zu kümmern oder für das Schicksal des Schlosses oder der Stadt Bürgschaft zu leisten, in der er sich von Straße zu Straße vertheidigen werde [615]).

Nicht durch die grausame Zerstörung der Vorstädte, wie man wohl glauben zu machen sich bemüht hat, sondern schon früher, durch den rechtzeitigen Rückzug des preußischen Armeecorps nach Dresden und durch die in solcher Weise geschehene ansehnliche Verstärkung der dortigen Besatzung war die rasche Einnahme der Stadt unausführbar gemacht worden. Daun beschäftigte sich daher auch gar nicht mehr mit derselben; er wünschte nur noch, daß der Prinz von Zweibrücken Leipzig besetze und Hadik das große Magazin vernichte, welches die Preußen zu Torgau besaßen [616]). Aber auch diese Absicht schlug fehl. Denn einerseits wurde Torgau von dem Obersten von Grolmann so tapfer vertheidigt, daß Hadiks erster Angriff ohne Erfolg blieb. Und außerdem erschien gerade zu jener Zeit die Vorhut des Generals Wedell bei Torgau. Der Rückzug der Russen und der Schweden hatte es Friedrich möglich gemacht, Dohna und Wedell nach Sachsen zu berufen.

Nun schien auch die Besetzung Leipzigs nicht mehr ausführbar zu sein. Da er noch überdieß erfuhr, daß der König nach der Befreiung von Neisse den Rückmarsch nach Sachsen bereits angetreten habe, gab Daun die Hoffnung auf, während des gegenwärtigen Feldzuges noch irgend etwas Erwähnenswerthes in Sachsen zu vollbringen. Am 16. November verließ er seine bisherige Stellung vor Dresden und zog über Pirna nach Böhmen zurück. Der Prinz von Zweibrücken aber begab sich mit der vereinigten Armee nach Chemnitz, um von hier aus die dahinter liegenden Reichslande gegen die Preußen zu decken.

Der Briefwechsel König Friedrichs zeigt, daß er während seines Marsches nach Schlesien über Dauns Absichten sich vollständig täuschte. Einmal war er überzeugt, daß Daun ihm nach Schlesien folge; ein anderes Mal glaubte er, daß der Feldmarschall nach der Mark vor zudringen und Berlin zu bedrohen denke. Welche Plane aber auch Daun entworfen haben möge, schrieb Friedrich am 10. November aus Schweidnitz an seinen Bruder, so werde er jedenfalls Mittel finden, sie zu vereiteln[617]). Und so geschah es denn auch in der That. In der raschen Weise, welche ihm eigen war und die damals mit Recht so sehr bewundert wurde, vollzog der König auch jetzt wieder seine Rückkehr nach Sachsen. Schon am 13. November war er in Löwenberg, wo er einige Tage blieb. Am 18. traf er zu Bautzen und zwei Tage später zu Dresden ein. Vor den Augen der Bürger dieser Stadt umarmte er Schmettau, den muthwilligen Zerstörer eines so schönen und blühenden Theiles derselben. Und da wunderte man sich noch, wenn Friedrich in Dresden aufs tiefste verhaßt war.

Bis auf den letzten Augenblick hatte die Kaiserin sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß wenngleich die Eroberung von Dresden mißlänge, Daun doch die Winterquartiere für das österreichische Heer in Sachsen behaupten werde. Nicht bloß für die Ehre ihrer Waffen wäre das, schrieb Maria Theresia am 14. November dem Grafen Daun, ungemein zu wünschen, sondern es würde hiedurch auch dem Feinde ein namhafter Zufluß an Geld und an Rekruten vollständig entzogen. Trotz all dem komme es, fuhr die Kaiserin fort, nicht so sehr auf dasjenige, was ersprießlich und wünschenswerth, sondern vielmehr

auf das an, was nach den Regeln der Kriegskunst und bei Beobachtung der erforderlichen Vorsicht ausführbar wäre. Hierüber könne nur derjenige entscheiden, der eine genaue Kenntniß der an Ort und Stelle obwaltenden Umstände besitze. Von Niemand lasse sich das in höherem Maße voraussetzen als von dem commandirenden General, darum gebe sie auch die zu ergreifenden Maßregeln seinem Urtheile gänzlich anheim [618]).

Nicht so rücksichtsvoll als Maria Theresia selbst sprach die allgemeine Stimme über Daun sich aus. Allzu schmerzlich wurde es empfunden, daß der wahrhaft glänzende Sieg bei Hochkirch ohne günstige Nachwirkung auf den ferneren Verlauf des Feldzuges geblieben war. Trotz der erlittenen Niederlage, trotz der ungeheuren Verluste an Mannschaft und mehr noch an Kriegsgeräth, welche dieselbe für Friedrich mit sich gebracht, hatte der König die beiden Unternehmungen seiner siegreichen Gegner, die Belagerung von Neisse und die Einnahme Dresdens zu vereiteln gewußt. Es ist daher wohl zu begreifen, daß Dauns Verhalten nach dem Siege bei Hochkirch bitterem Tadel begegnete. So lebhaft erhob sich derselbe [619]), daß Daun selbst hievon empfindlich berührt wurde, und er scheint das Verlangen ausgesprochen zu haben, für die Zukunft des Oberbefehls über die Armee enthoben zu werden [620]). Maria Theresia aber bot Alles auf, um den Feldmarschall von diesem Gedanken abzubringen. In ihrem Auftrage schrieb ihm Haugwitz; er versicherte ihn, mit Thränen in den Augen habe die Kaiserin ihren sehnsuchtsvollen Wunsch ausgesprochen, Daun möge fortfahren, ihr und dem Staate so unermeßliche Dienste zu leisten wie bisher. Sie betrachte ihn ja, fügte Haugwitz hinzu, „als ihren pretioseſten wahren Haus-Schatz" [621]). Und noch bedeutungsvoller war es, daß diesem Briefe des Grafen Haugwitz binnen wenig Tagen ein eigenhändiges Schreiben des Staatskanzlers folgte. Kaunitz scheint nicht so sehr zu den vertrauten Freunden Dauns gezählt worden zu sein, als dieß mit Haugwitz der Fall war. Ja es mag nicht an Stimmen gefehlt haben, welche ihn als einen geheimen Widersacher des Feldmarschalls bezeichneten. Durch diesen Verdacht wird wohl Kaunitz zu seinem Briefe an Daun veranlaßt worden sein. „Gott

„sei Dank sehe ich klar genug," heißt es darin, „um die Menschen „nicht nach den Ereignissen zu beurtheilen. Wenn ich der Meinung „wäre, daß dasjenige, was während dieses Feldzuges nicht vollbracht „werden konnte, Ihnen zur Last zu legen sei, würde ich das nicht „verbergen. Und wenn ich dächte, daß die Kaiserin ihre Armeen „besseren Händen anvertrauen könnte als den Ihrigen, so würde ich, „und wären Sie auch mein Bruder, dieß sagen. Aber ich bin sehr „weit davon entfernt; ich schreibe die Ereignisse nur einem verhängniß„vollen Zusammentreffen von Umständen zu, über welche Sie nicht „Herr waren. Ich halte Sie für den besten Kriegsmann, den man „zu finden vermöchte; es folgt daraus, daß ich keinen anderen Feld„herrn für unsere Armeen vorschlagen kann, daß Sie aber auch als „ehrlicher Mann und als guter Staatsbürger nicht daran denken „dürfen, uns im Stiche zu lassen. Das ist meine Meinung, Herr „Feldmarschall; ich glaube sie Ihnen nicht verbergen zu dürfen, und „ich ermahne Sie, zu sich selbst das gleiche Vertrauen zu fassen, „welches wir zu Ihnen hegen" [622]).

Um endlich Daun nicht bloß in Worten, sondern auch durch die That ihre Dankbarkeit und ihre Anerkennung zu beweisen, errichtete Maria Theresia zu seinen Gunsten ein Familien-Fideicommiß. Zweimalhundertfünfzigtausend Gulden widmete sie dazu. Nach Dauns Tode sollte das Fideicommiß an seinen ältesten Sohn, nach dem Aussterben des Mannsstammes der Familie Daun aber an die älteste Tochter des letzten Besitzers fallen; der Gatte und der älteste Sohn dieser Erbin hätten den Namen Daun anzunehmen.

Dieß war der wesentliche Inhalt der Urkunde über das neue Fideicommiß zu Gunsten des Feldmarschalls. Das Handschreiben [623]) aber, mit welchem ihm Maria Theresia dieselbe mittheilte, lautete folgender Maßen:

„Lieber Graf Daun. Ihro Majestät der Kaiser sowohl als Ich „machen Uns eine Freude, Ihme Unsere besondere Erkenntlichkeit zu „bezeugen vor Seine so ausnehmende distinguirte Dienste, die Er Uns „mit so vielem Eifer und Treu geleistet. Wir haben nicht geglaubt,

„Seinen Nachkömmlingen eine beſſere und reellere Prob dieſer Unſerer „beſonderen Gnaden und Dankbarkeit geben zu können als dieſes „kleine Fideicommiß vor ſelbe zu errichten, welches nach denen jetzigen „Zeiten, nicht aber nach Seinen Verdienſten ausgemeſſen iſt.“

„Wir ſehen zwar voraus, daß Seine Modeſtie nichts weniger „als gerne dieſes annehmen wird; Er kann Uns aber keinen beſſeren „Dienſt und mehrers obligiren als Sein Hauß in einen Stand zu „verſetzen, wo es Uns und denen Unſrigen weiters gute Dienſt leiſten „kann und ſein Namen verewiget werde, und Wir verbleiben Ihme „allzeit beſonders mit Gnaden bewogen.“

„Maria Thereſia.“

Jedoch nicht nur Daun allein, auch die hervorragendſten ſeiner Kriegsgefährten empfingen willkommene Beweiſe der Dankbarkeit der Kaiſerin. Nachdem im Hauptquartier zu Gießhübel unter dem Vorſitze Dauns ein Capitel des Thereſienordens abgehalten und von demſelben ein Vorſchlag zur Verleihung dieſer höchſten militäriſchen Auszeichnung erſtattet worden war, erhielten fünf Generale das Großkreuz dieſes Ordens. Feldzeugmeiſter Freiherr von Sincere und Laudon hatten ſchon im vorigen Feldzuge das Ritterkreuz erhalten; jetzt wurde ihnen das Großkreuz, und zwar dem Erſteren für ſeine Betheiligung am Siege bei Hochkirch, dem Letzteren aber zunächſt für den Ueberfall bei Domſtadtl zu Theil. Die Vertheidigung von Olmütz brachte dem ſeither zum Feldmarſchall ernannten Freiherrn von Marſchall, der Tag von Hochkirch aber dem Feldzeugmeiſter Herzog von Arenberg und dem Generalquartiermeiſter Lacy das Großkreuz des Ordens. Dreiunddreißig Ritter wurden ernannt, unter ihnen Tillier und der wackere Rouvroy, deſſen Andenken unter der Bezeichnung „der Feuerteufel“ noch jetzt im öſterreichiſchen Heere fortlebt.

Siebzehntes Capitel.

Neue Verträge mit Frankreich.

Durch die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung von Olmütz und dem Rückzuge König Friedrichs aus Mähren war bekanntlich auch in Frankreich eine etwas günstigere Stimmung für die Fortsetzung des Krieges herbeigeführt worden. Hatte man wenig Tage bevor man diese Kunde erhielt, den Grafen Stainville beauftragt, bei der Kaiserin neuerdings auf baldigen Abschluß des Friedens und zwar eines Friedens auf was immer für einer Grundlage zu dringen, so ließ man es jetzt, nach den glücklichen Kriegsereignissen in Mähren, einstweilen bei der in ziemlich scharfe Worte gekleideten abschlägigen Antwort des Wiener Hofes bewenden. In der Lage, in der man sich jetzt befinde, hatte Kaunitz im Namen der Kaiserin erklärt, sei man weit davon entfernt, von dem Könige von Preußen den Frieden und am allerwenigsten jenen schmachvollen und verderblichen Frieden zu begehren, den man in Frankreich dem Wiener Hofe auflasten zu wollen scheine[624]). König Ludwig habe sich freiwillig anheischig gemacht, wenigstens diesen Feldzug hindurch den Krieg noch fortzuführen. Die Kaiserin sei darauf eingegangen; man möge nun auch von beiden Seiten festhalten an dem gegebenen Worte.

Den Anschauungen des Wiener Hofes war es offenbar förderlich, daß dieselben auch von dem französischen Botschafter Stainville getheilt wurden. Wohl entledigte er sich pünktlich und pflichtgemäß der Aufträge, die ihm von seiner Regierung zukamen, aber er verhehlte es doch auch nicht, daß ihm selbst die entschlossenere und energischere

Art, in der man in Wien die Dinge beurtheilte, ungleich besser behagte als jener zaghafte und wankelmüthige Geist, welcher die Haltung des französischen Cabinetes kennzeichnete. So sehr war er einverstanden mit der Sprache voll Standhaftigkeit und Nachdruck, welche Kaunitz gegen ihn führte, daß er die Versicherung gab, seinem Hofe in gleichem Sinne schreiben zu wollen [625]). Er that dieß auch wirklich, und da seine Vorstellungen der persönlichen Auffassung des Königs von Frankreich in höherem Grade zusagten als die kleinmüthigen und schwankenden Rathschläge des Abbé Bernis [626]), so ergab es sich von selbst, daß die Stellung dieses Ministers nach und nach sehr erschüttert wurde. Denn auch die Aeußerungen der Marquise von Pompadour ließen erkennen, daß sie nicht unschlüssig sein werde, wenn es einmal darum sich handeln sollte, zu wählen zwischen ihrer Vorliebe für Bernis oder ihrem Hasse gegen den König von Preußen [627]). Und der so einflußreiche Marschall Belleisle, in dessen Händen die oberste Leitung des Kriegswesens lag, erkannte zwar nicht weniger als Bernis die inneren Schäden und Gebrechen des französischen Staates, aber er war doch auch von der Ueberzeugung durchdrungen, die Stellung Frankreichs in Europa, sein Ansehen und seine Würde gebiete, eher das Aeußerste zu wagen als sich von dem Könige von Preußen die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen [628]).

Gewiß war es ein Zeichen, daß die maßgebenden Persönlichkeiten am französischen Hofe den Ansichten beipflichteten, welche Stainville dort zur Geltung zu bringen suchte, wenn er jetzt gleichzeitig mit der Ernennung des Generallieutenants Contades zum Marschall zu der Würde eines Herzogs mit Beilegung seines alten Familiennamens Choiseul erhoben wurde [629]). Der Dritte, welchem eine hervorragende Gunstbezeugung zu Theil werden sollte, war Bernis. Sowohl der König von Frankreich als Maria Theresia bemühten sich, ihm in Rom den Cardinalshut zu erwirken, und noch ehe dieser Zweck wirklich erreicht wurde, sprach Bernis der Kaiserin in den wärmsten Ausdrücken seinen Dank aus für die Unterstützung, welche sie ihm hiebei gewährte [630]).

So lebhaft nun auch seine Erkenntlichkeit für die ihm von Wien aus zu Theil gewordene Begünstigung sein mochte, so wurde doch Bernis, und dafür verdient er freilich keinen Tadel, hiedurch auf keine anderen Gedanken gebracht, als die er bisher mit Vorliebe verfolgt hatte. Nachdem die Kriegführung in Amerika sich für Frankreich immer ungünstiger gestaltete und endlich Louisbourg an die Engländer verloren ging, nachdem von den Russen in Folge der Zorndorfer Schlacht ein nachdrückliches Eingreifen in den Kampf gegen Preußen wenigstens für den jetzigen Feldzug nicht mehr erwartet werden durfte, nachdem endlich Friedrich, ohne daß seine Entfernung aus Sachsen von Daun thatkräftig benützt worden wäre, dorthin zurückkehrte und den Oesterreichern neuerdings schlagfertig gegenüberstand, da trat auch Bernis, jetzt wirklich zum Cardinal ernannt, wieder mit seinen Friedensanträgen hervor. In Wien wurde sogar und mit Recht behauptet, er habe solche durch den Markgrafen von Baireuth an Friedrich selbst gelangen lassen, von dem Könige jedoch eine stolz ablehnende Antwort erhalten. Stumm wie ein Fisch warte er ab, hatte Friedrich an den Markgrafen geschrieben, ob die Franzosen, die Oesterreicher oder die Russen ihm etwas zu sagen hätten. Inzwischen begnüge er sich damit seine Feinde zu schlagen und zu schweigen [631]).

Die Demüthigung für Bernis, welche in diesen Worten des Königs von Preußen lag, wurde von dem französischen Minister nicht so bitter empfunden, daß er nicht an dem Orte, auf welchen es vorzugsweise ankam, an dem Wiener Hofe neuerdings auf den Frieden zurückgekommen wäre. Freilich mochte er wissen, daß er an Choiseul nur ein widerwilliges Werkzeug zur Ausführung seiner Plane besitze. Dennoch beauftragte er ihn, der Kaiserin die Nutzlosigkeit der Fortführung des Krieges nochmals vor Augen zu führen und sie von der Nothwendigkeit eines baldigen Abschlusses des Friedens zu überzeugen [632]).

Um so eigenthümlicher war dieses Verfahren des Cardinals, als er sich mit demselben einer Doppelzüngigkeit schuldig machte, von welcher er bisher noch keine Kennzeichen an den Tag gelegt hatte. Und außerdem beging er einen directen Ungehorsam gegen die Befehle

des Königs, denn in dem Augenblicke als er den Courier nach Wien abfertigte, hatte Bernis schon ein Schreiben Ludwigs XV. in seiner Hand, in welchem der König erklärte, er wolle an dem von ihm angenommenen Systeme durchaus keine Veränderung vornehmen lassen, ja man möge ihm von einer solchen gar nicht mehr sprechen. Gleichzeitig wurde Bernis verständigt, daß sein Entlassungsgesuch angenommen worden sei und der König beschlossen habe, die Leitung der auswärtigen Geschäfte dem Herzog von Choiseul als dem Einzigen zu übertragen, den er dazu für geeignet halte [633]).

Es ist in der That nicht leicht, sich die Motive zu dem sonderbaren Vorgange des Cardinals zu erklären. Denn indem er gleichzeitig den Herzog von Choiseul von seinem eigenen Rücktritte und von dessen Berufung an die Spitze des auswärtigen Amtes in Kenntniß setzte, brach er natürlich jeder Vorstellung zu Gunsten eines baldigen Friedensschlusses selbst die Spitze ab. Aber noch war sein letzter Auftrag an Choiseul nicht in Wien eingetroffen, als derselbe über ähnliche, ihm kurz zuvor zugekommene Depeschen seines Hofes eine längere Unterredung mit der Kaiserin pflog. Gerade in dem Augenblicke geschah dieß, in welchem man einem Zusammenstoße des österreichischen Heeres in Sachsen mit dem Könige von Preußen voll Spannung entgegensah. Denn auf Andringen des Grafen Kaunitz war soeben der Befehl an Daun ergangen, einer Schlacht nicht auszuweichen, sondern sie eifrig zu suchen. Choiseul berichtete nach Frankreich, daß er selbst diesen Schritt nicht billigen könne, und daß Maria Theresia mit ihm der gleichen Meinung sei. Es wäre vortheilhafter den Feldzug zu schließen und die Armeen in gutem Zustande hinter die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. In solcher Stellung würden die höchst ansehnlichen Streitkräfte der Kaiserin den Winter hindurch, man möge an den Abschluß des Friedens oder die Fortsetzung des Krieges denken, eine imponirende Wirkung üben. Würden sie dagegen geschlagen, so könnte leicht, wie im verflossenen Jahre, eine allgemeine Auflösung derselben erfolgen. Und selbst wenn sie siegten, bliebe es dem König unbenommen, sich auf Dresden zurückzuziehen; die Freimachung der Elbe würde darum doch nicht gelingen.

Aber die kriegerischen Ereignisse bildeten keineswegs den einzigen Gegenstand des Gespräches zwischen Maria Theresia und Choiseul. Bitter beklagte sich die Kaiserin und nicht sparsam war sie mit ihren Vorwürfen, als sie einer Aeußerung des Cardinals Bernis Erwähnung that, derzufolge sie sich weder in dem gegenwärtigen noch in dem künftigen Jahre etwas von den französischen Armeen erwarten dürfe. Eine Drohung erblickte sie darin, denn jener Ausspruch komme der Erklärung gleich, daß man den Wiener Hof zwingen wolle zum Frieden mit Preußen. Und als Choiseul sich bemühte ihr zu beweisen, daß der geheime Vertrag Frankreich mit allzu großen Opfern belaste und dieselben durchaus verringert werden müßten, erwiederte Maria Theresia, sie habe gar oft schon versichert, daß sie niemals unvernünftig in ihren Forderungen sein werde. Man solle nur offen sagen was man wolle, sie werde das Gleiche thun und aus dem Ergebnisse dieser beiderseitigen Erklärungen möge man dann die Richtschnur ziehen für die Allianz. Wenn übrigens der König von Frankreich Frieden schließen wolle mit Preußen, so möge er es thun; von ihrer Seite werde ein Gleiches gewiß nicht geschehen. Für den Fall aber, daß Ludwig sie allsogleich im Stiche lassen wolle, versichere sie auf ihre Ehre, daß sie ihre Maßregeln schon treffen würde.

Als die Kaiserin, sich erhitzend, auf diesen letzteren Ausspruch zwei und drei Mal zurückkam, entgegnete ihr Choiseul, daß der König von Frankreich durch seine Leistungen für ihre Sache ein solches Mißtrauen, ja eine solche Drohung keineswegs verdient habe. Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit antwortete Maria Theresia, niemals werde sie die Feindin des Königs von Frankreich sein. Es sei wahr, daß sie zu dem Bündnisse mit ihm eben so sehr durch ihre Vorliebe als durch ihren Nutzen gezogen wurde, aber sie könne sich der Besorgniß nicht erwehren, daß sie auf die Macht Frankreichs allzu sehr gezählt habe. Sie sehe wie entschieden Bernis dem Frieden sich zuneige, und sie habe Ursache zu glauben, daß er den König zu der gleichen Anschauung vermochte, ja daß er behauptet habe, der König wolle um jeden Preis den Frieden. Sie selbst halte dagegen noch einen Feldzug für dringend nothwendig. Veranlasse nun Bernis den König, sie im Stiche zu

lassen, so sei es natürlich daß sie Maßregeln ergreife, um die Zertrümmerung ihrer Monarchie zu verhindern, welche unausbleiblich erscheine, wenn die gegenwärtige Macht des Königs von Preußen nicht geschwächt werde. Uebrigens begreife sie wohl, daß das politische Interesse das wichtigste für die Monarchen, und daß dagegen die Bande persönlicher Freundschaft nur ungemein schwach seien. Auf Grundlage dieser Betrachtung und der Nothwendigkeit, den Krieg noch ein Jahr fortzusetzen, sowie der Mittel, die sie zu diesem Zwecke besitze, verlange sie eine deutliche Erklärung über den Willen des Königs von Frankreich.

Nicht mit Unrecht stellte Choiseul jetzt die Frage, welchen Entschluß denn die Kaiserin in dem immerhin denkbaren Falle fassen würde, daß der König von Frankreich sich wirklich dazu herbeiließe, den Krieg noch ein Jahr hindurch fortzusetzen, daß aber die Armeen der Verbündeten auch in dem nächsten Feldzuge keine größeren Erfolge errängen als dieß in dem eben zu Ende gehenden geschehen sei; man müsse ja daran denken, daß der Krieg nicht in alle Ewigkeit fortdauern könne. Wenn sie im nächsten Monate Juli, erwiederte hierauf rasch die Kaiserin, keine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg vor sich sähe, so würde sie die Erste sein, Friedensvorschläge zu machen. Dann aber müßte man sich mit einem Plane zur Vertheidigung gegen die übergroße Macht des Königs von Preußen beschäftigen [634]).

Der Auftrag an Daun, eine Schlacht zu liefern, von welchem am Eingange dieses Gespräches zwischen der Kaiserin und Choiseul die Rede war, erging zwar an den Feldmarschall, aber Daun erhielt ihn erst, nachdem er schon bei Hochkirch gesiegt hatte. Die früheste Nachricht von der Schlacht kam wenige Stunden nach der Beendigung der soeben geschilderten Unterredung nach Wien. Und erst drei Tage später erhielt Choiseul jene Depesche des Cardinals Bernis, in der er beauftragt wurde, die Kaiserin neuerdings zu baldigem Abschlusse des Friedens zu ermahnen [635]). Ganz derselbe Zufall wiederholte sich hier, wie er mehr als drei Monate zuvor eingetreten war, als kurz nach Ankunft der Nachricht von der günstigen Gestaltung der Dinge in Mähren dem französischen Botschafter ähnliche

Befehle zugekommen waren. Aber das Verfahren, welches Choiseul jetzt beobachten zu sollen glaubte, war von seinem damaligen himmelweit verschieden. Früher voll Eifer für die Befolgung der Aufträge, welche Bernis ihm ertheilte, hatte er die Vorstellungen, mit denen er betraut worden, auch dann noch vorgebracht, als die Lage der Dinge, auf welche sie sich stützten, schon völlig verändert war. Wie es scheint, hatte er dafür nicht einmal viel Dank von Bernis geerntet, gegen Starhemberg wenigstens mißbilligte der letztere die Handlungsweise des Botschafters sehr [636]). Nun entledigte sich Choiseul dem Grafen Kaunitz gegenüber zwar gleichfalls der erhaltenen Aufträge, aber er hatte hieran die bedeutsame Eröffnung zu knüpfen, daß Bernis die erbetene Entlassung ertheilt, und er selbst, Choiseul, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden sei [637]). Und bezeichnend ist es, daß Kaunitz diese Nachricht durch einen der beiden Hauptbetheiligten, durch Choiseul viel eher erhielt, als Starhemberg an Ort und Stelle noch eine Ahnung davon besaß.

Am Spätabende des 21. October traf in Versailles der Courier ein, den Choiseul mit der Siegesbotschaft unmittelbar dorthin abgesendet hatte. Eine Viertelstunde nach Mitternacht theilte Bernis sie dem Grafen Starhemberg mit, der erst zwei Tage später durch seine eigene Regierung die Bestätigung des glücklichen Ereignisses von Hochkirch empfing. Maria Theresia gab dasselbe dem Könige von Frankreich in einem Briefe kund, in dem sie sich jedoch vorsichtig jeder Anspielung auf ihre Wünsche wegen fernerer Fortsetzung des Krieges enthielt. Auch König Ludwig sprach sich in seiner Antwort über diesen Punkt nicht aus [638]). Aber Bernis erging sich noch einmal, wohl zum letzten Male vor seinem wirklichen Rücktritte, gegen Choiseul in Betrachtungen über die Nothwendigkeit eines baldigen Friedens. Gleichzeitig unterzog er die mündlichen Aeußerungen der Kaiserin einer ziemlich scharfen Kritik. Ihre Furcht vor der Macht des Königs von Preußen bezeichnete er als nicht ausreichend begründet. In einem Augenblicke, in welchem die Staaten König Friedrichs nur mehr von Greisen und Kindern bevölkert seien, erscheine es durchaus nicht wahrscheinlich, daß er gegen irgend ein Mitglied der Allianz den Krieg

beginne und es ein zweites Mal unternehme, die vereinigten Streitkräfte der größten Mächte zu bekämpfen. Denn jetzt seien sie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler so wie seiner Hülfsquellen und seiner Art, den Krieg zu führen, noch viel furchtbarer geworden.

Die Kaiserin habe im vergangenen Frühjahre nur noch einen Feldzug verlangt. Jetzt begehre sie wieder einen, und es liege auf der Hand, daß sie am Schlusse desselben einen vierten verlangen werde. Denn sie werde den König von Preußen entweder noch immer zu stark, oder so schwach finden, daß man das Werk seiner Vernichtung nicht unvollendet lassen dürfe. Das Gefährlichste für Frankreich und dessen Regierung bestünde jedoch darin, sich ohne Rücksicht auf den eigenen Zustand immer nur nach dem Willen der Kaiserin richten zu sollen. Die Drohung, welche dieselbe ausgesprochen habe, sei ungefährlich, wenn sie nur in dem Falle wirksam werden sollte, daß der König von Frankreich seine Verpflichtungen nicht erfülle. Aber sie sei darum doch nicht an ihrem Platze; man dürfe glauben, daß wenn die Kaiserin ihr eigenes Gewissen erforschen wolle, sie sich gleichfalls vorwerfen werde, gegen den Repräsentanten eines großen Monarchen, der sich für sie aufopfere, allzu weit gegangen zu sein.

Nach dem Siege, den sie davongetragen, werde die Kaiserin noch weniger als zuvor vom Frieden etwas hören wollen. Man müsse zugeben, daß wenn in Folge dieses Sieges die Preußen aus Sachsen vertrieben würden, man noch einen Feldzug hindurch ausdauern müsse, um die Bedingungen des geheimen Vertrages wirklich durchzuführen. Aber mit der Ueberwindung des Königs von Preußen werde der Krieg noch nicht beendigt sein. Denn andere Staaten würden die Uebermacht des Wiener Hofes fürchten und sich gegen denselben verbünden; Frankreich aber wäre nach wie vor der Feindseligkeit Englands ausgesetzt [639]).

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesen Betrachtungen des Cardinals Bernis, sie mochten den Wünschen und Anschauungen des Wiener Hofes noch so sehr entgegengesetzt sein, manch Körnchen Wahrheit enthalten war. Aber an und für sich unwillkommenen Ansichten

fügt man sich darum nicht lieber, weil man ihnen nicht jede Berechtigung abzustreiten vermag. Es ist daher begreiflich, daß man in Wien den plötzlichen Rücktritt des Cardinals von der Leitung der französischen Politik durchaus nicht bedauerte und sich von der weit größeren Energie und Thatkraft seines Nachfolgers, des Herzogs von Choiseul eine ungleich ausgiebigere Förderung aller Maßregeln versprach, durch die man die Zielpunkte der wider Preußen abgeschlossenen Allianz noch immer zu erreichen sich bemühte. Starhemberg aber stimmte dieser Auffassung, welche wohl zunächst von Kaunitz ausgehen mochte, wenigstens nicht unbedingt bei. So sehr er auch seinerseits die übergroße Hinneigung des Cardinals zur Herbeiführung des Friedens, mochte derselbe auch gerade kein ehrenvoller sein, mißbilligte und bekämpfte, so unterschätzte er darum doch die guten Eigenschaften nicht, welche Bernis besaß. So hatte er durch zuvorkommendes und versöhnliches Benehmen die schroffen Gegensätze, welche zwischen dem Hofe und dem Parlamente bestanden und den Ersteren bei der Bevölkerung so unbeliebt machten, beträchtlich gemildert. Ja in der letzteren Zeit, seitdem sich seine früher so innigen Beziehungen zu der im Volke so sehr verhaßten Pompadour etwas gelockert hatten, war Bernis fast zu einer populären Gestalt geworden. Starhemberg, der im Gegensatze zu den meisten Staatsmännern seiner Zeit die Bedeutung der öffentlichen Meinung gar wohl zu beurtheilen wußte, besorgte nun mit Grund, daß sie durch die plötzliche Entfernung des Cardinals von seinem Posten sehr unangenehm berührt werden würde. Allerdings hatte Bernis in der zweiten Periode seiner Amtsführung durch die Eigensucht, die er an den Tag legte, indem er, von der Nothwendigkeit eines baldigen Rücktrittes bedroht, noch um jeden Preis den Cardinalshut zu erhaschen und sich auch sonst aller nur immer erreichbaren Vortheile theilhaft zu machen suchte, sich wieder Viele entfremdet. Aber Choiseul war doch auch gar zu wenig beliebt, zu wenig geachtet, man hielt ihn zu allgemein für ein bloßes Geschöpf der Pompadour, man fürchtete zu sehr sein hochfahrendes, eigenmächtiges Wesen, als daß man nicht unzufrieden gewesen wäre mit seiner Berufung [640]).

Es war natürlich, daß Maria Theresia den Mann, in dessen Hände nun die Leitung der französischen Politik gelegt wurde, noch vor seiner Abreise in seiner der Fortführung des Krieges ohnedieß schon zugeneigten Ansicht noch mehr zu bestärken sich bemühte. Wie er selbst schrieb, verließ er Wien, von der Kaiserin und ihrem Gemal mit Gunstbezeugungen überhäuft, durchdrungen von den glücklichen Wirkungen des Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich und von dessen Festigkeit überzeugt[641]). Am 29. November traf Choiseul in Paris ein; schon am folgenden Tage hatte er eine langdauernde Besprechung mit der Marquise von Pompadour. Und in seiner ersten Unterredung mit Starhemberg erklärte er demselben, daß man sich vor der Hand durchaus nicht mehr mit Friedensgedanken beschäftigen dürfe. Nur die Art und Weise, in welcher, und die Auffindung der Mittel, mit denen der Krieg fortgeführt werden könne, solle von nun an von beiden Regierungen ins Auge gefaßt werden[642]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die durchgreifende Veränderung, welche so eben in der politischen Haltung der französischen Regierung eintrat, zum nicht geringsten Theile durch die Erklärungen herbeigeführt wurde, welche vor Kurzem aus St. Petersburg nach Wien und Paris gelangt waren. Ueberhaupt muß, wer sich ein richtiges Bild machen will von dem Werthe der Allianz Oesterreichs mit Rußland, zwischen der politischen Haltung dieses Staates und seiner militärischen Wirksamkeit wohl unterscheiden. Wie wenig die letztere auch während des Jahres 1758 den Erwartungen entsprach, die man nach der schon im Jänner erfolgten Besetzung der Provinz Preußen durch die Russen hegen zu dürfen geglaubt hatte, wurde durch die wenn auch nur sehr flüchtig skizzirte Darstellung der Ereignisse auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze zur Genüge bewiesen. Auch die Zorndorfer Schlacht, von Fermor Anfangs wie ein Sieg ausposaunt, zog für die Russen fast die Folgen einer Niederlage nach sich. Wenigstens konnte sich Friedrich nicht nur selbst wieder dem österreichischen Heere gegenüber stellen, sondern mit solcher Bestimmtheit darauf bauen, von den Russen werde keine Offensivbewegung mehr unternommen werden, daß er auch noch die Armeecorps von Dohna und Wedell nach Sachsen rief. Und in

der That, außer der ungeschickt begonnenen und lässig geführten Belagerung von Colberg, die gleichfalls erfolglos blieb, geschah während des ganzen Feldzuges nichts mehr von Seite der Russen, welche die Weichsel entlang die Winterquartiere bezogen.

Aber diese Resultatlosigkeit der russischen Kriegführung entsprach in keiner Weise dem Sinne und den Absichten der Kaiserin Elisabeth. Schon als Fermor im Mai und Juni überlang gezögert hatte, seinen Vormarsch gegen das Innere der preußischen Lande fortzusetzen, war ihm von der Zarin der schärfste Befehl zugesendet worden, ohne fernerne Säumniß, der Feind möge stark oder schwach sein, in die Mark Brandenburg einzudringen und die Operationen nachdrücklichst fortzusetzen, indem Elisabeth von einer Entschuldigung oder Ausflucht nichts hören wolle[643]). Fort und fort wurden diese Befehle erneuert[644]), und als die Nachricht von den äußerst beträchtlichen Verlusten, welche die russische Armee bei Zorndorf erlitten hatte, nach St. Petersburg gelangte, entmuthigten sie in keiner Weise die Zarin. Wie schon früher erwähnt worden, erneuerte sie auch jetzt wieder ihre Erklärung, nicht eher ruhen zu wollen, als bis der König von Preußen gedemüthigt und in die gehörigen Schranken zurückgewiesen sei. Sie werde nicht aufhören, nach diesem Ziele zu streben, und wenn sie auch den letzten Mann und den letzten Rubel aufopfern müßte[645]).

Selbst die Ungeduld, mit der Elisabeth der längeren Unthätigkeit Dauns in Sachsen zusah, und der Unmuth, den sie hierüber empfand[646]), dürfen als Kennzeichen ihres Eifers für die energische Fortführung des Krieges angesehen werden. Der bei Hochkirch erfochtene Sieg brachte darum auch in Rußland, wie es in Frankreich der Fall gewesen, den günstigsten Eindruck hervor, ja er verscheuchte das Mißtrauen, das schon hie und da aufgetaucht und von den Gegnern Oesterreichs, den Grafen Peter Schuwalow an der Spitze, eifrig geschürt wurde.

Es verdient wohl erwähnt zu werden, daß auch Schuwalow es war, der den Gedanken aufs Tapet brachte, die Stadt Danzig durch ein Bombardement dafür zu züchtigen, daß sie sich geweigert hatte,

russische Besatzung einzunehmen. Unermüdlich bekämpfte jedoch der österreichische Botschafter Esterházy dieses Project. Eindringlich schilderte er die üblen Wirkungen, welche ein eben so nutzloses als barbarisches Verfahren überall, am meisten aber in Polen hervorbringen müßte. Es gelang ihm den Vicekanzler Woronzow für seine Anschauung zu gewinnen, so daß der bereits gefaßte Beschluß, Danzig zu beschießen, für den Augenblick wenigstens verschoben [647]) und dann fallen gelassen wurde.

So wie sie hierin den Vorstellungen des Repräsentanten des Wiener Hofes nachgab, so entsprach die Zarin den Wünschen des Letzteren auch durch das Begehren, man möge schleunigst zu einer Vereinbarung gelangen über die kriegerischen Unternehmungen, welche man im nächsten Feldzuge ins Werk setzen wolle. Man sieht daß im geraden Gegensatze zu Frankreich in Rußland von einem baldigen Abschlusse des Friedens auch nicht mit einem Worte die Rede war. Diese kriegerische Stimmung Rußlands und die ihr Ausdruck gebenden Erklärungen der Zarin waren es, welche auch am Hofe von Versailles den tiefsten Eindruck hervorbrachten. Weit stärker als zuvor regte sich jetzt das Selbstgefühl in König Ludwig XV. und durchdrang ihn mit dem Ehrgeize, seine eigene Standhaftigkeit nicht durch diejenige der Kaiserin Elisabeth, die Kraft und Ausdauer Frankreichs aber nicht durch diejenige Rußlands verdunkeln zu lassen.

Wie sehr jetzt die kriegerische Stimmung in Frankreich oder wenigstens bei der französischen Regierung die Oberhand erhielt, zeigte sich binnen Kurzem durch die plötzliche Verbannung des Cardinals Bernis. In so hohem Grade wußte derselbe sich zu beherrschen, daß Starhemberg, welcher eben bei Bernis anwesend war, als er das königliche Schreiben erhielt und durchlas, dessen verhängnißvollen Inhalt, welchen Bernis ihm verschwieg, auch nicht im entferntesten ahnte [648]). Mit der Verbannung des Cardinals war nun die einzige Stimme, welche sich im Rathe des Königs fortwährend für die baldigste Beendigung des Krieges ausgesprochen hatte, zum Schweigen gebracht. Aber man würde sehr irren, wenn man der Meinung sich hingeben wollte, in der Person Choiseuls sei nun ein blindes Werk-

zeug der Politik des Wiener Hofes in Frankreich ans Ruder gekommen. Wie es seine Pflicht war, hatte Choiseul nur die Größe, den Ruhm und das Ansehen seines eigenen Vaterlandes, nicht aber Oesterreichs Vortheil vor Augen. Nur darum wollte er Hand in Hand gehen mit dem Kaiserhofe, weil nach seiner innigsten Ueberzeugung das Interesse Frankreichs es erheischte. In dieser Auffassung Choiseuls liegt die kräftigste Widerlegung derjenigen, welche die Behauptung aufstellen, in Frankreich habe nur eine von Eigensucht beseelte Partei, an deren Spitze die Pompadour stand, die Fortführung des Krieges gewollt, während die wahrhaft patriotischen Franzosen eifrig nach Frieden riefen. Es genügt die Namen Choiseul und Belleisle zu nennen, um eine solche Behauptung vollständig zu entkräften. Aber freilich konnte der Erstere, da in der That nur das Beste Frankreichs der Leitstern seiner Handlungen war, mit den Grundlagen nicht einverstanden sein, auf denen das Bündniß mit Oesterreich ruhte. Einerseits legte es seiner Meinung nach dem völlig erschöpften französischen Staatsschatze allzu große Opfer auf, und andererseits hegte er über den für Oesterreich maßgebenden Zielpunkt des Krieges, die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz ganz eigene Gedanken. Der unbefriedigende Ausgang des letzten Feldzuges hatte sein Mißtrauen in die österreichische Kriegführung gar sehr gesteigert. Wer nach einem so glänzenden Siege, wie derjenige bei Hochkirch war, die Plane des Feindes in keiner Weise zu durchkreuzen und weder Neisse noch Dresden zu erobern vermochte, sondern sich unverrichteter Dinge nach Böhmen zurückziehen mußte, der werde, so erklärte Choiseul, niemals im Stande sein, dem Könige von Preußen Schlesien und Glatz zu entreißen [649]).

Von diesen Anschauungen ausgehend, erkannte es Choiseul als seine vornehmste Pflicht, die schon von seinem Vorgänger begonnene Verhandlung zur Errichtung eines neuen Allianzvertrages zwischen Oesterreich und Frankreich möglichst rasch und in einer für beide Theile befriedigenden Weise zum Abschlusse zu bringen. In unausgesetzten Verhandlungen mit Starhemberg suchte er dieses Ziel zu erreichen, und der Letztere fand dabei Anlaß genug, den gewaltigen

Unterschied zu verspüren, der zwischen dem herrischen und gebieterischen Wesen Choiseuls und dem feinen und verbindlichen Benehmen seines Vorgängers lag[630]). Aber die berechtigten Interessen Oesterreichs kamen auch bei Choiseul nicht zu kurz, und so vermochte man wenigstens in den Hauptpunkten ziemlich leicht zu einer Einigung zu gelangen. Ja Choiseul in seiner ungestümen Weise verlangte sogar von Starhemberg, er solle die neue Uebereinkunft mit ihm allsogleich endgültig abschließen, auch ohne die Zustimmung des Wiener Hofes zu demselben eingeholt zu haben. Starhemberg lehnte jedoch eine so große Verantwortlichkeit beharrlich ab.

Wenn von der Leichtigkeit, mit welcher die neuen Vereinbarungen zwischen den beiden Höfen zu Stande kamen, die Rede ist, so darf ein Versprechen nicht außer Acht gelassen werden, das zwar noch nicht vertragsmäßig bekräftigt, aber in einer für den Wiener Hof bindenden Weise abgegeben wurde und wesentlich dazu beitrug, den König von Frankreich in anderen Punkten zu wichtigen Zugeständnissen zu vermögen. Es bezog sich auf die dereinstige Vermälung der ältesten Tochter des Herzogs von Parma, der Infantin Isabella, mit dem Kronprinzen Joseph. Ludwig XV. persönlich war es, der sich für das Zustandekommen dieser Heirat lebhaft interessirte. War sie doch ein Gegenstand der innigsten Wünsche seiner Lieblingstochter, der Herzogin von Parma, welche Letztere bekanntlich ungemein eifrig gewesen war, die Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich zu fördern und zu befestigen. Freilich wurde sie hiezu am meisten durch ihr eigenes Interesse getrieben, denn der Eintausch der Niederlande gegen die kleinen italienischen Herzogthümer wäre ihr und ihrer Familie am meisten zu Statten gekommen. Wurde jetzt diese Hoffnung vereitelt, so wünschte der König der Herzogin wenigstens durch die Verlobung ihrer Tochter mit dem zukünftigen deutschen Kaiser, mit dem Erben der österreichischen Gesammtmonarchie einigen Ersatz dafür zu bereiten.

Eine ungemein große Schwierigkeit war jedoch dabei noch zu überwinden; sie bestand in den sehr weit gehenden Versprechungen, welche man dem Könige von Neapel wegen einer dereinstigen Vermälung

seiner ältesten Tochter Josepha mit dem Kronprinzen Joseph gemacht hatte. Man weiß, daß schon im Jahre 1751 der damalige neapolitanische Botschafter in Wien, Fürst Camporeale, mit dem Antrage hervorgetreten war, man möge seiner Zeit den Erzherzog Joseph mit der ältesten Tochter des Königs Karl, dessen ältesten Sohn aber oder denjenigen, welcher dereinst zur Thronfolge berufen sein würde, mit einer Erzherzogin vermälen[651]). Dem Kaiserhofe schien dieser Vorschlag in jeder Beziehung sehr annehmbar zu sein. Durch denselben wurde ja eine wenn gleich etwas entfernte Möglichkeit eröffnet, daß der Besitz von Neapel und Sicilien auf die weibliche Linie übergehe und das Haus Oesterreich in solcher Weise wieder zu jenen vor kaum einem Vierteljahrhundert verloren gegangenen Ländern gelange. Und selbst wenn dieß nicht der Fall sein sollte, so konnte doch erwartet werden, daß der mit einer Erzherzogin zu vermälende neapolitanische Prinz dereinst den spanischen Thron besteige. Dann aber würden die Höfe von Wien und Madrid durch ein doppeltes Freundschaftsband mit einander verknüpft sein, welches in seinen wohlthätigen Wirkungen demjenigen gliche, das bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die beiden Zweige des Hauses Habsburg umschlang.

Was man gegen diese etwas sanguinische Auffassung auch vielleicht einwenden mag, gewiß ist es daß der Wiener Hof von ihr ausging, als er das Anerbieten des Königs von Neapel wohlwollend aufnahm. Freilich erklärte er gleichzeitig, bei der großen Jugend der Betheiligten, die sich sämmtlich noch im Kindesalter befänden, gebiete es die Vorsicht, sich noch nicht vor der Zeit in unumstößliche Zusagen einzulassen. Insbesondere war es die zukünftige Vermälung des Kronprinzen Joseph, hinsichtlich deren man sich noch nicht vollständig die Hände zu binden gedachte. Ehe nicht seine Wahl zum Römischen Könige zu Stande gebracht sei, dürfe man keinen so entscheidenden Schritt thun, weil sich dadurch nur allzu leicht verschiedene Höfe verletzt fühlen könnten, welche zu dieser Wahl beizutragen vermöchten.

So standen die Verhandlungen mit Neapel bis etwa zur Hälfte des Jahres 1755. Die besorgnißerregende Gestaltung der politischen Verhältnisse zu jener Zeit ließ es jedoch für den Wiener Hof ungemein

wünschenswerth erscheinen, sich Spaniens und Neapels möglichst zu versichern. Um so eifriger trachtete man darnach, als man am neapolitanischen Hofe einige Verstimmung über die ausweichenden Antworten wahrzunehmen glaubte, die man ihm in der Vermälungssache bisher ertheilt hatte. Und als nun der höchst einflußreiche neapolitanische Minister Tanucci dem österreichischen Gesandten Grafen Firmian gegenüber neuerdings und von freien Stücken auf die Angelegenheit zurückkam, wurde von Wien aus erwiedert, daß dem Kaiserhofe unter gewissen Voraussetzungen nicht nur ein zweifaches, sondern sogar ein dreifaches Ehebündniß erwünscht wäre. Diese Voraussetzungen aber bestünden darin, daß die Thronfolge in einer Weise geregelt würde, derzufolge der älteste regierungsfähige Prinz dereinst in Spanien, der zweite aber in Neapel den Thron besteigen würde. Beiden sei man bereit, österreichische Erzherzoginnen zu vermälen.

Es gewann fast den Anschein eines wechselseitigen Ueberbietens, wenn man jetzt in Neapel nicht nur gern auf diese Vorschläge einging, sondern sogar noch eine vierte Heirat, die des zweitgebornen Erzherzogs Karl mit einer neapolitanischen Prinzessin, und zwar unter der Voraussetzung aufs Tapet brachte, daß demselben entweder das Großherzogthum Toscana als Secundogenitur oder ein anderer selbstständiger Länderbesitz zu Theil werde. Auf eine so weitgehende Verabredung glaubte man sich jedoch in Wien vor der Hand nicht einlassen zu sollen. Mit der Bemerkung, daß die pragmatische Sanction jede Zergliederung der österreichischen Monarchie untersage, hinsichtlich Toscana's aber das Erstgeburtsrecht des ältesten Erzherzogs der Bildung einer Secundogenitur entgegenstehe, ließ man diesen letzteren Vorschlag wenigstens für jetzt noch auf sich beruhen [652]).

Um dieselbe Zeit war es, daß der französische Botschafter Stainville zuerst dem Gedanken wegen einer Vermälung des Kronprinzen Joseph mit der ältesten Tochter des Herzogs von Parma Ausdruck verlieh. Bedauernd erwiederte man in Wien, dieser Vorschlag komme zu spät, denn die Heiratsabrede mit Neapel sei fast schon so gut als abgeschlossen. Die Verhandlungen mit dem letzteren Hofe über die Bedingungen, unter welchen sie ins Werk gesetzt werden sollte, wurden

fortgesetzt, doch nahmen sie keinen für Oesterreich sehr befriedigenden Verlauf. In verschiedene von dem Wiener Hofe gestellte Begehren wollte man in Neapel nur ungern willigen, aber während man noch darüber unterhandelte, trat nun plötzlich Frankreich neuerdings und jetzt in sehr angelegentlicher Weise mit dem Begehren einer Verlobung des Erzherzogs Joseph mit der Infantin Isabella von Parma an den Wiener Hof heran.

Wie außerordentlich wichtig es gerade zu jener Zeit für Oesterreich war, die französische Regierung bei guter Stimmung zu erhalten und ihr in einer Sache zu willfahren, auf welche der König, von der Herzogin von Parma beeinflußt, persönlich den höchsten Werth legte, bedarf wohl keines besonderen Beweises. Hiezu kam noch daß gleichzeitig auch Firmian eintraf, welcher seinen Rückweg von Neapel über Parma genommen hatte. Die vergleichende Schilderung, die er aus eigener Anschauung von den beiden Prinzessinnen entwarf, lautete sehr zu Gunsten der Infantin Isabella. Joseph selbst aber, welchen die Bildnisse, die er von ihr zu Gesicht bekommen, und die Mittheilungen, die man ihm über sie gemacht, mit einer lebhaften Zuneigung für die Prinzessin von Parma erfüllt hatten, erklärte sich so lebhaft für eine Bevorzugung derselben, bat und bestürmte seine Eltern so dringend, daß insbesondere dieser letztere Umstand endlich den Ausschlag gab. Es wurde beschlossen, die Verhandlung mit Neapel wegen dereinstiger Vermälung Josephs mit der ältesten Tochter des Königs Karl in möglichst schonender Weise abzubrechen und die Verlobung des Kronprinzen mit der Infantin Isabella festzustellen. Um jedoch den König von Neapel, der aller Wahrscheinlichkeit nach in nächster Zukunft den spanischen Thron besteigen und daher von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf die allgemeine europäische Politik sein werde, nicht allzu empfindlich zu verletzen, nahm man den Gedanken wieder auf, in Toscana eine österreichische Secundogenitur zu errichten. Das Großherzogthum sollte dem zweitgebornen Sohne des Kaiserpaares, dem Erzherzoge Karl zu Theil und dieser dereinst mit einer neapolitanischen Prinzessin vermält werden[654]).

Firmian erhielt den wenig beneidenswerthen Auftrag, dem Marcheſe Tanucci hievon die erſte Mittheilung zu machen. Die in Neapel an und für ſich gewiß willkommene Nachricht von dem Beſchluſſe, in Toscana eine Secundogenitur des Hauſes Oeſterreich zu errichten, ſtellte er an die Spitze ſeiner Erklärung. Den Kronprinzen Joſeph habe er, fügte Firmian hinzu, in ſo überraſchender Weiſe herangewachſen und kräftig gefunden, daß ſeine Eltern es unmöglich noch ſehr lang verſchieben könnten, ihn zu verheiraten. Darum könne bei dem zarten Alter der neapolitaniſchen Prinzeſſin dieſelbe für Joſeph nicht mehr in Betracht kommen; an Stelle ſeines Bruders werde man aber dereinſt den Erzherzog Karl, welchem Toscana zu Theil werden ſolle, treten laſſen und ihn mit einer der neapolitaniſchen Prinzeſſinnen vermälen [655]).

Man kann ſich wohl denken, wie peinlich dieſe Mittheilung in Neapel berühren und welche tiefgehende Verſtimmung ſie daſelbſt hervorbringen mußte. Die Antwort Tanucci's an Firmian gibt hievon Zeugniß. Er behauptete, daß er es gar nicht gewagt habe, dem Könige und der Königin von dem Briefe Firmians Kenntniß zu geben. Mit Recht hob Tanucci hervor, daß das Alter des Kronprinzen Joſeph und der Infantin Joſepha beiden Höfen von allem Anbeginne bekannt war. Ein günſtigeres Verhältniß, als einem achtzehnjährigen Prinzen eine fünfzehnjährige Prinzeſſin zu beſtimmen, könne überhaupt gar nicht gedacht werden. Den von Firmian hervorgehobenen Unterſchied des Alters müſſe er daher als einen bloßen Vorwand anſehen, um den geheimen Beweggrund zu verhüllen, durch den man in Wien ſich veranlaßt ſehe, von einem faſt ſchon verbrieften Verſprechen jetzt urplötzlich zurückzutreten [656]).

Je berechtigter dieſe Gegenvorſtellungen Tanucci's dem Wiener Hofe erſcheinen mußten, um ſo größer war die Verlegenheit, in der man ſich ihnen gegenüber befand. Das erneuerte Andringen Frankreichs und die geheimen Verabredungen, die man mit dieſem Staate einzugehen im Begriffe ſtand, durfte man in Neapel natürlich nicht verrathen. Hinſichtlich der ſonſtigen Bedingungen, welche gleichzeitig feſtgeſetzt werden ſollten und von Neapel bisher noch nicht zugeſtanden worden

waren, hatte Tanucci die völlige Nachgiebigkeit seines Hofes in sichere Aussicht gestellt. Der Vorwand wegen der allzu großen Jugend der neapolitanischen Prinzessin war in der That zu unglücklich gewählt, als daß man an demselben hätte festhalten können. Und von der ungünstigen Schilderung, die man von dem Aeußeren der Prinzessin und ihrer Leibesbeschaffenheit überhaupt erhalten hatte, konnte man ihren Eltern gegenüber, wenn man sie nicht noch mehr beleidigen wollte, unmöglich sprechen. Kaunitz schlug daher vor, man solle als entscheidende Ursache der plötzlichen Aenderung des früheren Entschlusses einzig und allein den sehnsüchtigen Wunsch des Erzherzogs hinstellen, die Infantin Isabella zur Gemalin zu erhalten.

Nicht ohne Widerstreben ging Maria Theresia auf diesen Gedanken ein, und höchst bezeichnend sind die Worte, welche sie eigenhändig auf den Bericht des Grafen Kaunitz setzte. „Placet", schrieb die Kaiserin, „weillen man keinen besseren ausweeg hat finden können „als es auff des sohne seiner Vorliebe vor die parmesanische Infantin „zu schieben, welches aber auff ihme als einen wohl erzogenen sohne „nicht kan erligen lassen, sondern als eine staattsursach, welcher wir „und die gantze conferentz beygestimmt, bewenden lasse" [657]).

Trotz dieser letzteren Bemerkung der Kaiserin ging doch das Schreiben Firmians, so wie Kaunitz es ihr vorgeschlagen hatte, an Tanucci ab. Wie sehr es dem Wiener Hofe Ernst gewesen mit der Erfüllung seines früheren Versprechens, wurde darin mit der Erinnerung an die erste abschlägige Antwort dargethan, welche man dem französischen Botschafter gegeben hatte. Aber der Hauptbetheiligte selbst, der Erzherzog sei von einer so lebhaften Neigung für die Infantin Isabella beseelt, daß er seine Eltern aufs dringendste gebeten habe, ihn niemals mit einer Anderen zu vermälen, sondern nur sie ihm zur Gemalin zu geben; sie allein könne ihm das ersehnte Lebensglück bereiten. Ja Kaunitz ging sogar so weit, in den Entwurf des Schreibens an Tanucci die Behauptung einfließen zu lassen, man habe jedes erdenkliche Mittel versucht, um den Erzherzog auf andere Gedanken zu bringen, aber Alles sei fruchtlos geblieben. Dieser Satz wurde jedoch auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin gestrichen [658]).

An die unzweideutige Erklärung, daß ſie und der Kaiſer den wiederholten und dringenden Bitten des Erzherzogs nachgegeben und ihm die Infantin Iſabella zur Gemalin beſtimmt hätten, wurde auch jetzt wieder das Anerbieten geknüpft, den zweitgebornen Bruder des Kronprinzen, den Erzherzog Karl an deſſen Stelle treten zu laſſen und zu ſeinen Gunſten eine Secundogenitur in Toscana zu errichten[659]).

So unwillkommen dieſer Entſchluß des Wiener Hofes dem Könige und der Königin von Neapel ſein mußte, ſo ſehr große Freude verurſachte er dagegen dem Könige von Frankreich und ſeiner Tochter, der Herzogin von Parma. Auch noch einer dritten Hauptperſon am franzöſiſchen Hofe, der Marquiſe von Pompadour wurde in jenen Tagen von Wien aus eine beſondere Aufmerkſamkeit zu Theil, indem ihr das ſo lang ſchon für ſie vorbereitete Geſchenk endlich wirklich eingehändigt wurde. In einem Miniaturbildniſſe der Kaiſerin beſtand es, das auf einem aus Vieuxlac angefertigten, mit goldenen Schreibgefäßen verſehenen Pulte[660]) angebracht und von koſtbaren Steinen umgeben war. Der Ankaufspreis der letzteren belief ſich auf 66.000, der des ganzen Geſchenkes auf 77.278 Livres oder nicht ganz 31.000 Gulden[661]).

Bemerkenswerth iſt es, daß Kaunitz, welcher das kaiſerliche Geſchenk der Marquiſe von Pompadour mit einem äußerſt verbindlichen Schreiben überſandte[662]), der Befürchtung ſich hingab, dasſelbe werde vielleicht gar nicht angenommen werden, indem Frau von Pompadour darüber verletzt ſein könnte, daß nicht Maria Thereſia ſelbſt ihr Geſchenk mit einem Schreiben begleitete[663]). Aber die Beſorgniß des Staatskanzlers zeigte ſich bald als unbegründet. Schon Starhemberg berichtete, daß Frau von Pompadour das koſtbare Geſchenk und den Brief des Grafen Kaunitz mit den lebhafteſten Dankesbezeigungen und den wärmſten Verſicherungen ihres Eifers für die enge Verbindung der beiden Höfe und die Schwächung des gemeinſamen Feindes in Empfang genommen habe. Das Geſchenk habe ſie prachtvoll, jedoch allzu koſtbar gefunden und bedauert, daß ſie in Folge ſeines hohen Werthes gezwungen ſein werde, es vor Jedermann zu verbergen, um nicht mißliebige Bemerkungen hervorzurufen[664]). An Kaunitz ſchrieb ſie,

sie beklage sich zwar nicht über die Pracht des ihr gemachten Geschenkes, nichts aber hätte sie glücklicher gemacht als bloß das Bildniß der Kaiserin ohne jede andere Verzierung zu erhalten [665]).

Nachdem sie den Grafen Starhemberg um die Erlaubniß dazu gebeten, richtete Frau von Pompadour auch ein Dankschreiben an die Kaiserin selbst [666]). Und es scheint fast als ob Kaunitz einen Augenblick an die Möglichkeit gedacht hätte, daß Maria Theresia den Brief der Pompadour persönlich beantworte [667]). War dieß wirklich der Fall, dann muß die Kaiserin eine solche Zumuthung abgelehnt haben. Weder von ihr noch von Kaunitz selbst wurde eine Antwort auf die Schreiben der Pompadour erlassen, wenigstens ist von einer solchen nirgends eine Spur aufzufinden.

Auch noch zu Gunsten einer vierten, am französischen Hofe ein flußreichen Persönlichkeit, der Gräfin Marsan aus dem Hause Rohan ließ sich Maria Theresia in jener Zeit zu außergewöhnlicher Gunstbezeigung herbei. In ihrer seit langer Zeit schon anhängigen, auf ihre Güter in den österreichischen Niederlanden sich beziehenden Rechtssache wurden der Gräfin Marsan Zugeständnisse gemacht, welche nicht nur sie selbst, sondern Alles was zu der so mächtigen Familie Rohan gehörte oder mit ihr zusammenhing, mit dem wärmsten Danke erfüllte. Auch die Gräfin Marsan gab demselben Ausdruck in einem Briefe den sie unmittelbar an die Kaiserin richtete.

Man sieht wohl wie gut man in Wien es verstand, am Hofe von Versailles eine günstige Stimmung hervorzurufen für die Begehren, die man an denselben zu richten, für die Verabredungen, die man mit ihm zu Stande zu bringen hatte. Die Verhandlung über die beabsichtigten neuen Verträge und der Abschluß derselben gingen daher, wie schon bemerkt worden, ohne allzu große Schwierigkeit und mit ziemlicher Raschheit vor sich.

Was zunächst die Form betraf, die man der neuen Verabredung geben wollte, so vereinigte man sich dahin, einen zweifachen Vertrag abzuschließen. Der eine sollte wenigstens den verbündeten Mächten

mitgetheilt werden können, während der zweite das ängstlich gehütete und sorgfältig bewahrte Geheimniß der beiden vertragschließenden Staaten blieb. Doch ist jetzt wohl schon seit langer Zeit nicht der geringste Grund mehr zu einer solchen Zurückhaltung vorhanden[668]).

Man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, die wichtigsten Bestimmungen seien in dem geheimen Vertrage enthalten und der ostensible etwa bloß darauf berechnet gewesen, Unbedeutendes festzustellen oder vielleicht gar diejenigen, zu deren Kenntniß er gelangte, über den wahren Inhalt der Verabredungen zwischen beiden Mächten zu täuschen. Gerade in dem zuerst abgeschlossenen und schon seit langer Zeit bekannt gewordenen Vertrage sind die Stipulationen niedergelegt, auf welche es vorzugsweise ankam. Und da ist denn vor Allem die völlige Veränderung der Grundlage hervorzuheben, auf welche die ganze Vereinbarung zwischen beiden Höfen gebaut wurde. Während in dem geheimen Tractate vom vergangenen Jahre wenigstens die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz zu Gunsten Oesterreichs als eine unerläßliche Bedingung des Friedensschlusses hingestellt worden war, ohne deren Verwirklichung von einer Beendigung der Feindseligkeiten keine Rede sein sollte, wurde jetzt von Seite Frankreichs nicht mehr versprochen als daß der König sowohl während des Krieges als bei den Friedensverhandlungen Alles aufbieten wolle, um die Erwerbung von Schlesien und Glatz für Maria Theresia durchzusetzen.

Freilich war dagegen auch von einer Abtretung der Niederlande an den Infanten von Parma mit keinem Worte mehr die Rede. Der Vortheil, der ihm zu Theil werden sollte, bestand zunächst darin, daß Maria Theresia auf das ihr durch den Aachener Frieden zugesprochene Heimfallsrecht auf die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zu Gunsten der legitimen männlichen Nachkommenschaft des Herzogs verzichtete, während es seinen weiblichen Descendenten gegenüber fortan aufrecht erhalten wurde. Und die Herzogin, auf die es weit mehr ankam als auf ihren Gemal, war zwar durch das Scheitern der Aussicht auf Erwerbung eines Besitzes in den Niederlanden peinlich berührt, aber die Verlobung ihrer Tochter mit dem Erben der öster-

reichischen Länder und dereinstigen deutschen Kaiser gereichte ihr doch auch wieder zu großer Befriedigung.

Die übrigen, besonders hervorzuhebenden Punkte der neuen Vereinbarung bestanden zunächst in der Bestätigung des Defensivvertrages vom 1. Mai 1756 und der darin enthaltenen Festsetzung einer Hülfeleistung mit 24.000 Mann oder dem dafür entfallenden Geldbetrage. Der letztere wurde mit 288.000 Gulden monatlich festgesetzt und die Kaiserin erklärte, während des Jahres 1759 der Bezahlung jener Summe den Vorzug vor der bewaffneten Hülfe zu geben.

Die bisher gemeinschaftlich zu bestreitenden Subsidien an Schweden sollten vom 1. Juni 1759 angefangen von Frankreich allein getragen werden, welches auch die Bezahlung des sächsischen Armeecorps ausschließlich übernahm und versprach, es in dem Falle, als die Kaiserin es begehren sollte, nach Sachsen abzusenden und dort zu ihrer Verfügung zu stellen. Dem Kurfürsten von Sachsen aber werde man nicht nur den Wiederbesitz seiner Staaten, sondern außerdem noch eine angemessene Schadloshaltung zu erwirken bemüht sein.

Der König von Frankreich versprach, hunderttausend Mann zu dem Kriege in Deutschland zu verwenden und mit denselben nicht nur die österreichischen Niederlande, sondern auch die Länder der Reichsfürsten zu schützen, welche der gemeinsamen Sache anhingen. Die festen Plätze Ostende und Nieuport sollten einstweilen von französischen Truppen besetzt bleiben, von denselben jedoch entweder nach Abschluß des Friedens oder wenn wichtige Beweggründe dieß früher erheischen sollten, unweigerlich geräumt werden. Die von Seite Frankreichs dem Könige von Preußen etwa abgenommenen Länder sollten im Namen der Kaiserin in Besitz genommen und verwaltet werden, ihre Einkünfte jedoch Frankreich zu Gute kommen, mit Ausnahme eines Betrages von vierzigtausend Gulden jährlich, welcher den kaiserlichen Commissären ausbezahlt würde.

Die beiden vertragschließenden Mächte erneuerten die Zusage, mit ihren gegenseitigen Feinden sowohl Frieden als Waffenstillstand

nur in gemeinschaftlichem Einvernehmen und mit wechselseitiger Zustimmung zu schließen. Außerdem verpflichtete sich Frankreich, mit dem Könige von England keinen Vertrag einzugehen, ohne sich seiner Mitwirkung zu versichern, um den König von Preußen zur Zugestehung gerechter und ehrenvoller Friedensbedingungen an die Kaiserin zu vermögen. Wäre dieß nicht zu erreichen, so müßte England sich wenigstens anheischig machen, Preußen keine wie immer geartete Hülfe mehr zu leisten. Maria Theresia aber übernahm die gleiche Verpflichtung für den Fall, als es um einen Friedensschluß mit Preußen und die Einwirkung auf König Friedrich sich handeln sollte, England künftighin seinen Beistand zu entziehen.

Die sonstigen Bestimmungen des zuerst abgeschlossenen Vertrages, durch welche zumeist einzelne Stipulationen des geheimen Tractates vom Jahre 1757, wie diejenigen über die Bestätigung des westphälischen Friedens, die Abzahlung der lothringischen Schuld, die Verzichtleistung auf die Allodialgüter der Häuser Medici und Farnese zu Gunsten des Kaisers und der Kaiserin, die Nachfolge des Erzherzogs Leopold in Modena, die Wahl des Kronprinzen Joseph zum römischen Könige und diejenige eines sächsischen Prinzen zum Könige von Polen neuerdings aufgenommen wurden, nur im Vorbeigehen erwähnend, wollen wir dem Inhalte des vom 31. December 1758 datirten geheimen Vertrages uns zuwenden. Durch dessen ersten Artikel wurde der geheime Tractat vom 1. Mai 1757 aufgehoben, null und nichtig erklärt als ob er niemals bestanden hätte. Doch versprach der König von Frankreich die aus diesem Vertrage noch herrührenden Subsidienrückstände in einer Summe von sieben Millionen fünfmalhunderttausend Gulden in Monatsraten von 288.000 Gulden abzuzahlen. Dagegen wurde die in dem vorhergegangenen Vertrage als Aequivalent für die Stellung eines Hülfscorps von vierundzwanzigtausend Mann festgesetzte Entrichtung von monatlich 288.000 Gulden um 38.000 Gulden, somit auf 250.000 Gulden herabgesetzt. Doch sollte der Rest zu den früheren Rückständen der Subsidien hinzugerechnet und nach Abschluß des Friedens gleichfalls abgezahlt werden.

Beide Mächte verpflichteten sich zu gegenseitiger Gewährleistung der von ihnen gemachten Eroberungen und sonst gewonnenen Vortheile. Sie erklärten sich so bald als möglich über die Zugeständnisse verständigen zu wollen, welche die Kaiserin dem Könige von Frankreich in dem Falle machen würde, als sie zu einer beträchtlichen Erwerbung auf Kosten des Königs von Preußen zu gelangen vermöchte. Außerdem dehnte sie die in dem ostensiblen Vertrage zu Gunsten der männlichen Nachkommenschaft des Herzogs von Parma festgesetzte Verzichtleistung auf ihr Heimfallsrecht auch auf dessen weibliche Descendenz aus. Und endlich wurde die Erbfolge in den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla in der Weise geregelt, daß nach dem etwaigen Aussterben der legitimen männlichen Nachkommenschaft des Herzogs dessen älteste Tochter und deren Nachkommen vor anderen weiblichen Deszendenten, wenn gleich dieselben einem späteren Herzoge von Parma näher verwandt sein sollten, den Vorzug zu genießen hätten.

Dieß waren der Hauptsache nach die Verabredungen, welche durch die neuen Verträge zwischen Oesterreich und Frankreich festgestellt wurden. Wenn man sie mit den im vergangenen Jahre zu Stande gekommenen Vereinbarungen vergleicht, so zeigen sie insofern einen Rückschritt, als die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz nicht schon von vorneherein als eine Bedingung hingestellt wurde, ohne deren vorhergegangene Erfüllung an einen Abschluß des Friedens gar nicht gedacht werden sollte. Dagegen tritt wieder eine wesentliche Verbesserung der Sachlage dadurch zu Tage, daß jetzt die Wiedererwerbung von Schlesien und Glatz doch noch immer als möglich erschien, während sie in keinem Falle durch die Abtretung der österreichischen Niederlande erkauft werden mußte.

Man kann es daher keineswegs als eine ganz unbestreitbare Thatsache ansehen, daß die Abmachungen der neuen Verträge für Oesterreich ungleich weniger günstige als die vordem bestandenen waren. Und wenn man vollends nicht auf diese früheren, großentheils nur auf dem Papier gebliebenen und nicht verwirklichten Zusagen, sondern auf die thatsächlich obwaltenden Verhältnisse zurückblickt, so muß der ungemein große Gewinn anerkannt werden, welcher Oesterreich

durch die Neubefestigung der Allianz mit Frankreich aus diesen Verträgen zu Theil ward. Auf Grundlage der gemachten Erfahrungen und nicht auf derjenigen theilweise falscher oder wenigstens als solcher bezeichneter Vorausberechnungen waren sie abgeschlossen worden. Und darum durfte man sich wohl ein standhafteres Festhalten an ihnen, dadurch aber auch eine günstigere Wirkung derselben mit ziemlicher Zuversicht versprechen [669]).

Anmerkungen.

[1]) Corer. 7. September 1756.

[2]) Eigenhändiges Billet der Kaiserin vom 6. Juli 1756. „Graff Kaunitz. „weillen täglich die umbstände so beträchtlich werden, das alles an der zeit und „anstalten gelegen ist, so chargire ihme wochentlich oder wan es nöthig mit graffen „neüperg, salburg und haugwitz gantz in der enge zusam zu tretten und alle „veranstaltungen zu verordnen und darüber mir ein protocol abzustatten und wan „es möglich längstens bis freütag anfangen selbe zu halten."

„M. T."

[3]) Eigenhändiges Billet der Kaiserin. Ohne Datum. (8. August 1756). „wan graff haugwitz nicht zugegen wäre, so hätte man alzeit zur comission an- „statt seiner Johannes Cotek ansagen zu lassen, dem rudolph coteck aber alzeit „zu allen zu nehmen, der auch vor disesmahl wegen der mundurn die auskunfft „geben wird. wegen der invaliden zu denen spithällern wäre die sach auch aus- „zumachen, und wegen der recrutirung in hungern (Ungarn) werde auch nächstens „schicken wie gemeint selbe anzubefehlen. wegen dem fleisch bin besorgt das nicht „genug sich finden wirdt, indeme netolitzgi mir positive erinnert das in land „selbes nicht zu finden wäre, mithin denen marquetantern anzubefehlen daß sie „sich versehen; wegen dem auffschlag aber wird es wohl difficultäten geben."

[4]) Im kaiserlichen Kriegsarchive befindet sich unter dem Titel: „Auf Ihrer „keyserlichen Majestät ausdrücklichen allergnädigsten Befehl aufgesetzte aumerckung, „einige Generalen betreffendt", ein von einem höheren General, etwa von dem Prinzen Karl von Lothringen oder dem Feldmarschall Neipperg herrührender Aufsatz, in welchem es über den Feldmarschall Grafen Browne heißt: „Braun ist „voller valeur und ambition, vortrefflich in seinen Dispositionen, führet solche „mit tapferkeit und vorsichtigkeit aus, ist fündig, etwas gar zu leicht in Vor- „schlägen, wann er solche nicht selbst in das werck zu stellen hat oder vorsihet „das solche nicht angenohmen werden. Vergesset seiner selbsten nicht in denen „Gelegenheiten und passirt davor das er seine Obere gern stürzet; nicht desto „weniger haben Ihro Majestät an ihme einen vortrefflichen Generalen, umb so „mehr als er auch beym feindt estimirt, bey unsern gemeinen Mann beliebet ist".

[5]) Ueber ihn ſagt der eben citirte Aufſatz: „Piccolomini machet nicht viel „auf ſich, iſt ſehr ſtill, doch aber beſcheiden in ſeinen Rathſchlägen und diſpo „ſitionen, tapfer in der ausführung, deſſen er eine prob zu Meadia gegeben, in„capable eines Particular Interesse oder abſicht, undt ein grundehrlicher Mann". In dem Berichte Corers vom 24. Juli 1756 aber ſchreibt derſelbe über Piccolomini: „E sommamente considerato e stimato non solo dalle Maestà, ma anco da tutta l'uffizialità".

[6]) Corer. 24. Juli 1756. „Il Principe Wenzel Liechtenstein ha rinunziato il „commando dell' Ungaria con sorpresa universale. Si pretende che egli non „abbia voluto sottostare alle nuove regolazioni fissate dal Vicepresidente di „guerra Neipperg."

[7]) Corer. 28. Auguſt 1756. Per rendere più numerosi li due accampamenti fù deliberato impiegare in questi 15.000 Croati, di quali già alcune colonne sono giunte in vicinanza di questa capitale . . . Per il nuovo regolamento questa gente dev' esser vestita come l' infanteria ungarese, cioè con braghe lunghe alla schiavona, stivaletti, camisola corta e con velata. E con la bassa montura intieramente conforme all' Infanteria. Alla Sovrana questo corpo di truppe ridotto al numero di 60.000 non l' apporta alcun aggravio, sino che non serve nell' Austria, che allora entra in paga come l' Infanteria regolata. Per altro li villaggi della Croazia sono obligati fornire li uomini, vestirli intieramente, somministrandole sino le armi. Spetta però a S. M. la nomina degli Uffiziali. Ebbi curiosità di vedere alcune compagnie di quel corpo destinato in Boemia, e posso accertare V. S. che la più parte non comparisce gente paesana, ma soldati vetterani, e che sono molto bene equippaggiati.

[8]) Bis zum 19. Auguſt waren eingegangen von den nied. öſterr. Ständen 1,134.000, von der Stadt Wien 180.000, von den mähriſchen Ständen 167.770, von den böhmiſchen Ständen 125.000, von den ſteiermärkiſchen 106.000 Gulden.

[9]) Eigenhändiges Billet der Kaiſerin. Ohne Datum. (8. Auguſt 1756.) „wan denen regimentern in böhmen und mähren wegen ermanglung des gelds „die drey monather nicht abgegeben worden, ſo kunten indeſſen ſelbe von denen „regimentscaſſen avancirt werden. das bagage reglement gehet auch noch ab „und habe ſelbes noch nicht geſehen. wegen proviantirung Olmütz iſt es auch „ein importanter punct, wie auch einen Generalen oder andern nach Eger zu „ſetzen ad interim, indeme alda ein deſin iſt, der ſchwach, gegen 70 jahr iſt. „braun (Browne) hat mich gebetten, wem dahin zu benennen, wem deter„minirten."

[10]) Eigenhändiges Billet der Kaiſerin. Ohne Datum. (18. Juli 1756. „glaubte das es in einen gehete, 6000 man von denen ländern zu begern an „ſtatt 4000, dan die norma ſchonn vorhanden und man ſelbe gewis brauchet. „Kunten in 3 terminen geliffert werden, einer ende septembris, anderte octo„bris, leżte decembris, indeme vor allen die augmentation der cavallerie regi„menter auff 1000 man und pferde und der huſarn auf 800 zu ſtande ſollen

„gebracht werden, deſſenthalben auch dem contract der mit altvatter gemacht wird, „ſehen will, und was wegen weiterer lifferung mit ſelben und anderen liffranten „halber geſchriben oder veranſtaltet worden. wegen dem aufffatz, was eine armee „von 90000 man austragte, monathlich mit allen zugehör, erwarte eheſtens. wegen „der officirsfrauen hat es keinen anſtand daß ſelbte das obtag behalten gratis „wo ſie jezund ſind, deſſentwegen hangwitz in die länder ſchreiben ſolle. weillen „aber wenigſtens die leütnants, cornet und fendrich nicht möglich, ſelben was von „ihrer gage zurücklaſſen können, und ſelbe nicht allein verſchmachten können, ſo „wäre ſelben denen erſteren 8 f monathlich und denen letzteren 6 f auszuwerffen, „was dises machte auszurechnen. zu campiren glaubte alle generals, keinen aus„genohmen. mit dem übrigen bin verſtanden, nur zu wiſſen, was denen officirn „zur equipirung mehrers kan angeſchafft werden."

„nachdeme Kayſer dise puncten vorgeleſen, approbirt ſelbe, das man „das weitere deſſenthalben überlegen ſolle."

[11]) Eigenhändiges Billet der Kaiſerin. Ohne Datum (25. Juli 1756). „wäre wegen der frauen von regimentern gleich die ſpecification abzufordern, auch „ſelben zugleich anzukünden, daß ſie ſich wegen der equipirung nur hier bey der „cassa melden derffen, gleich die drey monath empfangen ſollen, welche auch gleich „auszuzahlen wären, und gratis vor disesmahl die vorſpanne vor die officirs, „damit aber deſto mehrers ſelbe informirt ſeyn, was ſie brauchen, ſo hätte man „das bagage reglement ſelben gleich beyzuſchlieſſen, damit ein jeder weis was er „ſich anzuſchaffen habe und nicht in unnütze depensen ſich verlege. wegen der „invaliden approbire es. höchſt nöthig aber iſt es ſich wegen der artiglierie feſt„zuſetzen, damit die benöthigte aufffätze und beſpannung wie auch ſtuckknechte vor„findig ſind. wie viel man zu dem corp troupen nöthig habe, wer darzu zu „comandirn wäre. desgleichen wegen der pontons, die kunten indeſſen abgeſchickt „werden. die husarn auf 800 man gleich zu ſezen, die cavallerie indeſſen mit „900 zu laſſen. Feldmarſchall neüperg habe auch eine neüe declaration von juden „geſchickt wegen der pferd, ob er völlig abzuweisen oder was ihme zu antworten „wäre. Altvatter ſolle die pferde durch preüsiſche Lande führen, welches alſ zu „gefährlich findete, lieber einen umbweeg zu nehmen. wegen ſpithal eheſtens mir „einen plan zu übergeben, dan alezeit übel bedient geweſen und mir ſehr vill an „der conservation der leüten ligt. das 3462 man denen hungeriſchen regimentern „fällen, wäre gleich mit Canzler und Koller zu überlegen was zu thun wäre, dan „mit der werbung wir nicht auffkhomen. erwarte was die italieniſche und nieder„ländiſche regimenter brauchte in ſtande zu ſetzen, beſonders die erſteren, und ob „nicht gleich in reich auch vor die hiesige comandirte regimenter anzufangen wäre „zu werben, und in allen ländern wo einige regimenter oder bataillons ligen, „die werbungen zu continuirn von jetzo an."

[12]) Corer (29. September 1753) berichtet über das „progetto di formare „un canale per dare communicazione tra li due fiumi Drava e Sava e fare „il trasporto delli prodotti dell' Ungheria, particolarmente inferiore, facendoli „arrivare a Trieste con un solo trasporto per terra di nove leghe circa . . . . . „In presente li periti esaminano le livellazioni; nelle queste incontrano in„superabili obietti. Oltre di questo per l'esecuzione vi abbisognano millioni.

„L' Erario Imperiale pare che non sia in circostanze d' incontrare questo nuovo „peso. Non vi sarebbe che ricorrere alli Stati di Ungheria, che si ritrovano „in grado di farlo, ma la difficoltà consiste che non potendosi per le loro „leggi statutarie deliberar cosa alcuna senza la pluralità de' voti, così molto „si dubita, che la più parte de' Signori poco facoltosi saranno per aderirvi, a „causa che soffrirebbero un peso non per proprio profitto ma per bene „degli altri."

[13]) Corer. 1. Juni 1754. „Ma sino ad ora ho il contento d'assicurar „V. V. E. E. che senza frutte il Cotek fa gettar a S. M. delle summe riguar- „devoli di denaro."

[14]) Corer übersendet einen Bericht vom 16. December 1754, in welchem es heißt: „E qualche tempo che alcuni Grandi dell' Ungheria, mal sofferendo „di vedersi esclusi dal maneggio ed impieghi della Corte di Vienna, e posposti „anco a' Lorenesi nel governo d'alcune città e castelli delle loro provincie, „fecero intendere le proprie doglianze, e nell' occasione che la Regina tratta „di far dichiarare il primogenito figlio in Rè de' Romani, ripresero motivo di „reclamare, esponendo che impegnati a sostenere i voleri della Sovrana „potrebbe avvenire qualche incursione ne' loro paesi per mezzo di chi potesse „opporsi all' assunzione di simile titolo. Con tale pretesto li malcontenti „suscitano le turbolenze in quel Regno, e malgrado la diligenza del Palatino „C° Badiani si odono conferenze e mozioni militari nelle montagne di „Cassovia, ultima parte dell' Ungheria, e nelle vicine di Presburgo."

[15]) Corer. 2. October 1756. „Il principal oggetto per il quale fù chia- „mato alla Corte il Palatino d'Ungaria fù per condurlo a disporre li Ungaresi „ad assumersi l'impegno di fornire le armate di carne, fieni, biava e vini, „e ciò a conto delle contribuzioni che devono annualmente pagare. Egli ha „gagliardamente resistito, ponendo in vista che la nazione senza grave suo „incomodo e pregiudizio, a causa della stagione nella quale si lavorano le „terre, non poteva assumersi un tal pesante incarico, onde supplicava la carità „di S. M. a deponer un tal pensiere e comandare che la Boemia e Moravia, „paesi sommamente abbondanti negl' accennati generi, avessero a fornire „l' occorrente all' armate. Ma come quelle provincie sono caricate delli quartieri „ed altri pesi, così S. M. non condiscese alle di lui efficaci e replicate istanze, „ma con ogni fermezza sostenne che sperava di ricevere questo nuovo atto di „benevolenza della nazione ungarese, la quale in ogni molesto suo incontro „tanto erasi distinta."

„Il Palatino, vedendo che non poteva esentarsi dall' assumer un tal „maneggio, cercò di approffitarsi della favorevole occasione ed ottenere agl' „Ungaresi quella diminuzione de' Dazj sopra gli effetti che dall' Ungaria „passano in Vienna e nell' Austria, già altre volte promessale, ma mai effet- „tuata, onde propose a S. M. che si avrebbe lusingato di condurre gli Ungaresi „a darle questa nuova prova del loro rispettoso e cordial attaccamento, incon- „trando le pesanti e lunghe condotte degl' indicati prodotti sino alli due „campi di Boemia e di tenerli forniti dell' occorrente ogni qual volta S. M. si

„degni di consolare la nazione con ridurre le tariffe dell' Ungaria simili a „quelle dell' Austria."

„La Sovrana glielo promise con il più sacro impegno, e sopra tal fede „egli prese l'incarico di maneggiare l'affare; per evitare le lunghezze procura „di mandar ad effetto la cosa, senza unir la dieta a Presburg, chiamando in „Vienna li principali direttori di quei Bannati. Le cose sono ben incaminate, „e già li Ungaresi hanno incominciato a condurre provisioni all' armata, e „si ha ragione di sperare che la forniranno abbondantamente. Questo Com- „missariato si lusinga tirare dall' Ungaria il grano e fieno per supplire a „120.000 porzioni de pane e a 70.000 porzioni di fieno il giorno."

„Oltre di questo alcuni principali e ricchi Nobili Ungaresi, Esterhazy, „Nadasdy, Palffy ed altri, seguendo l'esempio dell' Imperatore, il quale come „possessore particolare de' beni in Ungaria offerse all' Imperatrice di fornire a „proprie spese un reggimento di Ungaresi a cavallo, ed essi pure esibirono di „dare ogn'uno un corpo di gente a cavallo cosicchè questa Sovrana verra di „ricevere anco per questa parte un rinforzo di 10.000 cavalli."

[16]) Auf J. K. M. Befehl aufgeſetzte Anmerkung. Kriegsarchiv.

[17]) Browne an Kaunitz. Eigenhändig. Prag, 18. September 1756. „Pour „la fin du mois j'espere tout prendrat une autre tournure, quoiqu'on peut „dire, il n'y at nul mal encore, mais je ne scaurois guerrir les gens qui ont „peure, et la conduite de notre noblesse en cela est honteuse et il ne seroit „étonnant qu'ils missent la frayeur parmi le peuple."

[18]) Reſcript des Hofkriegsrathes an Browne vom 2. September 1756. K. A.

[19]) Maria Thereſia an den König von Polen. Abgedruckt bei Vitzthum. Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinets. II. 11.

[20]) Referat des Grafen Kaunitz vom 6. September 1756.

[21]) Kaunitz an Starhemberg. 7. September 1756. „La peur a pris au „ministère saxon à tel point qu'elle lui a fait prendre, pour se sauver, le seul „et unique moyen qu'elle auroit pu imaginer pour se perdre entièrement."

[22]) Kaunitz an den Kaiſer. 6. September 1756. „On n'avoit certainement „pas lieu de s'attendre à un pareil changement. Je ne saurois l'attribuer qu'à „l'idée, où pourroient être les Saxons, de souscrire en Saxe qu'en Bohème „aux conditions dures et ignominieuses que le Roi de Prusse leur prescrira, „parce que dans leur camp ils paraîtront y avoir été forcés, tandis qu'en Bohème „ils ne pourroient pas se servir du même prétexte."

[23]) Kaunitz an Brühl. 7. Sept. Reſcript an Browne. Bei Vitzthum. II. 44. 45.

[24]) Kaiſer Franz an Browne. 24. September 1756. „Nous vous aver- „tissons qu'il nous importe si fort de ne pas abandonner l'armée saxonne à „son triste sort, sans avoir fait de façon ou d'autre une action de vigueur pour „la sauver, que nous vous autorisons dès à présent à livrer même bataille à „l'armée du Roi de Prusse, si peut-être d'ici au tems auquel vous vous pro- „posez d'exécuter votre projet, les circonstances avoient changé de façon à en

„rendre l'exécution impossible ou moins avantageuse et decisive pour l'objet dont „il s'agit, que ne le seroit le parti d'en venir à une affaire entre les deux armées."

[25]) Browne's Schlachtbericht vom 3. October an den Kaiſer. „Lacy a „non seulement donné des marques de la valeur la plus déterminée, mais „s'est aussi conduit pendant toute l'affaire en officier très-habile, et j'ose „quasi croire que sans sa blessure j'aurois peut-être remporté une victoire des „plus complètes, puisque j'ay lieu de me persuader qu'il m'auroit, coûte qu'il „coûte, soutenu les hauteurs de la droite . . ."

[26]) Kaunitz an Starhemberg. 10. October 1756. „Il est sûr que ce Prince „a fait une grande perte à la journée de Lowositz, et s'il s'est attribué la „victoire, il ne doit cet avantage qu'à la modestie de notre général, qui n'a „point relevé dans sa relation des circonstances décisives pour le gain de la „bataille. Il ne nous a point dit qu'il avoit fait retirer du champ de bataille „les blessés prussiens, qu'il avoit fait enterrer leurs morts, et maintes autres „particularités qui, ajoutées à celles qu'il nous mandoit, nous auroient mis en „droit de célébrer par des rejouissances publiques la bataille gagnée. Mais „faute de ces notions, nous la jugeames douteuse, et par conséquent point „qualifiée à des démonstrations. Nous ne voulons en rien ressembler au Roy „de Prusse; nous soutiendrons ce principe en tout et partout; il n'y aura „jamais rien d'équivoque dans notre conduite."

[27]) Browne's Bericht. „Du reste j'ose assurer V. M. que cette affaire, „quoique extrêmement vive et sanglante, ne change rien au système des „affaires et opérations, puisque par là je ne suis reculé de rien, étant toujours „le maître de m'y porter où j'avois été."

[28]) Kaunitz an Starhemberg. 10. October. „M. le Maréchal s'est mis „en marche le 8 pour tenter la délivrance des Saxons sur le pied du plan que „je joins ici et que les Saxons ont formé eux-mêmes. L'entreprise est extré- „mement hazardeuse, mais il ne sera pas dit dans le monde que nous n'ayons „fait l'impossible pour les sauver. Je vous avoue qu'ayant fait leur retraite „à la faveur de la Bataille de Lowosiz, et n'ayant cependant pas osé la tenter, „je ne suis pas sans inquiétude pour l'expédition de M. de Browne . . ."

[29]) Abgedr. bei Vitzthum. II. 215.

[30]) Browne an Brühl. 15. Oct. 1756. Bei Vitzthum. II. 234.

[31]) Browne an den Kaiſer. Lager bei Kamnitz. 16. Oct. 1756. Sechs Uhr Abends.

[32]) Am 24. September 1756 ſchrieb Schwerin eigenhändig an Piccolomini: „Si vous vouliés, mon Prince, vous prêter à une entrevue particulière sur „parole d'honneur mutuelle, peut-être arrangerions nous bien des choses pour „le bien du pauvre pais qui pourroit finalement tendre à une bonne et véri- „table intelligence de nos Supérieurs". Und in einem gleichfalls eigenhändigen Briefe vom 26. September an Piccolomini bezeichnet Schwerin einen der Zwecke der beantragten Zuſammenkunft mit folgenden Worten: „si une cordialité

réciproque ne pourroit nous conduire à des propositions honorables à faire pour la réconciliation de nos Cours respectives".

[33]) Kaunitz an Piccolomini. 28. Sept. 1756.

[34]) Vgl. Vitzthum. II. 250—253.

[35]) Maria Thereſia an die Königin von Polen. Abgedr. bei Vitzthum. II. 272.

[36]) Kaunitz an Starhemberg. 19. Sept. 1756. „Da mehrere Wahrſcheinlichkeit eines wiedrigen als glücklichen Ausſchlags vorhanden iſt, ſo iſt allzeit „beſſer ſolches zum Voraus zu erkennen zu geben."

[37]) Der ganzen Armee wurde die Zufriedenheit der Kaiſerin bekanntgegeben und jeder Soldat erhielt einen Silbergulden. Reſcript an Browne vom 7. Oct. 1756.

[38]) Auf die Nachricht, daß Browne in der Schlacht bei Loboſitz zwei Pferde verloren, machte ihm die Kaiſerin zwei der tüchtigſten und verläßlichſten Pferde aus ihrem Marſtall zum Geſchenk. Kaunitz an Browne. 6. Oct. 1756.

[39]) Corers Berichte vom October und November 1756.

[40]) Kaunitz an Starhemberg. 2. Sept. 1756.

[41]) Starhemberg an Kaunitz. 9. Sept. 1756.

[42]) Kaunitz an Starhemberg. 18. Sept. 1756. „Elle préfère les trouppes à l'argent."

[43]) Maria Thereſia an Starhemberg. 19. Sept. 1756.

[44]) Voriges Reſcript.

[45]) Kaunitz an Starhemberg. 19. Sept. 1756.

[46]) Bericht vom 22. Sept. 1756.

[47]) Vom 9. Juni 1756. Abgedr. im vorhergehenden Bande S. 556.

[48]) Die Marquiſe von Pompadour an den Grafen Kaunitz. Original. Ganz eigenhändig. Beilage zu dem Berichte Starhembergs an Kaunitz vom 9. September 1756. „C'est avec grande satisfaction, monsieur, que je vous fais mes compliments sur la reüssitte des traités conclus entre l'imperatrice „Reyne et le Roy. je suis sensiblement touchée de la justice que Leurs Majestés „Impériales veulent bien me rendre, et des bontés dont elles daignent m'honorer. mon zele en augmenteroit sil etoit possible, mais les preuves que j'en „ay donné, vous onts appris, monsieur, quil ne s'y peut rien ajouter. J'ay „toujours un plaisir nouveau, en vous renouvellant les assurances de tous les „sentiments, avec lesquels je ne cesseray destre, monsieur, votre tres humble „et tres obeissante servante

7. 7bre 1756. J. A. M. de Pompadour.

„Ce portrait que vous avés désiré, est enfin achevé. mandés moy le „moment que vous croirés convenable pour vous lenvoyer."

[49]) **Bericht vom 29. Sept. 1756.** „Il n'y a que M. de Rouillé qui, en „me rendant compte de l'impression que ma demande avait faite, y ait mis „le ton de mauvaise humeur, et ait laissé echapper des reproches qui seroient „offensans de la part de tout autre que de lui."

[50]) **Starhembergs Berichte vom 3. und 5. Oct. 1756.**

[51]) **Die französische Denkschrift ist vom 3. Oct. 1756.**

[52]) **Starhembergs Bericht vom 5. Oct. 1756.**

[53]) **Eigenhändige Nachschrift zu dem Berichte des Grafen Starhemberg vom 29. September 1756.** „Je ne saurois me dispenser d'informer V. E. d'un „propos que m'a tenu M. Rouillé en appuyant sur la nécessité dont il etoit „de conclure au plutôt le traité secret. Il m'a dit que l'on etoit seur des in„tentions et de la bonne foi de L. L. M. M. I. I. et de V. E., mais que tout „le monde ne pensoit pas de même chés nous. Que l'on savoit très-bien icy „que toute la besogne ne rouloit que sur V. E., qu'un seul homme pouvoit „manquer d'un instant à l'autre, qu'alors les principes et les résolutions „pouvoient changer, et que le ministère de S. M. Très-Chrét. seroit en pareil „cas la duppe de sa confiance excessive, qu'il auroit à se repentir de toutes „les mesures qu'il auroit prises dans cette seule confiance sans avoir eu des „sûretés suffisantes. Que la chose seroit différente lorsqu'il y auroit un traité „conclu et un plan formellement convenu entre les deux cours. V. E. juge „bien que je n'ai pas laissé ce propos sans réponse et que j'ai asseuré surtout „que le ministère entier étoit dans les mêmes dispositions où Elle se trouvoit. „Il me paroit nécessaire qu'Elle soit informée de ce propos qui Lui fera voir „toutes les inquiétudes que l'on a icy. Ces inquiétudes vont au plus loin, et „nous avons tout à en redouter . . ."

[54]) **Kaunitz an Starhemberg. 10. Oct. 1756.**

[55]) „Je vous prie, mon cher Comte, d'assûrer M. le Maréchal de „Belleisle de ma plus parfaite considération, et de lui dire que S. M. l'Im„pératrice apprend avec la plus grande satisfaction la justice que le Roy „rend à son mérite; que nous comptons absolument sur lui, et que, plus „capable que qui que ce soit, de voir les choses dans le grand, nous regardons „un grand homme comme lui comme le don le plus précieux que la Provi„dence pouvoit faire à la cause commune dans la circonstance présente. Je „suis . ."

[56]) **Graf Kaunitz an die Marquise von Pompadour. Wien, 10. Oct. 1756.** „Je me flatte, Madame, que vous trouverez bon qu'à l'occasion de ce courrier „je me donne l'honneur de vous faire mes très-humbles remercimens pour la „marque de souvenir que vous avez bien voulu me donner par votre lettre „du 7 septembre dernier. Les complimens que vous avez la bonté de me „faire, ne sont dûs qu'à vous; je le sents bien sincèrement, et c'est assuré„ment le plus grand plaisir du monde. Par les ordres que j'addresse aujourd'hui „au Comte de Starhemberg, l'Impératrice se fait un sensible plaisir de donner „au Roy une nouvelle preuve de Sa façon de penser, et de Ses sentimens

„pour Lui. Tout ce qui Lui vient de Sa part, est pour Elle d'un très grand „prix, et moyennant cela Elle a été extrêmement sensible à tout ce qu'Il a „bien voulu faire jusqu'ici pour Elle en conséquence du Traité de Versailles, „avec cette exactitude, et s'il m'est permis de me servir de cette expression, „cette noblesse et bonne grâce qu'il n'appartient qu'à lui de savoir mettre „dans Ses procédés. Les effets dans touts les tems et dans toutes les occasions „prouveront Sa gratitude; c'est de quoi je puis vous assurer, ainsi que vous „protester, que ma façon de penser est aujourd'hui déjà commune à tout le „monde dans ce païs-ci, et le deviendra toujours davantage, si par la suite, „comme je ne saurois en douter, la France continue par ses actions vis-à-vis „de nous à seconder mon zèle apostolique. Enfin les instructions du comte de „Starhemberg, l'équité et le discernement supérieur que je connois au Roy, „et votre zèle infatigable pour Ses vrais intérêts vûs dans le grand, me font „espérer que nous sommes bien prêts de la consommation du plus grand „ouvrage qui soit jamais sorti d'aucun cabinet de l'Europe. Je vous prie „d'être persuadée que je le souhaite de tout mon coeur, comme citoyen de „l'Univers, par l'intérêt que je prens à la gloire de nos maîtres vis-à-vis de „la Postérité, et par le plaisir que je me fais d'avance, de pouvoir vous en „faire mon compliment et vous réitérer les assurances du respectueux et in„violable attachement avec lequel je ne cesserai jamais d'être, Madame, votre „très humble et très obéissant serviteur

Le Cte de Kaunitz-Rittberg.

P. Stum. „Vous ne doutez pas sans doute, Madame, que ce ne soit „avec la plus grande impatience que j'attens ce charmant portrait, pour le„quel ce cruel M. de la Tour me fait languir depuis si longtems. Tirez-moi „donc de peine, je vous en supplie, et faites-moi la grâce de me l'envoyer au „plutôt. Je vous baise les mains avec le plus profond respect.

Le Cte de Kaunitz-Rittberg."

[57]) Maria Thereſia an Starhemberg. 18. Oct. 1756.

[58]) Kaunitz an Starhemberg. 18. Oct. 1756. „J'ai lieu de croire que „vous êtes sur le pied de confiance avec M. l'abbé de Bernis, et peut-être „même avec M. le Maréchal de Belleisle. Si cela est, il conviendra qu'à „l'arrivée de votre courrier vous approchiez au plûtot l'un ou l'autre, ou „même tous les deux, et que vous leur disiez que vous venez d'avoir un „courrier, et que vous voyez, comme vous vous y étiez attendu, et même plus „encore, votre Cour dans la situation d'esprit la plus fâcheuse, sur la réponse „que l'on vous a remise en dernier lieu. En un mot que vous tacherez de les „allarmer autant qu'il vous paroîtra convenir, et qu'alors, si vous le jugez à „propos, vous leur laissiez lire, comme par une suite de votre confiance en „eux, ma lettre françoise ostensible, en observant soigneusement, pour m'en „rendre compte par la suite, l'effet qu'elle aura fait sur ces messieurs, dont „je ne vous cacherai pas que je suis extrêmement scandalisé. Je ne vous „prescris cependant rien là-dessus, et vous ferez ce que vous jugerez à propos. „Je suis . . ."

[59]) Starhemberg an Kaunitz. 2. Nov. 1756 ... „Le contenu de cette „lettre les a frappés et a fait beaucoup d'impression sur eux, au point que „l'abbé de Bernis m'a demandé avec instance le même soir de lui permettre „de la lire à Mad. de Pompadour et au Roi ..."

[60]) Voriger Bericht. „Ces deux ministres sont convenus sans peine avec „moi que l'on avoit icy tout le tort possible sur la façon dont on s'étoit „conduit, mais en y ajoutant que pour le fond nous n'avions certainement nul „lieu de nous plaindre, que ma Cour reconnoitroit avec le tems que celle-ci „agissoit dans l'occasion présente en véritable amie à son égard; que nous „demandions 24 mille hommes et qu'on nous en donnoit 92 mille, qu'il n'y „avoit que ce seul moyen de terminer promptement la guerre, que tous les „autres étoient insuffisans; que leurs intentions étoient pures et droites, et „que nous ne devions pas en douter, mais que jamais l'on ne pourroit se „prêter ... ni à la demande de l'envoi de 24 mille hommes que nous avions „faite en premier lieu, ni à celle que nous faisions à présent d'ajouter à ces „24 mille hommes encore 15 ou 20 mille autres, et de les faire passer dans „nos Etats héréditaires au printems prochain ..."

[61]) Starhemberg an Kaunitz. 12. Oct. 1756. „Il est homme d'esprit et „réputé pour le premier militaire que l'on ait ici. Il passe pour être fort vif. „mais Mad. de Pompadour m'a dit que c'étoit une vivacité dont on n'avoit „rien à craindre."

[62]) „On la dit méchante comme un Démon, intéressée à proportion. „rien n'approche à sa laideur: c'est la fée Concombre." Mémoire sur la cour de Russie.

[63]) „Avant qu'un délateur soit écouté, il faut qu'il affirme trois fois „son accusation sous le Knout; cela fait, l'accusé doit avouer ou soutenir le „contraire sous le Knout. Pierre le Grand a établi cette étrange procédure „pour rendre les délations moins fréquentes."

[64]) „Aussitôt il lui envoya l'aigle noire avec trente mille écus pour „l'entretien du ruban ..."

[65]) Vom 22. April 1756. Am 15. Juni 1756 berichtet jedoch Eſterházy, „daß „die hieſige Monarchin auf dem Antrag eines Arrondiſſement von ſeiten Pohlen gegen „Zurückgebung des Königreiches Preußen und des Herzogthums Curland an dieſe „Republik eben nicht ſo ſehr verſeſſen ſeyn ſolle."

[66]) Kaunitz an Eſterházy. 22. Mai 1756. „Der Ruſſiſche Hof gehet allzu „geſchwind und hitzig zu Wercke, ehe noch die ſachen reif ſind, wodurch alles ver „dorben werden könnte."

[67]) Eſterházy's Berichte vom 15. und 25. Juni 1756.

[68]) Kaunitz an Eſterházy. 17. Juli 1756.

[69]) Kaunitz an Eſterházy. 22. Auguſt 1756.

[70]) Eſterházy. 20. Juli 1756. „Diſer intereſſirte Mann, der voller „Schulden, ein großes Hauß, ſeinen Gehalt auf ſieben Jahr ſchon vor zwey

„Jahren in Moscau voraus genohmen, benebſt ſtarck ſpielet und kein guter „Wirth iſt."

[71]) Eſterházy. 20. Juli 1756. „Gleichwie nun der Groß-Canzler der „Ruſſiſchen Kayſerin höchſte Befehle biß nunzu allzeit außer acht geſezt und über„haupt ſeine nebenabſichten bey allen gelegenheiten auszuführen ſuchet, ſo ſolle die „Ruſſiſche Kayſerin über des Groß Canzlers Betragen ſo erbittert geweſen ſeyn, „daß ſie denſelben aus dem Ministerio ausſchließen wollen. Welches auch gewißlich „erfolget wäre, wenn nicht der Senator Graf Peter Schuwalow mit dem Favoriten „Ihr einen Fußfall gethan und höchſtdieſelbe für dießmahl davon abgehalten hätten."

[72]) Eſterházy. 17. Aug. 1756.

[73]) Eſterházy. 26. Aug. 1756.

[74]) Ruſſiſche Note vom 20. Aug. (a. St.) 1756. Eſterházy's Bericht vom 7. Sept. 1756.

[75]) Eſterházy. 14. Sept. 1756. . . . „iſt Höchſtdieſelbe den 10. hujus bey „Gelegenheit des hieſigen Alexander Ordensfeſt aus eigener Bewegung mit mir „über den neuen Preußiſchen Friedensbruch in eine ziemlich lange unterredung „eingegangen und hat mir Ihre äußerſte Verbitterung über dieſen gemeinſamen „feind und gefährlichen Nachbarn in denen härteſten Ausdrückungen zu erkennen „gegeben, ſagende: daß Gott der gerechten Sache beyſtehen würde, und Ihro „Kayſ. Kön. May. in Ihro Nahmen ich kräfftigſt verſicheren ſolte, daß Sie die „aus dem Allianz Tractat entſpringende obliegenheiten getreülichſt erfüllen und „zeigen würde, daß Sie für ihre Truppen ſchon noch Brod hätte, ſofort die „nöthige ordres zum Marche, und annäherung gegen lithauen und Preußen ſo„gleich geben würde . . . . . Gleichwie die Preußiſche Truppen, fuhre die hieſige „Monarchin fort, in ihren kurzen Röcken die Kälte nicht vertragen können, ſo „würde mit den ihrigen auch im Winter etwas zu unternehmen ſeyn . ."

[76]) Eſterházy. 17. Sept. 1756.

[77]) Vom 29. Auguſt (a. St.) 1756.

[78]) Raumers Beiträge. II. 399.

[79]) Die ruſſiſche Antwort auf die Note des engliſchen Botſchafters Williams lautete: „Quoique l'on ne se soit pas attendu à une proposition telle que „S. E. M. l'Ambassadeur a faite le 29 du mois passé à S. E. le Vice-Chan„celier à l'égard de la médiation de S. M. I. pour la réconciliation de la Cour „de Vienne avec celle de Berlin; ce pas étant cependant fait, on déclare en „réponse à S. E. par ordre de S. M. l'Impératrice, que S. M. I., se trouvant „offensée Elle-même par le Roi de Prusse, et étant en même tems unie à „S. M. l'Impératrice Reine par les liens d'une amitié et d'une alliance les plus „étroites, il ne convient guères ni à Sa grandeur d'âme ni à Sa justice d'accepter „cette médiation, que sur ce fondement S. M. I. abandonnoit à la propre dé„cision de ces deux Cours les soins de vuider leurs différens, commencés unique„ment par celle de Berlin, et qu'en son particulier Elle se contentera de s'acquit„ter avec exactitude des engagemens contractés avec S. M. l'Impératrice Reine."

[80]) 8. Sept. 1756.

[81]) Esterházy an Kaunitz. 7. Sept. 1756.

[82]) Esterházy an Kaunitz. 21. Sept. 1756.

[83]) Esterházy an Kaunitz. 28. Sept. 1756.

[84]) Bericht des englischen Gesandten Williams vom 28. Sept. 1756 bei Raumer. II. 401.

[85]) Esterházy an Kaunitz. 22. Oct. 1756.

[86]) Kaunitz an Esterházy. 23. Sept. 1756.

[87]) Kaunitz an Esterházy. 1. Nov. 1756. „Inzwischen ist für eine sehr „vergnügliche Begebenheit anzusehen, daß des Königs in Pohlen May. Sich nun„mehro in Pohlen, mithin in völliger Freyheit und im Stand befinden, ihre Be„arbeitungen in dem Reich und bey anderen Höfen mit den Unsrigen zu verein„bahren. Aus dieser betrachtung ist man anfänglichen hier Orts in Sorgen „gestanden, daß Ihro May. unter allerley Vorwandt und Anerbieten die Reise „nach Pohlen preußischer Seits nicht gestattet werden dörffte. Allein dieses Königs „außerordentlicher Geld Geitz und Eigennutz hat gleich denen vorhergehenden auch „diesen Fehltritt begehen und besorgen machen, daß gleichwohlen dem König in „Pohlen, Seiner Königl. Famille und Hofstatt etwas zum Unterhalt aus seinen „eigenen Chur Sächsischen Einkünfften abgereichet werden müste. Um also auch „dieses wenige nicht aus handen zu lassen, hat man zum Glück des Königs in „Pohlen May. zu ihrer Abreiße nach Warschau alle Leichtigkeit gegeben. Und da „Ihro May. nunmehro an Ort und Stelle angelangt seyn werden, so fallet es „auch um so leichter, alles wegen der Requisition des Durchmarsches durch „Pohlen für die Russisch-Kayf. Armée in gemeinsamer Einverständnuß zu verab„reden und zu betreiben . . ."

[88]) So heißt es z. B. in der Note der russischen Regierung an den Grafen Esterházy vom 31. Oct. (a. St.) „Da nun bey allem dem Ihro Kaiserlichen „Majestät wahrer und ernster Vorsatz ist, von Dero in Ansehung der guten Sache „bereits der gantzen Welt vor Augen gelegten, und insbesondere oben ausführlich „erörterten Sentimens auf keinerley Weise abzuweichen, so haben auch Allerhöchst „dieselbe zu der Kayserin Königin Majestät das gewiße Vertrauen, daß eben dieses „äußerste Unglück von gantz Sachsen Denenselben so wie dem hiesigen Hofe zu „einer neuen und desto größeren Anfrischung dienen werde, den Muth nicht sinken „zu laßen, sondern mit einem verdoppelten gemeinschaftlichen Eyfer alles dasjenige „fernerhin embsigst ins Werck zu richten, wodurch dem unbändigen Uebermuthe, „der Grausamkeit und der nie ersättlichen Herrschsucht des Königes von Preußen „Ziel und Maaß gesetzet, dem gäntzlich, ja auf eine so grausame als sehr unver„schuldete Weise unterdrückten und ins äußerste Unglück gestürtzten Könige von „Pohlen als einem seiner bezeigten großmüthigsten Standhafftigkeit wegen so „werthen Bundesgenossen die gehörige Satisfaction bewürcket, und endlich auch „für das künfftige allen dreyen Höffen eine zureichliche Sicherheit verschaffet „werden kann."

89) „Nachdem nun Curland seinen eigenen Herzogen, der die Lehen von „Pohlen mit gewißen Prärogativen empfangen, bißhero gehabt hat, und ein „gleiches künfftighin, und wan Curland unter die Russisch-Kayserliche Bottmäßigkeit „gerathet, mit Preußen zu beobachten wäre; So gehet Unser Vorschlag mit wenig „Worten dahin, daß Unser zweitgebohrner Sohn zum Herzogen von Preußen, mit „Anerkennung des Pohlnischen Lehens-Nexus, und der Verbindlichkeit, so einem „Herzogen von Curland in Ansehung der Cron Pohlen obliegen, gemacht und „Unserem Ertzhauß andurch eine solche Entschädigung verschaffet würde, wobey „weder das Russische Reich noch die Cron Pohlen, noch auch sonsten Jemand als „das Churhauß Brandenburg etwas verliehre."

90) Esterházy. 22. Oct. 1756. „Zu einem Subsidien Tractat will man sich hierorts absolute nicht verstehen."

91) Esterházy an Kaunitz. 30. November 1756. „Was aber die in dem „unterm 22. April von mir eingesandten Conventions-Aufsaz berührte Acquisition „des Königreiches Preußen, und den darmit verknüpften Austausch an Pohlen gegen „Curland betrifft, so habe schon ein und andermahl gehorsamst angemercket, daß „der hiesige Hof auf ein Aggrandissement oder neue conquête eben nicht ver„sessen, mithin nicht aus dieser Ursach einem subsidien Tractat ausgewichen; wie „mir dan letzthin nicht nur der Vicekanzler mit deutlichen Worten gesagt, daß es „ein chimerischer Gedanken des Großcanzlers seye und Wir Uns bey zu schließen„der Convention hieran nicht zu stoßen hätten, sondern er der Großcanzler selbst, „als ich diese materie berührt, hat hierzu nur gelächlet und ist ihm der Secretaire „Wolkof in die Rede gefallen, sagend, daß man den Bären erst haben müsse, um „die Haut theilen zu können."

92) Esterházy an Kaunitz. 7. Decbr. 1756. Er findet „den Punkt wegen des „für Ihro Königl. Hoheit den zweyten durchl. Erzherzogen Carl mittelst Er„oberung Preußens zu machenden Etablissement nach reifer Ueberlegung von „einer so großen Häcklichkeit zu seyn, daß ich bis zu Einlangung anderweiter „und positiver Befehlen weder gegen die Russische Kayserin, noch weniger aber „gegen Ihr Ministerium oder sonsten jemanden auch nur von weitem etwas fallen „zu lassen mir einmahl nicht getrauet."

93) Esterházy an Kaunitz. 14. Dezember 1756. „Gleichwie nun aber Ihro „Kayf. Kön. May. sehr viel daran gelegen ist, daß allerhöchst dieselbe von des „hiesigen Hofs Absichten wegen der Acquisition von Curland gegen das an Pohlen „zu cedirende Königreich Preußen zuverlässig unterrichtet seye, so habe den Groß„canzler in Gegenwart des Grafen Worouzow ersuchet, mir zu eröffnen, ob man „Russischer Seits auf obiger Acquisition förmlich beharre, worauf mir der Groß„canzler mit deutlichen Worten zu erkennen gegeben, daß weilen die Beybehaltung „von Curland gegen die Cession von Preußen an Pohlen bey denen meisten „Europäischen Höfen sehr großen Widerstand finden würde, man hierorts darauf „gar nicht versessen seye und Wir deßfalls außer aller Sorge seyn mögten . . ."

94) Esterházy an Kaunitz. 27. Dec. 1756. „Ew. Exc. vermag ich wegen „enge der Zeit nicht genugsam auszudrucken, was erwehnter Großcanzler für ein

„Erzböſewicht ſeye, und wie er ſich dem neuen Systemati möglichſter maßen zu „widerſezen ſuche . . .“

[95]) Abgedr. bei Martens. Suppl. III. 33.

[96]) Die Anfangs von ruſſiſcher Seite begehrte und von dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Douglas unterſchriebene geheime Declaration, derzufolge Frankreich im Falle eines Angriffes von Seite der Türkei oder Perſiens auf Rußland dieſem letzteren Staate mit einer Geldhülfe beiſpringen ſollte, wurde ſpäter auf Anbringen Frankreichs, welches hiebei von Oeſterreich angelegentlich unterſtützt wurde, wieder fallen gelaſſen.

[97]) Abgedr. bei Schäfer, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. I. 591; jedoch ohne die auf Sachſens Entſchädigung bezügliche Declaration.

[98]) „Elle fera de bonne foy tout ce qui pourra dépendre d'Elle, pour „que les Duchés de Courlande et de Sémigalie par la future Pacification, de „l'aveu et avec la garantie des Puissances qui y auront part, soyent réunis à „l'Empire de la Russie, à condition néanmoins que ces deux duchés se trouvant „être fiefs de la République de Pologne, le Royaume de Prusse devra à titre „de dédommagement être réuni à la Couronne de Pologne.“

„Mais si contre l'attente l'un et l'autre rencontre des obstacles insur„montables, S. M. l'Impératrice, Reine de Hongrie et de Bohème, promet de „s'employer pour procurer à S. M. Impériale une autre Indemnisation „convenable.“

[99]) Eſterházy. 9. Febr. 1757.

[100]) Eſterházy. 14. Dec. 1756.

[101]) Maria Thereſia an Eſterházy. 9. Jänner 1757.

[102]) Reſcript an Eſterházy vom 26. März 1757. „Wir betrachten ſolchem„nach den Schluß der obgedachten Convention als eine überzeügende Würckung „von des Ruſſiſch Kayſerl. Hofes erleuchten Einſicht, und da Wir weder bey dem „Corps des Vertrags, noch bey deſſen separat und geheimen articuln etwas zu „erinnern finden, ſondern Du vielmehr Unſeren gnädigſten anweiſungen hierunter „ein vollkommenes Genügen geleiſtet haſt, ſo erfolget auch hiermit Unſere Ratifi„cation derenſelben, zuvorderiſt aber haſt Du nicht zu verabſäumen der Ruſſ. „Kayſerin May. Unſere aufrichtige Freude über dieſen Erfolg auf das lebhafteſte „zu erkennen zu geben, auch zugleich auf das bündigſte zu verſichern, daß Wir das „Andenken der Ruſſ. Kayſ. Freundſchafftsbezeugungen niemahlen aus dem Ge„dächtnus verliehren, Unſeren Verbindlichkeiten aber ein heiliges und vollſtändiges „Genügen zu leiſten zu keiner Zeit entſtehen werden.“

[103]) Zweites Reſcript an Eſterházy vom 26. März 1757. „Wir wollen „Dir aber nicht verhalten, daß Wir in Unſerem leben keine acte unterſchrieben als die „gegenwärtige unterzeichnet haben, und dieſes, wie Wir mit der reineſten Wahr„heit betheneren können, keineswegs aus der Urſach, daß Wir Ihro May. oder „Ihrem Reich einen aus dem gegenwärtigen Krieg zu ziehenden weſentlichen Vor„theil im geringſten mißgönneten; da Wir vielmehr durch die bis hiehin werckthätig

„vor der ganzen Welt Augen bezeugte erhabene und großmüthige Gesinnung der „Russischen Kayserin May. auf das danckenehmigste gerühret seynd, und Uns zum „gröſten innerlichen Vergnügen gereichen würde, hiervon überzeugende proben dar„zulegen und uns der schuldigen Zuruckgab zu entledigen; sondern die wahre Ur„sache Unserer abneigung bestehet in der Uns sehr beunruhigenden beysorge, daß „dieser Schritt vor der Zeit bekant werden und Uns nicht nur die empfindlichste „Vorwürffe der Cron Frankreich, sondern auch Uns, dem Churſächsischen, und „selbsten dem Russisch Kayſ. Hof die unangenehmste folgen zuziehen, hingegen „Unserem gemeinsamen gefährlichen feind zum besonderen Vortheil gereichen „würde."

[104]) So am 2. April: „Ich erinnere nochmahlen, daß E. E. alles mögliche „anzuwenden haben, um die Auswechslung der bewuſten geheimen Declaration zu „hintertreiben". Und am 7. April schrieb Kaunitz an Esterházy: „Je mehr der „glückliche oder unglückliche Ausschlag des gegenwärtigen Kriegs von der Mit„würckung des französischen Hofs abhanget, um so mehr werden E. E. sich an„gelegen seyn lassen, die auswechselung der bewuſten geheimen declaration „völlig zu hintertreiben; es lieget solches Unserem Hof ungemein auf dem „Herzen."

[105]) Esterházy. 19. April 1757.

[106]) Esterházy. 3. Mai.

[107]) Esterházy. 26. April.

[108]) Esterházy. 9. Mai.

[109]) Esterházy. 17. Mai.

[110]) Esterházy. 23. Mai 1757.

[111]) Diese Declaration, welche bei Schäfer I. 591 fehlt, lautet: „Quoique „dans l'article séparé troisième de la convention signée le 22 janvier de „l'année présente entre S. M. I. de toutes les Russies et S. M. l'Impératrice „Reine de Hongrie et de Bohème, Leurs Majestés Impériales soient convenues „de faire tout leur possible, non seulement pour remettre S. M. le Roi de „Pologne dans la possession de Ses Etats Electoraux, mais même pour Lui „pròcurer au dépens du Roi de Prusse une satisfaction convenable pour les „torts et dommages qu'il a soufferts, et qu'Elles tâcheront de la meilleure „foy de remplir cet engagement; cependant la situation déplorable de ce „Prince excitant la plus vive compassion de Leurs Majestés Impériales, Elles „sont convenues préalablament entre Elles, et déclarent l'une à l'autre d'employer „tous Leurs soins pour procurer la ville de Magdebourg avec les Districts qui „y appartiennent, aussi bien que le cercle de Saal et davantage même, si „faire se pourra, à S. M. le Roy de Pologne comme Electeur de Saxe, à „titre de reparation des torts et d'indemnisation des dommages qu'il a „soufferts. En outre Leurs Majestés Impériales se promettent non seulement „de garantir ces acquisitions à S. M. le Roy de Pologne, mais aussi de faire „tout Leur possible pour Lui en procurer la garantie de toutes les autres

„Puissances qui auront part à la pacification. Fait à Saint Pétersbourg le „sixième de May 1757. „Elisabeth."

[112]) Reſcript an Eſterházy. 11. Dec. 1756.

[113]) Kaunitz an Starhemberg. 13. Nov. 1756. „que nous comptions qu'il „venoit non pas pour prescrire mais pour concerter un plan."

[114]) „en traitant en païs ennemi cette partie d'Allemagne par laquelle „passeroit cette armée . . ."

[115]) „quand même le projet d'attaquer les Etats d'Hanovre pourroit „être avantageux actuellement, l'engagement de l'acte de neutralité et du „traité définitif signé à Versailles le 1er de May de cette année, ne peut per„mettre à l'Impératrice de donner les mains à ce qu'une armée auxiliaire qui „vient en Allemagne pour remplir les engagemens de la France vis-à-vis „d'Elle, puisse faire la guerre à l'Electeur d'Hanovre."

[116]) Réflexions. Beilage zu dem eigenhändigen Billet des Grafen Kaunitz an Starhemberg vom 14. Nov. 1756.

[117]) An Starhemberg. Eigenhändig. 14. Nov. 1756. „Ce mémoire de „réflexions que je vous envoye, je l'ai fait cette nuit et fort à la hâte, comme „vous vous en apperceverez. Ni Leurs Majestés ni Leur Ministère ne l'a vu, „et par conséquent aprouvé. Il n'est donc point fait pour être communiqué „qu'en confidence, si tant est que vous croyez que cela puisse être utile, le „plan surtout que j'ai proposé, n'étant que mon idée particulière qui peut „avoir besoin d'être mieux digérée et rectifiée." Als Kaunitz dieſe Worte niederſchrieb, mochte er mit Recht ſagen können, ſeine Arbeit ſei dem Kaiſer und der Kaiſerin noch unbekannt, daher von ihnen noch nicht gebilligt worden. Nach Paris aber ſandte er ſie doch nicht ab, ehe ſie dieſe Billigung erhalten hatte. Man erſieht dieß aus ſeinem eigenhändigen Schreiben an Kaiſer Franz vom 14. Nov., welches lautet: „Sire, Ayant appris que M. d'Estrées dépechoit ce matin un „courrier à sa Cour, j'ai travaillé la plus grande partie de cette nuit à ce „que V. M. trouvera cy-joint. Je La supplie de vouloir bien le lire sur le „champ avec S. M. l'Impératrice, si cela se peut, et si Elles daignent aprouver „ce que m'a dicté mon zèle dans cette occasion, de me le renvoyer au plutot, „le courrier de M. d'Estrées n'attendant que mon paquet pour partir. Kaunitz-„Rittberg." Der Kaiſer ſchrieb hierauf eigenhändig: „Placet. Frantz".

[118]) An Starhemberg. Eigenhändig. 14. Nov. 1576. „Le zele le plus pur me dicte, mon cher Comte, tout ce que je vous communique aujourd'hui. „Tâchez que l'on ne donne point dans l'idée qu'il y a des vues secondes et „de la prédilection pour Hanovre. Dans notre fait rien ne seroit plus faux. „Mon opinion me paroit de bonne foy appuyée sur des argumens invincibles, „et je vous proteste devant Dieu que je penserois comme je pense, si j'avois „l'honneur d'être du conseil du Roy. Les affaires de la France vis-à-vis de „l'Angleterre sont heureusement dans la plus belle passe du monde; il n'est „guères possible que la chance puisse tourner à l'avantage de ses ennemis, „que par le moyen d'une guerre générale. Seroit-il naturel de vouloir se

„précipiter soi-même dans cet abime, que la France sait bien que ses ennemis „lui creusent depuis longtems? Et pourroit-on ne pas sentir que ce seroit le „vrai moyen de tout perdre, soit à l'égard de la guerre vis-à-vis de l'Angle„terre, soit à l'égard du grand objet commun, qui doit mettre la France au „faite de sa grandeur? Je vous avoue, je ne saurois l'imaginer de la part „d'un Ministère aussi éclairé du moment qu'il voudra y repenser sans pré„vention. Il ne s'agira donc que de l'y engager, et c'est ce que je vous prie „encore une fois."

[119]) Maria Thereſia an Georg II. 19. Oct. 1756.

[120]) Colloredo an Maria Thereſia. 19. Nov. 1756.

[121]) Stuhr. Forſchungen über Hauptpunkte des ſiebenjährigen Krieges. I. 75—103.

[122]) Maria Thereſia an Starhemberg. 28. Nov. 1756.

[123]) Mémoire remis le 21. décembre 1756. Maria Thereſia an Starhemberg. 9. Jänner 1757. Die Correſpondenz der öſterr. Regierung mit d'Eſtrées iſt nur mehr in Bruchſtücken vorhanden.

[124]) Denkſchrift des Grafen Kaunitz vom 4. Jänner 1757.

[125]) Maria Thereſia an Colloredo. 9. Jänner 1757. Von der Einräumung der erforderlichen Plätze zur Deckung der Magazine und Straßenzüge iſt wenigſtens in den Akten nichts enthalten.

[126]) Steinbergs Promemoria vom 20. Febr. 1757.

[127]) Colloredo. 4. Febr. 1757. Dieſer Bericht traf am 18. Febr. in Wien ein.

[128]) Maria Thereſia an Starhemberg. 27. Febr. 1757.

[129]) Voriges Reſcript.

[130]) Reſcript an Starhemberg. 21. Febr. 1757.

[131]) Kaunitz an Starhemberg. Wien, 14. Jänner 1757. „Vous verrés „par tout ce qui vous parvient aujourd'hui que nous avons porté vis-á-vis de „M. d'Estrées le flegme et la condescendance jusqu'où il est possible d'aller ... „Je ne vous cacherai pas que j'ai déjà plus d'une fois été sur le point de „perdre patience et de jetter, comme on dit, le manche après la poignée, „voyant que du jour au lendemain et très-souvent même dans la journée il „m'embrouilloit si bien la matière, qu'après avoir beaucoup travaillé je me „trouvois n'avoir rien fait. Heureusement je retrouvois encore en moi-même „assez de raison et de sangfroid pour ne pas me laisser aller à mes justes „impatiences. Car je puis vous assurer, que s'il avoit eu à traiter avec tout „autre que moi, les deux Cours se seroient brouillées infailliblement. „Cela n'empêche pas cependant que nous ne soyons fort bons amis, et vous „ne dirés rien au monde de ce que je viens de vous marquer à cet égard."

[132]) Stuhr. Forſchungen. I. 93. 94.

133) Convention „den Dienſt deren vereinigten Armeen der Kayſerin Königin „zu Hungarn und Böheim, und Seiner Allerchriſtlichſten Mayeſtät betreffend". 25. Febr. 1757. Kriegsarchiv.

134) Reſcript an Eſterházy. 11. Dec. 1756.

135) Projet pour déboucher et opérer du coté de la Saxe ou de la Lusace.

136) Projet d'opérations en cas qu'on jugeroit à propos d'entrer en Silésie avec les plus grandes forces.

137) Protocollum der Zuſammentrettung ſo in Ihro Kön. Hoh. des Prinzen Carl von Lothringen Gegenwart mit dem franzöſiſchen Lieutenant-Général und Ministre Plénipotentiaire, Comte d'Estrées, den 28. Februarii 1757 in der Burg gepflogen worden. Kaunitz, Neipperg und Browne nahmen an dieſer Beſprechung Theil.

138) Reſcript an Eſterházy. 11. Dec. 1756.

139) Eſterházy. 25. Jänner 1757.

140) Eſterházy. 1. und 9. Febr. 1757.

141) Eſterházy. 9. März 1757.

142) Eſterházy. 9. Febr. 1757.

143) Eſterházy's Bericht vom 24. April 1757 und die demſelben beiliegende Denkſchrift.

144) Eſterházy. 26. April 1757.

145) Mittheilungen der ruſſiſchen Regierung vom 26. und 27. April (a. St.). Beilagen zu Eſterházy's Bericht vom 9. Mai 1757.

146) Vergl. hierüber: Arneth. Maria Thereſia nach dem Erbfolgekriege. 470—73.

147) Maria Thereſia an Starhemberg. 10. Oct. 1756.

148) Maria Thereſia nach dem Erbfolgekriege. S. 241.

149) Reſcript an Starhemberg und Schreiben des Staatskanzlers an denſelben vom 10. Oct. 1756.

150) Der Vertragsentwurf iſt dem Berichte Starhembergs an Kaunitz vom 2. Nov. 1756 beigefügt.

151) „J'ai eu soin de porter toutes nos demandes si loin qu'il étoit „possible, afin de pouvoir en relâcher une bonne partie et obtenir néanmoins „des conditions très-avantageuses."

152) An Kaunitz. 2. Nov.

153) „qu'il l'assuroit de sa plus parfaite amitié, et que cette amitié „seroit indissoluble à jamais."

154) 2. Nov. 1756.

[155]) Kaiſ. Reſcript und Schreiben des Grafen Kaunitz vom 11. und 12. Dec. 1756.

[156]) Starhemberg an Kaunitz. 15. Dec. 1756.

[157]) Starhembergs Entwurf.

S. M. l'Impératrice Reine d'Hongrie et de Bohème, et S. M. Très-Chrétienne ayant conclu le 1r de Mai 1756 un traité d'amitié et d'union défensif dans la vüe d'empêcher que la guerre allumée dès-lors entre la France et l'Angleterre ne pût s'étendre dans le continent, et d'assurer ainsi en tant qu'il dependoit d'Elles le repos et la tranquillité de l'Europe, n'ont pu voir qu'avec une douleur extrême que des vües si salutaires ayent été renversées par l'invasion injuste que le Roi de Prusse a faite dans l'Electorat de Saxe, et ensuite dans la Bohème. Cette entreprise ne laissant plus aucun doute sur les sentimens du dit Prince et faisant connoitre évidemment qu'il a adopté pour maxime fondamentale d'étendre de plus en plus sa Puissance sur les débris de celle de ses voisins, et qu'on ne pourroit jamais se flatter de parvenir à établir une paix solide et sûre tant qu'il dépendroit de lui de la troubler par la supériorité de ses armes; S. M. l'Impératrice Reine comme partie attaquée, ainsi que S. M. Très-Chrétienne en qualité d'Alliée de Saditte Majesté Impériale et Royale, et de Garante des Traités de Westphalie, également provoquées par cette invasion, ont résolu d'unir leurs armes pour repousser la violence, pour rétablir l'équilibre dans l'Empire, assurer le repos public, et mettre pour l'avenir l'Europe à l'abri de pareils attentats, en réduisant la puissance de l'aggresseur à des bornes si étroites qu'il ne soit plus en son pouvoir de troubler dorénavant

Französiſches Gegenproject.

S. M. Très-Chrétienne et S. M. l'Impératrice Reine d'Hongrie et de Bohème ayant conclu le 1r de Mai 1756 un traité d'amitié et d'union défensif dans la vüe d'empêcher que la guerre allumée dès lors entre la France et l'Angleterre ne pût s'étendre dans le continent, et d'assurer ainsi en tant qu'il dépendoit d'Elles le repos et la tranquillité de l'Europe, n'ont pu voir qu'avec une douleur extrême que des vües si salutaires ayent été renversées par l'invasion injuste que le Roi de Prusse a faite dans l'Electorat de Saxe et ensuite dans la Bohème, sans que l'Angleterre ait mis aucune opposition à cette violence, ni qu'elle ait offert ni accordé à S. M. l'Impératrice Reine les secours qu'Elle lui doit, non seulement comme Alliée, mais aussi comme Garante de la Sanction Pragmatique et du dernier traité d'Aix la Chapelle, étant d'ailleurs notoire à toute l'Europe, que le Roi de Prusse n'auroit osé commettre une aggression si manifeste sans l'aveu et le consentement de l'Angleterre, ni sans être assuré des secours les plus efficaces de cette Puissance; en sorte que la Cour de Londres doit être regardée à juste titre par toute l'Europe comme une des causes principales de la guerre qui vient de s'allumer dans l'Empire, et comme la plus grande ressource et le plus ferme soutien de

la tranquillité publique. A cet effet Leurs dittes Majestés ayant jugé de s'unir encore plus étroitement par un nouveau traité, et de convenir plus particulièrement entre Elles des moyens de parvenir au but qu'Elles se proposent, Ont nommé et commis... l'aggresseur. L'invasion soudaine de la Saxe et de la Bohème ne laissant donc plus aucun doute sur les sentimens des Cours de Londres et de Berlin, faisant connoître évidemment que le Roi de Prusse a adopté pour maxime fondamentale d'étendre de plus en plus sa puissance sur celle de ses voisins, sans qu'on puisse espérer à l'avenir de parvenir à une paix solide et assurée, tant qu'il dépendroit de lui de la troubler par la force de ses armes: S. M. Très-Chrétienne tant en qualité d'alliée et d'auxiliaire de S. M. l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohème que de garante des Traités de Westphalie et de la paix publique, et Sadite Majesté Imperiale et Royale comme partie attaquée, se trouvant également provoquées par cette invasion, ont résolu d'unir leurs armes pour repousser la violence, pour assurer le repos général et le repos particulier de l'Empire, et mettre pour l'avenir l'Europe à l'abri de pareils attentats, en réduisant la puissance de l'aggresseur et de ses Alliés dans de telles bornes qu'il ne soit plus en leur pouvoir de troubler à l'avenir la tranquillité de l'Europe. A cet effet...

[158]) ... dès qu'il a été question du dépouillement ultérieur du Roi de „Prusse, S. M. a toujours déclaré par Elle-même et par Ses Ministres qu'au „cas qu'Elle pût se prêter audit dépouillement, ce ne pourroit être qu'autant „que l'Angleterre seroit dépouillée dans une proportion égale. Sur quoi il est „important de remarquer que le Roi contribuera par son argent, par ses „trouppes et celles de ses alliés au dépouillement du Roi de Prusse, et que „l'Impératrice ne contribuera au dépouillement de l'Angleterre que par son con„sentement et sa simple garantie. On sent tout d'un coup la différence extrême „qu'il y a entre ces deux espèces de concours. Il n'y auroit au reste de la part „du Roi ni prudence ni politique à suivre la résolution qu'il a prise d'agir „ouvertement et de toutes ses forces contre le véritable Ennemi de la Cour „de Vienne, tandis que celle-ci garderoit avec le seul Ennemi de la France „des ménagemens qui sont dans le fond contraire à ses interêts actuels."

159) Remarques sur le contreprojet. Sie ſind von Starhemberg ausgearbeitet und bilden eine Beilage zu deſſen Bericht an Kaunitz vom 31. Jänner 1757.

160) Der vierte Artikel ſollte nach dem franzöſiſchen Vorſchlage lauten: Le Roi de Prusse ayant fait agir offensivement des armées nombreuses, et l'Angleterre pouvant assister ce Prince non seulement par des subsides, mais aussi par de grandes forces de terre, et par les troupes subsidiaires de ses Alliés: S. M. Très-Chrétienne et S. M. l'Impératrice Reine sont convenues d'inviter de concert S. M. l'Impératrice de toutes les Russies à s'unir étroitement avec Elles, et à contribuer au succès de leurs vues, en faisant agir contre le Roi de Prusse et ses Alliés un corps de troupes Russes de quatre-vingt mille hommes au moins, dans le tems et de la manière dont il sera convenu plus particulièrement entre leurs dites Majestés. Les dites troupes Russes venant à passer par quelques-uns des Etats de la République de Pologne, il est convenu que le dit passage s'exécutera du consentement de ladite République, et sans lui causer aucun dommage ni préjudice, soit dans ses droits, ses libertés ou son indépendance, S. M. consentant de fournir à ces conditions et non autrement à S. M. l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohème un subside annuel qui sera stipulé et assuré par l'article suivant, dans la seule vue de subvenir aux frais de la guerre, et de seconder les efforts que les Puissances amies ou alliées de leurs dites Majestés auront dessein de faire pour le succès de la cause commune.

161) Conditions essentielles et conditions de convenance.

162) „Au reste le Roy n'agira pour procurer ce dépouillement ultérieur „qu'autant que la Cour de Vienne contribuera de son côté au dépouillement „de l'Angleterre. Les clauses et les conditions à cet égard doivent être essen„tiellement les mêmes; c'est sur quoi la France ne se relâchera jamais et „sur quoi il est nécessaire que la Cour de Vienne prenne définitivement un „parti conforme à tout ce qui a été convenu jusqu'à présent entre les deux „Cours."

163) „On a déjà observé à la Cour de Vienne que la possession du „Luxembourg seroit d'un médiocre avantage pour la France, d'ailleurs ce n'est „pas une augmentation de territoire qu'elle désire."

164) „Où les avantages sont égaux, les risques doivent être réci„proques."

165) Reſcript an Starhemberg vom 21. Febr. 1757. „Deine Remarquen.... „welche Wir ſo deutlich, überzeugend und wohl gefaßt befinden, daß ſie Unſere „Abſicht vollkommen erſchöpfen und es ein Ueberfluß wäre, in mehrere Anmer„kungen über einen jeden Article des Contreprojet einzugehen."

166) Das Schreiben der Kaiſerin vom 14. Jänner lautete: „Monsieur mon „Frère. Ce que j'ai senti en apprenant hier l'affreux événement de ce que „l'on a osé tenter sur la sacrée personne de V. M. le 5 du courant, est si „fort au dessus de l'expression, que tout ce que je puis lui en dire, c'est

„que non seulement j'en ai été autant affectée que du plus grand malheur „que j'aye eprouvé dans ma vie, mais que je sens même que je ne pourrai „l'être davantage de ce qui pourroit m'arriver dans le sein de ma famille. Je „me flatte que le Seigneur fera triompher la vertu en conservant les jours pré- „cieux de V. M. J'ai ordonné pour cet effet des prières publiques dans tous „mes Etats, et je joindrai mes voeux à ceux de mes sujets. Que V. M. soit „persuadée qu'ils seront des plus ardents et des plus sincères, et l'effet le plus „pur de mon estime et de mon amitié. Personne n'est plus digne qu'Elle de „ces sentimens, mais personne aussi ne les a pour V. M. dans un degré „plus éminent que moi. Je Lui recommande avec instance le soin de Sa santé, „qui ne me permet point de penser à autre chose dans ce moment-ci. Je La „prie d'être persuadée du tendre intérêt que je prens à ce qui la regarde, et „je L'assure encore une fois que je ne cesserai jamais d'être..."

167) Starhemberg an Kaunitz. 31. Jänner 1757.

168) Voriger Bericht. „Elle est demeurée avec un très-petit cercle „d'amis dont les principaux étoient le prince de Soubize, le maréchal de „Belleisle, M. de Machault, M. de Moras, l'abbé de Bernis et quelques „autres."

169) Voriger Bericht. „Elle n'a été, à ce que m'a dit l'abbé de Bernis, „que quatre on cinq jours sans entendre parler du Roy; dès le cinquième „ou sixième il lui écrivit, et aussitôt qu'il se trouva en état de sortir de sa „chambre, il alla chés elle comme à l'ordinaire."

170) Voriger Bericht.

171) Corer. 22. Jänner 1757. „Questi Sovrani sono nella maggior „agitazione per essere stato attaccato dalle vajole il primogenito Arciduca „Giuseppe. Giovedì alle dieci li Medici hanno dichiarato tale il suo male che „le aveva principiato lunedì sera. Per quello dicono pare però che siano di „buona qualità e che non facciano temere . . ."

172) Corer. 29. Jänner 1757. „Benche l'Arciduca Giuseppe si ritrovi „carico sommamente di vajole, che sia obligato a molto soffrire, non ostante „li medici si lusingano che tutto abbia a finire felicemente."

173) Am 26. Febr. 1757 erschien Joseph zum ersten Male wieder in der Oeffentlichkeit. Zur Feier dieses glücklichen Ereignisses erhielt der Ajo Graf Batthyany einen mit Juwelen besetzten Degen, dessen Gattin einen Brillantschmuck, die Kammerherren Salm und Hamilton schwere goldene Dosen, Ersterer noch überdieß einen werthvollen Ring, der Leibarzt van Swieten zwölftausend Gulden. Noch viele andere Personen wurden reichlich beschenkt.

174) Bei den zu Gunsten des Prinzen Karl von Lothringen in den Tractat aufzunehmenden Bestimmungen geschah dieß gleichfalls. Wegen der geringen Wichtigkeit dieser Stipulationen wurden dieselben hier nicht ausdrücklich hervorgehoben.

175) Rescript der Kaiserin an Starhemberg. 21. Febr. 1757.

176) Corer. 12. Febr. 1757. „Mi consta che questa Sovrana non sia „estremamente aliena dalla pace, non solo per risparmiare l' effusione di tanto „sangue, ma anco per non essere molto ben proveduta la sua Casa di danaro, „cosicchè potendo il Rè Cattolico condurre il Rè di Prussia a rilasciare la „Sassonia al Rè di Polonia, ed a risarcirlo al meno in parte de' danni sofferti, „e così pure a cedere alla Maestà dell' Imperatrice qualche porzione della „Silesia, e ad assicurare il suo voto per l' elezione di Rè de' Romani per „l' Arciduca Giuseppe in risarcimento delle gravi spese sofferte per la presente „guerra, in tal caso non sarebbe impossibile che S. M. aderisce ad un ami„chevole componimento, benchè il vero suo interesse esigga il contrario e „ricerchi che il Rè Prusso fosse abbattuto in modo da non poter per lunghi „anni esser in grado di sturbarla. Possono molto aggevolare queste tali trat„tazioni le gagliarde difficoltà che si frappongono nel conciliare le convenienze „di questa Corte riguardo li Stati di Hannover con quelle del Rè Cristianis„simo, essendo per intiero opposte l'une all' altre. La garantia fatta da questa „Sovrana delli Stati di Hannover, ed il ragionevole desiderio di S. M. di veder „eletto Rè de' Romani l' Arciduca Giuseppe esiggono che non si turbi la „quiete dell' Impero e particolarmente li Stati di Hannover. Perciò è molto „probabile che per salvare questi essenziali oggetti ella si conduchi ad accet„tare proposizioni assai discrette e molto lontane dalle concepite speranze..."

177) Zweites Reſcript der Kaiſerin an Starhemberg vom 21. Febr. 1757. „Es iſt nehmlichen der franzöſiſche Minister in dem Haag, d'Affry, den 3ten dieſes „von dem Holländiſchen Generalen Hompeſch durch ein Billet erſuchet worden, ſich „noch ſelbigen Tags wegen einer wichtigen Vorfallenheit bey ihme Hompeſch ein„zufinden. Als nun d'Affry ſolches noch ſelbigen Tags befolget, ſo hat er den jungen „Slingeland, einen Sohn des alten Pensionaire vorgefunden, welcher ſich anfäng„lichen dahin geäußert, daß Engeland nunmehro die zu Fortſetzung des Kriegs „erforderliche fonds aufgetrieben habe, daß aber dieſe Crone außer einem dem „König von Preußen zu zahlenden subside nicht weiters an den affaires du „continent Theil nehmen, ſondern ſeine gantze Aufmerkſamkeit und Macht auf „America und auf das Seeweſen wenden würde."

178) Voriges Reſcript. „Dieſes hat dem d'Affry zur Aeußerung Gelegen„heit gegeben, daß der König in Preußen die Friedensabſichten ſehr erſchwehren „dörffte. Es ſoll aber Slingeland hierauf replicirt haben, daß man in Engeland „die mit dem ernanten König eingegangene Allianz ohnedem ſehr bereue, und daß „ſolche bei dem Friedensgeſchäfft zwiſchen Franckreich und Engeland keine Hinternuß „verurſachen würde."

179) Lacretelle. Histoire de France pendant le XVIIIe siècle. III. 285.

180) Starhemberg an Kaunitz. 3. Febr. 1757. „Le motif apparent de la „résolution que le Roi a prise est le mécontentement que ne pouvoit manquer „de lui donner la désunion, ou pour mieux dire, l'inimitié subsistante depuis si „longtems entre Messieurs d'Argenson et de Machault, laquelle en effet est la „source des tous les troubles qui agitent ce Royaume, et des suites facheuses qui „en ont résulté. A ce motif étoient joints sans doute d'autres encore plus pressans,

„et qui probablement ont accélléré l'exécution du parti que le Roi avoit pris. Ces „motifs sont la nécessité urgente de calmer au plutôt tous ces troubles, le peu „d'espoir de pouvoir y parvenir tant que le Ministère seroit désuni et ne conseil„leroit le Roi que d'aprés les vues particulières de chacun des deux partis opposés. „et enfin le bon effet que ne peut guere manquer de produire la satisfaction que „le Roi semble donner au Parlement et au public, en éloignant ceux que l'on „regarde à juste titre comme les auteurs de tous les maux, et en marquant „par là le désir qu'il a de les terminer."

„Il y a longtems que Mad. de Pompadour eût désiré de pouvoir par„venir à écarter M. d'Argenson qu'elle a toujours regardé non seulement „comme son ennemi déclaré, mais aussi comme un fourbe et un malhonnête „homme, qui trahissoit le Roi et l'Etat et ne suivoit en tout que ses vues „personnelles presque toujours contraires (à ce qu'elle prétendoit) au bien „public. Elle n'a jamais pu parvenir à ce point si désiré et peut-être si „désirable pour ce Pays-ci, qui ne peut guère être gouverné que par l'autorité „d'une seule personne à qui le souverain donne toute sa confiance. Le Roi „accoutumé au travail de M. d'Argenson, et faisant d'ailleurs beaucoup de cas „de lui, n'avoit jamais paru disposé à s'en défaire, et sembloit se reposer „entièrement sur lui de toutes les choses qui étoient de son département. La „circonstance présente a enfin produit l'occasion si longtems désirée, et Mad. „de Pompadour a eu l'adresse de s'en prévaloir. Il a fallu se déterminer à „sacrifier en même tems son ami M. de Machault, puisque les mêmes raisons „qui conseillaient l'éloignement de l'un, parloient aussi contre l'autre, d'autant „plus que celui-ci par l'imprudence de ses dernières démarches et des conseils „peu sages qu'il avoit donnés de son chef et sans consulter personne, étoit „encore plus haï par le public que son adversaire, et avoit donné en tout de „plus fortes prises contre lui."

[181]) Sie ſind abgedruckt in den Mémoires du duc de Luynes. XV. 395. 396.

[182]) Die Aeußerungen Starhembergs über beide Miniſter ſind für die Beurtheilung derſelben von großem Intereſſe, und beweiſen gleichzeitig die Objectivität, mit welcher er ſich ausſprach. „Je ne puis me dispenser," ſchreibt er am 3. Februar an Kaunitz, „d'avouer malgré le peu de sujet que nous ayons de „regretter l'éloignement de ces deux ministres, que le Roy ne laisse pas que „de perdre beaucoup en eux. Ils étoient certainement l'un et l'autre gens „d'esprit et de mérite, et sans le tort qu'ils ont eu de faire tourner leur haine „et désunion personnelle au désavantage du service de leur Maitre et du bien „de l'Etat, ils pouvoient certainement être d'une grande utilité. M. de Machault, „quoique très-froid et parlant peu, passoit néanmoins pour un homme de fort „bon sens; il m'a paru tel toutes les fois que je lui a parlé d'affaires, ce qui „pourtant n'est pas arrivé bien souvent. On blamoit beaucoup la conduite „qu'il avoit tenue dans la charge de controlleur-général, mais il n'a mérité „que des éloges par tout ce qu'il a fait dans le département de la marine, „qui étoit en bien mauvais état lorsqu'elle lui a été confiée. Quant à M. d'Ar„genson que j'ai eu occasion de voir plus particulièrement et de lui parler

„même très-souvent d'affaires, je lui ai trouvé beaucoup d'esprit, de finesse, „d'adresse, de connoissance des affaires et d'habileté dans la manière de les „traiter. Il avoit le ton qu'un ministre doit avoir, comprenoit bien, répondoit „à tout, ne faisoit que des objections sensées et raisonnables, ne disoit pas „plus qu'il ne falloit et n'affectoit point de réserve mal à propos. Avec cela „il étoit très-laborieux et porté tant qu'il le pouvoit à rendre service. En un „mot il étoit Ministre et avoit de bonnes et grandes qualités. On l'accusoit „d'être intriguant, intéressé et fourbe. Il haïssoit Mad. de Pompadour et tout „ce qui avoit rapport à elle. Il étoit ennemi du nouveau sistème, mais il „affectoit de faire paroitre le contraire, et en raisonnoit comme s'il „en eût été le partisan le plus zélé. Il est apparent néanmoins que „toutes ses vues tendoient à le renverser, et il avoit bien de la peine à „cacher sa prédilection pour le Roi de Prusse, et sa crainte que la Puissance „de ce Prince ne fût totalement anéantie. Il est donc incontestable que c'est „un grand bonheur pour nous qu'il soit éloigné, car jamais nous n'aurions pu „nous fier à lui, et plus il est leste et adroit, plus nous avions sujet de le „craindre et de nous attendre à quelque mauvais office de sa part."

183) Kaunitz an Eſterházy. 12. Febr. 1757. „Durch dieſe Veränderung hat „Unſer Hof ehender gewonnen als verlohren, maſſen M. d'Argenson Uns nie„mahlen ſonderlich geneigt geweſen, ſondern allezeit eine Vorliebe für Preüſſen zu „erkennen gegeben, auch dermahlen der Abbé Bernis das größte Vertrauen des „Königs beſitzet, mithin nicht ſo vielen wiederſtand als vorhin finden wird, das „angefangene große werck auszuführen."

184) Starhemberg. 3. Febr. 1757. „Ils me pressent actuellement beau„coup l'un et l'autre de tâcher seulement de hâter la conclusion de notre „traité secret."

185) Vom 17. Febr. 1757.

186) Reſcript an Starhemberg. 5. März 1757.

187) Starhemberg an Kaunitz. 4. April 1757. Von der bei Schäfer, I. 280 erwähnten Fälſchung eines zwiſchen England und Preußen abgeſchloſſenen Allianzvertrages und einer dadurch bewirkten Umſtimmung des Königs von Frankreich iſt in den Berichten Starhembergs und den ſonſtigen öſterreichiſchen Akten nirgends die Rede.

188) Starhemberg an Kaunitz. 3. Mai 1757. „weilen der König durchaus „gewolt und ſich eine recht beſondere Freude daraus gemacht hat, daß die Unter„ſchrift den 1. May als an dem nähmlichen Tag, da in dem vorigen Jahr der „Defensiv Tractat geſchloſſen worden, erfolgen ſollte."

189) Am 24. Juni 1757 erſtattete Kaunitz der Kaiſerin ſeine Anträge über die Art und Weiſe, in welcher die Ueberſendung der franzöſiſchen Subſidiengelder an ihre Beſtimmung am paſſendſten zu bewerkſtelligen wäre. Er ſchlug hiezu die Vermittlung des Bankhauſes der Mad. Nettine in Brüſſel vor. Maria Thereſia ſchrieb eigenhändig auf das Referat: „placet; ich verſtehe gar nichts in geld „ſachen; ich weis nur aus experientz das die nettines in denen negotijs mit „dem hoff ſich gar nicht vergeſſen und ſehr hoch alzeit ſelbe angeſchlagen hat."

190) Starhemberg. 8. Mai. „Da man allhier in der bevsorge ſtehet, es „werde beſagter König ehender alles aufs äußerſte ankommen laſſen und Land „und Leute aufopfern, alß ſich zu einem verkleinerlichen Frieden zu bequehmen."

191) Das ſogenannte pays rétrocédé wurde für dieſen Fall durch Starhemberg zu Gunſten Oeſterreichs gerettet.

192) Starhemberg. 3. Mai 1757. „.. bin ſehr lang, ja biß auf die äuſſerſte „extremitaet auf der Einwendung beſtanden, daß die Demolition derer Fortifi„cationen von Luxemburg in dem erwehnten Fall nicht ſtatthaben könne. Da „mir aber ausdrücklich erkläret worden, daß man von dieſer Condition niemahlen „abſtehen würde ... ſo habe mich endlich dazu bequehmet. Sollte der Fall ſich „ereignen, ſo würde es ſich wohl noch thun laßen, bey einem künftigen Friedens„ſchluß, vor welcher Epoque die Demolition ohnehin nicht vorgenommen werden „kan, dieſe Condition annoch umzuſtoßen oder in künftigen Zeiten eine neüe „Veſtung entweder zu Luxemburg ſelbſt oder anderer Orther anzulegen ...."

193) An Starhemberg. 13. Mai 1757.

194) Maria Thereſia an Starhemberg. 14. Juni 1757. „Da es Deinem „ausnehmenden Fleiß, geſchicklichkeit und treüeſten Dienſt-Eifer endlichen gelungen „hat, eine der wichtigſten, häcklichſten und verwickeltſten Handlungen, ſo ſich „jemahlen ergeben haben dörffte, dergeſtalten zum würcklichen Schluß zu bringen, „daß Du nicht nur überhaubt Unſeren dießfälligen und umſtändlichen Verhaltungs„befehlen ein vollkommenes genügen geleiſtet und die ſich häufig ergebene „Schwierigkeiten mit ſo vieler Standhaftigkeit als anſtändiger Mäßigung und „Klugheit glücklich überwunden, ſondern auch bey einigen Articlen mehrers aus„gewürcket haſt, als Wir nach Beſchaffenheit der Umſtänden mit Wahrſcheinlichkeit „anhoffen können, ſo geben Wir dir forderſamſt Unſere gnädigſte Zufriedenheit „über Deinen gehaltenen Betrag hiermit zu erkennen, begnehmen und beſtättigen „ſolchen in allen ſeinen Theilen, und da Wir Deine um Uns und Unſer Ertzhauß „erworbene große Verdienſte nach ihrem wahren Werth einſehen und beurtheilen, „ſo kannſt Du Dich auch gäntzlich verſichert halten, daß wir derſelben mit aller „Gnade und Wohlwollen eingedenck ſeyn werden."

195) Das offenbar oſtenſible Schreiben des Grafen Kaunitz an Starhemberg, gleichfalls vom 14. Juni 1757 lautet: „Vous recevés par ce courrier la „ratification du traité que vous avez signé le 1er de May. Ce seroit déprimer „le mérite de ce grand ouvrage que de vous en faire des complimens. Les „applaudissemens de toute l'Europe sont ce que vous mérités et ce que vous „aurez. Avouez cependant que la fortune vous a mieux servi que moy; il „falloit trouver en place ou en crédit les grands hommes que vous y avez „trouvés; sans Messieurs de Belleisle et de Bernis, qu'auriés vous pu faire? „Je me flatte qu'ils ont la bonté d'avoir assez bonne opinion de moi pour ne „pas douter que je ne rende à leurs talens et à leur façon de penser toute „la justice qui leur est dûe de la part de tous ceux qui s'y connoissent un „peu; ils ont beaucoup fait assurément jusqu'icy, mais il s'agit de couronner „l'œuvre pour mériter l'immortalité, et ce sont les obstacles qui paroissent

„se multiplier aujourd'huy qui leur en fourniront l'occasion. Vous savés, „M. le comte, que je suis pour quelque chose en tout cela et que mes principes „sont les leurs; ils peuvent donc compter sur moy. Je vous prie de les en „assurer bien positivement, et d'être au reste persuadé de l'attachement „sincère . . . . .“

196) Kaunitz an Starhemberg. 14. Juni 1757. „Je dois, par ordre „exprès de LL. M. M. vous charger, M. le comte, de faire connoitre de leur „part à M. l'abbé comte de Bernis, qu'Elles regardent comme son ouvrage „le grand Traité qu'Elles viennent de ratifier avec la plus grande satisfaction, „qu'Elles comptent sur luy et qu'Elles désirent avec empressement l'occasion „de pouvoir luy témoigner l'estime particulière qu'Elles ont pour luy.“

Kaunitz an Starhemberg. 14. Juni 1757. „LL. M. M. I. I. vous chargent, „M. le comte, de dire de leur part à M. le maréchal de Belleisle, qu'Elles „croient ne pouvoir mieux luy témoigner combien Elles l'estiment, qu'en se „reposant entièrement sur le zèle avec lequel Elles sont persuadées qu'il „travaillera à la consommation du Traité qu'Elles viennent de ratifier, qu'Elles „mettent, moyennant cela, toute leur confiance dans les dispositions qu'il fera „pour seconder la résolution généreuse qu'a pris le Roy, de les secourir puis„samment, qu'Elles se flattent qu'il voudra bien aussi les aider de ses lumières „et de ses conseils pour les opérations de leurs armées, et que, s'il pouvoit „se trouver à portée d'y influer personnellement, Elles seroient bien plus „tranquilles qu'Elles ne le sont sur tout ce qui peut arriver. Vous ne saurez „en trop dire, en un mot, ni trop compter en même tems sur ma sincère „amitié.“

197) Kaunitz an Starhemberg. 18. Juli 1757. „Die zwey Portraits für „den M. Rouillé und Abbé Bernis sind zwar fertig und wegen der Steiner schön, „aber die Gemählde so schlecht gerathen, daß ich andere bestellen müßen, welche „erst in etlichen Tägen geendiget seyn werden. Dem Herrn Abbé Bernis ist noch „besonders ein kostbahrer Ring gewidmet, welchen ich bey die 14.000 fl. werth zu „seyn schätze.

„So dan sind Ihre May. entschloßen, der Mad. Pompadour ein Andenken „zu überschicken, wan man nur wuste, was am angenehmsten sein dörfte. Ihre „May. verlangen also Euer Hochgeboren Vorschlag zu vernehmen, ob das Praesent „in Geld, oder in einer Dose mit J. M. Portrait, oder in indianisch laquirten „Sachen, deren man hier einen schönen Vorrath hat, oder aber in Geschmuck zu „bestehen habe.

„Würde das Portrait gemahlet, so müsten E. H. die Dose mit Brillanten „besetzt zum voraus in Paris bestellen, und die Größe für das Portrait ein„schicken, wobey die Aussuchung der Brillanten Dero eigenen Gutbefinden über„laßen würde.

„Fiele aber die Auswahl auf Geschmuck, so ist eine schöne Aigrette mit „gebohrten brillantenen Tropfen, so in Paris rar seyn dörffte, darzu ausersehen.

„E. H. werden schon Mittel finden, den dortigen Gusto durch vertraute „Öfnung zu erforschen und Alles in die vergnüglichste Wege einzuleiten.“

[198]) Kaunitz an Starhemberg. 6. Aug. 1757.

[199]) Kaunitz an Starhemberg. 7. Oct. 1757. „Ihro May. laſſen ſich „Ew. Exc. Vorſchlag, ein Ecritoire zu dem bewuſten Present zu beſtimmen, aller„gnädigſt gefallen, und haben ſelbſten aus ihrem Vorrath die ſchönſte und rareſte „Stücke an laquirten Sachen, ſo zu finden ſeyn dörfften, ausgeſucht.

„Unter den zwey laquirten Käſten iſt einer, ſo ſich am beſten zum ecritoire „ſchicket, auszuſuchen und der andere entweder wieder anhero zu ſchicken, oder „wenn Ew. Exc. glauben, daß damit Ehre aufzuheben ſeye, nebſt dem ecritoire „als ein Andenken zu überreichen.

„Die übrige laquirte Stücke ſind zwar nicht zu dem Ecritoire zu gebrauchen, „aber wegen ihrer auſſerordentlichen ſchönheit als ein neben Present für die nem„liche Perſon gewidmet."

[200]) 25. Nov. 1756. „Wegen Schweden hoffe ich noch das beſte, und „wann der Ruſſiſche Hof nebſt dem Franzöſiſchen thuet was beyde thuen können, „ſo dörffte von dieſer Seiten den König in Preüſſen der empfindlichſte Streich „beyzubringen ſeyn."

[201]) Reſcript vom 10. Oct. 1756.

[202]) Bericht des kaiſ. Geſandten Grafen Goeß vom 6. Febr. 1757. „Ces „adversaires ont à leur tête une Princesse sœur du Roi de Prusse, parfaite„ment ressemblante de caractère au Roi son frère, qui ne parle que d'après „lui, et qui ne cherche qu'à rendre la Suède dépendante de la Prusse: témoin „une correspondance secrette de sa propre main, qu'on a découvert il y a „quatre ans, et qui tendoit à faire passer la Pomeranie Suedoise sous la „Domination Prussienne."

[203]) Garden. IV. 32.

[204]) 23. Sept. 1756.

[205]) Schäfer. I. 307.

[206]) Beilage zu dem Berichte des Grafen Sternberg vom 31. März 1757.

1mo Qu'il restera maître des Etats de Silesie, comme il l'est à présent.

2do Qu'il restituera au Roi notre maitre Ses Etats, Son armée et Ses sujets saxons, comme aussi toute l'artillerie, armes, munitions de guerre, et tout l'attirail pris des arsénaux.

Qu'outre cela il dédommageroit le Roi notre maître et le pays de la manière suivante, savoir:

qu'il luy feroit avoir en propriété la ville d'Erffort avec son territoire, et s'engageoit à indemniser l'Electeur de Mayence par un Equivalent.

Qu'on n'ignoroit pas que cette ville avoit déjà appartenu cy-devant à la maison de Saxe, et qu'elle rapportoit avec son territoire environ 50.000 écus, lesquels pourroient être augmentés jusqu'à 170.000 écus par an.

Qu'il accorderoit la Stapel-Gerechtigkeit à la ville de Leipzig, comme aussi le libre commerce et passage des denrées et des marchandises par Magdebourg, allant et venant de Hambourg en Saxe par l'Elbe.

Qu'il permettroit aussi de retablir le libre commerce entre la Silésie et la ville de Leipzig sur le même pied qu'il avoit été l'an 1740, à condition pourtant que le Roy de Pologne cederoit la Douanne ou le Zoll établi à Fürstenberg sur l'Oder.

Qu'il procureroit et garantiroit l'Election d'un successeur à la couronne de Pologne dans la famille Royale de Saxe. Et enfin qu'il payeroit encore quelques millions en argent comptant à la Saxe pour la dédommager de ce qu'elle a souffert, et pour rétablir le crédit de la Steuer.

Pour les conditions susmentionnées le Roy de Prusse réquerera la France d'en être garante, vu que S. M. Prussienne fera d'abord son accomodement avec Elle, en se détâchant de l'Angleterre avec laquelle Elle ne s'étoit alliée qu'à contre-cœur."

[207]) Sternberg. 31. März 1757.

[208]) Reſcripte an Sternberg und Starhemberg vom 6., an Eſterházy vom 7. April 1757.

[209]) So wurde in der Sitzung der Militärconferenz vom 29. Nov. ein eigenhändiges Billet der Kaiſerin vorgeleſen, welches lautet: „der novembre iſt indeſſen „vorbey und a prima bises hätte alles ſollen verordnet ſein. wie ein ſtelle ex„pedirn kan, ſo können alle drey es thun und wurden dadurch ville confusionen „erſpart. wegen der eintheilung deren recruten alſ auch wegen der rimonta habe „noch keinen Vortrag gesehen. alſ (alles) bises pressirt und iſt nur zu bewundern „das vorhin die ſtellen denen ländern ihre verlangen und ſchuldigkeiten betreiben „müſſen und jetzund die länder in allen fertig und bereit ſind und die ſtellen alle „aufenthalt und ſchwürigkeiten machen. morgen werden bise note alſ brieff vor„genohmen werden; wegen erſterer zu ſehen, wie man die regimenter, die ohne„dem a portée ſind, kunte anwenden, bise arme leüt zu beſchützen und nicht zu „verlaſſen. wegen des brieffs mögte ich dan wiſſen, wan die ordre weggegangen, „dan ſchonn längſtens ausgemacht worden. Desgleichen wolte auch wiſſen, wan „expedirt worden von kriegsrath und commission wegen dem 6ten Kreuzer vor „die gemeine und dem gulden beytrag vor die officirs, wie auch wegen bezahlung „des halben ſchlafſkreuzers vor dem service, dan noch alzeit ſah das weder das „militare weder die commissariate was davon wiſſen wollen."

[210]) Kaiſer Franz an den Prinzen Karl von Lothringen. 13. Dec. 1756. Kriegsarchiv. „elle a asse souffer, lanfan ettan extraordinerman gran et „fore . . ."

[211]) Kaiſer Franz an den Prinzen Karl von Lothringen. 13. Dec. 1756. Kriegsarchiv. „. . l'Imperatrice ne nous a pas peux enquiette car elle a ette „3 jour malade et asse fore et on a du la senie (saigner), met gras a Dieu „depui hier tout cet remi a bien et ojourdui on diret quel net pas acouche hore „un peux feble, met jesper quel se tiendra sageman surtou par le movet tan „(mauvais tems) qui fet."

[212]) Zur Conferenz vom 11. October 1756. „einen ordentlichen plan ſolle „salburg formirn wegen der recrutirung der regimenter, besonders der cavallerie

„und husarn; einige regimenter ſind complet, andere noch weit davon, mithin „mus es eine urſach ſein. die officirs zur rede zu ſtellen, die zu groſſe häcklich„keit verbietten, auch eygends einen officir abzuſchicken, wo die regimenter caval„lerie werben, umb das er dem raport abſtatte warumb in mora ſind, desgleichen „beym husarn. ob nicht eine neüe Vermehrung der recruten in die länder zu „begern wären, warumen oberöſterreich und J. Ö. (Inneröſterreich) noch nichts „geſtelt, böhmen auch 1000 man noch zurück iſt nach folgenden liſten, auch weillen „die regimenter auff 1000 man und pferd ſetzen will, was noch abgehete darzu „an man und geld und pferden zu wiſſen, auch 800 pferd bis ende januarij an„zunehmen von denen liffranten aus Klagenfuhrt, man wird ſie alzeit brauchen „können.

„M. T.“

213) Vom 12. März 1757.

214) Zur Conferenz vom 17. Oct. 1756. „wegen denen husarn placet das „baranyay chargirt werde; wegen infanterie ſolle leopold palfy der Befehl ge„geben werden. Die cavallerie regimenter haben gewis nicht alle mit eyffer ihre „ſchuldigkeit in anwerben gethan, mithin wäre es alzeit gutt einen eygnen officir „hier von darmstat zu ſchicken an die werbplätze, die allein in mähren und „böhmen ſind, das er von station zu station ſeinen bericht abſtatte und ernſtliche „ordre mitbringe; ſich zu completirn glaubte 6000 man wäre genug an die „länder zu begern. wegen der deserteurs placet, zwey regimenter ganz aus „italien zu ziehen, ſelbe gleich benantlich zu machen, damit ſelbe ſich noch an„ſchlüſſen könen an die letztere.

„M. T.“

215) Zur Sitzung vom 5. December 1756. „wegen der recruten dem „commissariat gleich zu verordnen, das ſelbe nicht hier müheſelig wie die hunde „in caserme auffbehalten werden, wo ſelbe von unziffer verderben und über ein„ander ſtecken. ich ſelbſten habe hinausgeſchickt und es ſo gefunden, und bis allein „weillen denen officirn an geld mangelt die montour zu ſchaffen. Dis iſt nicht „erlaubt, leüte ſo verſchmachten zu laſſen, an denen ſo vill ligt, alſo es gleich das „geld zu geben.“

216) Zur Sitzung vom 7. November 1756. „wegen pulver iſt alſobald die „veranſtaltung zu machen, den mit eygner erzeigung man nicht aufkombt, des„gleichen was noch von artiglerie nöthig, besonders zur belagrung, wie vill in „geld nöthig, dan ein wochen, ein monath umb das andere vergeht und nichts „geſchihet.“

217) Zur Sitzung vom 14. November 1756. „Altvatter iſt hier, mithin „wäre das weitere auszumachen, was man von ihme und denen ländern an „pferden nehmen kann und will. das die rittmeiſter in ihren cantonen die leut „aufbringen ſollen, placet. ſollen alle 14 tage die tabellen einſchicken, alle unnoth„wendige häcklichkeiten ernſtlich abzuſchaffen, forderſt aber die ville comandirte in „hungern a prima januarij zu ihren Regimentern abſchicken. wegen deme wie die „cavallerie ſolle verſorgt werden, weillen wilczeck und grechtler hier ſein, ſelbe

„deſſenthalben zu vernehmen, an der conservation mir ſo vill ligt, gleich in „böhmen und mähren zu halten. . .“

[218]) Z. B.: „Die capeln vor die cavallerie ſeynd noch hier, ſelbe gleich „wegzuſchicken.“

[219]) Huſchberg. Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutſchland. S. 140.

[220]) Kaunitz an Starhemberg. 1. April 1757. „Beede Kayſerliche Mayeſtät„ten hatten den Herrn Feldmarſchallen Grafen von Browne allergnädigſt auser„ſehen, um ihn Ihro Königl. Hoheit dem Prinzen Karl ad latus zuzugeben; der „ernannte Herr Feldmarſchall hat aber ſelbſten das ad latus abgebetten und ſich „anerbotten, unter Ihro Königl. Hoheit Commando zu ſtehen. Auch iſt Er ſehr „vergnügt über die empfangene Allerhöchſte Gnadensbezeugungen von hier ab„gereiſet.“

[221]) Corer. 16. April 1757. „.. si crede che in breve il Principe Carlo „passerà a Praga, ov' è giunto il suo nobile ed abbondante treno. . .“

[222]) So ſchrieb Browne noch am 29. März 1757 aus Prag an den Prinzen Karl: „Il paroit que les idées du Roy de Prusse dans les différents „mouvements qu'il a fait faire à ses trouppes, commencent à se développer „et de confirmer les conjectures que ces dits mouvements n'aboutissoient „principalement encore qu'à une deffensive, et qu'il tache uniquement à se „fortifier dans la Lusace et en Silesie, puisqu'il profite des moindres avantages „du terrain et des hauteurs qu'il peut trouver pour y faire construire des „redoutes etc. . . . Il paroit de meme que le Roy pour sa personne est déterminé „de rester avec le gros de ses trouppes dans les environs de Dresden pour „y attendre, et pour se tourner du côté où le torrent de nos forces va fondre „sur lui.“ Kriegsarchiv.

[223]) Browne an Prinz Karl. Prag, 6. April 1757. Kriegsarchiv. „Au „reste il n'y a d'autres nouvelles que le bruit que les Prussiens font courir, „de vouloir entrer le 6 qui est aujourd'hui, avec cinq corps d'armée en Boheme „par cinq routes différentes, mais à en juger par leurs dispositions, autant „qu'on en peut savoir, il n'y a pas grande apparence à cela. . .“

[224]) An Prinz Karl. Prag, 14. April. Kriegsarchiv. „l'ennemi ayant „derechef fait courir le bruit de donner le commencement à ses opérations le „quinze du courant.“

[225]) An Prinz Karl. Prag, 20. April 1757. Kriegsarchiv. „Il est in„croyable, comment le Roi de Prusse fatigue mal à propos ses trouppes par „des marches et contremarches, qui jusqu'à cette heure n'aboutissent à rien.“

[226]) Eigenhändiger Zuſatz der Kaiſerin zu dem Reſcripte des Hofkriegsrathes an Karl von Lothringen vom 3. Mai 1757. „je demande que non „seulement Königsek comme le comandant du corp, mais tout les generaux „fassent une relation exacte comme les troupes se sont conduits, qui etoit sous „leur brigade, si des corps entiers avec les officiers ou des compagnies seules

„ont commis des lachetez et fait des excez dans leur retraite, et nomemen „qui, car je veux les punir comme ils le meritent."

„M. T."

227) Corer. 27. April 1757. „. . . questo nuovo sfortunato incontro riuscì „sensibilissimo alle Maestà, non tanto per la qualità dell' affare, ma poiche „temono che aprendosi la campagna con si mala sorte, la truppa si disanimi, „e per consequenza operi con minor efficacia e corraggio, inoltre che ciò „negl' ausiliarj faccia diminuire il fervore, e che agischino in avvenire con „più circospezione . . ."

228) Kaunitz an Starhemberg. 26. April 1757.

229) Nota. Reflequesion a fer sur les plan pour les operation de la „canpanieu. 1757. K. A.

230) Remarque sur ce que jay veut de pui tout ces ger (guerres) avec le Roy de Prusse.

231) Nota pour vous seulle. K. A.

232) Relations de ma campagne de 1757. Eigenhändig von dem Prinzen von Lothringen niedergeschrieben. Sie erstreckt sich aber nur bis zum 3. Mai.

233) Corer. 7. Mai 1757.

234) An Starhemberg. 13. Mai 1757. „Ew. habe unterm 5. dieses allschon „erinnert, daß ich auf Allerhöchsten Befehl eine Reiße zu Unserer bey Prag ge„standenen Armee unternommen, um beederseits Kayſ. May. eigentliche Absichten „wegen der ferneren Kriegsoperationen des Prinzen Carls Königl. Hoh. mündlich „zu hinterbringen und ein so anderes nach beschaffenheit der veränderten Umständen „näher zu verabreden."

235) Browne an den Prinzen Karl. Budin, 24. April 1757. Kriegsarchiv. „. . j'ai pris mon camp sur les hauteurs de cet endroit où j'ai l'avantage du „terrain, et puis espérer avec l'assistence de Dieu que, s'il vouloit jamais „m'y attaquer, il ne trouveroit pas si beau jeu qu'à Reichenberg, chose à la„quelle je ne saurois songer sans frémir, que d'aussi braves gens ajent pu „se laisser forcer dans un terrain si avantageux par une force pour ainsi dire „égale à la leur . . ."

236) Browne an den Prinzen Karl. Martinovez, 26. April 1757. „. . . en „passant l'Egra et en s'avançant il faudra nécessairement qu'entre ici et „Prague il en vienne aux mains avec moi, ce que je n'eviterai point, pourvu „que je me puisse raisonnablement promettre un heureux succès . . ."

237) Relations de ma campagne de 1757. „J'avoue que Je fut surpris „en le voyant et Joze dire quil etoit dans un tres triste etat, quelques choses „degaré, et le premier mot quil me dit fut quil etoit bien malheureux et qui „voudroit etre mort, et ce mit a pleurer. la minute dapres il me dit que „lennemis avancoit et quil faloit absolument donner descus. Je fit tous ce „que Je put pour un peu le calmer mais Je vis quil ny avoit pas mojens. . ."

[238]) „Le feldm. n'en voulut point demordre et voyant quon ne croioit „pas la choses faisable pour les attaquer, il me proposat de luy doner 4000 „hommes et quil yroit les attaquer. Je vis fort bien que le chagrin luy avoit „un peu troublé la tete et Je fis ce que Je pus pour le remettre. . .“

[239]) Relations.

[240]) Oeſterr. milit. Zeitſchrift. 1822. I. 126.

[241]) Prinz Karl an Serbelloni. 3. Mai 1757. K. A.

[242]) Oeſterr. milit. Zeitſchr. Jahrg. 1822. I. 149—169. Der im Kriegsarchive befindliche Schlachtbericht des Prinzen Karl von Lothringen wurde erſt am 12. Jänner 1758 erſtattet.

[243]) König Friedrich an Keith. 24. Mai 1757. Bei Schöning: Der ſiebenjährige Krieg. I. 71.

[244]) Puebla an Daun. 5. Mai 1757. K. A.

[245]) Conferenzprotokoll vom 12. Mai 1757.

[246]) Kaunitz an den Kaiſer. Böhmiſchbrod, den 8. Mai 1757. Abgeſendet am 9. um drei Uhr Morgens. Kriegsarchiv. „Je frémirois de la seule idée du „danger auquel je puis exposer les précieux jours de Vos Majestés Impériales „par la funeste nouvelle que j'ai à leur donner, si je n'étois pas rassuré par „le souvenir de tout ce que je sais que l'on est en droit d'attendre de la „supériorité de leurs ames.“

[247]) Voriges Schreiben. „J'ai donc passé du depuis une partie de la nuit „avec M. le Maréchal pour voir ce qu'il peut y avoir à faire. Je dois des „éloges à son zèle et à sa prudence, je l'assiste et l'assisterai de mes foibles „avis autant que je le pourrai et qu'il le trouvera bon . . .“

[248]) Corer. 7. Mai.

[249]) Corer. 11. Mai. „E incredibile la tristezza che apparisce in ogn'uno „della Corte e Ministero che in ogni ordine di persone.“

[250]) Corer. 14. Mai.

[251]) Starhemberg. 21. Mai 1757.

[252]) Starhemberg an Kaunitz. 26. Mai 1757.

[253]) Ludwig XV. an Maria Thereſia. „Madame ma sœur et cousine. „j'ay appris avec la plus sensible peine que malgré la valeur des troupes de „Vottre Majesté et la grande perte que l'ennemi a faite le 6 le ce mois, la „victoire ne s'est pas declarée pour la cause commune. je partage bien since„rement avec V. Mté la douleur que lui a causé la perte de tant de braves „officiers et soldats, et je les regrette autant que s'ils eussent été de mes „propres troupes, mais j'espère de la protection du ciel, de l'amour de vos „sujets et de la grandeur de votre courage que ce malheur sera bientost reparé. „la deffense vigoureuse de Prague est le moien le plus sur d'arrester les

„progrès du Roy de Prusse, de donner le temps à vos armées de se rassembler, „et à vos alliés celui de vous secourir. V. Mté peut etre persuadée que nul „evenement n'affoiblira la constance de mon amitié pour elle, ny la fidélité de „mes engagements. j'ay deja donné ordre d'assembler un gros corps de troupes „en alsace pour rassurer nos alliés dans l'empire et pour agir selon que les „circonstances l'exigeront. rien ne sera capable d'arrester mes efforts que „l'impossibilité d'en faire de plus grands. V. Mté peut s'en fier au desir que „j'ay de rendre notre union inalterable comme je m'en fie entierement à son „courage, à sa prudence et à sa fidélité. je suis, Madame ma sœur et „cousine"

„De Vottre Majesté
„A Versailles ce 27 may 1757. „bon frère et cousin
„Louis."

254) „Monsieur Mon frère et cousin. V. M. n'a rien oublié de tout ce „qui pouvoit me rendre plus précieuse la nouvelle preuve d'amitié qu'Elle „vient de me donner par la lettre qu'Elle a bien voulu m'écrire le 27 du „mois dernier."

„La part qu'Elle me témoigne avoir pris à mes malheurs, et ce qu'Elle „fait pour moi en rassemblant une nouvelle armée en Alsace, m'en sont des „garants bien sûrs et bien agréables. V. M. ne sauroit douter par conséquent „que ma reconnoissance ne soit proportionnée au prix de son action. Je ne „connois point d'expression qui puisse la Lui rendre. Je ne puis par conséquent „que La prier de croire ma sensibilité sans bornes, et L'assurer en même tems „qu'Elle peut compter en échange qu'indépendamment de tout engagement il „n'est rien de possible que je ne ferai certainement pour Elle avec le plus „grand plaisir et le plus grand empressement, si, à Dieu ne plaise, Elle se „trouvoit jamais dans mon cas."

„V. M. aura vu d'ailleurs par les dernières nouvelles que Je Lui ai „fait communiquer, à quoi il a fallu me déterminer pour tâcher de sauver „mon armée enfermée dans Prague, et Elle verra par tout ce que Je fais „mander aujord'hui au Comte de Starhemberg, que Je suis à la veille de „l'événement du monde le plus critique. Il n'est pas possible de faire autre- „ment que Je ne fais, et Je me flatte moyennant cela que V. M. approuvera „tout ce que J'ai ordonnée et tout ce que J'ai pu suggérer d'ici. Le reste „dépend de l'exécution et de la Divine Providence en qui Je mets toute ma „confiance."

„Quoiqu'il puisse arriver cependant, que V. M. se tienne assurée de „ma fidélité, de ma constance, de mon courage et de mes soins. En un mot, „qu'Elle mette autant de confiance en moi que J'ai en Elle. Notre union „moyennant cela ne sauroit manquer de faire notre bonheur et celui de notre „postérité la plus reculée. Je ferai certainement de mon côté tout ce qui „pourra la rendre inaltérable. Que V. M. me rende la justice d'en être bien „persuadée, et qu'Elle se tienne assurée en même tems que Je serai tou- „jours. . ."

A Vienne ce 14 juin 1757.

255) Starhemberg an Kaunitz. 27. Mai 1757. „Ich glaube daß sehr „ersprießlich seyn würde, wenn Ew. Exc. Sich gefallen lassen wollten, der M^de de „Pompadour über den Gegenstand meines heutigen Berichts eine eigenhändige „Danckſagung abzustatten und darinnen unter anderen anzuführen, wie sehr ich in „meinen Berichten mich ihrer belobt und ihre Einsicht und wahren Eyfer für das „beste dieses Königreichs beständig anrühme. Es würde solches die doppelte gute „Würckung nach sich ziehen, daß Sie nicht nur darüber ohngemein erfreuet, sondern „auch ihr in mich setzendes Vertrauen dadurch annoch vermehret werden würde. „Da Sie übrigens die von Ew. Exc. erhaltene Schreiben dem König immer vor„zuzeigen pfleget, so werden dieselbe nach Dero erleuchten Gutbefinden von selbst „ermeßen, ob von dem dießseitigen Geldmangel und von der daraus entspringen„den Nothwendigkeit, daß Frankreich, wann anderst der vorhabende Endzweck er„reichet werden will, mit denen stipulationen in Ansehung der Geldhülffe auf das „genaueste zuhalte, einige Erwehnung in besagtem Schreiben zu machen seyn „dörfte. . ."

256) Kaunitz an die Marquise von Pompadour. 14. Juni 1757. „Le „comte de Starhemberg m'a informé, Madame, du plaisir et de la satisfaction „que vous aviez témoigné à l'occasion de ce que le Roi vient de faire en „dernier lieu pour seconder plus puissamment l'Impératrice et la cause „commune. Il nous a informé de même jusques ici de l'interêt que vous „aviez témoigné prendre dans toutes les occasions à ce qui nous regarde. „Leurs Majestés y ont toujours été sensibles, et Elles le sont à tel point sur „cette marque récente d'affection que vous venez de leur donner, qu'Elles me „chargent de vous en témoigner leur reconnoissance qui, bien loin d'être „diminuée par la persuasion dans laquelle Elles sont, que vos sentimens ne „sont déterminés que par ceux que veut bien avoir pour Elle le Roi, en „seroit même augmenté, si elle pouvoit l'être, par la considération qu'Elles „ne le doivent qu'à votre inviolable attachement pour la personne sacrée de „ce Prince respectable. Notre courrier est porteur de la ratification de ce „grand et fameux Traité qui est son ouvrage et qui sera illustre dans tous „les siècles à venir. Il ne s'agit plus que de presser son exécution pour se „soustraire par ce moyen aux hazards des événemens, et faire cesser plutôt „que plus tard les fraix immenses et les malheurs inséparables du fléau de „la guerre. Le Roi trouvera l'Impératrice toujours disposée et prête à con„courir avec Lui à toutes les mesures nécessaires pour cet effet, et Elle compte „qu'Il est dans les mêmes dispositions, et ne doute pas qu'Il ne soit d'avis „avec Elle que c'est de toutes la meilleure pour ne pas dire la seule façon, „de recueillir promptement et sûrement les fruits de son ouvrage. A mes „vœux j'ajouterai certainement tout ce que pourront valoir mes foibles soins. „Je me flatte que vous en userez de même; je n'en doute pas même par „l'élévation que je vous connois dans l'âme, et par le vif intérêt que je sais „que vous prenez à la gloire du Roi et au bonheur de la France. Faites-moi „la grace de vous rappeller quelquefois ma vénération et mon respectueux „attachement pour vous, et croyez que je serai toute ma vie . . ."

[257]) Haugwitz an Daun. 20. und 27. Mai 1757. K. A.

[258]) Protokoll der Militärconferenz vom 20. Mai 1757.

[259]) Poincts que S. M. l'Impératrice m'a ordonné de faire scavoir à S. A. R. et d'en donner part à toute la generalité.

Sa Sacrée Majesté nous plaint detre reduit à rester dans prag, mais quelle en attend des bons effects.

que S. A. R. fasse sentir à toute la généralité et aux trouppes la necessité urgente de conserver prag pour le salut de la monarchie, et que ce seroit une tache ignominieuse a toute larmée et à l'honneur germanique de ne pouvoir ou ne vouloir pas faire ce que les français ont fait dans la meme occasion quoy qu'avec beaucoup moins de force. que de la deffence que nous feront, depend le salut de l'état, que par conséquent on doit faire une recherche exacte de tout ce qui est nécessair à la vie, et d'en faire une bonne Economie.

que S. A. R. tienne le bon ordre avec fermeté, et quelle punisse très severement tous ceux qui ne feront pas leur devoir, et cela du grand jusqu'au petit soit militair ou civil; que S. A. R. a pareillement tout pouvoir pour recompenser ceux qui feront bien; que S. M. renforce le Comte de Daun pour venir nous secourir le plutot possible, et quelle fait scavoir que les françois savancent fort et que les Suedois marchent aussi à notre secours. Kriegsarch.

[260]) „L'Enemi se sert de tous les moïens pour abimer la ville . . . „de la manière qu'il se prend jusqu'à présent il fait la guerre aux pauvres „habitans plutôt qu'à nos trouppes, car celles-cy n'ont encore presque rien „souffert."

[261]) Handschreiben der Kaiserin an Daun. 31. Mai 1757.

[262]) Handschreiben der Kaiserin an Daun vom 6. Juni.

[263]) Rescript vom 7. Juni 1757.

[264]) Das Schreiben selbst liegt uns nicht vor. Nach der Abschrift, welche Corers Nachfolger Giov. Ant. Ruzzini mit Bericht vom 9. Juli 1757 dem Senate übersandte, lautete es: „Enfin Phaëton est tombé, et nous ne savons ce que „nous deviendrons. La journée du 18 sera à jamais funeste au Brandebourg. „Phaëton a eu soin de sa personne et s'est retiré avant que la perte de la „bataille fût entièrement décidée." Ruzzini selbst schreibt hierüber: „Grande „intanto è la penuria de' viveri, particolarmente nel corpo del Rè, e grande „l' abbatimento degli animi. Non vi è a dubitarne, perche intercette dagli „Austriaci varie lettere dell' uno e dell' altro corpo, tutto ciò manifestamente „apparisce. Tra queste si trovò un viglietto scritto di pugno dal Principe „Enrico, Fratello del Rè, alla Principessa Anna Amalia sua Sorella, nel quale „in poche parole, parlando con indignazione e disprezzo del Rè, spiega l'ab„batimento e la desolazione del suo animo. Egli è ardito, e parerebbe per questo „non vero, ma V. V. E. E. si accertino che egli è verissimo, e che la copia che „mi onoro trasmettere, è tratta dall' originale intercetto arrivato alla Corte."

[265]) Ruzzini. 18. Juni 1757. „la sospensione, il timor, l'impazienza . . .“

[266]) Ruzzini. 20. Juni.

[267]) Graf Benedict Daun an den Feldmarschall Leopold Daun. Wien, 22. Juni 1757. K. A.

[268]) Maria Thereſia an Daun. 21. Juni 1757.

[269]) Hirtenfeld. Der Militär-Maria Thereſien-Orden und ſeine Mitglieder. Wien, 1857. I. 3.

[270]) Oeſterr. milit. Zeitſchrift. 1824. I. 194. Hirtenfeld. I. 36.

[271]) Daun an den Cabinetsſecretär der Kaiſerin, Freiherrn von Koch. 23. Juni 1757. „J'ai appris avec grande peine qu'il y a beaucoup de mes„intelligence parmi les généraux de cette armée et que l'ordre n'est pas de „mieux réglé. Me voici sous les ordres de S. A. Rle avec mille plaisir assuré„ment et sans la moindre grimace. S. M. peut compter que je ferai tout mon „possible pour servir de mon mieux Sa dite A. Rle, pourvu qu'Elle veuille bien „m'écouter, m'honorer de sa confiance et ne point prêter l'oreille à toute sorte „de gens.“

[272]) Haugwitz an Daun. Wien, 29. Juni 1757. K. A.

[273]) Haugwitz an Daun. 5. Juli. „Tout le ministère, les François et „Saxons insistent constamment sur le rappel du Duc Charle.“

[274]) Ruzzini. 29. Juni 1757. „Non tanto l' esacerbazione della ferita e „li naturali suoi incomodi, quanto quelli dell' animo per le cose avvenute „affrettarono la morte di questo Maresciallo. Esempio veramente della hu„mana vicenda, poiche laddove due mesi prima era il sostegno e la commune „speranza, ora, imputato o d' infedele o di vile, era divenuto l'universale „scherno ed opprobrio. Prima di morire ha avuta una lunga conferenza col „mareschiallo Daun, e si pretende ch' abbia a lui consegnato un manifesto „che giustifica il proprio contegno alla sfortunata battaglia del giorno sei „dello scorso.“

[275]) In ſeinem Schreiben vom 23. Juni an Koch ſagt Daun, nachdem er Prag ſchon wieder verlaſſen hatte, nur: „J'ai vu le pauvre Maréchal Browne „qui est fort mal; je crains qu'il n'en reviendra pas; il souhaite se consulter „avec un médecin de Vienne disant qu'il ne s'en trouve aucun à Prag qui „est habile. S'il y avoit moyen de lui en envoyer un, cela le consoleroit „beaucoup.“

[276]) Schreiben des Hofkriegsagenten Max. Emanuel Kölz. Wien, 25. Juni 1757. K. A. „Anſonſten will man allhier melden, daß in dem Piccolomini'ſchen „Palais zu Prag eine vornehme Standesperſon ſtarck bewachet werde, welches „dann zu vielen Muthmaſſungen, unter anderen als ob es der König von Preuſſen „ſelbſten wäre, den Anlaß giebet; übrigens bleibet dieſes der Zeit noch ein Ge„heimnuß.“

277) Maria Thereſia an Karl von Lothringen. 26. Juni 1757. K. A. „iſt nunmehro alle unſere Vorſicht und Aufmerkſamkeit dahin zu richten, daß aus „dieſen groſſen Vortheilen all möglicher Nutzen ohne den mindeſten Zeitverluſt „gezogen und dem Feind keine Gelegenheit, ſich zu erholen, gelaſſen, ſondern er „immer mehrers in die Enge getrieben und hiebei nach einem ſoliden Operations-„plan zu Werck gegangen werde."

278) Bericht vom vom 30. Juni 1757. K. A.

279) „nous avonts ziettaux, mais tout a fait brulé et sans avoir la „garnison qui est sortis tout à fait, avec tout les canons, proviande, chariots „et tous les vivres pour quatre jour pour toute l'armée, devant notre néez, „ca n'est pas trop agreable ni honorable. l'ennemis avec 24 m est devant „notre neez, et nous avec 80 m ne pouvous l'entamer. il faut voir le reste." Karajan. Maria Thereſia und Graf Sylva-Tarouca. X.

280) Huſchberg. 181.

281) Kaiſer Franz an Carl von Lothringen. 29. Juli 1757. Ganz eigenhändig. „jay resu se matten de bon heur la votr de 24. où jay veut que hore „que vous et dans Zittau, vous et encore dans la meme situasion com opara-„van, cet adir l'arme prussien de 26 m home visavi de la votre de pret de „60/m, et que meme, quoyque vous eie ette si pret de Zittau, ille on trouve „le moyen de non seuleman tire un des plus considerable parti de la garnison „a eux sans la moundre difigulte, met meme je voy quil on meme put tire „pour 3 jour de pen et de prowiande. javoue que cela ma fay de la pene de „voyre que dun ville ou nous ettion avan lenemi, ille i vien aveque un core „parellieu prene a notre barbe et la garnison et ce qui et encore bocoup plus „difisil, un asse grande provision de prowiande sans quil hi et trouve de „notre pare le mouendre embara, et javoue que pour le feux de la ville de „Zittau, det que les ressons de ger j oblige, je ne le trouve pas ettonan, quoy „quil faux toujour o posible tante tout les moyen praticable avan de venir a „ces excet; met lorsquil et enposible de fayre otreman, cet un triste nesesite „de la gere, met joret veut volontie que ettan venu a cet excet, ou eu omouen „put avoyr un garuison nombreus prisonie de gere ou quel otre avantage „considerable, care ille me sanble que cet si petite garnison oret peutetre pu „etre forse otreman et nous orion encore eu par la deux avantage que nous „navon pas; lun que nous orion profite des magasen qui hi ettet et que le „feut a consumé; lotre que nous ne nous orion pas fet le tore que lon crous „que nous avon brulle cet ville san reson, care cil davoyre un si meprisable „garnison san Artilieuri, ne me paret pas avoyre merite cet violante ataque, „met cela et fet et je ne di sesi que pour votre direquesion a „lavenir, dotan plus que la porte ettet dega presque enfonse et que vous „voye bien que cet petite garnison ne pouvet pas fer un grande defance . . ."

282) Kaiſer Franz an Karl von Lothringen. 31. Juli 1757. K. A. „nous „devon ne pas pance a la conquet de pei met seuleman NB NB a la des-„truquesion de son arme, care ci on peut luy Ruine cella les pei nous

„viendron deux meme, ensi que pour le presan vous ne deve avoyre que cela „devan les hieu com notre unique but, et vous comprenez fasileman que ci „on peut fayre diminue cet arme de fason a etre si feble quel lanbaras plus „quel ne lede, vous conprene dige que ci parla on loblige a un pax, le reste „tonbera de souameme san otre operasion o lieu que ci on luy les refer son „arme, ce sera toujours la meme chose et on ni ganieura rien . . .“

283) Binnen drei Tagen kamen nicht weniger als tausend preußische Deserteure in das österr. Lager. Karl von Lothringen an den Kaiser. 23. Juli 1757. K. A.

284) Karl von Lothringen an die Kaiserin. Kleinschönau den 20. Aug. 1757. „Bey solcher Bewandnus, da der König seine Absicht vereitelt und derselben aus„führung allzu beschwährlich zu seyn erkante, faste er endlich den einem hochmüthigen „Geist nicht anderst als hart fallenden Entschluß, ohnverrichter Dingen wiederum „zurückzuweichen.“

285) Berichte des Obersten von Jahnus aus dem Feldlager bei Landshut. 14. und 16. Aug. 1757. K. A.

286) Er selbst schrieb um diese Zeit seinen Namen Laudohn, später Loudon.

287) Laudons Bericht vom 9. Aug. 1757. K. A.

288) Karl von Lothringen an die Kaiserin. Kleinschönau, 11. Aug. 1757. K. A.

289) Von einem bei Huschberg-Wuttke S. 188 und Schäfer I. 343 erwähnten siegreichen Treffen Laudons gegen den Prinzen Moriz von Dessau geschieht weder in Laudons Berichten noch sonst in den Kriegsakten irgendwelche Erwähnung. Auch daß Laudons Generals-Patent zuerst in die Hände des Königs von Preußen gefallen und durch ihn erst in der zweiten Hälfte des September Laudon beglückwünschend zugesendet worden sei, scheint irrig zu sein. Am 28. Aug. theilte Karl von Lothringen dem Obersten Laudon seine Ernennung zum Generalfeldwachtmeister mit und in dem im Kriegsarchive befindlichen Berichte aus Waldheim vom 31. Aug. bedankte sich Laudon für dieselbe.

290) Einem Schreiben des Kaisers an Karl von Lothringen vom 25. Aug. 1757 fügte Maria Theresia eigenhändig die Worte hinzu: „je vous prie quon „fasse quelque generosite a part au corp de jahnus, ils l'ont mérité et cela „les animeroit. on me dit dans l'instant que la gratification que j'ai donnée a „l'armée pour le 18 juin n'at pas encore été donnée; je vous prie de vous en „informer exactement. jahnus et laudhon meritent surement d'être chevaliers, „je vous prie, faites leur donner des placets et à d'autres aussi s'ils s'en „trouvent.“

291) Maria Theresia an Karl von Lothringen. 4. Juli und 2. Aug. 1757. An dem ersteren Tage schrieb die Kaiserin dem Prinzen Karl auch noch folgenden ganz eigenhändigen Brief: „ce 4.“

„mon cher frere. l'Emp. etant partit a midis avec un grand vent assez „froid pour hof je vous expedie l'estafette venant de recevoir la votre du 2.

„je suis bien consolée (de) ce que vous nous mandez de votre jambe; donnez „vous seulement du repos. Les prussiens tenaces à jung bunzlau me de„plaisent, je voudrois les savoir hors de la boeme. luchesi sera déjà de retour, „vous aura dit nos ideez et que nous attendons de vous des ideez si on devoit „detacher quelque chose vers la silesie, l'armée étant si grande et 8000 irre„guliers etant encore en marche. il est vrais qu'il est a craindre que ces „derniers ne fassent grand desordre; il faudroit envoyer avec eux des generaux „et officiers allemands de confiance pour les contenir. comme la cavallerie at „perdue beaucoup de chevaux, on la veut remonter aussi vite qu'on le „peut, c'est pour cela on at ordonné des assenta plätz a prague, a iglau et a „linz. a ce dernier endroit on croit que vous pouriez comander binder, „lieutenant colonel agrégé de trautmanstorfe, connoisseur des chevaux. a „prague ou il y aura le plus à faire, le général la reintrie, si vous l'aprouvez. „etant bon conoisseur. a iglau le capitain posman de leopold, aussi grand „conoisseur, mais tout cela depend de vous, pourvue que tout les chevaux „passent les 4 ans et bon pour le service; les autres conditions pour la „couleur et beauté on ne doit pas trop y regarder asteur. Je suis fort contente „du journal que vous nous envoyée et vous prie de ne vous point incomoder „a m'ecrire etant toujours

„Votre Al:
„fidelle soeure et servante
„Marie Therese."

„Je vous envois ce rescript à part pour les rangs; il est necessaire „qu'on decide une fois decisivement, cela fait trop d'intrigues; j'atens votre „sentiment la-dessus."

Der Kaiſer ſchrieb am 9. Juli ſeinem Bruder gleichfalls eigenhändig: „met ce que je ne soret asse vous recomende et que vous deve surtou ausi „bien ordone tan au core de laudon qua tout les otre trouppe iregulier, cet „de ne pas trete la sax ou lusas en pei enemi, care cela feret un tres moves „efet partou, ensi que dans tout ce pei je ne soret ase vous prie de done et tenir „la men que cela s'execut à un tres grand ordre parmi tout nos troupe pour „quil voye la diference ...." Und am folgenden Tage ſchrieb er neuerdings: „la bon disipline en Saxe est des plus neseser de fayre observe aveque la „dernier rigeur NB. NB ...."

[292]) Reſcript an Karl von Lothringen. 9. Juli 1757.

[293]) Ruzzini. 20. Juli 1757. „Che solamente pensava ad abassar il Re „di Prussia, non per vendicarsi di lui, ma per mettersi in tranquillità e tog„liersi, se sia possibile, il pericolo di nuove molestie e perturbazioni."

[294]) „Tardi, ma a tempo si aveva accorto del peso e del danno di una „tale alleanza, e che si trova più contenta che mai d'aver rotto questo le„game."

[295]) „... attribuendoli però non alla volonta del Rè, ma al trasporto „di uno truppa perdente, disanimata e fuggitiva."

[296]) Reſcript an Eſterházy. 26. Mai 1757.

[297]) Reſcript an Eſterházy. 1. Juni 1757.

[298]) Haugwitz an Daun. 21. Juli 1757. K. A. Von einer Unternehmung gegen Schleſien ſprechend, ſagt er: „en quatre ou cinq jours on sera maître de „Schweidnitz comme les Russes l'ont été de Memel, les Prussiens ne sachant „bien défendre une place."

[299]) Franz I. an Karl von Lothringen. 30. Nov. 1757. Kriegsarchiv. Ganz eigenhändig. „ci du cor de lewalt ille vien des Regiman ce son la plus „pare de nos suget quil a enleve et anvoye de forse en Prusse, et je cont „quil hiora un tres grande desersion si ille vien en Silesi . . ."

[300]) In einem Briefe aus Großjägerndorf vom 31. Aug. an Karl von Lothringen ſchreibt Feldmarſchall-Lieutenant Saint-André der ruſſiſchen Artillerie das Verdienſt des errungenen Sieges zu.

[301]) Auf das Referat des Grafen Kaunitz vom 25. Mai 1757, mit welchem derſelbe vorſchlug, neunhundert Mann holſteiniſcher Truppen um vierzigtauſend Rubel jährlich in öſterreichiſchen Sold zu nehmen, ſchrieb Maria Thereſia eigenhändig: „40/m rubeln finde vill nebſt der Verpflegung vor 900 man, will es doch, „wan es nicht mit weniger kan gerichtet werden, es aprobirn, aber independent „ſeiner reichspflichten und auff 3 oder höchſtens 4 jahr."

[302]) 4. Juni 1757.

[303]) Raumer. Beiträge. 348.

[304]) Am 26. Juli 1757. Bericht Eſterházy's von dem gleichen Tage.

[305]) Ruzzini. Schönbrunn, 5. Oct. 1757. „Sorpresi ne sono questi „Sovrani, sorpresi grandemente i Ministri, ne si sa cosa imaginare. Me ne „parlò la Maestà dell' Imperatrice, e non potè meco tampoco dissimulare la „sua sorpresa e il suo dolore. Mi disse che sul momento che si attendeva „l'acquisto di Konisberga, gli erano disparsi cento milla uomini, senza averne „notizia nemeno dal suo General St. Andrea che sta a quell' armata, e senza „poterne imaginare il perche."

[306]) Das Schreiben der Kaiſerin, vom 20. Juni 1757 datirt, iſt mit Bleiſtift von Kaunitz entworfen und lautet:

„Monsieur mon frère et cousin. Le Seigneur a fait triompher enfin „notre juste cause. Je viens d'en avoir l'importante et agréable nouvelle par „la lettre cy-jointe du Maréchal Daun, et je n'ai rien de plus pressé que de „la communiquer à V. M. telle qu'elle m'est parvenue. Je sais la part qu'Elle „veut bien prendre à ce qui me regarde, et moyennant cela non seulement je „ne doute pas qu'Elle n'apprenne avec plaisir un si grand événement, mais „je reçois même ce bienfait de la Divine Providence avec un accroissement „de satisfaction, parce que je me tiens assurée que Votre Majesté partage ma „joye. Je ne sais jusqu'icy ni quant à mon armée dans Prague, ni d'ailleurs „rien au delà de ce que contient la lettre de Daun, mais V. M. peut compter

„que je l'informerai sans délai par un second courrier des détails qui me „parviendront. En attendant je crois que nous pouvons beaucoup espérer des „suites de cette grande journée, dont il s'agit de tirer partie. On fera de ma „part tout ce qu'il sera possible de faire, et je sais à quel point je puis „compter sur V. M. Je regarde ainsi ce moment comme le plus beau de „ma vie. Que V. M. me continue son amitié, et qu'Elle me croye pour „toujours . . . .“

[307]) Starhemberg an Kaunitz. Paris, 28. Juni 1757. „Je ne suis revenu „de Versailles qu'à deux heures après minuit, ayant été retenu à souper chés „Mad. de Pompadour, où l'on a bû de bien bon cœur à la santé de S. M. l'Im„pératrice.“

[308]) Voriges Schreiben. „Il me paroit d'être parmi mes compatriotes, „et la joye que tout le monde marque, est si sincère que je ne puis croire „que je suis icy en pays étranger . . .“

[309]) Starhemberg. 17. Juli.

[310]) „. . incompatible avec le bonheur de l'humanité . .“ Mémoire dicté par Son Excellence Elle-même. Beilage zu dem Reſcripte an Starhemberg vom 6. Aug. 1757.

[311]) Starhemberg. 31. Aug. 1757.

[312]) 6. Aug. 1757. Kriegsarchiv.

[313]) Voriges Schreiben. „Certainement l'Autriche et la Moravie font „bien plus d'efforts là-dessus que ne fait tout le Royaume de Bohême: Cicero „pro domo sua.“

[314]) „Je ne comprends pas comment notre ministre qui seul dirige „tout ici, peut manquer de prévoyance, et cela uniquement parce qu'il ne se „laisse informer de rien, ce que sa trop grande présomption ne luy „permet pas.“

[315]) Réflexions sur la situation actuelle de l'armée I. R. en Lusace, et sur quelques mouvemens qu'on pourroit faire.

[316]) Haugwitz an Daun. 27. Aug. 1757. „Neuperg s'y étoit toujours „opposé, et c'est absolument contre sa volonté que la dernière résolution a „été prise par la conférence. Enfin c'est un homme qui a déjà causé bien du „malheur à la monarchie; son entêtement surpasse tout ce que l'on peut dire . . . „Notre bonheur est que Kaunitz a enfin brisé les chaines, et son discours a „pénétré.“

[317]) Voriges Schreiben. „J'ai entièrement gagné Kaunitz, mais Neuperg „restera toujours l'opposant. C'est luy seul qui détourne S. M. l'Empereur; „c'est lui qui fait écrire toutes les lettres à l'Empereur sub rosa.“ Jetzt aber ſchrieb der Kaiſer ſeinem Bruder am 17. Aug. eigenhändig: „cherche locasion „favorable de done desu, le tan en ettan venu de ne plus rien menage a set „egar sinon de ne pas done dune contre la muralieu com le Roy a fet a

„Kotochiz met hore cela vous poure hasarde de lantame et cil veut venir, „tache quil net pas tout lavantage du teren pour luy, voyla tout. Je me met „a votre plas et san la joua que cet ordre va vous cosse de vous voyre defet „de cet defance de ne rien hasarde."

318) Dem Briefe ihres Gemals an den Prinzen fügte sie eigenhändig die Worte hinzu: „je vous prie ne vous decidez encore pour rien avant que vous „verez la depeche que vous portera janin. Vous penserez que cest une femme „qui pense comme un poltronne; je l'avoue, quand il s'agit du sang humain, „je tremble. Adieu."

319) Referat des Staatskanzlers vom 17. Aug. 1757.

320) Vom 18. Aug. datirt, traf dieses Reskript erst am 23. August im kaiserlichen Feldlager ein.

321) Prinz Karl an die Kaiserin. Kleinschönau, 25. Aug. 1757. Ganz eigenhändig.

322) Karl von Lothringen an Kaunitz. 4. Sept. 1757. K. A.

323) Franz I. an Karl von Lothringen. 29. Aug. 1757. Ganz eigenhändig. K. A. „ille et enposible que tout ces cor separe soua tous dans des endret „inaquesesible docun cotte, et si on ne les peut pas aproche au fron, ille fau „tache de les tourne . . ." Am folgenden Tage aber schrieb er ihm: „ille faux „que le Roy simagine que vous aye des ordre de ne vous pas mouvoyre, ou „quil espere vous en avoyre enposé de fason a ne pas crindre que vous osie „avance . . ."

324) Franz I. an Karl von Lothringen. 25. Aug. 1757. Ganz eigenhändig. K. A. „javous que ce core separe de Winterfelt me fay de la pene, le croyan „sureman destine pour la Silesi et joret fore souette que lon la put un peux „attaque avan quil ni al (aille) . . ."

325) Kaunitz an Starhemberg. 19. Aug. 1757.

326) Starhemberg. 31. Aug. 1757.

327) Starhemberg. 25. Sept.

328) Starhemberg. 5. und 6. Sept. 1757.

329) Starhemberg. 14. Sept. 1757.

330) Brodrück. Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757. S. 243.

331) Franz I. an Karl von Lothringen. 17. Sept. 1757. „jay osi veut „aveque plesir que vous ave done les ordre pour que lon tien des melieur „dissiplin ce qui ma fay un vray plesir care ille faux gras a Dieu regarde la „Silesi com un pei qui et ou sera a nous, ensi les menage au posible . . ."

332) Voriges Schreiben. „com vous save que la Religion luterien a „toujour ette permis en Silesi, meme du vivan de feux l'Empereur Carle,

„cela fet que vous deve osi lesse ces sorte de jance dans cet liberte de „Religion et san que lon les enquiet; cela et un pouen bien nesesere et qui „vous atirera un bon parti de ses jance la, ce qui et neseser de les ganie „et vous fera bien du bien dans le pei . . . .“ Und am 30. Sept. ſchrieb der Kaiſer neuerdings ſeinem Bruder: „je vous recomande osi que lon nenquiet pas „du tou les Acatholique en rien dans leur Religion, et ne soufre pas que lon „les Inquiet en rien, o contrer lese leur les Eglis libre et que lon ne fas pas „de diferance entre eux, care je se que ce net que par la que le Roy de „Prusse les retien leur disan que lon les obligera a etre catolique . . .“

333) Franz I. an Karl von Lothringen. 20. Sept. 1757. Ganz eigenhändig. Kriegsarchiv. „Tous les allie son angage a nous fayre ravoyre la Silesi, met „ille ne son pas de meme pour metre le Roy de Prusse hore deta de trouble „le repos de l'Europ. vous voye par la que pour la conquet de la Silesi nous „et sur, met non la ruine des arme prusien; cet don a cela que nous devon „prensipalman travallie pour que omouen ci nous ratrapon la Silesi, com je „suis sur, nous obtenions osi lotre but pare nou meme, ensi que je ne soret „asse vous dir de quel nesesite ille et pour nous que tout vos operasion al „(aillent) sur larme prussien et que vous tachie au posible de lafeblir et „meme de lattaque le plus souvan posible, ettan le plus sure moyen et de „finir la ger glorieusman et de metre le Roy hor deta de trouble la pax. „cela doua don etre votre unique but . . .“

334) Franz I. an Karl von Lothringen. 29. Sept. 1757. Kriegsarchiv. „je doua vous fayre resouvenir que ci peutetre les Prussien ne vous attandet „pas, ou meme que vous usie le boneur de les batre, quil faux dabor dans „lun ou lotre ca metre tout vos pance sure Breslau et quil ne vous i previen „pas . . .“

335) Maria Thereſia an Karl von Lothringen. 1. Oct. 1757. K. A. Die Kaiſerin fügte dieſem Cabinetſchreiben nach ihrer Unterſchrift eigenhändig die Worte hinzu: „Sowohl auff diſes alſ auff alle nachfolgende cabinetsſchreiben, „die künfftig wenigſtens wochentlich werden zu Dero mehrern einſicht von denen „übrigen ſtaatts affairen und der alijrten begern abgehen werden, erſuche teutlich „gleich zu antworten, und allem was wegen einiger an hand zu gebenen ope„rationen vor unſere Armee alſ pure ideen anzuſehen, alſo zwar das wan die „unſerige Vorſchläge oder raiſonement unthunlich ſcheinten, mir ſolches frey ohne „ruckhalt mit anführung aller deren urſachen zu bemercken, welches nicht allein zu „unſerer beeden beruhigung, ſondern auch darzu nöthig dienen mus, denen alijrten „höffen die urſachen bekant zu machen, warum ein ſo anders nicht befolgt werden „könne; eine allmahlige antwort iſt aber höchſt nöthig.“

336) Kriegsrathsprotokoll. Kriegsarchiv.

337) Handſchreiben der Kaiſerin an Karl von Lothringen. 9. Oct. 1757. K. A.

338) Handſchreiben der Kaiſerin an Karl von Lothringen. 11. Oct. 1757. K. A.

339) mon cher frere. vous verez par l'expedition allemande que je vous „envois bien plus volontiers que le dernier courrier qui m'at fait trembler, „nos sentiments sur ceux des generaux. Il nous importe de tout au tout de „forcer Schweidniz et puis prendre par force ce vilain breslau tant pour la „tranquilité de nos quartiers que pour une future negotiation. le cœur me „saigne quand je pense ce que nos gens doivent soufrir; ca ira tout au plus „encore a un mois; il faut leur faire toute les douceurs imaginables, c'est à „dire de ma bourse, mais point tolerer d'excez. le secret sera l'ame de la „derniere expedition; Dieu veuille donner sa benediction, nous prierons bien „Dieu et que vous celebrez votre jours a breslau. Je suis borgne, mon œuil „me refuse une plus longue lettre.

„votre servante therese."

340) Karl von Lothringen an die Kaiserin. Lissa, 15. Oct. 1757. K. A.

341) Handschreiben der Kaiserin an Karl von Lothringen. 21. Oct. 1757. Doch fügte sie selbst noch hinzu: „Cette lettre etoit deja faite avant que nous „avonts recue la reponse sur notre courier. ce que nous proposons, sera trop „tard d'eprouver comme à ligniz de les deloger à coup de canons."

342) Karl von Lothringen an Hadik. Löwenberg, den 15. Sept. 1757. K. A. „Ich habe verlaßliche Nachricht, daß nachdeme der Feind in Preüssen von denen „Russen geschlagen worden, man in der Mark Brandenburg wegen eines Einfalls „in grossen Sorgen stehe. Da nun bey solcher beschaffenheit, wo die gemüter „bereits in eine forcht gesetzet worden, dortiger Enden mit Vortheil etwas zu „unternehmen seyn dörfte, so wolle mir der Herr General Feldmarschall Lieutenant „seine gedanken eröfnen, ob derselbe glaube eine Expedition in die Mark vornehmen „zu können . . . ."

343) Hadik. Radeburg, 17. Sept. 1757. „Hiezu wäre anjetzo der eigent„liche Zeit-Punkt, da dem Feind von allen Seiten auf den Leib gegangen wird, „da der Schrocken in dem ganzen Land sich verbreitet, die übereilt zusammen ge„raffte Land-Militz noch nicht geübet und der König selbst durch seine Hin- und „Her-Märsche viele Unentschlossenheit verspieren läßt. Dahingegen in Erwägung, „daß von demselben die Elbe annoch besetzet, die vorgerückte Armee sich wiederum „gegen Leipzig zurückziehe und der Marck zur Hülfe über Wittenberg leicht ein „Corps zuschicken könne, die Land-Militz wenn auch rohe, dennoch in beträchtlicher „Anzahl in der Marck selbsten und in dem Magdeburgischen bereits beysammen „seye, so wäre die Entreprise mit vieler Vorsicht und so vielen Trouppen zu „unternehmen, womit eine und zwar die Hauptcolonne über Elsterwerda, Dobrilug, „Luckau, Mittenwalde gerad auf Berlin zugehen und sich wenigstens mit dem „gröSten Theil der Cavalerie bis dahin zu wagen getrauen könnte; die andere „über die Elbe cotoyirte Torgau, Wittenberg und Magdeburg zu observiren hätte, „um der ersteren ihre Flanck und den Rucken zu versichern."

344) Karl von Lothringen an Hadik. Jauer, den 21. Sept. 1757. K. A. „Den . . . . Plan zu unternehmung eines Einfalls in die Mark Brandenburg „habe richtig erhalten, denselben auch dergestalten wohl ausgedacht befunden, daß

„keinen Anſtand genommen, ſolchen ſogleich vollkommen zu beangenöhmen und „hierüber an den General Feldzeugmeiſter von Marchall die nöthigen ordres unter „einſtens zu ſtellen, dann die erforderl. Artillerie von hier aus nach dem beſtimm„ten Sammel Platz abzuſenden."

345) Hadik an Karl von Lothringen. Radeburg, den 29. Sept. 1757. „Anſonſt hat mich vorgeſtern mein alter zuſtandt wiederum dergeſtalten überfallen, „daß er mich bettlägerich gemachet undt der medicin zu bedienen genöthiget; ich „hoffe aber in wenig tägen mit Gottes Hülff hinwieder restituiret zu werden, „und habe demnach beſchloſſen (wan mir der Feindt mit überlegener Macht an „der gräntzen von der Marck nicht vorbiegen würdet) den 6ten oder längſtens „den 8ten künftigen monaths auß meinem laager bey großenhayn aufzubrechen „und die bewuſte entreprise vorzunehmen, wie ich nun über meinen vor- und „ruckmarche ſowohl alß auch wo ich von Zeit zu Zeit zu ſein gedenke, meine „Idee gefaßet, hierüber werde (ſobald ſich die ſchmertzen legen und meine „Kräfften ein wenig zulaßen) E. K. H. den Plaan zur gnädigen erſehung . . . „einſchicken . . ."

346) 1100 Croaten, 240 deutſche Infanteriſten, 160 deutſche Reiter und 310 Huſaren. Hadik an Karl von Lothringen. Elſterwerda, 11. Oct. 1757. K. A.

347) 900 deutſche und 1000 croatiſche Infanteriſten, 760 deutſche Reiter und 800 Huſaren. Voriger Bericht.

348) Hadik an Karl von Lothringen. Luckau, 13. Oct. 1757. Acht Uhr früh. K. A.

349) Hadik an Karl von Lothringen. 14. Oct. 1757. K. A.

350) 16. Oct. 1757. K. A.

351) Hadik an Karl von Lothringen. Beskow in der Mark. 19. Oct. 1757. Abgedruckt in der Teutſchen Kriegscanzley auf das Jahr 1757. III. 923—929.

352) Hadik an Karl von Lothringen. Storkow, 18. Oct. 1757. K. A. Ruzzini berichtet darüber am 29. October: „senza toccare però la più picciola „cosa che appartenesse al Sovrano o al cittadino, e ciò per ordine espresso e „per far conoscere che anche la guerra ha le sue leggi d'umanità, e che „l' estorsione e la rapina devono esser in odio delle colte Nazioni anche verso „il Nemico."

353) Marſchall an Karl von Lothringen. Bautzen, 24. Oct. 1757. K. A.

354) Ruzzini. Schönbrunn, 22. Oct. 1757. „. . . questa nuova che som„mamente rallegra questi Sovrani e questi Ministri . . ."

355) Beskow, den 19. Oct. 1757. „Ich recomendire mich zu E. K. H. „höchſter Protection bey J. M. der Kaiſerinn Königinn, Allerhöchſtdieſelbe wollen „meiner Unvermögenheit und meiner ſechs Kinder allermildeſt jetzo oder mit Ge„legenheit einer Fiscalität in Hungarn eingedenk ſeyn."

356) Bei Schöning. Der ſiebenjährige Krieg. I. 75.

357) Stuhr. Forſchungen. I. 272.

358) Brodrück. 285.

359) Brodrück. 289.

360) Ruzzini. Schönbrunn, 29. Oct. 1758. „. . . si comincia a mormorare „dei Francesi et a sospettare della loro sincera intenzione."

361) Kaunitz an Starhemberg. 28. Oct. 1757.

362) Hildburghauſen an den Kaiſer. Mücheln, 3. Nov. 1757. K. A. „Ich „wiederhole abermals das Soubiſe der liebſte Mann von der Welt iſt und es „mir recht widerſtrebt, wenn ich etwas zu ſeiner desavantage berichten muß. „Allein Dero Dienſt und meine Ehre erfordert es, E. K. M. die wahre der ſachen „beſchaffenheit vor Augen zu legen, folglich bin ich gezwungen in Unterthänigkeit „beyzubringen, daß er bey ſeiner Armee nicht die mindeſte Authorität ſich zu geben „weiß und dahero dann auch alle die offtberichtete enorme Exceſſen entſtehen, die „dann nunmehro ſo weit gehen daß einem die Haut ſchaudert nur davon zu reden, „und wahrhafftig Gott ohnmöglich zu denen Kriegsoperationen ſolch unchriſtlichen „und ruchloſen Volcks ſeinen Segen geben könne."

363) Laudon an Karl von Lothringen. Gera, 7. Nov. 1757. K. A.

364) Selbſt Soubiſe ſchrieb hierüber an den Prinzen am 12. Nov.: „Le „Régiment de Piémont et ceux qui se sont trouvés à portée de voir V. A. au „moment de la première charge, parleront toujours avec éloge du bon exemple „qu'Elle a donné, et qu'Elle donnera toujours devant l'ennemi."

365) Ruzzini. Schönbrunn, 9. Nov. 1757.

366) Hildburghauſens Bericht, vom 20. Oct. 1758 datirt, befindet ſich im K. A.

367) Hildburghauſen an den Kaiſer. Weimar, 7. Nov. 1757.

368) Erſt am 15. Nov. brachte das Wieneriſche Diarium einen kurzen Bericht, in welchem es die Schlacht wie ein unentſchiedenes Treffen, den Bericht aber „als von keiner Erheblichkeit" darſtellt.

369) Kaunitz an Starhemberg. 13. Nov. 1757.

370) Starhemberg an Kaunitz. 19. Nov. 1757.

371) Ueber die Schlacht bei Roßbach und die Eroberung von Schweidnitz ſchrieb Maria Thereſia am 17. Nov. den folgenden Brief an den König von Frankreich:

„Monsieur mon Frère et Cousin. J'ai appris avec la plus grande sen„sibilité ce qui est arrivé le 5 de ce mois à l'armée de V. M. sous les ordres „du Prince de Soubise, combinée avec celle des cercles. Ce qui me console „c'est que je suis certaine qu'Elle trouvera des ressources contre sa juste „affliction dans l'élévation de son cœur supérieur à tous les événements, et „ce qui me rassure c'est que nous ne manquerons pas, grâces à Dieu, de „moyens pour réparer au mal, et que je crois moyennant cela pouvoir regarder

„le remède comme certain, si, bien loin de nous laisser abattre, nous les „employons efficacement et convenablement, chacun de notre coté, encore „avant le quartier d'hyver."

„En attendant l'importante prise de Schweidnitz, que je dois autant „aux bons services que m'ont rendus les officiers de V. M. qu'à la valeur de „mes troupes, peut nous être un motif de consolation. Je désirerois fort que „ce succès aussi considérable par lui-même que par les suites qu'il peut avoir, „pût adoucir la juste sensibilité de V. M.; ma satisfaction en ce cas en seroit „bien plus vive. Je La prie de vouloir en être persuadée, et je Lui repète „qu'Elle peut compter pour jamais sur mon attachement pour Elle, sur ma „constance et sur l'amitié sincère avec laquelle je suis . . ."

372) Franz I. an Karl von Lothringen. 25. Oct. 1757 K. A.

373) Protokoll des Kriegsrathes zu Lissa vom 18. Nov. K. A.

374) „ein laager welches einer citadelle gleichsahe," nennt es Karl von Lothringen in seinem Berichte an die Kaiserin vom 25. Nov. 1757. K. A.

375) Der Streit, ob Bevern bloß zufällig gefangen worden sei oder sich absichtlich habe fangen lassen, dürfte wohl schon in ersterem Sinne entschieden sein. Hiefür spricht auch der aus den österreichischen Kriegsakten hervorgehende Umstand, daß der Prinz bei seiner Gefangennehmung von Geld vollständig entblößt war und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht zu bestreiten vermochte. Doch darf andererseits auch nicht aus den Augen verloren werden, daß man Anfangs sogar im österreichischen Hauptquartier glaubte, der Herzog habe sich absichtlich gefangen nehmen lassen. Ausdrücklich schreibt am 24. Nov. Prinz Karl von Lothringen an den Kaiser: „pour moy je crois qu'il s'est fait prendre exprès, d'autant que „quand on l'a pris, il étoit seul." K. A.

376) Karl von Lothringen an den Kaiser. 27. Nov. 1757. „le général „Beck qui poursuit l'armée, me mande qu'il n'auroit pas asses de monde pour „pouvoir faire escorter les déserteurs; le nombre qui luy vient tous les jours „tant de cavallerie que d'infanterie étant incompréhensible, si bien qu'il croit „que toute cette armée va se fondre . . ."

377) So schreibt Kaunitz am 28. Nov. an Starhemberg: „Der heutige „Tag hat uns mit Freuden und Frohlocken überhäuffet. Diesen Morgen ist der „H. General Major Duc d'Ursel unter Vorreuthung sechzehn blasender Postillonen „und zwey Postofficieren hier eingeritten und hat nicht nur die Bestättigung von „dem herrlichen Sieg, so durch die unbeschreibliche Tapferkeit unserer Armee er„fochten worden, sondern auch die gantz unvermuthete Nachricht mitgebracht, daß „der commandirende preußische General Printz von Bevern auf einen Vorposten „unserer Croaten gestoßen und von demselben zum Kriegsgefangenen gemacht „worden."

„Der ernannte Duc d'Ursel ware noch nicht eingetroffen, als Herr Major „von Reitzenstein auf der letzten Post mit der höchst wichtigen Nachricht anlangte, „daß Breßlau mit Capitulation übergegangen seye. Er ist also auch eine Stunde „hernach von acht blasenden Postillonen begleitet hier angekommen."

„E. Exc. werden sich ohnschwer vorstellen, was diese außerordentliche Be„gebenheiten Ihro Majestäten, allen treuen Dienern und dem Volck für Freude „verursachet, und kan man also zu Gott hoffen, daß die gefährlichste Absichten des „Königs in Preußen wo nicht gänzlich, jedoch gröſten Theils zernichtet seyn „werden . . .“

[378]) An Karl von Lothringen schrieb sie über eine den Truppen nach der Schlacht bei Breslau zu gewährende Geldbelohnung am 27. Nov. 1757:

„je vous envois cette idée; nos fonds ne sont pas trop sufisant et quoique „les troupes ne sont jamais assez a recompenser, je vous prie de delibrer avec „daun ce que vous croyez le plus util ou ce beytrag ou une recompense un „fois pour toujours qui devroit aux moins etre comme a chotchimiz et quelque „chose de plus. les officiers meritent aussi des attentions, mais ce que vous „trouverez bon de faire, je vous prie de le faire executer tout de suite et de „marquer a tous ma satisfaction et consolation.“ Kriegsarchiv.

[379]) Ruzzini. Schönbrunn, 28. Nov. 1757. „. . . fra le acclamazioni e „li viva d'un popolo immenso ed esultante . . .“

[380]) Handschreiben der Kaiserin an Karl von Lothringen. 28. Nov. 1757.

[381]) Das Patent ist abgedruckt in der Teutschen Kriegscanzley auf das Jahr 1757. III. 157.

[382]) Kriegscanzley. III. 632.

[383]) K. A. Menzel. Neuere Geschichte der Deutschen. XI. 295. 296.

[384]) Hangwitz an Karl von Lothringen. 28. Nov. 1757.

[385]) Franz I. an Karl von Lothringen. 30. Nov. 1757. Kriegsarchiv. „vous sore dega sandout que se core entre en bouame pare comettau (Komotau) „a pouse jusqua laitmaritz et i a brule un magasen de fouen que nous i avion „et gate de la farine qui hi ettet reste et ensuit set retire osi vit quil ettet „venu, met donan des espes de patant disan quil nette entre pare represalieu „pour prandre de la Bouam les 200000 ecu que hadique avet tire de Berlen „ce qui me paret un vray poverte . . .“

[386]) So schrieb er ihm am 3. Dec. 1757: „Je crains que si ces Messieurs „(les Alliés) ne font rien comme je me l'imagine, et que toute la force tombe „sur nous, nous nous trouverons fort embarrassés . . .“

[387]) So am 3. Dec. den Generalen Morocz, Kalnoky, Nostitz und Beck. Von Morocz, der bei Gloschkau stand, sind von diesem Tage zwei Berichte, ebensoviele von Beck aus Mühnitz und von General Luzensky aus Neumarkt vorhanden. K. A.

[388]) Noch am 6. Dec. 1757, an welchem Tage er natürlich von den Ereignissen des 5. noch nichts wußte, schreibt Franz I. an Karl von Lothringen: „ci „vous trouve meme locasion de lataque luy aveque quelque aparance de reusite, „je croua que ce seret le moyen le plus sure detre le reste de livere tranquil,

„met tou cela son des chos qui depande des sirconstance et que nous remet-on „entiereman a votre disposition . . .“

389) Cogniazo. Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. II. 419.

390) Karl von Lothringen an die Kaiſerin. 2. Dec. 1757. Und in ſeiner ganz eigenhändig niedergeſchriebenen: „Relation de l'affaire arrivée le 5 proche du village de Leuten“ ſagt der Prinz neuerdings: „Cela nous fit prendre la „resolutions de marcher at Neumarck, et comme le sentiment des Generaux „fut unanime, de même que le feldmaréchal, nous fiment partir ce meme „jour 3 le comte Nostitz avec les Chevaux legé saxons pour former une espèce „davantgarde et soutenir les postes de Neumarck.“

391) Karl von Lothringen an die Kaiſerin. 3. Dec. 1757.

392) Relation.

393) Relation. „Lont convint que M. de nadastj ce formeroit at notre „gauche et mettroit nos troupes en première ligne et les alliez en seconde „ligne; au lieu de cela les Wurttemberg ce trouvérent sur l'aile et les „Bavarois.“

394) Relation. „. . . avec une vitesse considerable . . .“

395) Schon am 23. Nov. hatte der Kaiſer ſeinen Bruder auf die Unzuverläſſigkeit der Württemberger mit den Worten aufmerkſam gemacht: „met come „le meme Witman ma dit que tout les ofisie du core des Wirtanberge ettet „presque tous bon prussien, je croua que vous deve avoyre bocoup datansion „sure ce core et sure ses Mesieur et ne jamet metre ce core dans un endret „dou ille puis fair quelque confusion et osi etre attantife a la correspondans „de ses Mesieur et osi a la comunicasion aveque les prisonie cil hien avet . . .“

396) Relation. „. . . Les Wurttemberg ce sauvèrent au premier coup de „canons et culbutèrent les Bavarois et deux ou trois de nos bataillons . . .“

397) Relation. „. . . . ce qui nous fesoit trembler, etoit la pointe du jour „que nous craignonts ne pas pouvoir nous mettre en ordre . . .“

398) Die amtliche Liſte zählt 1460 Todte, 4591 Verwundete und 13.343 Gefangene oder Vermißte, zuſammen 19.394 Mann.

399) Karl von Lothringen an die Kaiſerin. 11. Dec. 1757.

400) An Starhemberg. 9. Dec. 1757. „Nous n'en sommes pas cependant „pour cela abattus, ni même découragés, soit parce qu'il ne seroit pas raison-„nable d'imaginer que nous ne devions jamais être battus, soit parce que „quand même nous le serions encore plus d'une fois, nous ou nos alliés, il „n'en seroit pas moins vrai que notre ennemi commun ne sauroit echaper à la „fin des fins au juste chatiment qui lui est dû, pourvu que nous ne manquions „pas de constance . . .“

401) Schon am 10. Dec. 1757 ſchrieb der Kaiſer ſeinem Bruder: „la gar-„nison de Breslau que je trouv trop forte pour etre abandone, care vous

„save que tout plus ou un arme ne peut pas la soutenir ou delivere et pris „ou tos ou tare et javous que prevoyan que difisilemen vous poure la secourir, „je regarde ce que vous i ave lesse com perdu et 9000 home pares de con„sequans pour nous, plus que la ville de Breslau asteur."

[402]) Reſcript vom 16. Dec. 1757.

[403]) Karl von Lothringen an die Kaiſerin. Hauptquartier Schurtz. 21. Dec. 1757.

[404]) Karl von Lothringen an die Kaiſerin. Hauptquartier Schurtz. 21. Dec. 1757.

[405]) Ruzzini. 31. Dec.

[406]) Menzel. XI. 310.

[407]) Bernis an Starhemberg. 18. Dec. 1757. Ganz eigenhändig. „Le Roy, „Monsieur le comte, est affligé mais point abbatu; il connoit la valeur des „trouppes imperiales et la fermeté de l'impératrice; Sa Majesté soutiendra ses „engagements avec une constance egalle à l'amitié qui les a formés. Le „courage et les lumières de M. le comte de Kaunitz nous rassurent beaucoup, „ainsi que l'expérience et l'habileté de M. le prince Charles et du marechal „Daun. La fidelité et l'honneur du Roy ne lui permettront jamais de prendre „aucunes mesures relatives à une paix séparée. Sa Majesté sent le danger de „ne pas contenir le torrent qui menace l'Europe."

[408]) Starhembergs Bericht vom 17. Juli 1757.

[409]) Arneth. Maria Thereſia. I. 329. 330.

[410]) Oberſt von Balby, der unter dem Namen van der Hayn reiſte, an den König. Neuwied, 23. Aug. 1757.

[411]) Näheres hierüber bei Schäfer. I. 415. 655.

[412]) Laudon ſandte ſie an Karl von Lothringen und dieſer mit Bericht vom 7. Sept. nach Wien.

[413]) Kaunitz an Starhemberg. 12. Sept. 1757. „Der Herr General „Laudon hat in dem Gothauiſchen einem Preußiſchen Courier die in Abſchrifft „hier angebogene Depechen abgenohmen, aus welchen Euer Excellenz des mehreren „erſehen werden, daß der Herr Graf von Neuwied ſich bey Franckreich als ein „Friedensunterhandler darſtelle und fernere Projecten ſchmiede, wie er ſich bey dem „König von Preußen verdienſtlich machen könne. Ich überlaſſe Euer Excellenz „eigenen vernünfftigen Beurtheilung und gewohnten Vorſicht, ob und in wie weit „hievon einiger gebrauch zu machen ſeye, und erinnere alſo nur noch, daß der „ernannte Graf das in Abſchrift beyliegende Schreiben an mich erlaſſen habe, „welches jedoch unbeantwortet zu laſſen gedencke."

[414]) Starhembergs Bericht vom 25. Sept. 1757.

[415]) Es ſcheint nicht richtig, wenn behauptet wird, daß Starhemberg Barbuts Verhaftung bewirkte. Wäre ſie auf ſeinen Antrieb geſchehen, ſo würde

er ſich daraus gewiß am Wiener Hofe ein Verdienſt gemacht haben, was in keiner Weiſe der Fall war.

[416]) Starhembergs Bericht vom 30. Sept. 1757.

[417]) Voriger Bericht.

[418]) Starhemberg an Kaunitz. 28. Nov. 1757.

[419]) Bernis an Starhemberg. 27. Nov. 1757.

[420]) Wieneriſches Diarium. Nr. 96. Jahrgang 1757.

[421]) Starhemberg an Kaunitz. Paris, 6. Dec. 1757. „Mr. de Mailly iſt „vor einigen Tagen allhier eingetroffen und hat von des Königs von Preuſſen „Hrn. Brudern dem Prinz Heinrich den Auftrag erhalten, ſowohl in des Königs „als in ſein des Prinzen Nahmen allhier zu erkennen zu geben, wie ſehr beyde „bedauerten, ſich mit Frankreich wieder Willen in Krieg verfangen zu finden. Es „hat der König nach ſeiner Abreyſe aus Leipzig dem beſagten Comte de Mailly „ſelbſt zugeſchrieben und ihm unter dem Vorgeben, daß es aus beſonderer distinc„tion vor ſeine Perſohn geſchehe, die Erlaubnuß ertheilet ſich auf zwey Monathe „hieher zu begeben, und übrigens ſich auf jenes beruffen, ſo ſein Herr Bruder „Prinz Heinrich ihme mündlich eröfnen würde. Solches iſt nun in der obange„führten Äüſſerung und dem Zuſatz beſtanden, daß der König und ſein Herr „Bruder wünſchten dem Krieg ein baldiges Ende machen zu können, und da leicht „vorzuſehen ſtünde, daß um hierzu zu gelangen, ſich Preußiſcher Seits wohl zu „einigen sacrifice werde bequehmet werden müſſen, man auch hierzu bereit ſeyn würde. „Alß nun Mr. de Mailly hierauf gefragt, worinn dann eigentlich dieſes sacrifice „und die von dem König von Preuſſen antragende Conditiones beſtünden, ſoll „Prinz Heinrich geantwortet haben, daß vor allem abzuwarten ſey, was man „hierorths auf den Friedens-Antrag antworten würde, da auf den Fall, daß man „ſich dazu geneigt zeigen ſollte, ihme Grafen Mailly das weitere an hand gegeben „und zugleich eine ſich würcklich allhier befindende Perſohn werde angezeiget „werden, die des Königs von Preußen Abſichten vollkommen wiſſe und ſich „wegen der weiteren Unterhandlung mit ihm näher einverſtehen würde. Alles „dieſes hat mir Abbé de Bernis nach vorgängiger Communication des von dem „Mr. de Mailly vor ſeiner Hieherkunft an den Marquis de Paulmy erlaſſenen „Original-Schreibens und einer Abſchrift des von dem König von Preuſſen an „beſagten Mr. de Mailly geſchriebenen Briefs in Vertrauen eröffnet . . ."

[422]) Maria Thereſia hatte den Fürſten Lobkowitz mit der Nachricht von dem Siege bei Breslau und der Einnahme dieſer Stadt an den König von Frankreich geſandt. Kaunitz verſah ihn mit einem Empfehlungsſchreiben an Frau von Pompadour, welches dieſelbe in folgender Weiſe eigenhändig beantwortete:

„je suis bien fachée, monsieur le conte, d'avoir deux compliments à „vous faire. Il m'eut été bien doux de n'avoir à vous parler que de ma joye de „l'heureux evenement du 22; celuy du 5 de ce mois, en la diminuant beau„coup, n'affoiblit pas mon courage; toutte âme élevée ce roidit contre le „malheur et n'en est que plus animée à chercher les moyens de le reparer.

„Telle est ma façon de penser, monsieur le conte; jespere que vous y reconoitrés „loriginal du portrait que vous recevrés incessament, et quil vous rapellera „ma sincere et fidelle amitié."

21 Xbre 1757.

„Jay recu M. le cte de Lobkowitz avec toutte la considération que sa „personne et votre recommendation merittent."

[423]) 17. Dec. 1757. „. . . je haïs le vainqueur plus que je n'ay jamais „fait . . . prenons de bonnes mesures, pulverisons l'Attila du Nord, et vous me „verrez aussi contente que je suis de méchante humeur . . ."

[424]) 18. Dec. 1757. „La force de notre ennemi consiste principalement „dans son activité et la justesse de ses combinaisons; il agit pendant que „nous délibérons. Convenons promptement d'un plan général, agissons de „concert, sans que les corps respéctifs soient reunis, rien n'egalle la force „d'une armée nationale . . . . Ne faisons plus de grandes fautes et je ne „douterai point du succès de la guerre . . ."

[425]) Starhemberg. 18. Dec. 1757.

[426]) Starhemberg. 30. Dec. 1757.

[427]) Es ist wie fast alle wichtigeren Depeschen, welche damals von der österreichischen Staatskanzlei ausgingen, von Binder einem Secretär in die Feder dictirt.

[428]) Esterházy. 1. Nov. 1757.

[429]) „. . . der sich als ein vernünftiger, geschickter und tapferer Officier „betragen und von J. M. einen goldenen Degen mit Brillanten besetzt zur „Bestätigung der allerhöchsten Zufriedenheit erhalten hat." Kaunitz an Esterházy. 6. Nov. 1757.

[430]) Esterházy. 4. Nov. „. . . daß der erfolgte rückmarsch unmittelbahr aus „einer mit der großfürstlichen Herrschafft und dem Großcanzler habenden intrigue „herrühre . . . hiezu ist nicht die geringste Vermuthung vorhanden . . ."

[431]) Kaunitz an Starhemberg. 17. Nov. 1757.

[432]) 23. Dec. 1757.

[433]) Kaunitz an Esterházy. 15. Jänner 1758.

[434]) Esterházy. 25. Nov. 1757.

[435]) Am 17. Dec. 1757.

[436]) Esterházy. 26. Dec. 1757.

[437]) Esterházy. 10. und 13. Jänner 1758.

[438]) Esterházy. 20. Jänner 1758.

[439]) Preuß. Friedrich der Große. II. 146.

[440]) Esterházy an Kaunitz. 24. Febr. 1758.

441) Eſterházy an Kaunitz. 26. Febr. 1758.

442) „Enfin Sa Majesté a vu avec regret que ce n'a pas été sans „fondement qu'Elle avoit soupçonné la fidélité de cet homme, vu qu'on a „découvert quantité de crimes, d'intrigues, de machinations et d'autres „actions noires qui ne tendoient pas à moins qu'à lézer Sa Majesté.

„Plus il a oublié Dieu, son devoir, son serment de fidélité et les grâces „et bontés, dont Sa Majesté Impériale l'a comblé, non qu'il les eût mérités, „mais uniquement par un effet de sa clémence et de sa générosité, plus Elle „se voit réduite à la nécessité d'étouffer pour un instant les mouvemens de „sa grandeur d'ame naturelle, et lassée d'une patience poussée indignement à „bout, de recourir enfin à la justice . . .“

443) Herrmann. Geſchichte Rußlands. V. 147.

444) Schäfer. Der ſiebenjährige Krieg. II. 10.

445) Eſterházy an Kaunitz. 21. März, 7. und 19. April 1758.

446) Reſcript an Eſterházy. 1. März 1758.

447) Kaunitz an Eſterházy. 15. März 1758.

448) Kaunitz an Eſterházy. 9. März 1758.

449) Eſterházy an Kaunitz. 25. März 1758. Und am 7. April berichtet Eſterházy neuerdings: „Der Vicecanzler hat mich auf das Theuerſte verſichert, daß „nicht nur die Ruſſiſche Kayſerin wider den König in Preußen noch niemahlen ſo „ſtarck wie dermahlen aufgebracht ware, ſondern auch die geſamte Conferenz „glieder unanimiter erkenneten, daß der Zeitpunct vorhanden wäre, in welchem „man den König in Preußen zu erniedrigen ſuchen, folglichen hiezu alle erdenckliche „Mittel anwenden und ja keine Zeit verſäumen müſte. Dem General Fermor wären „dießfalls die ſchärffeſte befehle zugeſchickt worden . . .“

450) Am 14. Febr. 1758 berichtet Eſterházy dem Grafen Kaunitz, daß er „den „Generalen Soltikoff bei weitem nicht mehr ſo wie vor vier Jahren gefunden habe, „geſtalten derſelbe dermahlen ſehr forchtſam, auch nichts weniger als dieſes anſehnliche „Commando zu ambitioniren ſcheint und ſo zu ſagen ganz verwildert ausſiehet . . .“ Und am 21. März ſchreibt Eſterházy an Kaunitz: „Da der General Soltikoff einmahl „kein ſolcher mann, der ein ſo ſchön- und anſehnliches Corps zu commandiren im „Stand iſt, ſo dörffte ſolches wohl noch dem Broun anvertrauet werden . . .“

451) Note pour S. E. M. le comte d'Esterházy. St. Pétersbourg, ce 6 avril (v. st.) 1758. Beilage zu Eſterházy's Bericht vom 19. April.

452) Maria Thereſia an Kaunitz. Ganz eigenhändig. (27. Dec. 1757?) „. . . je souhaite que votre ruhme ne soit considérable et aucune fièvre avec. „Ce seroit un terible contretems pour moi, si vous étiez incomodée; il ne me „resteroit que cela pour m'achever. Ce raport est de nouveau bien triste. Je „suis assez contente de celui de paris. j'avois bien plus de courage aux „premiers raports de notre malheur que depuis; je crains que cela ne leur

„arivera aussi. Si le bon Dieu voudroit nous envoyer de bons nouvelles de „Richelieu, j'attends de là avec impatience des nouvelles."

[453]) Kaunitz an Starhemberg. 4. Jänner 1758. „Ihro May. hätten also „vor Sich schon Dero Partie ergriffen und wären bereit, wan es seyn solte, sich „dem Besten der gemeinsamen Sache zu sacrificiren."

[454]) Vom 6. Jänner 1758. Eine Abschrift desselben befindet sich im Staatsarchive.

[455]) Kaunitz an Starhemberg. 14. Jänner 1758. „J'ai été frappé de la „consternation dans laquelle m'a paru être aujourd'hui M. le comte de Stain„ville depuis l'arrivée de son courrier ... Sa douleur m'a paru profonde „malgré toute la violence que je m'appercevois fort bien qu'il se faisoit pour „se contraindre vis-à-vis de moi ..."

[456]) Diese Depesche ist zum größten Theile abgedruckt in Schäfers: Der siebenjährige Krieg. II. 525. Sie fehlt im Staatsarchive, wohl aber sind Abschriften der beiden anderen Depeschen Bernis' an Stainville vom 14. Jänner 1758 daselbst vorhanden. In ähnlichem Sinne ist auch die bei Filon: L'Ambassade de Choiseul à Vienne, Paris 1872, Seite 117—120 abgedruckte Depesche Bernis' an Stainville vom 19. Jänner 1758 abgefaßt.

[457]) Schäfer. Siebenjähriger Krieg. II. 24. 25.

[458]) Stainville an Bernis. 28. Jänner 1758. Bei Schäfer. II. 532.

[459]) Unterthänigster Vortrag über die dermahlige Beschaffenheit der Kriegs- und Friedens-Umständen. 31. Jänner 1758.

[460]) Der Brief, welchen Kaunitz am 4. Februar erhielt, lautet wörtlich:

23 janvier (1758).

„je ne perdray jamais une occasion, monsieur le conte, de vous renou„veller les assurances de ma sincère amitié. Mr. de Lobkowitz cera a ce que „jespere content de moy; en tout il a été reçu à la cour avec la distinction „quil meritte. il vous rendra compte de la continuation des sentiments du roy „pour S. M. I.; ils sont fondés sur les vertus des deux Monarques et par con„séquent seront éternels, mais m. le c^te^, pour reussir dans nos grands projets „soyons toujours d'accord sur les operations militaires; sans ce prealable nous „perirons lun et lautre. la confiance avec la quelle je vous parle, vous est une „nouvelle preuve, monsieur le conte, de mon zele pour le succes du plus beau „projet du monde et de ma fidelle amitié pour vous."

[461]) Starhemberg an Kaunitz. 22. Jänner 1758. Ganz eigenhändig. „... je n'ai apperceu ni dans le Roi ni en Mme de Pompadour, ni dans la „plus grande partie du ministère aucune sorte de découragement. Ce n'est pas „que l'on ne sente très-bien toute l'étendue des malheurs qui nous sont „arrivés en dernier lieu et que l'on ne voye tout ce que nous avons encore „à craindre, mais on pense qu'il nous reste encore de grandes ressources et „que le tems ne peut manquer d'en fournir à deux Puissances aussi considé„rables que S. M. I. et la France. Je puis assurer V. Exc. que l'abbé de „Bernis vise et pense réellement en tout au grand et au solide, et qu'il croit

„(à ce qu'il me semble avec raison) qu'il faut tout entreprendre et tout risquer „plutôt que de faire une paix avec le Roi de Prusse déshonorante pour les „deux Cours et qui laisseroit ce Prince en forces. Ce principe posé V. E. „peut bien juger que ce ministre fera de son côté l'impossible pour nous „procurer tous les secours d'hommes et d'argent qui nous sont néces„saires . . .“

[462]) Bernis an Kaunitz. 25. Jänner 1758. „Notre résolution constante „a été de suivre le parti que vous auriez pris après un examen profond et „impartial “

[463]) Starhemberg. 24. Jänner 1758.

[464]) Starhemberg an Kaunitz. 26. Jänner 1758.

[465]) Vom 9. Febr. 1758.

[466]) Bernis an Kaunitz. 6. Febr. 1758. Beilage zu Starhembergs Bericht vom 8. Febr.

[467]) Der Brief des Grafen Kaunitz vom 28. Febr. und die Antwort Bernis' vom 17. März 1758 sind in den „Neuen Actenstücken“ S. 54—74, jedoch wie Schäfer II. 28 ganz richtig bemerkt, in verkehrter Reihenfolge und mit irriger Aufschrift abgedruckt. Außerdem fehlen bei dem Briefe des Grafen Kaunitz die beiden ersten und der letzte Absatz. Der Brief ist von Kaunitz ganz eigenhändig mit Bleistift aufgesetzt. Ebenso ein Nachtrag vom 4. März, von welchem es jedoch zweifelhaft erscheint, ob er auch wirklich expedirt wurde.

[468]) Précis des déclarations qui ont été faites par M. le comte de Stainville au comte de Kaunitz.

[469]) „Que l'objet de l'acquisition des Pays Bas ne lui paroit rien en „comparaison de celui de borner la puissance du Roi de Prusse et de maintenir „son alliance avec l'Impératrice.“

[470]) „Il n'est pas croyable que, vu la supériorité du nombre et de la „qualité des troupes, il n'ait un plein succès sur l'ennemi . . .“

[471]) Kaunitz an Starhemberg. 8. Febr. 1758.

[472]) Schäfer. II. 50.

[473]) 25. März 1758.

[474]) Starhemberg an Kaunitz. 8. März 1758.

[475]) Starhembergs Bericht vom 25. März 1758. Die Kaiserin bemerkt hiezu eigenhändig: „. . . je suis extremement contente de cette relation; Starem„berg rencontre en bien des endroits avec mes sentiments. je ne le suis pas „autant des matières qu'elle contient.“

[476]) Bernis an Starhemberg. Beilage zu des Letzteren Bericht vom 25. März. Ganz eigenhändig. „Les nouvelles de notre armée sont mauvaises. „Minden s'est rendu; on craint que la garnison ne soit prisonnière de guerre;

„malheureusement depuis quelque tems il faut croire tout ce qu'on craint. „Notre armée se retire, fondue à un point inconcevable. Toute autre considé„ration doit céder à la nécessité de la rétablir, mais en attendant que „deviendra l'Allemagne? Je ne perds pas courage, mais je crains que tous „nos Alliés n'en ayent pas autant que nous deux . . . Je presseray extrême„ment pour un nouveau secours plus abondant que celui-ci, mais vous qui „voyez les choses de près, vous me plaindrez plus qu'un autre."

[477]) Starhemberg. 6. April 1758.

[478]) Starhemberg. 14. April 1758.

[479]) Kaunitz an Starhemberg. 27. März 1758.

[480]) Beilage zu Starhembergs Bericht vom 8. März.

[481]) Vom 25. März 1758.

[482]) Vous avez bien devinée que je serai mecontente du contenue du courier. j'en suis excedée, on nous traite comme les enfants: on nous donne des espérances et beaucoup de verbiage où on doit parler clair, et je suis sure qu'il ne passera pas le mois d'avril que le manque de subsistances fera encore venir ces messieurs deriers le rihn. on peut pas dire que la disette de vivres leurs a fait passer le weser apres les pertes considerables de leurs magazins, mais bien leurs mauvaises dispositions et on peut ajouter mauvaise volonté. on a prevut cela depuis deux mois meme a paris et on ne fait pas plus pour cela. les francois sont extreme et inconstant en tout; depuis pisech l'autre campagne ils ont tournez leurs neez vers le rihn et il n'y avoit plus rien à craindre ni à faire avec eux. C'est le meme cas; on devroit parler clair et ne point nous leurrer avec des projets et nouvelles ideez. mais ce qui est le pire de tout, et la reponse sur le memoire de nos operations; on peut rien voir de plus pitoiable. nous devons aller a l'elbe asteur ou eux sont derriers le weser, ou l'envois de 24/m hommes n'existe plus ou tres douteux, ou le gros des forces du Roy de prusse et vis à vis de nous qui envahira en peu la boeme et peut être la moravie et nous devons abbandonner tout nos pais pour aller dans un pais où il n'y a ni subsistances ni bonne volonté, où le moindre corp ou mouvement du roy de prusse ou des hanoveriens nous ferai reculer et nous perdrions le tems et ruinerons de même notre armée par ces chimères comme l'année passée. on ne peut y penser sans s'impatienter. pourquoi a-t-on proposé d'avancer vers schweidnitz? non pour opérer en silesie, mais pour sauver cette place et la garnison et l'artiglerie qui nous est si importante, et la mettre devant nous et par là couvrir mieux la boeme et la moravie. on ne peut éviter le combat, le roy le cherchant et ayant la supériorité, mais on at trouvée plus avantageux de ce battre en silesie qu'en boeme, tant à cause de la retraite que pour avoir une espérance de remettre les affaires totalement si elle réussit; si elle ne réussit, de courir moins de risque là qu'en boeme. si le roy vient nous trouver en boeme, c'est beau dire et mettre sur le papier, il faut éviter le combat et prendre des camp avantageux et des situations non attaquables. je n'en conois aucune et l'exemple qu'eux

nous donne, ne donne pas beaucoup d'envie de les imiter. leurs retraite est un chose bien pitoiable et a l'aire d'une deroute. leurs attaque la bayonnette au bout du fusil at été de la meme trempe, enfin je n'ais pas vu encore une seule action qui m'auroit decidée à deferer a leurs sentiment. si le roy de prusse vient en boeme, il faudra se battre ou se retirer jusque ici, perdre tout mes pais, toutes les resources pour la guerre et pour la paix; il n'y a point d'autre millieu, il ne faut pas se flatter. je suis donc du sentiment qu'il faut que nous opérons comme s'il n'y avoit plus des francois et ne pas encore gater plus nos affaires pour eux. donner carte blanche à daun à faire ce qu'il croira le mieux; l'informer qu'il n'at rien à esperer de ces messieurs et de prendre la dessus ces mesures. si nous perdons encore une partie de la boeme, non seulement nos meilleurs ressources en homme et vivres nous manquent, mais la desertions sera horrible, l'armée étant deux tiers des boemes; prague perdus tout s'en va, nous avons expérimenté cela l'autre guerre. si eux veulent opérer vers l'elbe, qu'ils envoyent 50/m hommes et quand ils y seront, on pourra voir ce que nous pourons faire, mais jusque à ce tems ce seroit se vouloir perdre que d'y penser. notre seule resource est dans la russie; il faut presser vivement la marche de ces troupes vers nos frontieres. plus la france nous manque ou est trop foible, plus nous devons nous lier avec cette derniere. toutes les diversions je ne coute pour rien; l'assistances de ces deux alliez de l'année passé marque assez combien peu on s'y peut fier, ainsi il faut les avoir ici et je ne saurois vous nier, les oppositions qu'en at fait broglie et les ministres francois, m'ont donné des cruels soupçons. je ne soupçonne pas le roy, mais c'est un bon prince, il n'at surement pas voulu abbandonner charle 7 ni le pretendant et pourtant tout deux ont été le sacrifice de leurs politique. notre salut depend des russes et je crois qu'il faudroit envoyer papilla meme comme courier à petersburg pour informer nos deux ministres esterhasi et st. andré de nos intentions et les presser vivement; ils y penseront asteur deux fois après cette retraite des francois.

[483]) Kaunitz' Denkschrift beginnt mit den Worten: „Je suis trop attaché „à V. M. pour pouvoir ne point être vivement affecté de la situation d'esprit „dans laquelle j'ai eu l'honneur de La voir hier au soir. Le jugement qu'Elle „porte sur les causes des événemens, et les conséquences qu'Elle en tire, „m'allarment et me rendent incertain sur la route qu'il faut tenir . . ."

[484]) Pour changer de système il faudroit se rendre à discrétion aux Anglois, car enfin la plus malheureuse de toutes les situations seroit celle d'être seuls, isolés et sans alliance. Mais n'avons nous pas toujours été la dupe et la victime de celle de l'Angleterre? Elle nous commandoit dans la guerre comme des mercenaires qu'elle s'imaginoit ne devoir combattre que pour ses intérêts, et elle nous dupoit pour la paix la faisant d'ordinaire sans nous et à nos dépends. Nous n'avons encore rien éprouvé de pareil de la part des François, de mainte projets de guerre qu'ils nous ont présentés, nous n'en avons accepté aucun. Aurions-nous pu avec les Anglois nous donner la même

liberté? Ne nous ont-ils pas forcés chaque fois, de la manière même la plus indécente, à exécuter les entreprises les plus bizarres et les plus folles uniquement parce qu'ils les croyoient conformes à leurs vues, à leurs intérêts, toujours indépendants du bien-être de leurs Alliés? Si au contraire les François ont encore ce qu'on appelle principes d'honneur en politique, ils le font consister à soutenir leurs Alliés. Ils en ont donné les preuves les plus frappantes à toute l'Europe dans la dernière guerre . . .“

[485]) Kaunitz an Starhemberg. 7. April 1758.

[486]) Die Depesche Bernis' an Stainville ist abgedruckt bei Filon: L'Ambassade de Choiseul à Vienne. S. 124—127.

[487]) Stainville gestattete dem Grafen Kaunitz Einsicht in die ihm zugekommenen Briefe; Abschriften davon erhielt jedoch Kaunitz nicht; er scheint sich vielmehr den Inhalt rasch und zwar theilweise nach dem Gedächtnisse aufgezeichnet zu haben. Précis de la conférence avec M. l'Ambassadeur de France, le 16 avril 1758. NB. Toutes les lettres sont du 7 avril.

[488]) „wegen ersten und anderten puncten habe ihme zu verstehen geben, „obwohlen es uns sehr schwäre fallet und sie uns hier auff die spitze setzeten, ich „doch in ihre situation eingehete und noch lieber hätte das sie auffrichtig uns ihr „guttes und übles entdecken als wan sie uns mit beständigen hoffnungen und ver„sprechungen, die niemahlens zu stande komen, weiters schmeichleten. mithin wurde „dessentwegen eine conferentz halten lassen und ihme nachgehends meine resolution „zu wissen thun. er hat vill hin und her gesprochen, man mögte nicht von „6 millionen nachlas reden, lieber erklären man wolte partager ensemble ce qui „se trouvera dans la bourse; ich habe mich aber in nichts weiters eingelassen. „er hat mir gemeldet er will sein courier weegschicken, wie er alzeit gewohnt ist „zu thun; so habe ihme gemeldet ich kunte es ihme nicht verbietten, allein kunte „er von nichts noch positives schreiben, weillen ihme erklärte das alles was ihme „sagen können, vor nichts wäre und ich die conferenz darüber vernehmen will. „wegen dem künfftigen, wo er zum meisten darauff dringete, wäre es jetzt nicht „zeit darauff zu gedenckhen, alors comme alors, das die jetzige dringliche umb„stände alle attention beeder höffe verdienten und alle menschliche efforts zu thun „umb uns aus der unglicklichen situation vor beede zu heben. alles was er „meldete von künfftigen alliancen und sogar künfftigen Krieg kunte nicht anhören, „que je ne serai jamais l'ennemie de la france, que je ne perderai pas courage „tant que j'ai les armes à la main. si je n'ai pas 100/m homme, jaurois 50/m „ou 25/m, si je perdois la boeme, j'aurai l'autriche et l'hongrie, et que je me „rendrai pas facilement pourvue que j'ai à espérer du secours, que je veux „bien porter tout les premiers coup, mais que je l'avertissois, si je met bas „les armes et signe un fois mon nom à la paix. que tout ce courage m'abban„donnera si la paix est mauvaise, et que je n'entrerai en aucune façon d'avance „dans aucune arrangement pour l'avenir. les circonstances d'allors me „regleront; je me dois cela à moi-même, à ma succession et à mes pays qui „ont trop soufert pour les ruiner plus loing pour des idées chimériques qui

„les deviendont allors, mais qui ne l'étoit pas du tout quand nous les avons „proposées.

„il at beaucoup parlée sur diférents choses, mais c'est le principal „revenant continuellement sur la guerre à faire à l'avenir, je lui ais répondu „en badinant, depuis 17 ans je dois être dégoutée de la faire; je veux fermer „mes yeux en paix, si je devois même faire la figure de la république de „Venise."

[489]) Es iſt ſchon erwähnt worden, daß ſie vom 16. April datirt waren; die Conferenz zwiſchen Kaunitz und Stainville fand am 25. ſtatt.

[490]) „. . . parce que nous ne sommes pas en état de soutenir nos „dépenses plus d'un an et parce que nous ne savons pas faire la guerre." Précis de la conférence avec M. l'Ambassadeur Comte de Stainville.

[491]) Kaunitz an Starhemberg. 20. April 1758.

[492]) Maria Thereſia an Starhemberg. 27. April 1758.

[493]) Voriges Reſcript.

[494]) Kaunitz an Starhemberg. 27. April 1758.

[495]) Ruzzini. 14. Jänner 1758.

[496]) Eſterházy. 31. Jänner 1758.

[497]) Ruzzini. 4. Febr. 1758. „Non la commanderà più il Principe „Carlo, il quale quantunque per universal sentimento attissimo a un buon „consiglio, e valoroso, è d'ordinario perseguitato da una sfortunata combinazione. „Per determinare l'Imperatrice Regina alla demissione di questo Principe dal „comando delle sue armate, non bastò la esperienza di tante imprese abortite, „ne la destra continua insinuazione de' suoi più fedeli e sinceri Ministri, ma „vi si richiesero li repplicati secreti uffizij della Francia, in forza de' quali „si pretende che vi abbia la Maesta Sua consentito."

[498]) Haugwitz an Daun. 16. Jänner 1758. K. A.

[499]) Reflequesion particullier pour vous seul et a brule ensuit. K. A.

[500]) Dieſer ganz eigenhändig geſchriebene, jedoch undatirte Brief des Kaiſers befindet ſich im Kriegsarchive.

[501]) Der von Kaunitz herrührende Entwurf des am 16. Jänner an Karl von Lothringen erlaſſenen Handſchreibens der Kaiſerin lautet:

Je prends le parti de vous écrire, mon cher frère, quoique je sois actuellement à portée de vous parler, parce qu'il me seroit trop dur de devoir vous dire ce que j'ai à vous apprendre. Il s'agit de la chose du monde la plus importante pour vous et pour moi.

Il se joint au mal réel de notre situation, mon cher frère, celui qui est actuellement dans tous les esprits ici, dans le petit nombre de nos amis en Allemagne, et surtout dans nos Alliés. On nous accuse, vous et moi, de tout ce qui nous est arrivé, vous, de nous l'avoir attiré par votre malheur, et moi

pour avoir voulu vous faire commander mes armées. On en est effrayé pour l'avenir, et il en résulte un découragement dont nous sommes dans le danger le plus imminent d'éprouver des funestes effets. Rien n'est plus injuste sans doute, mais comme on ne gouverne pas à son gré les opinions des hommes, il faut se prêter, lorsque l'on en dépend, au seul moyen qui peut le faire changer. Il n'en est point d'autre que celui d'en détruire le principe, et moyennant cela, quelle qu'en soit ma peine, je me vois dans la nécessité de devoir me priver de la satisfaction de vous voir commander plus longtems mes armées. Je suis comptable de mes actions à Dieu, à mes alliés, à mes sujets et à mon successeur, et je dois tout sacrifier par conséquent à mon devoir. Vous êtes trop sage, mon cher frère, pour ne le pas sentir; il m'en coûte beaucoup. Ce qui adoucit ma peine cependant, c'est qu'en faisant ce que je dois, je crois faire en même tems ce qui vous convient. Chargé de l'injuste odiosité du public, et sans espérance que sa prévention vous attribue jamais aucun heureux succès, je vous retire de la condition la plus fâcheuse dans laquelle il soit possible de se trouver, et il me semble par conséquent que le parti que je prends, nous convient à tous deux. D'ailleurs il est indispensable, et il ne s'agit plus, cela étant, que de la façon de le mettre en exécution. Elle doit être conforme à votre gloire qui m'intéresse autant que vous même, et moyennant cela ce que je désire c'est

que vous demandiez à l'Empereur et à moi, comme une marque de notre amitié, d'être dispensé à l'avenir du commandement de nos armées, le malheur qui vous a persécuté depuis que vous les commandez, et le sort de la monarchie qui dépend du dénouement de cette guerre, vous paraissant ne pas devoir permettre ni que nous vous en chargions, ni que vous l'acceptiez davantage.

Il n'est qu'un grand homme capable d'une pareille démarche; elle vous fera sans faute un honneur infini dans toute l'Europe, et c'est pour cela que je vous la conseille et que je me tiens assurée que Vous y donnerez les mains.

Mais comme vos avis peuvent m'être d'ailleurs de la plus grande utilité pendant le reste de cette guerre, je compte en même tems assez sur votre attachement pour me flatter que vous voudrez bien m'aider ici dans tout ce qui regarde la partie militaire. Je désire moyennant cela que vous y restiez pour cet effet avec tout l'agrément que vous pensez bien que je tâcherai de vous procurer, vous laissant cependant aussi la liberté de pouvoir retourner dans votre Gouvernement, si vous l'aimiez mieux.

[502]) Haugwitz an Daun. 16. Jänner 1758. K. A.

[503]) Kaunitz an Starhemberg. 4. Jänner 1758.

[504]) Kaunitz an Starhemberg. 14. Jänner 1758. „Vous aurez observé, „mon cher comte, que je dis dans un endroit de ma lettre qu'une fluxion aux „yeux ne m'a point permis entre autres d'écrire de ma main, que j'avois lieu „de croire que l'armée de l'Impératrice seroit bien commandée. Je sors de „chez Elle tout à l'heure; Elle me permet de vous informer que mes

„conjectures sont devenues certitude, M. le maréchal Daun étant destiné à comman„der à l'avenir seul nos armées, S. A. R. le Prince Charles ayant demandé d'en „être dispensé et l'Impératrice ayant jugé à propos d'accepter sa démission „pour donner une nouvelle preuve que rien ne l'arrête lorsqu'il est question „de ce qui est ou que la cause commune croit être de son avantage; en lui „sacrifiant ainsi le frère de l'Empereur et le sien, pour ainsi dire, il me „semble qu'Elle vient de donner un bien grand exemple. Je me flatte qu'il „sera suivi . . .“

[505]) Ruzzini. 4. Febr. „Commanderà dunque l'armata il Maresciallo „Daun, ma come soggetto ripieno di prudenza e conoscitore delle vicende e „de' pericoli umani, corre una voce che egli procuri di aver seco in poca „distanza due vecchi Marescialli come una spezie di consiglio di guerra per „intendere nella urgenza il loro parere senza spedire alla Corte, e in conse„quenza si dice che possino esser prescielti il Principe di Liechtenstein e il „Maresciallo Bathiani. Questo probabilissimo rumore è però ancora dubbio, ma „dubbio può restare per poco tempo.“

[506]) Der ganz eigenhändige Brief Joſephs an Daun befindet ſich in dem Archive des Grafen Ferdinand Palffy-Daun zu Stübing in Steiermark. Er lautet:

Mon chere Marechal. je suis bien faché de vous avoir manqué au jeu, c'est pourquoi je vous souhaite par ces lignes de tout mon cœur un bon voyage et heureuse campagne. Soyés assuré que je vous accompagnerai de mes vœux, ne le pouvant faire malheureusement en personne, et je vous prie, si les affaires vont bien, comme je n'en doute point, que vous n'oubliez point de prier Sa Majesté de m'envoyer bientot vous joindre et vous assurer de bouche que je suis avec une estime et amitié toute particuliere

ce 8 Mars 1758. votre fidelle

Joseph

je vous prie absolument malheureusement Colonel
de ne me pas repondre. in partibus.

[507]) Buccow an Daun. Trautenau, 12. März 1758. „Le retour de V. E. „à l'armée va lui rendre cette assurance qui conduit à la victoire, et écartera „tout ce qui pouvoit l'intimider. Rien ne nous sera impossible sous ses „ordres.“

[508]) Journal über die Campagne 1758. S. 22. M. S. K. A.

[509]) Daun an die Kaiſerin. 5. April 1758.

[510]) Kriegsarchiv.

[511]) Nieder-Weckelsdorf, 3. April 1758. Abends acht Uhr. K. A.

[512]) Königgrätz, 4. April 1758. K. A.

[513]) Laudon an Daun. Weckelsdorf, 6. April. K. A.

[514]) Buccow an Daun. Trautenau, 7. April. K. A.

[515]) Daun an Laudon. 9. April. K. A.

[516]) Ruzzini. Schönbrunn, 22. April 1758.

[517]) Histoire de la guerre de sept ans. I. S. 287.

[518]) Ruzzini. 10. Mai 1758.

[519]) Am 3. Juli 1758 schreibt der Prinz von Sachsen-Hildburghausen an die Kaiserin, es sei ihr nicht unbekannt, „daß ich zu der Flucht auf Grätz niemahls „mein votum gegeben, sondern vielmehr mit Allerhöchstderoselben jeder Zeit in „deme übereingestimmet habe, daß der Hoff biß auf die letzte extremität ver„bleiben und die retirade nicht eher als biß der feynd würcklich auf der Nähe „seye, unternehmen solte . . ."

[520]) Ruzzini. 17. Mai.

[521]) Am 18. Mai 1758. K. A.

[522]) Stainville an Bernis. 24. Mai 1758. Bei Schäfer. II. 553.

[523]) Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun. 15. Mai 1758.

[524]) Daun an die Kaiserin. 17. Mai.

[525]) Laudon an Daun. 20. Mai 1758. K. A.

[526]) Saint-Ignons Bericht an Daun aus Prerau vom 17. Juni. K. A.

[527]) Daun an die Kaiserin. Eywanowitz, 24. Juni 1758. K. A.

[528]) Maria Theresia an Daun. 24. Juni 1758.

[529]) Daun an die Kaiserin. Großteinitz, 2. Juli 1758.

[530]) Schreiben aus Weidenau vom 21. Juni. K. A.

[531]) Buccow an Daun. 22. Juni, zehn Uhr Abends. K. A.

[532]) Daun an Buccow. Eywanowitz, 23. Juni.

[533]) Laudon an den Hofrath in der Staatskanzlei, Elias von Hochstättern. Hohenstadt, 4. Juli 1758. Archiv für österr. Geschichte. Band XLVIII. S. 391—96.

[534]) Laudon an Buccow. Sternberg, 27. Juni. K. A.

[535]) Laudon an Hochstättern. S. 393.

[536]) Laudon an Buccow. Bärn, 28. und 29. Juni 1758. K. A.

[537]) Buccow an Laudon. 29. Juni. K. A.

[538]) Berichte von Laudon und Siskovich aus Teutschhausen und Domstadtl, vom 1. Juli 1758.

[539]) Schöning. Der siebenjährige Krieg. I. 219.

[540]) An Keith. 1. Juli. Bei Schöning. I. 220.

[541]) Histoire de la guerre de sept ans. I. 294.

[542]) Daun an Maria Theresia. Großteinitz, 2. Juli.

543) Cabinetſchreiben der Kaiſerin an Daun. 6. Juli 1758.

544) Kaunitz an Starhemberg. 4. Juli 1758.

545) Frau von Pompadour ſchrieb wenige Wochen ſpäter an Stainville über Bernis: „L'abbé se prête trop aux fantaisies du public et à l'envie de „lui plaire; il en sera la dupe un jour et c'est dommage qu'il ait le défaut „de penser trop à lui, ayant d'ailleurs toutes les parties d'un grand ministre.“ Kaunitz an Starhemberg. 12. Juni 1758.

546) Starhemberg an Kaunitz. 17. Mai 1758.

547) Bernis an Starhemberg. 3. Juni 1758.

548) Bernis an Starhemberg. 4. Juni. „Dieu veuille donner aux gens „d'affaires le même zèle qui anime le Roy et les ministres de la guerre et de „la politique.“

549) Starhemberg. 18. Juni 1758.

550) Starhemberg. 22. Juni. Bernis an Stainville. 22. Juni 1758. Abgedr. bei Filon. 128—131.

551) Dieſe Nachricht traf in Wien nur wenige Tage vor derjenigen der Aufhebung der Belagerung von Olmütz ein. Als ſie die letztere erhielt, ſchrieb Maria Thereſia auf das Schreiben des Prinzen von Hildburghauſen vom 3. Juli: „Gott lob das Olmütz frey iſt; ich werde mich gewis nicht erheben und werde „mich jetzund weniger ſchämen weillen in ſo gutter compagnie ein poltronin zu „ſein, dan dis ware ihner fäller niemahlens. mir iſt doch recht herzlich leut wegen „der franzosen. in dem erſten augenblick habe auff ſie gedacht und auch einen „gemeldet das ſie auch können geſchlagen werden wan ſie von ihren generalen „angeführt werden. St. Germain hat ſelben flügel comandirt, macht ſich aber „gantz weis, ſchiebt alles auff die andern; die folgen förcht ich werden ſchlecht ſein, „werden wohl ſchonn zu cölu ſein, haben ihr magazin zu neus verlaſſen.“

552) Das Schreiben des Königs von Frankreich iſt abgedruckt bei Schäfer. II. 554.

553) Bernis an Starhemberg. 3. Juli 1758. „Que vous êtes heureux, „Monsieur le Comte, d'estre né sujet de l'impératrice. Sur la nouvelle du „passage du Rhin et de la descente des Anglois elle a fait expédier un courier „par M. de Stainville à M. de Soubise pour arrester la marche. Elle a ecrit „au Roy une lettre admirable luy disant qu'elle aime mieux courir tous les „dangers que de l'exposer dans la moindre chose. J'ay publié tout haut et „sur les toits cet acte de générosité, de grandeur d'âme et d'amitié. Le Roy „en est pénétré jusqu'au fond du cœur et moy jusqu'aux larmes.“

554) Kaunitz hatte ſich darauf beſchränkt, der Kaiſerin den Bericht Starhembergs einfach vorzulegen. Maria Thereſia ſandte ihn mit der Bemerkung zurück, „ich werde recht gern dem belisle ſchreiben.“

555) Starhemberg an Kaunitz. 8. Juli 1758.

[556]) Starhemberg an Kaunitz. 14. Juli 1758.

[557]) Belleisle an Starhemberg. 9. Juli 1758.

[558]) Laudon an Hochstättern. S. 395.

[559]) Buccow an Daun. Wachtel, 2. Juli. Sieben Uhr Abends. K. A. Vom 2. Juli allein verwahrt das Kriegsarchiv nicht weniger als fünf Berichte Buccows an Daun.

[560]) Buccow an Daun. Schubirzow, 2. Juli. Elf Uhr Abends. K. A.

[561]) Buccow an Daun. Oppatowitz, 3. Juli 1758. Hier meldete sich bei Buccow ein Page des Königs von Preußen mit dem Fernglase desselben als Deserteur. Das letztere wurde durch ein bei den Vorposten abgegebenes Schreiben zurückerbeten und alsogleich ausgeliefert.

[562]) Buccow an Daun. Bohna, 5. Juli. K. A.

[563]) Buccow an Daun. Oppatowitz, 4. Juli. K. A.

[564]) Laudon an Daun. Hohenstadt, 4. Juli. K. A.

[565]) Laudon an Daun. Lager bei Süßdorf (Sichelsdorf), 5. Juli 1758. K. A.

[566]) Zobel an Daun. Holitz, 6. Juli. K. A.

[567]) Daun an die Kaiserin. Ollschann, 5. Juli 1758.

[568]) Buccow an Daun. Hradistie entre Pardubitz et Königgrätz ce 9 Juillet auquel je fais icy Rastag. K. A. „. . . pour pouvoir mieux garnir les „lignes de Königgrätz que je conte pouvoir alors soutenir contre toutte „l'armée prussienne . . .“

[569]) Berichte von Laudon, Siskovich und Saint-Ignon an Daun. 12. Juli 1758. K. A.

[570]) Buccow an Daun. Königgrätz den 10. und 11., Krattenau den 12. Juli. K. A.

[571]) Journal aus dem Hauptquartier Sebranitz, vom 8.—12. Juli. Beilage zu Dauns Bericht aus Hohenmauth vom 13. Juli 1758.

[572]) Buccow an Daun. Dobrzenitz, 16. Juli 1758.

[573]) Maria Theresia an Daun. 29. Juli 1758.

[574]) Daun an Maria Theresia. Hauptquartier Hohenmauth, 13. Juli 1758.

[575]) Maria Theresia an Daun. 16. Juli 1758.

[576]) Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun. 29. Juli 1758.

[577]) An Kaunitz schrieb die Kaiserin, als sie ihm Dauns Bericht aus Zittau vom 17. August übersandte: „j'espere que vous serai content; harsch „pretend qu'il y a 20000 hommes a fridland et meme encore des postes en „boeme. je crains que le Roy prendra dohna avec lui et viendra avec toutes „ces forces qui sont superieur à nous, nous combattre.“

578) Cabinetſchreiben vom 21. Aug. 1758.

579) Cabinetſchreiben an Daun vom 22. Aug. 1758.

580) Kaunitz an Starhemberg und an Eſterházy. Wien, 8. Sept. 1758. „Herr „General Laudohn hat einen Unſrigen in Preußiſcher Uniform verkleideten Hußarn „Lieutenant Geißler mit 15 Mann vom Nadasdyſchen Regiment zu Einholung „zuverläßiger Kundſchafften abgeſchicket. Dieſer iſt nicht weit bey Berlin vorbey „und ſodann etliche Tage mit der feindlichen armee marchieret, bis er die Ge„legenheit erſehen, zu der Ruſſiſchen armée zu kommen, wo er der Schlacht vom „25. beygewohnet und ſodann wieder zu dem Herrn General Laudohn glücklich „zurückgekehret iſt, welcher ihn mit der Poſt anhero geſchicket hat, um J. M. ſeinen „mündlichen raport zu erſtatten; er hat auch ſolches heut bewerkſtelliget . . .“

581) Laudon an Daun. Peitz, 25. Aug. K. A.

582) Daun an die Kaiſerin. Marienſtern, 30. Aug.

583) Palaſty an Daun. Tauer, 30. Aug. 1758. K. A.

584) Cabinetſchreiben an Daun, 26. Aug. 1758.

585) Der König an den Prinzen Heinrich. Blumberg, den 1. Sept. 1758. „Les Autrichiens sont de tous nos ennemis ceux qui entendent le mieux la „guerre, que les Russes les plus féroces et les Français les plus légers.“ Bei Schöning. I. 255.

586) Vollſtändig lauten die Worte, welche die Kaiſerin auf das Referat des Grafen Kaunitz vom 7. Sept. 1758 ſchrieb, wie folgt:

„la bataille de deux ou trois jours me paroissoit incroiable. je me suis „pas trompée, car une canonade n'est pas se battre. ce demicourt merite une „statue et une grande recompense; c'est lui seul qui at remis pour quelque „tems l'effet terrible que faira cette defaite. les relations de berlin nous „metterons au faite des prisoniers et canons perdus, la retraite se faisant par „landsberg, comme je vous l'ais dit hier, et la lettre de l'officier prussien „interceptée n'etoit que trop véritable et le te deum des deux cotéz me paroit „avoir bonne contenance et payer de sa personne. Dieu veuille qu'il n'aille „jusque deriere la vistule que je crois. le calcul est tres facil a faire. ils „avoit 40000; ils ont perdus entre 10 et 8000 et surement pas plus; ils „laisseront 12 a 15000 vis à vis des russes et rien de plus, etant sure de „ce cote de leur fait, et il revient avec 15 ou 20000 a nous. la lettre et le „courier pour l'Imperatrice presse, car ce serai manquer d'attention. je souhaite „que la saigné vous fasse du bien; la journée est bien belle; j'espère que vous „ne travaillerez pas aujourd'hui.“

587) Dauns Berichte vom 2. und 4. Sept. 1758.

588) Elſterwerda, 8. Sept. 1758. Bei Schöning. I. 262.

589) Schönberg, 12. Sept. 1758. Bei Schöning. I. 266.

590) Friedrich an Heinrich. 29. und 30. Sept. Bei Schöning. I. 272. 273.

591) Geheimer Vorschlag, wie die gegenwärtige Campagne so glücklich als glorreich geendiget und dem Feind der empfindlichste Schaden zugefüget werden könnte. Beilage zu dem Rescripte an Esterházy vom 18. Sept. 1758.

592) Eigenhändige Bemerkung der Kaiserin auf Dauns Vortrag vom 18. Sept. 1758. „Gott gebe das bises besser gerathe alß die andere idee; all „bises ist admirable aber alß zu spätt, vor helffte oder ende octobris können wir „keine antwort haben . . ."

593) Dauns Bericht. Stolpen, 25. Sept. 1758.

594) Maria Theresia an Daun. 24. Sept.

595) Dauns Bericht aus Stolpen vom 30. Sept. 1758.

596) Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun vom 27. Sept. 1758.

597) Esterházy. 18. Sept. 1758.

598) Kaunitz an Daun. 29. Sept. 1758.

599) Bei Paß Krug den 28. Sept. 1758.

600) Maria Theresia bemerkte über die Schreiben Fermors am 9. October, gegen Kaunitz: „ich finde sehr captios dise schreiben von fermor; wenig zu hoffen „das er mit villen prallen was weiters thun wird."

601) Bericht des Grafen Marainville an den König von Frankreich über die Schlacht bei Hochkirch. „Cette marche fait infiniment d'honneur à M. le comte „de Lacy . . ., ainsi que toutes celles qu'il a dirigées pendant le cours de cette „campagne. La supériorité de ses talens se fera toujours plus connoitre à mesure „que les occasions de les employer se multiplieront" . . .

602) Bei Schöning. I. 276—278.

603) Hochkirch, 11. Oct. 1758. Bei Schöning. I. 279.

604) Relation.

605) General Disposition, den Feind in seinem dermahligen Lager anzugreiffen.

606) Einige Regimenter Infanterie und ein Theil der Reiterei hatten sich jedoch nicht besonders gehalten. Kaunitz an Starhemberg. 20. Oct. „Wobey Ich „jedoch Ew. Exc. nicht verhalten will, daß zwar der gröste Theil unserer Armee „eine ganz ausnehmende Tapferkeit erwiesen, jedoch einige von unseren Infanterie- „und Cavallerie-Regimentern sich nicht zum Besten betragen haben, sonsten die „Niederlag des Feindes, welche an sich sehr beträchtlich ist, weit größer gewesen „seyn würde."

607) Wienerisches Diarium. Mittwoch, 18. Oct. 1758.

608) An Prinz Heinrich. „. . . malheureux que je suis, je vis encore." Bei Schöning. I. 281.

609) Daun an Maria Theresia. Hauptquartier Jauernik, 29. Oct. 1758.

[610]) Prinz Friedrich von Zweibrücken an Daun. Hauptquartier Gießhübel, 31. Oct. 1758. K. A.

[611]) Harsch an Daun. Hauptquartier Kiesmannsdorf. 30. Oct. 1758. K. A.

[612]) Maria Thereſia an Daun. 4. Nov. 1758.

[613]) Daun an die Kaiſerin. Hauptquartier Nöttwitz, 9. Nov. 1758.

[614]) Dauns Bericht an Maria Thereſia. Hauptquartier Nöttwitz, 10. Nov. 1758. „. . . da nehmlichen gegen vier Uhr frühe auf zerſchiedenen Orthen vom „Feinde die Vorſtäde von Dresden angezunden, eine ohnzählige Menge Haubitzen „nebſt feurigen Kugeln und anderen Brandzeug in die Häuſer, wo noch alles ganz „ruhig in Schlaf ſich befande, geworffen worden und alſo deſſen Vorſtäde in die „Aſche geleget worden, wo doch zur Zeit nicht die mindeſte Urſach von Allerhöchſt- „dero Armee hierzu gegeben worden, indeme noch dato keine Aufforderung beſchehen, „noch kein einziger Poſten von dieſſeitigen Trouppen in denen Vorſtäden zu „occupiren geſuchet, noch weniger aber von dem Feind eine Wahrnung gemachet „worden, oder daß Selber im mindeſten etwaß von Sich zu vernehmen gegeben, „wodurch Er hätte Anlaß nehmen können, zu ſolch wieder alles Kriegs- und Völcker „Recht lauffendes Verfahren zu ſchreitten . . .“ Und an den Prinzen von Zweibrücken ſchrieb Daun am nämlichen Tage: Schmettau's Verfahren ſei um ſo ſchändlicher, „als hierzu noch dato gar keine noth vorhanden geweſen, noch weniger aber darzu „Urſach gegeben worden, zumahlen biß nun weder ein aufforderung beſchehen noch „einiger Poſten in einer Vorſtatt occupirt worden . . .“

[615]) Bericht vom 10. Nov. „Es erhielte jedoch Selber von dieſem „Commendanten in einem hochmüthig- und unanſtändigen Thon folgende ant- „worth, welcher maſſen ſein Betragen lediglich auf die Regeln des Kriegs ge- „gründet wäre, und daß er denen Ordren gehorche, ein Soldat ſeye, mithin ohne „ſich um die Königl. Famille zu bekümmern, noch auch für das Schickſall der „Stadt und des Schloſſes Bürge zu ſeyn, in jeder Straſſen des Platzes ſich ver- „theitigen werde . . .“

[616]) Dauns Bericht aus Nöttwitz vom 11. Nov. 1758.

[617]) Bei Schöning. I. 296.

[618]) Kaiſer Franz ſchrieb hierüber am 15. Nov. an ſeinen Bruder Karl: „com le marechal a ecrit du 11 qu'il ne voye plus de moyen de pance a „Dresden et meme qu'il dout que . . . on puise soutenir en Saxe un cordon „stable, le Roy marche en Saxe et rasanble un fort arme ensi que sela luy „fay prie de luy done des ordre cil doua pourtan si soutenir ou rantre en „Bouame pour repose larme et la remetre mieu en etta . . . on luy a envoyé „un courie quil fase ce qui croyra pour le bien du servisse et moy je ne „dout pas que dans 10 jours toute larme sera en Bouame en cartie. Cet Dieu „qui dispos de tout, ensi ille faux soufrir ce quil permet san murmure, met „je vous avous engenueman que ge ne mi attandet pas.“

[619]) So ſchrieb am 25. Nov. 1758 Kaiſer Franz ſeinem Bruder Karl: „je ne trouve pas cet fen de campanieu trop briliant, care nou voyla com

„lane pase de nouvos che nous de tout cotte et ces 3 anne de canpanieu nous „on enfiniman coute de monde et dargan et nous navon pas ancore un pous „de terren; ille faudra voyre ce que la 4ieme fera, care ille et pourtan „sure que le Roy pere osi bocoup de monde et que cet gere luy cout „chere . . .

620) Auch Ruzzini ſpricht am 2. Dec. 1758 von Dauns „animo di „chiedere la sua demissione".

621) Haugwitz an Daun. 21. Nov. 1758. K. A. „Elle (S. M.) veut „destiner V. E. pour son propre but et intérêt, et Elle veut qu'Elle ne relève „de personne que d'Elle-même et de S. M. Sa Majesté me dit les larmes „aux yeux: „Je scai que c'est l'unique lien qui le peut engager de continuer „de me rendre et à l'Etat d'aussi grands et importants services . . . Je scai „que V. E. aime S. M. qui la regarde als Ihren pretioſeſten wahren Haus „Schatz . . ."

622) Kaunitz an Daun. Ganz eigenhändig. K. A.

A Vienne le 28e novembre 1758.

J'ai été touché de la confiance que V. E. a bien voulu me témoigner par Sa lettre du 21e de ce mois, mais je ne saurais lui cacher cependant que j'ai été affligé en même temps de voir que Sa modestie et Sa délicatesse la conduisent à une méfiance d'Elle-même qui pourrait être beaucoup plus funeste au service de nos maîtres que tout ce que vous appréhendez pour eux, M. le maréchal. Je vois assez bien, grâces à Dieu, pour ne pas juger des hommes par les événemens; si je croyais que ce qui n'a pu être fait dans cette campagne, peut vous être imputé, je ne m'en cacherais pas, et si je pensois que l'Impératrice pouroit mettre Ses armées dans de meilleures mains que les vôtres, fussiez vous mon frère, Monsr le Maréchal, je le dirois, mais j'en suis très-éloigné, je ne met les événemens que sur le compte d'une fatale combinaison de circonstances dont vous n'avez pas été le maître, et je vous crois le meilleur militaire que l'on puisse trouver, et il s'ensuit que je ne peux point proposer un autre commandant pour nos armées, et qu'en honnête homme et bon citoyen vous ne devez pas vous permettre de penser seulement à nous quitter. Telle est ma pensée, Monsr le Maréchal, je crois ne pas devoir vous la laisser ignorer, et je vous exhorte à prendre en vous même la confiance que nous avons en vous. Je ne vous dirai rien des plans pour la campagne prochaine, parce qu'il faut que nous nous voyons pour pouvoir en raisonner. En attendant tout ce que j'en puis dire, c'est que vraisemblablement on pourra s'arranger avec tous les moyens que je vois qu'il y aura. Soyez persuadé de mon estime et de ma sincère amitié, et rendez-moi la justice d'être convaincu qu'on ne saurait être plus que moi

Monsieur

de V. E.

Très-humble et très-obéissant serviteur

Cte Kaunitz Rittberg.

A. S. E. M. le Mal Daun.
Prague.

623) Vom 18. Dec. 1758. Abſchrift in K. A.

624) Kaunitz an Starhemberg. 18. Juli 1758. „. . . sur le pied du trait „d'Aix-la-Chapelle, et même pis, à ce qu'on fait entrevoir, s'il le falloit, enfin „à tout prix."

625) Kaunitz an Starhemberg. 27. Juli 1758.

626) Von vielem Intereſſe iſt was Starhemberg um jene Zeit über Bernis vertraulich an Kaunitz ſchreibt: „Ses intentions sont certainement bonnes pour „le fond, il ne veut que ce qui lui paroit juste, honnête et conforme au „véritable intérêt de sa cour. Il est très-attaché à la nôtre, il hait le Roi „de Prusse et désire fort son abaissement, il a de l'esprit, de la prévoyance „et même de la sagacité. Malgré cela il se conduit très-souvent et même „depuis un tems presque toujours absolument au contraire de tout ce que je „viens de dire, et à n'examiner que quelques traits de sa conduite on jugerait „qu'il a tous les défauts opposés aux qualités que je viens de lui donner. Ce „contraste paroit incompréhensible et il existe pourtant en effet. J'en ai dit „déjà en plusieurs occasions les causes les plus vraisemblables; de toutes celle „qui saute le plus aux yeux c'est le manque de fermeté si nécessaire à un „homme employé dans un poste principal, et je pourrois peut-être y ajouter „encor un peu d'ignorance en matière politique, trop de confiance dans ses „propres lumières, et la légèreté d'esprit ordinaire à sa nation qui fait que „l'on y prend aisément des opinions et les abandonne de même, que l'on se „précipite presque toujours dans ses jugemens et dans ses resolutions etc. En „un mot je puis dire que c'est un honnête homme très-bien intentionné, qui ne „veut et ne désire que le bien, qui croit le faire en effet, mais qui ne le fait „pas toujours . . ."

627) Starhemberg an Kaunitz. Paris, 7. Auguſt 1758. „Mde de Pompadour „wird ſich immer nach der Meinung des Grafen von Stainville eher alß nach „jener des Abbé de Bernis richten, und hat überhaupt einen unbeſchreiblichen „Haſſ gegen den König von Preuſſen, und ſehr viele Entfernung von allen forcht„ſamen und niederträchtigen Reſolutionen."

628) Voriger Bericht. Vgl. hiemit auch die beiden Schreiben Belleisle's an Stainville vom 25. Aug. und 16. Sept. 1758. Abgedr. bei Filon. S. 139 und 148.

629) Starhemberg. Paris, 26. Aug. 1758.

630) Bernis an Maria Thereſia. 26. Aug. 1758.

631) Kaunitz an Starhemberg. 30. Sept. 1758. Vgl. Sybels hiſtor. Zeitſchr. Bd. XXI. S. 112–124, und Schäfer. II. 213.

632) Bernis an Choiſeul. Verſailles, 9. October 1758. Abgedr. bei Filon. 146—149.

633) Das Schreiben des Königs vom 9. Oct. 1758 iſt abgedr. bei Schäfer. II. 558.

[634]) Die Depeſche Choiſeuls vom 15. Oct., in welcher er von ſeinem Geſpräche mit der Kaiſerin umſtändlich Rechenſchaft gibt, iſt abgedr. bei Filon. 157—160.

[635]) Das Cabinetſchreiben der Kaiſerin an Daun iſt vom 13. October datirt; ſchon am Morgen des 14. fand bekanntlich die Schlacht ſtatt. Daun ſagt nicht, an welchem Tage er die Depeſche der Kaiſerin erhielt; erſt am 19. October beantwortet er ſie. Am ſpäten Abende des 15. traf die Nachricht von der Schlacht bei Hochkirch in Schönbrunn ein, und erſt am 18. October erhielt Choiſeul die Depeſche des Cardinals Bernis vom 9. und Kaunitz den Bericht Starhembergs vom 11. October 1758.

[636]) Starhemberg. 7. Aug. 1758.

[637]) Kaunitz an Starhemberg. 20. Oct. 1758.

[638]) Das Schreiben der Kaiſerin iſt vom 16., das des Königs vom 29. Oct. datirt. Beide Briefe ſind abgedr. bei Filon, 163—165.

[639]) Bernis an Choiſeul. 22. Oct. 1758. Abgedr. bei Filon. 160—162.

[640]) Berichte Starhembergs vom 29. Oct., vom 13. und 24. Nov. 1758.

[641]) Choiſeul an Starhemberg. Wien, 10. Nov. 1758. „V. E. me trouvera „comblé des bontés de Leurs Majestés Impériales, pénétré du bonheur de „l'alliance et persuadé de sa solidité."

[642]) Starhemberg. 7. Dec. 1758.

[643]) Eſterházy. 13. Juni 1758.

[644]) Eſterházy. 18. Auguſt und 15. Sept. 1758.

[645]) Eſterházy. 18. Sept. 1758.

[646]) Eſterházy. 18. Oct. 1758.

[647]) Eſterházy's Berichte vom 18., 20. und 24. October, dann vom 1. Nov. 1758.

[648]) Starhemberg. 16. Dec. 1758.

[649]) Starhemberg. 7. Dec. 1758.

[650]) „Ueberhaupt muß ich ſagen, daß die Handlung mit dieſem ministro „wohl ungemein beſchwerlich und zumahlen dieſes das unangenehmſte dabey ſey, „daß er auf alle auch noch ſo gegründete argumenta nicht mit Beſtand und guten „ratiociniis, ſondern mit bloß decisiven Ausſprüchen und herrſcheriſchen Thon ant„worte, auch ſich ſolcher Ausdrückungen bediene, die weder ſeines noch unſers „allerhöchſten Hofes Dignitaet gemäß und überhaupt vor einen Minister recht „unanſtändig ſind."

[651]) Vgl. Maria Thereſia nach dem Erbfolgekriege. S. 337.

652) Instruction für den nach Neapel bestimmten bevollmächtigten Minister Grafen Neipperg. 16. Dec. 1758.

653) Kaunitz an Starhemberg. 21. März 1759. „Wegen unterbrechung der „mit Neapel verabredeten Vermählung ist der erste und schwerste Schritt seiter dem „9. Febr. geschehen und dem Staatssecretario Marchese Tanucci ganz deutlich erkläret „worden, daß solche nicht stattfinden könne, und zwar wegen dem unterschiedenen Alter „und wegen des durchlauchtigsten Erzherzogen geäußerter Neigung, welche zu zwingen „Ihro Mayestätten Elternliebe und verschiedenen anderen betrachtungen zuwider „lauffe. Dieses ist auch die reine Wahrheit; maßen Ihro Königl. Hoheit eine ganz „besondere und vorzügliche zuneigung auf die Infantin Isabella geworffen und „Ihro Mayestätten zwar auf das anständigste, jedoch dergestalten zu erkennen ge„geben haben, daß die Elterliche herzen andurch sehr gerühret und die so geschwinde „als definitive entschließung gefaßet worden, die mit Neapel so weit gekommene „handlung gänzlich abzubrechen. Der gröste Anstand ware das gegebene Wort, „welcher nicht zu überwinden gewest wäre, wan nicht Ihro kön. Hoheit durch „ihren Betrag und Aeußerungen den Ausschlag gegeben hätten."

654) Vortrag des Grafen Kaunitz vom 1. Febr. 1759.

655) Firmian an Tanucci. Wien, 9. Febr. 1759.

656) Tanucci an Firmian. Caserta, 2. März 1759.

657) Vortrag des Grafen Kaunitz, vom 25. März 1759. An Starhemberg schrieb Kaunitz hierüber am 30. März, „daß beede Kays. Majestätten sehr hart die „Entschließung ergriffen, die Schuld der abgebrochenen Handlung allein auf des „Erzherzogen Josephi Königliche Hoheit zu werffen, indeme es zwar seine Richtigkeit „hat, daß Höchstdieselben eine vorzügliche Neigung in Ansehung der Infantin Isabella „zu erkennen gegeben, jedoch allzu wohlerzogen seynd, und allzu große kindliche „Ehrerbietung für Beede Kayserliche Majestätten tragen, als daß Sie einen eigenen „Willen aüßeren und den mindesten Anstand nehmen sollten, Sich dem Aller„höchsten Gutbefinden im geringsten zu wiedersezen . . ."

658) Er lautete: „Sono stati senza numero i mezzi che si sono presi „per far cambiar pensiere a questo Ser^mo Principe, ma tutti senza effeto."

659) Firmian an Tanucci. 25. März 1759.

660) Die Rechnung des Goldschmiedes lautet:

fourny a son Excelence Monseigneur le Comte de Starhemberg par Durollay et Estienne son neveu bijoutiers Place Dauphine Paris.

La garniture en or d'un pulpitre de lac avec cornet poudrier et boîte à éponge d'or	3464 l.
Déboursé pour du lac	528
Déboursé pour l'ébéniste, le guainier et le faiseur de serrure	360
Pour la façon de la bijouterie, la gravure et ciselure	6148
	10500 livres.

661) Berechnung des bewußten Present.

Laut Nr. 1 Empfanget der Jubilirer Empereur	66.000 l.	
Laut Nr. 2 Empfanget der Goldarbeither Ducrollay	10.500 l.	
Laut Nr. 3 Empfanget der Miniatur Mahler Veneveault	600 l.	
Laut Nr. 4 ist für die verschiedene Dessins bezahlt worden	120 l.	
Für ein mit messing beschlagenes Küstel in welchen das present nach Wienn und wieder zurückgeschicket worden	30 l.	
Einballirung des Present und des nach Wienn zurückgeschickten Lack	28 l.	19 s.
	77.278 l.	19 s.

id est in deutschen Geld 30911 fl. 35 kr.

662) Kaunitz an Frau von Pompadour. 11. Jänner 1759.

„L'Imperatrice est touchée, Madame, de l'intérêt que vous continuez à „prendre à Son union avec le Roi. Elle a vu avec plaisir jusqu'ici la constance „et la fermeté avec laquelle depuis son origine vous avez toujours été attachée „au sisteme heureusement établi entre les deux cours, et Elle vous en a sçu „le plus grand gré. Elle m'ordonne de vous le témoigner en son nom, et „comme Elle compte qu'il ne sauroit vous être désagreable, et que le Roi „ne peut qu'approuver qu'Elle tache de vous témoigner combien Elle est „sensible à vos sentimens pour Lui et pour Elle, Elle charge M. le Comte „de Starhemberg de Vous remettre une petite marque de souvenir de Sa „part, et désire que vous vouliez bien l'accepter comme une preuve de Ses „sentimens pour vous. Je suis charmé que l'Impératrice ait bien voulu se servir „de moi pour vous les témoigner. Faites-moi la grâce d'en être persuadée, et „conservez-moi vos bontés que je fais gloire de mériter par le respect et l'attache-„ment inviolable avec lequel je serai bien certainement tant que j'existerai . . ."

663) Kaunitz an Starhemberg. 10. Jänner 1759. „Immittelst belieben „Euer Exc. das bewußte praesent nebst meinem Schreiben behöriger Orten zu „überreichen, und wann es schicklich gewest wäre, so würde auch ein Handschreiben „von Ihro May. abgegangen seyn. Da nun solches ermanglet, so stehet noch in „Zweifel, wie man das übrige aufnehmen werde." Und einen Monat später, am 10. Febr. 1759 schrieb Kaunitz an Starhemberg: „Aus denen Schreiben, so mir „der letztere französische Courier sowohl von Ew. Exc. als von der bewusten „Persohn überbracht hat, habe ich mit so größerem Vergnügen ersehen, daß mann „daß present mit behöriger begnehmung angenohmen und deßfalls alle Zufrieden-„heit bezeuget, da ich wegen verschiedener neben Umständen fast daß gegentheil „vermuthet und mich auf eine abschlägige antwort versehen. Es ist also wohl „angewendet und ich verspreche mir von dieser seiten eine fortwährende gute „gesinnung, wann nicht außerordentliche Zufälle den ganzen Stand der Sachen „abänderen."

664) Starhemberg an Kaunitz. Paris, 1. Febr. 1759. Ganz eigenhändig. „Mme de Pompadour à qui j'ai remis le présent qui lui étoit destiné, et la „lettre de V. E., m'a témoigné avec les expressions les plus vives et „certainement les plus sincères sa reconnaissance de cette marque si flatteuse „de l'auguste bienveillance de S. M. et son zèle pour le maintien de l'étroite

„union entre les deux cours, ainsi que pour l'affoiblissement de l'ennemi „commun. Comme elle me demandoit s'il lui seroit permis d'écrire à S. M. „pour s'acquitter vis-à-vis d'Elle même de ses très-humbles remercimens, je „n'ai pu que me charger de faire parvenir la lettre qui est contenue dans „celle ici-jointe qu'elle écrit à V. E. Le présent a été trouvé beau et magni„fique, au point que Mme de Pompadour s'est plaint de sa trop grande richesse. „puisque cela la mettait dans la nécessité d'en faire mistère à tout le monde „par la crainte des propos que l'on pourroit tenir à ce sujet. Le Roi qui s'est „trouvé avanthier chès Mme de Pompadour à l'heure où elle m'avoit fait prier „d'y venir pour me remettre la lettre à S. M., m'a fait connoitre combien il „étoit personnellement sensible à cette marque d'attention que S. M. avoit „bien voulu lui donner. Au reste tout ceci m'a fourni l'occasion d'entrer en „quelque explication avec Mme de Pompadour sur les tracasseries qu'on avoit „cherché à me faire avec elle, et il m'a été bien aisé de lui prouver combien „elle auroit tort de se méfier de moi et de mes sentimens pour elle. Elle „m'en a parue convaincue et m'a dit à ce sujet des choses aussi obligeantes „et flatteuses qu'il seroit inutile et ne me siéroit pas de les rapporter."

665) Frau von Pompadour an Kaunitz. „Reunissés, monsieur le conte, „tous les sentiments que l'élévation et la sensibilité de votre âme pouront „vous inspirer, vous serés encore bien éloigné de sentir ce qui s'est passé „dans la mienne en recevant le portrait de S. M. I. Je suis comblée de cette „marque infinie de bonté; mon cœur accoutumé à compter et à admirer re„spectueusement les graces surnaturelles de limpératrice, n'osoit se flatter „quelle daignat les étendre jusques à moy. il est audessus de mes forces de „parvenir à exprimer mes sentiments à la plus grande princesse du monde. „Suplées à ma timidité, monsieur le conte, je vous en conjure; distes ce que „vous avés vu à Compiegne de ma façon de penser, distes ce que vous sentés „pour votre adorable maitresse; il n'y aura rien d'exagéré; je laisse à votre „cœur dinterpreter ce que le mien ressent. Vous devés juger par vous même „combien il est intéressant pour moy que la vérité de mes sentiments par„vienne jusqu'à S. M. I. En vous donnant une commission qui m'est aussy „chère, je vous prouve, monsieur le conte, toutte l'étendue de l'estime et de „lamitié que je vous ai voué.

„28. janvier 1759.

„je noserois me plaindre de la magnificence du présent, mais rien „n'auroit manqué à ma satisfaction sy le portrait ait été denué d'ornement."

666) Frau von Pompadour an Maria Thereſia.

Madame,

M'est il permis d'esperer que V. M. I. daignera recevoir avec bonté mes tres humbles remerciments et les expressions de la respectueuse reconnoissance dont je suis animée pour l'inestimable portrait quelle ma fait remettre. Sil ne falloit, Madame, pour meritter se don pretieux, qu'estre penetrée jusqu'au fond de l'ame de l'admiration pleine d'enthousiasme qu'inspirent les graces séduisantes et les vertus heroïques de V. M. I., personne

sans exception n'en seroit plus digne que moy. j'ose ajoutter quil n'est point de sujets de V. M. I. qui rende un hommage plus sincere a ces rares et sublimes qualités. Vous êtes accoutumée, Madame, à voir dans tous ceux qui onts le bonheur de vous approcher, les sentiments que jay l'honneur de vous exprimer, mais jespere que V. M. daignera distinguer les miens et les regarder comme une suitte du tres profond respect avec lequel je suis

Madame
de votre Majesté impérialle
28 janvier 1759. très humble et très obeissante servante
Janne de Pompadour.

667) Kaunitz an Starhemberg. 10. Febr. 1759. „Wie die bewuſte Perſohn „mir erinnert, ſo wird ſie ein Danckſagungs-Schreiben erlaſſen, welches mich wegen „der Antwort in einige Verlegenheit ſezen dörffte, jedoch wird auch hierzu Rath „zu ſchaffen ſeyn."

668) Beide Verträge wurden erſt am 30. März in Verſailles unterzeichnet. Da jedoch die darin aufgenommenen Verpflichtungen zum Theile ſchon mit Anfang des Jahres 1759 in Kraft treten ſollten, kam man überein, den oſtenſiblen Vertrag vom 30. December, den geheimen aber vom 31. December 1758 zu datiren. Der letztere wurde zuerſt veröffentlicht durch Schäfer, II. 516—521.

669) In einer vertraulichen Depeſche an Starhemberg vom 27. Mai 1759 ſchreibt Kaunitz: „Wie Wir dann bey gegeneinanderhaltung aller Unſerer und der „franzöſiſchen Verſprechen gar wohl einſehen, daß der Vortheil auf Unſerer Seiten „merklich vorwiege und ein ſolches wichtiges Werck zu Stand gebracht „worden, mit welchem Wir vollkommen zufrieden zu ſeyn Urſach haben . . ."

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

JAN 8 - 1937